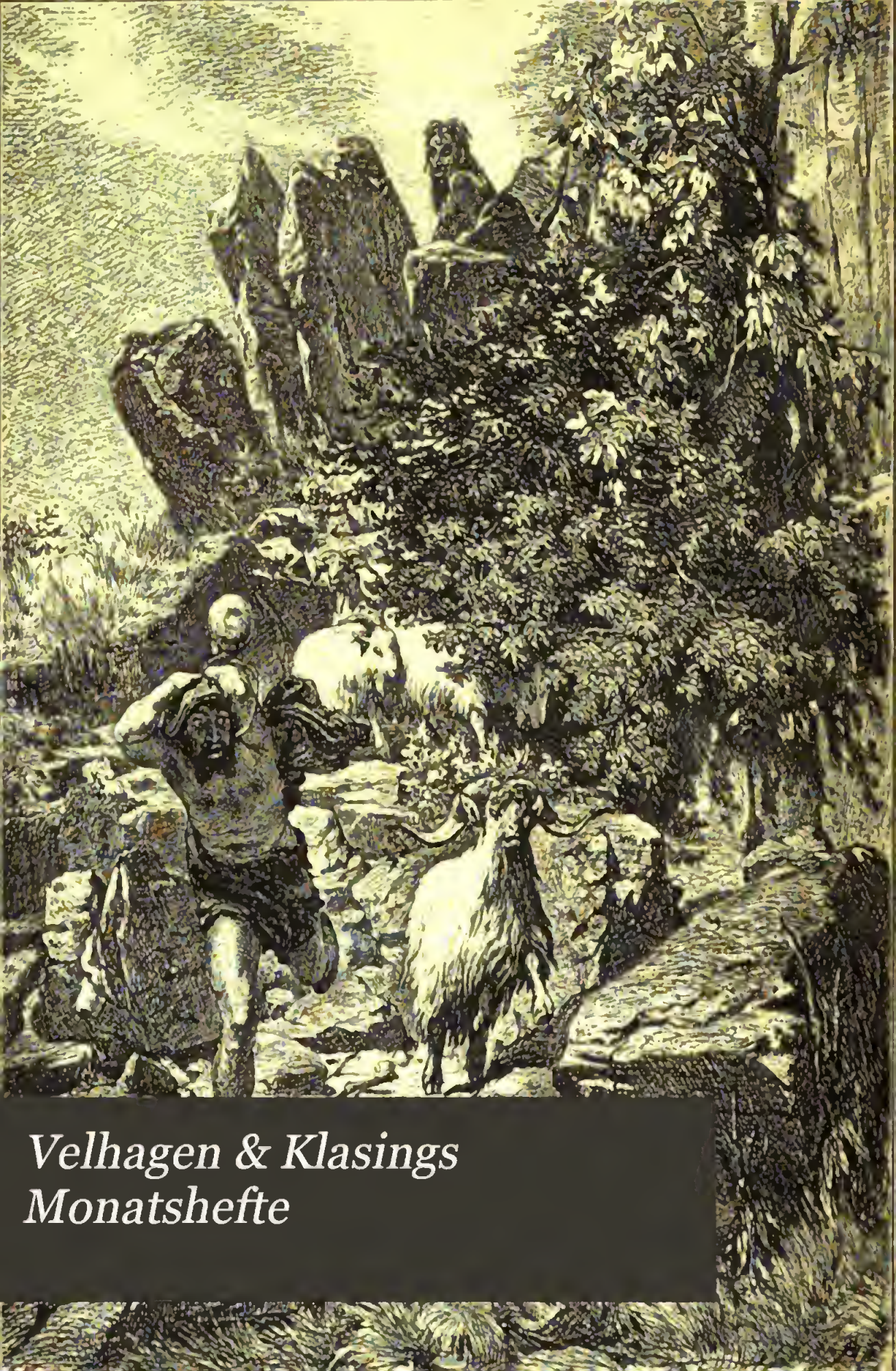


Velhagen & Klasings Monatshefte

Aus der Bücherei
Dittmar

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

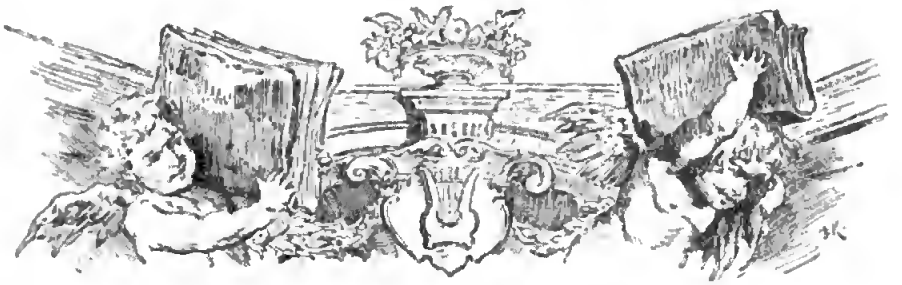
Jahrgang 1893/94.

II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK



Inhaltsverzeichnis.

AP30
V4
v.8:2
pt.1

VIII. Jahrgang 1893/1894. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

Andrea, Ant.: Ciccio in der Verirrung. Eine Erzählung aus dem neapolitanischen Volksleben 607
Bobertag, Bianca: Das Sühnopfer. Erzählung 570
Pontenius, Theodor Hermann: Die Prinzessin. Eine Erzählung 129
*von Perfall, Anton Freiherr: Auf'm Spielhohnfalz. Jagdskizze. Bilder von Ch. Kröner 323
*Pictor, Hans: Zwei frohe Tage. Bilder von M. Röbbecke 465
von Reichenbach, Moritz: Alte und Junge. Roman 160, 277, 415
Schanz, Frida: Polettenstreit. Künstler-Novelle in Versen. 257
Schulze-Smidt, Bernhardine: Il bricconcello (Das Schelmchen). Eine Tragödie aus den Bergen 529, 631
*Stroß, Rudolf: Das Bauernkäuzchen. Eine böse Geschichte. Illustrationen von O. Gerlach 307
Villinger, Hermine: Das Glück im Hexenloch. Erzählung 448
Wichert, Ernst: Blinde Liebe. Novelle 369, 481, 674
Wohlbrück, Olga: Im Vorübergehen. Novellette 97
Worms, C.: Der Mann von Wasungen. Eine lustige Geschichte aus alter Zeit. 52, 196, 330

Gedichte, Sprüche.

*Behrend, Ernst: Morgengruß. Mit Zeichnung „Im Moien" von M. Röbbecke . 340
— — Der Graf mit dem Kännlein . . . 399
*Bülow von Dennewitz, Graf W.: Mein Talisman. Vignette von M. Röbbecke 16
Burchard, J. H.: Conosso und Solerno 248
*Ehrhardt, Elisabeth: Der Flieder blüht. Lied einer Kranken. Vignette von H. Giacomelli 296
Falke, Gustav: Schweigen. 178
— — Frage und Antwort 447
*— — Sanftes Entschlummern. Mit Vignette 673
Fuchs, Reinhold: Die Rosen von Montreux 329
*— — Die Mittagsfee. Mit Vignette . 430
Fuldo, Ludwig: Liebeslied 52
— — Liebeslied 528
*von Gaudy, Alice Freiin: Die verlass'ne Mühle. Illustration von A. Niemeyer . 238
Greif, Martin: An der andalusischen Küste 361
Haide, Hans: Im Mondlicht. 323
*Hoffmann, Hans: Dichterfreuden. Mit Vignetten 219
*Lenbach, Ernst: Schäferstunde. Mit Vignetten 150
— — Kirchlein im Wald 321
— — Vigilien. 560
*Rittberg, Hedwig Gräfin: In der Stille. Mit Vignette 305
*Schanz, Frida: Unter den Linden. Rahmen von A. Lewi 96
von Schwortzkoppen, Clotilde: Die Alte spinnt 106
— — Erloschen 472
*Seidel, Heinrich: Verroten. Mit Vignette von Paul Hey 277
*— — An Johannes Trojan. Widmungsgedicht zu der Porträtbüste Trojans von Horro Magnussen. Rahmen von R. Knötel in Farbdruck 281
*Sg., J. B.: Unvergeßlich. Mit Vignette 111

Seite

*Trinius, A.: Letzter Wandergruß. Mit Vignette 464
*Trojan, J.: Distel und Distelfink. Mit Vignette von R. Kretschmer in Farbdruck 276
*— — An Heinrich Seidel. Widmungsgedicht zu der Porträtbüste Seidels von Harro Magnussen. Rahmen von R. Knötel in Farbdruck 280

Kunst und Litteratur.

*von Ebner-Eschenbach, M.: Louise von François. Erinnerungsblätter. Mit Porträt 18
*Hart, Julius: Anna Haverland. Mit 9 Porträts in Farbdruck und gerahmt . 220
*— — Berliner naive Liebhaberinnen. Mit Bildern von Agnes Sorma, Paula Conrad, Margarethe Kramm, Elise Sauer, Rosa Retty und Anna Baeckers in irisfarbigen Rahmen 616
*Kreyenberg, Gotthold: F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden." Ein Lebensbild. Mit Porträt und Faksimile . 456
*von Ostini, Fritz: Arnold Böcklin. Mit 2 Porträts, 4 Skizzen, 11 Text- und 3 Einschaltbildern nach Skulpturen und Gemälden, zum Teil in Farbdruck . . 31
*Pantenius, Theodor Hermann: Theodor Fontane. Mit Bildnis, nach dem Leben gezeichnet von Ismael Gentz . . 648
*Pietsch, Ludwig: Kunst und Photographie. Mit 11 photographischen Aufnahmen von W. von Gloeden-Taormina 385
*Villinger, Hermine: W. Hasemann und sein Künstlerheim im Schwarzwald. Mit Bildern von W. Hasemann . . . 297
von Szczepański, Paul: Neues vom Büchertisch . 122, 250, 361, 474, 587, 698
Ebby: Zu unsern Bildern 127, 255, 366, 479, 591, 703

Sonstige Aufsätze.

*Aßmus, Robert: Die neue Danauthalbahn. Text und 16 Bilder in Farbdruck 431
*Brugsch, H.: Der Goldschatz von Dahschur. Mit 3 Ansichten, einem Plan der Pyramiden und 20 Abbildungen . . 551
*Eisenbrandt, Julius: Irkutsk. Mit 13 Bildern von Curt Agthe, zum Teil in Farbdruck 80
*Meister, Friedrich: Die Letzten ihres Volkes. Mit 2 Medaillonporträts von Olin L. Warner 517
*Pfeil, Graf Richard: Ein Besuch in der Petersburger Festung. Mit Abbildungen der Petersburger Festung und der Grabstätte Kaiser Alexanders II 231
*Pietsch, Ludwig: Fez. Mit 10 Illustrationen 593
Pröll, Karl: Der „Omladina"-Prozeß in Prag 226
*Rosenberg, Adolf: Holzschnitte nach der Natur. Mit den Bildern: Im Herzen des Waldes von W. B. Closson und Ein stiller Winkel von Elbridge Kingsley 106
*Schaarschmidt, Friedrich: Das Museum Plantin-Moretus in Antwerpen. Mit Plan und 14 Abbildungen 657
*Schott, Theodor: Prinz Heinrich von Portugal, genannt „der Seefahrer." Zu seinem 500jährigen Geburtstag. Mit Porträt, 3 Karten und 2 Abbildungen . 401
*Schulze, Otto: Farbige Glasfenster in der Wohnungsausstattung. Mit 7 Abbildungen in Farbdruck 239
*Schulze-Smidt, B.: Im Weichbilde von Konstantinopel. Mit 7 Ansichten und 4 Zeichnungen von O. Gerlach . . . 179
*Schwarzkopf, Christian: Die Giftschlangen. Mit 9 Illustrationen . . . 112
*— — Das Schnabeltier. Mit 2 Illustrationen 193
*Straß, Rudolph: Die Westminster-Abtei. Mit 12 Illustrationen 501
*Seidel, Heinrich: Schmetterlinge. Mit Kompositionen von Ch. Batteler in Aquarelldruck 265
Volkens, Dr. G.: Eine Besteigung des Kilimandscharo 578
*Wyles, Benj.: Die Seevögel auf den Farninseln. Text und 6 Namentaufnahmen 151
*von Zobeltitz, Hanns: Militärische Spionage und militärisches Nachrichtenwesen. Mit Vignetten 74
*— — In Trakehnen. Bilder von G. Koch 351
*— — Eine Perle Schlesiens. (Schloß Fürstenstein.) Mit 10 Abbildungen in Farbdruck 561
* *,* Ludwig Kossuth. Mit Porträt . . 522

Kunstbeilagen.

Marchetti, L.: Ein Frühlingslied. In Farbendruck . . . . . zw. 312 u. 313
Reiß, Fritz: Widmungsblatt März. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie. Vortitelblatt.
— — Widmungsblatt April. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie zw. 128 u. 129
— — Widmungsblatt Mai. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie zw. 256 u. 257
— — Widmungsblatt Juni. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie zw. 368 u. 369
— — Widmungsblatt Juli. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie zw. 480 u. 481
— — Widmungsblatt August. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie zw. 592 u. 593

Einschaltbilder.

Alvarez, L.: Ein neues Gedicht zw. 632 u. 633
Böcklin, Arnold: Die Tateninsel . zw. 24 u. 25
— — Burg am Meere von Piraten überfallen . . . . . zw. 32 u. 33

Seite

Böcklin, Arnold: Die Najaden . zw. 56 u. 57
Brütt, Ferdinand: Ein Beſuch. In Farbdruck . . . . . zw. 448 u. 449
Eggena, G.: Reiherbeize . . zw. 176 u. 177
Ekenaes, J.: Amis Begräbnis zw. 208 u. 209
Firle, Walther: In der Geneſung zw. 336 u. 337
— — Ich denke Dein . . . . zw. 384 u. 385
Flickel, P.: Im Ilſethal . . zw. 576 u. 577
Gebler, Otto: Der erſchreckte Wächter. In Farbdruck . . . . . zw. 104 u. 105
Grützner, Ed.: Des Klaſterſchäfflers Veſperbrot . . . . . zw. 216 u. 217
— — In Verlegenheit . . . . zw. 408 u. 409
Kleehaas, Th.: Hauſierer auf dem Lande. zw. 544 u. 545
König, H.: Unterm Apfelbaum zw 424 u. 425
van Lindenſchmit, W.: Des Lebens Luſt und Leid . . . . . zw. 296 u. 297
Lins, Ad.: In der Sommerfriſche zw. 680 u. 681
Meyerheim, Paul: Reiſebekanntſchaft. zw. 496 u. 497
Paetzelberger, Robert: Abſchied zw. 144 u. 145
Raudnitz, A.: Ein gelehriger Schüler. In Farbdruck . . . . . zw. 64 u. 65
Raupp, Karl: Eine bange Stunde. In Farbdruck . . . . . zw. 360 u. 361
Ritzberger, Alb.: Ruhende Schnitter zw. 672 u. 673
Schultze, Rob.: Bei Mürren im Berner Oberland . . . . . zw. 696 u. 697
Seifert, Alfred: Am Brunnen . zw. 528 u. 529
Bautier, B.: Im Bade. In Farbdruck zw. 320 u. 321

Bakelmann, L.: Tantalusqualen. Nach einer Originalzeichnung 550
Cloſſan, W. B.: Im Herzen des Waldes. Nach der Natur in Holz geſchnitten . . 108
Erhard, J. C.: Der Maler Haſſmann. Nach einer Radierung 73
Gentz, Ismael: Theodor Fontane. Nach dem Leben gezeichnet 648
Haſemann, W.: Bauernhaus im Gutachthal. Zeichnung 368
Kafſack, J.: Junge Liebe. Gruppe in Terracotta 656
Kingsley, Elbridge: Ein ſtiller Winkel. Nach der Natur in Holz geſchnitten . . 109
Klein, Catharina: Raſen und Trauben. Nach einem Aquarell 137
Knille, Otto: Studienkopf aus Olevano . 473
Kröner, Ch.: Austretende Hirſche. Handzeichnung 101
Lambert, E.: Guter Appetit. Originalzeichnung 500
Liezen Mayer, A.: Singende Kinder. Kreideſtudie 306
Magnuſſen, Harro: Heinrich Seidel. Porträtbüſte 280
— — Johannes Trojan. Porträtbüſte . . 281
— — Friedrich der Große in ſeinen letzten Tagen. Nach dem Gipsmodell . . . 367
Richter, Alb.: Am Feldesrain. Nach einer Tuſchzeichnung. In Farbdruck . . 489
Schäffner, Katharina: Meranerin. Bleiſtiftzeichnung 168
— — Meraner. Bleiſtiftzeichnung . . . 169
Starbina, F.: Schreibende Bäuerin. Nach einem Aquarell 521
Sterner, A. E.: Er liebt mich — er liebt mich nicht. Zeichnung 345
ten Kate, Mari: Studienzeichnungen . . 17
Velazquez, Don Diego: Kavalier zu Pferde. Handzeichnung. In Röteldruck . 541
Warthmüller, Rud.: Kreideſtudie zu Friedrich dem Großen 249
Willraider, Ludwig: Studie. In Farbdruck 536
Woods, Henry: Die Werbung. Nach einem Gemälde 417
Zorn, Anders: Bildnis von Olga B. Nach einer Original-Radierung 322

Selbſtändige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Bartolommea della Porta, Fra: Studie zur Figur eines jungen Mannes. Handzeichnung. In Röteldruck . . . 484
Barye, Antaine Louis: Bronze-Löwen in Front des Seine-Präfektur-Palaſtes zu Paris 609
— — Theſeus im Kampf mit dem Centauren Bianar. Gipsgruppe 641
Blum, Robert: Auf dem Blumenmarkt in Tokio. Nach einer Zeichnung. In Farbdruck 288

Gratisbeilage:

Velhagen & Klaſings Romanbibliothek. IV. Band, Nr. 7 bis 12:

Die Réfugiés. Hiſtoriſche Erzählung von A. Conan Doyle. Bogen 13 bis Schluß.

Die Heimkehr. Roman aus dem franzöſiſchen Landleben von Th. Bentzon.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Die früheren Jahrgänge

können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spaettgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Tasma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang: gratis.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 4 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band II. „Der Celamone" von F. von Zobeltitz, „Die Kinder Klingströms" von M. v. Reichenbach, } als Anhang: gratis.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band III. „Jerry" von S. B. Elliott, „Geheime Magie" von G. von Stokmans (Germanis), „L'omicida" von B Schulze-Smidt, } als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände: I.—VII. Jahrg. Band I u. II à Band 90 Pfg.
Monatsheft-Viertelbände: IV.—VII. Jahrg. Band I, 1. 2 u. II, 1. 2 à Band (2 Teile) 1 Mk. 80 Pfg.
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. à Band 50 Pfg.
V.—VII. Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek I.—III. Band à Band 75 Pfg.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
IV. Jahrg. 1889/90. 1. und 2. Band à 9 Mk.
V. Jahrg. 1890/91. 1. und 2. Band à 9 Mk
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. gegen Nachzahlung von 1 Mk. à Band für den Einband.
VI. Jahrg. 1891/92. 1. Band vergriffen. 2. Band 9 Mk.
VII. Jahrg. 1892/93. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: V.—VII. Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek I—III. Band gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. à Band für den Einband.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Es blitzt der Thau in weissen Blütenschüsseln.
Geöffnet wird der Freude helles Land.
Natur trägt schon am seidenen Gewand
Den Schlüsselbund aus goldnen Himmelschlüsseln.

Frida Schanz.

Kth. v. M. Seeger, Stuttgart.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 7, März 1894.

Alte und Junge.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

I.

Die Strahlen der Nachmittagssonne lagen über den weiten Wiesenflächen des Emsthales, und die Eichen, die, hoch und kräftig gewachsen, den Rand der Wiese umstanden, warfen lange Schatten über das Gras bis hinüber auf den Fußpfad, der vom Herrenhofe von Ulmencamp quer durch die Wiesen nach den dünenartigen waldbewachsenen Höhen führte.

Eine schlanke Mädchengestalt schritt über den Weg daher, blondhaarig und blauäugig, eine echte Tochter des deutschen Nordens. Aber die blauen Augen blickten nicht kühl und ruhevoll in die ruhige Landschaft, die sie umgab, sondern sie hatten einen eignen, traumverlorenen Ausdruck, so, als blickten sie nach innen hinein und sähen da Dinge, die nichts zu thun hatten mit ihrer Umgebung. Ein Schmetterling flog so dicht an ihr vorüber, daß er ihre Hand streifte. Nun mußten ihre Augen sich doch von dem Traumbilde abkehren, und sie folgten dem bunten Sommervogel.

„Du hast es gut," murmelte sie, „du kannst fliegen, wohin du willst!" Sie seufzte. Wohin wäre sie denn geflogen? War es nicht schön hier auf der grünen, blühenden Wiese, mit dem hochgegiebelten ulmenumrauschten Vaterhause hinter sich und dem Dünenwalde vor sich, in dem sie jeden Baum und jeden Stein kannte von den Wanderungen her, die sie täglich mit ihrem Vater durch Wald und Feld unternahm? Dennoch — sie seufzte, und ihre Augen nahmen wieder den unbestimmten Ausdruck an, der nichts mit der Gegenwart zu thun hatte. Da ertönte ein lauter Angstschrei vor ihr, der sie in die Wirklichkeit zurückrief. Über das dichte Wiesengras kam ein Knabe gelaufen, gerade auf sie zu. Er wiederholte gellend seinen Schrei, und er hatte Ursache dazu, denn von der Rinderherde, die dort unter den Eichen weidete, hatte sich ein junger Stier getrennt und verfolgte das schreiende Kind.

„Das ist Estert Beckers, der Stina ihr einziger — er hat das Tier gereizt, und jetzt tödet es ihn vielleicht!"

Blitzschnell flog das durch Hannas Gedanken, und ebenso blitzschnell war sie vorgesprungen, hatte den Knaben ergriffen und hinter sich gezogen und stand nun, den Arm wie abwehrend erhoben und den ihr wohlbekannten Namen des Tieres laut rufend, zwischen diesem und dem Verfolgten.

Sie zitterte nicht, aber sie war sehr blaß, und ihre Augen blickten in dunklem, fast drohendem Glanze dem Stier entgegen. Sie wußte, der nächste Augenblick würde

über ihr Leben entscheiden, aber sie stand hochaufgerichtet und regungslos, und ihr weißes Kleid leuchtete förmlich in der Sonne.

War es dieses blendende Weiß, die plötzlich vor ihm stehende Gestalt, oder der Ton der bekannten Stimme, welche das Tier erschreckte — unmittelbar vor Hanna blieb es stehen, hob den Kopf — und wandte sich plötzlich, um mit hoch erhobenem Schweif und in eiligen Sprüngen zur Herde zurückzukehren.

Hannas Arm sank herab, ein erleichternder Atemzug hob ihre Brust.

Hinter ihr begann Estert jetzt laut zu weinen. Sie wandte sich schnell um.

„Still bist du, de Bull' harr racht, un y harr unracht!" rief sie, sich des landesüblichen Platts bedienend. „Hevet y niet mit Steenen achter him smeten?"

„Blot een heel lüttjen," kam es schluchzend über Esterts Lippen, „man ick fall't niet weer doon, feeker niet!"

„Dat mag ook beeter weesen, ick fall niet weer gaan, war y jou Quadigkeyten mit den ‚witten Hans' driwet," erwiderte Hanna, „und deine Mutter hat nur einen Sohn zu verlieren."

Der Junge verzog sein Gesicht zu erneutem Weinen. Aber Hanna fuhr ihn an, daß er das Weinen vergaß und sich sofort erinnerte, daß er noch einen Auftrag für sie hatte. Und ehe sie noch die von ihm gefürchtete Drohung, ihn bei ihrem Vater zu verklagen, ausführen konnte, warf er ihr seinen Trumpf entgegen: „Ick heew ook en Breiw for You."

Sie sah ihn erstaunt und unwillig an. „Was ist das für ein Unsinn, ich verbitte es mir, daß du mit solchen Eulenspiegeleien die verdiente Schelte zu umgehen suchst!" Keine Spur von Traumverlorenheit mehr in ihren Augen, und sie ging mit so festen, elastischen Schritten neben ihm dem Hofe zu, als habe sie niemals auch nur für einen Traum den Boden der Wirklichkeit verlassen. Das kleine Abenteuer schien ihr aber die Lust am weitern Spaziergang verleidet zu haben, denn sie hatte den Heimweg eingeschlagen, und Estert war, wohl in der Angst, der Stier könne wiederkehren, mit ihr gegangen. Jetzt, wo er sich sicherer fühlte, blieb er stehen. „Ick heew doch de Breiw, un na de Ulmencamp will ick gaar niet," sagte er, und dabei zog er ein weißes Couvert aus seiner Tasche.

Es trug in der That Hannas Adresse in großen, klaren und eigentümlichen, fast an ein gotisches Ornament erinnernden Zügen geschrieben.

Wie die blauen Augen da plötzlich aufblitzten, und die kleine, feste Hand den Brief an sich riß.

„Wer gab dir das?" fragte sie unwillkürlich, aber dabei hatte sie schon das Couvert geöffnet und überflog den kurzen Inhalt, während Estert berichtete:

„Et kan weesen dat he von de Iserbahn quam, ick kenn' üm niet un wenn ick bi üm torügge stappe, fall he mi een moje Stück Geld verehren, he verwachtet mi bi de dree Eeken."

Hanna hörte nicht auf ihn. Mit glühendem Gesicht las sie die Worte wieder und wieder und konnte sich nicht satt sehen an dem voll unterschriebenen Namen.

Estert zupfte sie am Kleide.

„Wat schall ick üm vertellen, denn he het mi vertellt, ick mot üm wat vertellen."

Sie blickte schnell auf. Das Blatt zitterte in ihrer Hand.

„Es ist gut!" sagte sie dann schnell.

Estert blickte sie mit seinen runden Augen enttäuscht an.

„Je, aber ick meene man, wat ick üm vertellen schöll?" wiederholte er seine Frage.

„Sage ihm, es ist gut, weiter nichts, hörst du? Es ist gut!"

II.

Der kleine Blumengarten hinter dem Herrenhause von Ulmencamp war rings von einem Wallgraben umschlossen, auf dem die Wasserrosen jetzt blühten und über den eine zierliche Brücke hinüberführte nach den parkartigen Wiesen und Gehölzpartieen, welche den uralten Edelsitz umgaben. Zwischen den Rosen, welche Frau von Campen mit besonderem Glück pflegte, lag eine seltsam verschnittene Buchenpyramide mit rundem Eingang, „die Laube." Ein feines, blaues Tabakswölkchen suchte sich jetzt seinen Ausgang zwischen den Buchenblättern, und drinnen wurde auf einem der bequemen Gartensessel ein Buch heftig zugeklappt.

„Hol's der Teufel," rief Herr Hasso von Campen und nahm die Pfeife, die Spenderin des blauen Dampfes, mit einer

ungeduldigen Bewegung aus dem Munde. Er schlug mit der flachen Hand auf den Deckel des Buches.

„Zu was schreibt einer nun so was? Und dabei ist das Zeug auch noch so spannend, daß man's zu Ende lesen muß. Ich sage dir, Gustchen, die pure Reinkultur des Ehebruchsbazillus!"

Frau Auguste von Campen, die, am Eingang der Laube stehend, mit einer Gartenschere an den Rosenbäumchen herumschnitzelte, nickte.

„Ja freilich — es geht wohl bunt her in der Welt," meinte sie.

„Ach, Unsinn," brauste ihr Eheherr auf, „in dem Hirn so eines Bücherklexers sieht es nur so verrückt aus, daß man glauben könnte, es gäbe überhaupt keine anständigen Leute mehr auf der Welt."

„Ja, Hasso, aber so friedlich wie bei uns geht es doch auch nicht überall zu."

„Gerede, nichts als Gerede! Wenn man so ein modernes Buch aufschlägt — wer ist die Heldin? Eine „unverstandene" Frau, die sofort bereit ist, sich von dem ersten besten Kerl, der sie gar nichts angeht, verstehen zu lassen. Oder ein Engel in Weibsgestalt, der von seinem hundsföttischen Mann betrogen wird. Das ist ja geradezu epidemisch in den Büchern. Und nun sieh dir doch mal die Wirklichkeit an. Bei allen unsern Bekannten z. B., sind das nicht durch die Bank glückliche Ehen? Und so ein nichtsnutziges Buch bringt einen um einen ganzen, schönen Sonntag Nachmittag!"

„Ja, warum liest du es denn?"

„Ja, warum läßt du es denn in deinem Zimmer liegen?"

Sie lachte.

„Du, Hasso, der Bazillus ist gefährlich, wir fangen schon an zu streiten."

„Na habe ich aber nicht recht? Warum findet man solche Bücher bei dir?"

Sie zuckte die Achseln.

„Da ist die Leihbibliothek in Emden schuld. Sie schickt immer andere Sachen, als man aufschreibt."

„Und wir vergiften uns hier daran!"

„Ach sei doch vernünftig, Alter, uns beiden schadet das nichts mehr."

„Wenn es die Hanna aber in die Finger bekommt?"

„Dafür sorge ich schon, daß das nicht geschieht."

„Wo ist sie denn übrigens?"

„Sie wollte spazieren gehen, und da du so „verschmökert" warst, ging sie allein."

„Na ja, das kommt davon! Ich werde aber dem Herrn Janssen in Emden meine Meinung sagen — und jetzt will ich versuchen, daß ich die Hanna wiederfinde."

„Möchtest du nicht erst noch an Hasso schreiben? Übermorgen ist der erste August — wegen der Zulage."

„Ja — so! Übrigens, der Junge braucht doch höllisch viel. Ich bin als Leutnant mit der Hälfte von dem ausgekommen, was er nötig zu haben meint. Und da langt es immer noch nicht!"

„Nun, er ist ja unser Einziger —"

„Teufel auch! Die Hanna ist doch auch noch da!"

„Freilich, und Gott sei Dank, daß sie da ist, unser Sonnenschein! Aber ein Mädchen braucht so viel weniger" — —

„Ja, bis sie heiratet — dann wird's anders!"

Frau von Campen schnitzelte eifrig an ihren Rosen weiter, ohne zu antworten.

„Du" — er blies ein paar Tabakswolken aus seiner Pfeife — dann wieder: „Du — glaubst du — bist du sicher — daß sie den Geerd Erichsen vergessen hat?"

Sie trat in die Laube, legte die Rosenschere auf den Tisch und sah ihrem Mann prüfend in die Augen.

Dann sagte sie langsam.

„Ich kann nicht aus ihr klug werden. Kopfhängerisch ist sie nicht — aber — die Kunstgeschichte weiß sie beinah auswendig, und wenn sie was anderes liest, so sind es Lebensbeschreibungen von Malern oder sonstigen Künstlern."

„Wo sie das nun her hat! Wir beide haben doch unser Lebtag nichts mit der Kunst zu thun gehabt."

Frau von Campen zuckte die Achseln.

„Es steht ja in der Bibel, daß die Frau Vater und Mutter verläßt, um dem Manne, den sie liebt, zu" — —

„Donnerwetter, Alte. Du wirst mir doch nicht sagen wollen, daß sie den Geerd Erichsen wirklich, ernstlich liebt, ich meine liebt bis zum Heiraten?"

„Du mußt doch selbst schon gedacht haben, daß sie ihn nicht vergessen hätte, sonst würdest du doch nicht gefragt haben."

„Bleib' mir mit deinen logischen Schlüssen

weg, Guſtel, wenn Frauen logiſch reden, reden ſie immer Unſinn. Ich habe gefragt, nun ja, natürlich, ich habe gefragt, weil ſie mir neulich einmal ſo eine ſonderbare Redensart gemacht hat, daß ich dachte: Phantaſiert ſie etwa manchmal noch von der Kinderei? Aber zwiſchen ſo etwas und einer Heiratsliebe iſt denn doch ein Unterſchied. Und wenn ſie das etwa verwechſelte, ſo würde ich es ihr ſehr ſchnell wieder klar machen. Der Geerd — das wäre mir gerade eine Partie! Das iſt ja doch der helle Unſinn.“ Die Pfeife war ihm ausgegangen, ärgerlich ſtieß er damit auf den Boden und klapperte mit den Fingern an dem Rohr, indem er wiederholte: „Der Geerd Erichſen, lächerlich, geradezu lächerlich!“

Frau von Campen nahm die Roſenſchere wieder zur Hand und begann auf's neue an den Roſen zu ſchnitzeln.

Das machte ihn erſt recht ärgerlich.

„Warum antworteſt du nicht? Warum brichſt du das Geſpräch ab?“ fragte er.

Sie ließ die Schere ruhen und ſah ihn mit ihren freundlichen grauen Augen an.

„Ich dachte, es ärgerte dich, deshalb ſchwieg ich,“ ſagte ſie einfach

Er räuſperte ſich überlaut.

„Natürlich, es ärgert mich auch, aber ich will doch Beſcheid wiſſen. Was weißt du alſo?“

„Eigentlich nicht mehr als du ſelbſt, Haſſo! Der Geerd iſt wie unſer Kind hier im Hauſe aufgewachſen.“

„Natürlich, da ſein Vater an meiner Seite vor Gravelotte gefallen war und mir ſein einziges Kind ans Herz gelegt hatte.“

„Ja, gewiß, es war natürlich, daß du dich ſeiner annahmſt, um ſo mehr, als ſein Vater nur aus Anhänglichkeit an dich wieder eintrat und den Krieg mitmachte!“

„Nein, das ſtimmt nun wieder nicht ganz, denn, ſo gut wir uns auch als Nachbarskinder vertragen hatten und dann ſpäter, als ich Leutnant war und er ſein Jahr unter mir abdiente — damals, 70, wäre er nicht mitgegangen, wenn er glücklich in ſeinem Hauſe geweſen wäre. Aber ſeine Kölner Frau machte ihm den Kopf heiß, und weil er die Unmöglichkeit einſah, aus ihr jemals eine ordentliche oſtfrieſiſche Bauersfrau zu machen und weil er ſich mit dem Kölner Stadtkind unglücklich fühlte, darum ging er mit!“

„Gleichviel, Haſſo, du hatteſt den Klaas Erichſen doch gern, und ihr waret gute Kameraden, obgleich du der Sohn des Gutsherrn und er nur ein Bauer war. Und darum fand ich es natürlich, daß, als dein Vater kurz nach dem Kriege ſtarb, und wir nach Ulmencamp überſiedelten, wir den verwaiſten Knaben ins Haus nahmen, um ſo mehr, als es in der Wirtſchaft bei den Erichſens ſchlecht ging. Aber — erinnere dich, ich wollte, daß er nur das Nötigſte lernen und ein einfacher Landmann bleiben ſollte, der ſpäter der Mutter helfen konnte.“ —

„Ja, wenn die Kölnerin nicht das Gut, auf dem die Erichſens ſo lange ſaßen wie die Campens auf dem Ulmencamp, in unglaublich kurzer Zeit zu Grunde gewirtſchaftet und an den verd. . . Juden, der mir die Wollſpinnerei vor die Naſe geſetzt hat, verkauft hätte. Dann hat ſie es freilich eilig genug gehabt, aus der Welt zu gehen und mir die Sorge für ihren Sprößling und zur Erleichterung derſelben 6000 Mark zu hinterlaſſen!“

„Nun, Haſſo, ſei nicht böſe, aber Wahrheit muß ſein, und du ſchiebſt die Dinge jetzt durcheinander.“

„So? Nun das iſt neu. Alſo die Kölnerin hat nicht ſchlecht gewirtſchaftet, und der Erichshof iſt nicht an den Juden verkauft worden?“

„Aber, Alterchen!! Natürlich iſt das alles richtig, aber ehe es ſo weit kam, hatteſt du ſchon beſchloſſen, daß der Geerd ſtudieren ſollte, und bei keiner Stunde, die unſer Haſſo nahm, durfte er fehlen, und in allem mußte er ſo gehalten werden wie unſer Sohn. Siehſt du, damit haben wir's verſchuldet, daß er weit über ſeinen Stand hinausgewachſen und unſeres Gleichen geworden iſt.“ — —

„Unſeres Gleichen! Biſt du bei Sinnen, Guſtel! Er, der Bauernſohn.“ — —

„Ach, Alterchen, du ſagſt ja ſelbſt, die Erichſens ſaßen auf dem Erichshofe ſo viele hundert Jahre wie die Campens auf Ulmencamp, der einzige Unterſchied waren die paar tauſend Morgen Flächenraum, die Ulmencamp mehr als der Erichshof beſaß.“ —

„Wieder die verwünſchte Frauenlogik, und damit kommen wir vom hundertſten ins tauſendſte — was willſt du eigentlich

mit alle dem sagen? Worauf willst du hinaus?"

Frau von Campen war unerschütterlich in ihrer freundlichen Ruhe, und mit sanfter Stimme antwortete sie:

„Ich wollte nur erklären, warum ich es nicht so befremdlich finden kann, daß Geerd sich in seine Pflegeschwester verliebte —"

„Erlaube einmal, nun hört denn doch aber jeder Spaß auf! Zugegeben: Es ist nicht unnatürlich, daß ein junger Mensch sich in ein hübsches Mädel verguckt — aber nun weiter: Der junge Mensch macht ein brillantes Abiturientenexamen, er soll die Universität beziehen, man freut sich, stolz auf ihn zu sein, und denkt, seine paar tausend Mark werden gerade reichen, bis er sich selbständig machen kann — da kommt er eines Tages an, erklärt, daß er, anstatt zu studieren, gemalt hat und, anstatt was Ordentliches zu werden, weiter malen will — und als ich ihm darauf die Thür weise, wozu ich doch, weiß Gott, ein gutes Recht hatte, da fällt ihm meine eigene Tochter um den Hals, und die Liebesgeschichte kommt zum Ausbruch! So eine Frechheit von dem Kerl! Ist das etwa auch erklärlich und natürlich? In dem Augenblick, wo er all meine Pläne für ihn über den Haufen wirft, streckt er die Hand nach meiner Tochter aus — nach *meiner* Tochter! Und du willst dich zu seiner Verteidigerin machen?"

Wieder klirrte die Rosenschere leise in der Hand Frau von Campens, und wieder schritt sie, ohne ein Wort der Erwiderung dem Ausgang der Laube zu.

Jetzt sprang Herr Hasso auf und holte sie ein.

„Nun ist aber meine Geduld zu Ende, nun sollst du mir Rede stehen!" rief er erregt.

Sie schüttelte den Kopf.

„Du wirst ja ärgerlich, sobald ich etwas sage, und" — ein feines Lächeln glitt um ihre Lippen, „wir dürfen heut nicht ärgerlich werden, wegen des schlimmen Bazillus da in den Büchern, weißt du?"

Da war er entwaffnet.

„Was bin ich auch für ein Narr," schoß es ihm durch den Kopf, „rege mich da über Dinge auf, die längst vergangen sind, anstatt mit meiner im Grunde doch sehr verständigen Alten ein vernünftiges Wort zu reden" — und laut sagte er nun ebenfalls lächelnd:

„Wir wollen uns wieder vertragen, Alte — von wegen dem Bazillus, du hast recht — und die Hanna ist auch viel zu gescheit, um noch an die alten Dummheiten zu denken — und sie ist auch immer heiter und rotwangig, nicht wahr, sie sieht nicht nach einer sogenannten ‚unglücklichen Liebe' aus!"

„Nein, Alter, das thut sie auch nicht, dazu ist sie zu gesund. Aber eine Liebe könnte sie drum doch haben — es braucht ja nur nicht gerade eine unglückliche zu sein."

„Was? Weißt du etwas, hat sie dir etwas gesagt?"

„Nein, Alter."

„Wahr und wahrhaftig nicht?"

„Wahr und wahrhaftig — sie hat mir nicht das allergeringste gesagt!"

„Hm, hm — hm — —"

„Aber —"

„Was aber?"

Frau Gustchen dachte daran, daß seit jenem in Unfrieden erfolgten Abschied Geerds an jedem Neujahrstage ein Glückwunsch von ihm unter Frau v. Campens Adresse gekommen war und daß derselbe stets dieselbe Unterschrift getragen hatte: Immer *unverändert* Ihr Geerd Erichsen. Doch das wußte Herr Hasso ja ebenso gut, wie daß sie stets auf einer offenen Karte mit einem kurzen Dank darauf erwidert hatte. Freilich — daß Hanna sich heimlich in den Besitz all dieser Glückwünsche gesetzt hatte und daß sie dieselben aufhob — nun das brauchte Herr Hasso ja schließlich nicht zu wissen, und so sagte Frau Gustchen denn nur auf sein ungeduldiges „was?"

„Ach, ich war gerade im Begriff, wieder einen Schluß zu ziehen, den du ‚Frauenlogik' genannt haben würdest, also — —" Sie hielt plötzlich inne und wies nach dem Herrenhause. Unter der schmalen, von altertümlichen Verzierungen umgebenen Thür stand Hanna, und ihre schlanke Gestalt und ihr blühendes junges Gesicht hoben sich so lieblich von dem dunklen Hintergrund der Thür ab, daß ein stolzes und glückliches Lächeln um den Mund der Mutter flog. Doch dieses Lächeln verschwand bei Hannas Näherkommen. Es lag ein Ausdruck auf ihrem Gesicht, der Frau Gustchen das plötzliche Gefühl gab: Es ist etwas geschehen — Hanna ist verändert! Herr Hasso war mitten auf dem Wege stehen geblieben.

„Mädchen, wie mußt du gelaufen sein, wie glühen deine Backen!“ rief er ihr entgegen.

Sie faßte seine Hand und zog ihn zur Mutter.

„Was ist?“ fragte diese unwillkürlich ängstlich und strich über den blonden Scheitel ihres Kindes.

Hanna blickte liebevoll in ihr Gesicht, dann richteten ihre Augen sich mit einem sonderbaren festen, und doch zugleich bittenden Blick auf ihren Vater, und sie sagte leise: „Ich habe Geerd Erichsen wiedergesehen.“

Herr von Campen prallte förmlich zurück.

„Ja,“ fuhr Hanna fort, „und — Papa — er hat ein Bild in Paris verkauft und hat eine goldne Medaille dafür bekommen, und er ist hergekommen — direkt von Paris hierher gekommen, um es mir zu sagen“ — —

„Das hat er gewagt!“ brauste Herr von Campen auf, während Frau Gustchen nur mit ängstlichem Druck die Hand ihrer Tochter faßte, „das hat er gewagt!“ Und die Zornader schwoll auf seiner Stirn.

Hannas Augen sahen immer noch bittend zu ihm auf, aber ein fester, entschlossener Zug lag um ihren Mund, während sie sagte:

„Er durfte es wagen, weil er wohl wußte, daß ich an ihn gedacht habe all diese Jahre und daß ich hoffte, er würde zurückkehren und Ihr würdet verzeihen!“

„Was, Ihr habt also in Verbindung miteinander gestanden, und du schämtest dich nicht, Briefe zu beantworten, die“ — —

„Nein, Papa, ich habe heute den ersten Brief von ihm erhalten und habe ihm nie einen geschrieben — aber ich wußte, daß er wiederkommen würde, wenn er ein wirklicher Künstler geworden wäre, und er wußte wohl auch, daß ich auf ihn warten würde. Und jetzt ist er da und ist ein Künstler“ — —

„Und hat die Frechheit, dir einen Brief zu schreiben, und Ihr glaubt, ich werde mir das gefallen lassen, und der erste, beste, hergelaufene Vagabund darf sich meine Tochter holen“ — —

„Er war nicht frech, und er ist kein Vagabund, Papa, und er hat mich nicht einmal gebeten zu kommen, da, sieh selbst. Das ist alles und ist das einzige, was er mir je geschrieben hat!“

Sie hielt ihm ein Briefblatt entgegen, darauf standen nur die Worte:

„Ich bin von Paris hierher gekommen, weil ich etwas zu sagen habe. Ich warte bei den drei Eichen und weiß, ich warte dort nicht vergeblich, wenn alles unverändert zwischen uns blieb, so unverändert, wie es in seinen Empfindungen stets sein wird

Geerd Erichsen.“

Herr von Campen zerknitterte das Blatt und warf es fort.

„Und du, du gehst hin — du thust mir das an, mir — und dir — —“

„Ich *mußte*, Papa, und nun wartet Geerd auf eine Nachricht —“

„O, die soll er haben, sofort soll er die haben und einen Reisepaß, der ihn so schnell wie möglich wieder über die Grenze bringt . . .“

„Hasso, was willst du thun?“ Frau Gustchen legte ihre Hand auf den Arm ihres Gatten. Er schüttelte sie ab.

„Laß mich, du bist mit schuld daran, du hast 's gewußt, aber ich allein werde schon verhindern, daß unsere einzige Tochter in ihr Unglück rennt“ —

In Hannas Augen leuchtete es auf.

„Papa, ist es dir denn nur um mein Glück zu thun, nur um *mein Glück* —“

„Um was denn sonst?“

„Du hassest Geerd“ — —

„Unsinn, aber einem Mann, der nichts zu bieten hat, gar nichts, dem kann ich doch das Glück meiner Tochter nicht anvertrauen — und, damit wir zu Ende kommen, ein für allemal: Ich sage nein und niemals!“

„Wenn aber mein Glück, das einzige Glück, was ich verlange, Geerd betrifft?“

„Du verstehst das nicht, ein Mann, der nichts ist, ein Mann ohne Herkommen, ein Mann endlich, der von deinem doch immer nur mäßigen Vermögen leben will“ — —

„Nein, Papa, das alles verstehe ich nicht, aber — ich war sechzehn Jahre alt, als Geerd fortging, heut bin ich zwanzig und bin kein Kind mehr, und ich sage dir: Was ich damals nur träumte, das weiß ich jetzt — ich werde nie einen andern Mann lieben, ich werde nie einen andern heiraten als Geerd!“

„Rebellion also, offne Empörung“ — er lachte kurz und rauh auf.

„Nein, Papa, ich werde dir gehorchen, aber ich werde Geerd schreiben, daß du ihm nicht erlaubst, hierher zu kommen —“

„Und ihm dabei ewige Treue versprechen, nicht wahr?“

„Nein, das ist nicht nötig, aber — ich werde sie ihm halten!“

„Hasso,“ klang leise und mahnend Frau Gustchens Stimme.

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Gut denn, aber ich werde lesen, was du geschrieben hast!“

„Das kannst du, Papa, wenn ich Heimlichkeiten haben wollte, würde ich jetzt nicht zu dir gekommen sein!“ Ihre Stimme, die bis jetzt fest und klar geklungen hatte, schwankte. Ein feuchter Schimmer stieg in ihren Augen auf.

„Papa!“ kam es noch einmal bittend über ihre Lippen, „Papa!“

„Geh, geh — es ist zu deinem eigenen Besten, ich kann nicht anders, Hanna!“ Auch sein Gesicht zuckte von verhaltener Rührung, aber er schüttelte energisch den Kopf.

„Geh, Hanna, geh und schreibe!“

Ein kurzer, wie hilfesuchender Blick flog zu der Mutter — dann schritt Hanna langsam dem Hause zu. Aber ehe Frau Gustchen noch die Lippen geöffnet hatte, sagte ihr Gatte mit einer heftigen Handbewegung:

„Thue mir den einzigen Gefallen und rede jetzt nicht auch noch über die Sache, oder glaubst du etwa, daß es mir Vergnügen macht, den hartherzigen Vater zu spielen? Oder, daß ich nicht weiß, was für ein Prachtkerl die Hanna ist, und daß sie sich auch jetzt wieder benommen hat wie — nun, einfach großartig! Und denkst du, daß es Zuckerlecken ist, einem solchen Kinde seinen Herzenswunsch abzuschlagen? Ich bitte dich, bleibe mir mit alle dem Unsinn vom Leibe, den Frauen immer bereit haben, wenn es sich darum handelt, ein Gefühl dem Verstande gegenüber zu verteidigen. Frauen treiben immer Gefühlspolitik, und du kannst dir natürlich auch nicht denken, was doch sonnenklar ist: daß der Geerd mit all seiner angelernten Bildung eben doch nur ein Bauernjunge ist, bei dem die natürliche Roheit beim ersten besten Anlaß wieder zum Durchbruch kommt, und du kannst dir natürlich nicht denken, was es für eine zartfühlende Frau bedeutet, wenn sie merkt, daß ihr Mann innerlich doch nicht auf dem gleichen Boden mit ihr steht, na, und äußerlich erst gar nicht. Aber es fällt dir natürlich nicht ein, dir auszumalen, in welche schiefe Lage gesellschaftlich unsere Hanna durch eine solche Heirat kommen würde, das sind alles Sachen, die ihr Frauen nie bedenkt, wenn einmal das Zauberwörtchen Liebe gesprochen worden ist. Und nun bitte ich dich, verschone mich mit all den Argumenten, die beweisen sollen, was sich nicht beweisen läßt — ich will nichts davon hören, nichts, nichts, gar nichts!“

Und seine Pfeife schwingend, schritt er eilig denselben Weg hinab, den Hanna gegangen war, wahrscheinlich um den Brief, den jene inzwischen geschrieben haben mochte, zu lesen.

Frau Gustchen sah ihm nach.

„Einen mußte er doch schelten, und bei mir schadet es nichts,“ murmelte sie mit einem wehmütigen Lächeln, „ich weiß auch so, daß ihm das Herz weh thut!“

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Er wird jetzt gut zu ihr sein, nachdem ich all die Schelte bekommen habe — aber auf seinem Willen wird er trotzdem bestehen, ich kenne ihn! Armer Geerd — arme, arme Hanna!“

III.

Wie still die Sommertage dahingingen — einer nach dem andern und einer dem andern gleich. Hanna ließ den Kopf nicht hängen. Sie wies auch die verdoppelten Liebesbeweise, mit denen die Eltern sie umgaben, nicht trotzig zurück, um etwa zu zeigen, daß, nachdem ihr Herzenswunsch unerfüllt geblieben war, nichts anderes mehr Wert für sie habe. Sie war freundlich und thätig wie immer, und wenn sie mit ihren klaren Augen um sich blickte in Haus und Garten und bei den Leuten, so wußte sie stets den rechten Punkt zu finden, wo es etwas zu verbessern oder zu helfen gab. Aber freilich, in der Einsamkeit ihres Zimmers und auf ihren Spaziergängen, wenn die Anforderungen des Tages nicht gerade an sie herantraten, da blickten ihre Augen wieder nach innen, bis sich die Thränen zwischen ihren Wimpern hervordrängten;

und so heftig Herr von Campen es auch leugnete und so besorgt Frau Gustchen es beobachtete — ändern konnten sie es beide nicht, daß Hannas Wangen einen Schein blasser wurden.

Der Herbst kam heran, die Manöver waren vorüber, und Hasso der Jüngere sollte in Ulmencamp eintreffen. Er stand in einer großen entfernten Kavalleriegarnison der östlichen Provinzen und war seit einem Jahr nicht zu Hause gewesen.

Herr von Campen hatte sich inzwischen einmal ein Rendez-vous mit ihm in Berlin gegeben und hatte nicht genug erzählen können, wie „schneidig und famos" der Junge geworden sei und wie er es nun gar nicht mehr bedaure, daß man ihn aus dem näher garnisonierten, viel einfacheren Regiment, zu dem er ihn gegeben hatte, heraus versetzt habe, denn der Verkehr mit den dortigen Kameraden bekomme ihm entschieden sehr gut und so weiter.

Frau Gustchen hatte den Kopf geschüttelt und sich gefragt, wodurch der Junge wohl eigentlich seinem Alten so imponiert habe, denn etwas derartiges schien Herrn Hassos Lobsprüchen zu Grunde zu liegen. Nun hatte sie mit verhaltenem Herzensjubel und doch mit fast ängstlicher Spannung den Sohn erwartet. Endlich war er gekommen.

Es war ein heller Mondscheinabend, an dem er eintraf, und in dem solchen Abenden eigentümlichen Zusammenwirken von geheimnisvollem Licht und Schatten erschien das alte Herrenhaus mit seinem spitzen, die Front überragenden Giebel und seinen unregelmäßigen Seitenflügeln, die nur dem Bedürfnis, ohne Berücksichtigung irgend eines Stiles, ihre Entstehung verdankten, sehr malerisch. Der durch das dreiteilige Gebäude gebildete Hof wurde auf der vierten Seite durch den Wallgraben abgeschlossen, und vor der Brücke, welche über denselben führte, hatte die Familie den Ankömmling erwartet, um ihn dann förmlich im Triumph dem alten Hause zuzuführen.

„Wahrhaftig romantisch sieht das alte Nest aus," sagte Hasso der Jüngere, mitten im Hofe stehen bleibend, „wie lange war ich nicht hier?"

„Ja, wie lange!" wiederholte Frau Gustchen und zog ihn in den festlich erleuchteten Hausflur, um ihn bei Licht zu sehen, wie sie sagte.

Er küßte ihre Hand und machte eine fast verlegene Wendung unter ihrem musternden Blick, und dann bemerkte er um sich schauend: „Hier hat sich nichts verändert, gar nichts!" Aber der Ton, in dem er das sagte, klang nicht freudig, eher ein wenig enttäuscht, und während Frau Gustchen dachte: „Sehr müde um die Augen sieht mein Junge aber aus," und über dieser Wahrnehmung gar nicht bemerkte, wie tadellos modern Hassos Zivil und wie gepflegt und distinguiert sein Äußeres war, fand Hasso, daß seine kleine Schwester „merkwürdig hübsch geworden," aber „ganz vorsündflutlich angezogen" sei.

Man trat in das Eßzimmer. Auch hier war „nichts verändert", und Hasso aß von dem für ihn aufgetragenen Essen, an dem die andern, der späten Stunde wegen, nicht mehr teilnahmen, sehr wenig.

„Früher kam er immer mit einem Wolfshunger an," dachte Frau Gustchen bedauernd, und als man nach einer kurzen Plauderstunde, in der meist von Hassos Pferden die Rede war, auseinander ging und Hasso der Ältere nachher sagte: „Na, ist der Junge nicht famos?" da nickte Frau Gustchen nur und versuchte vergeblich die Veränderung, die sie an ihrem „Jungen" bemerkte, zu bezeichnen.

Sie fühlte dieselbe nur, konnte sie aber noch nicht nennen.

Nun hatte er wieder die erste Nacht unter dem väterlichen Dach geschlafen, und als die Vorhänge seiner Fenster noch fest zugezogen waren und noch keine Ahnung des strahlenden Morgensonnenscheines durch seine geschlossenen Wimpern drang, da wisperte schon Frau Gustchens Stimme im Hausflur mit der Wirtschafterin und legte der alten Dienerin ans Herz, daß der Kaffee heute ganz besonders gut und der Kuchen recht „knusperig" sein müsse. „Wissen Sie, so, wie der junge Herr ihn immer so gern gegessen hat!"

Und unter der Hausthür stand Herr von Campen in Beratung mit dem Kutscher.

„Also, Klaas, für den jungen Herrn wird nach dem Frühstück die Fuchsstute gesattelt und für mich — na — da der Schimmel lahm ist, so werde ich den Handbraunen reiten." — —

„Ja, Herr, aber de Foßstut ist stärker as de Handbraun, und de junge Heer is wat lichter as y," meinte der Kutscher.

„Schad nichts, Klaas, de Foßstut ist ein schneidiges Pferd, das wird ihm mehr Freude machen als der klapperige Handbraune. De Foßstut ist ein Staatspferd."

„Na, denn kann dat ja ook so bliwen," meinte Klaas.

Im Frühstückszimmer ordnete Hanna die taufrischen Rosen, die sie soeben aus dem Garten geholt hatte, in einer Porzellanvase, die sie mitten auf den Kaffeetisch stellte, und strich das Tischgedeck glatt und schob die Tassen ein wenig anders, so daß alles, wie sie fand, einen „malerischen" Eindruck machte. Dann trat sie an die Fenster und ordnete die Falten der weißen Vorhänge, die sich leise blähten im frischen Hauch, der durch das geöffnete Fenster vom Garten heraufkam. Dort standen die Astern und Levkoyen im buntesten Flor, und von dem „Rondeel" her dufteten die hochstämmigen Remontantrosen und die üppig wuchernde Reseda, über der eine Wolke von weißen Schmetterlingen flatterte. Lustig und duftig wollte Frau Gustchen ihren Garten haben, und von den modernen Teppichbeeten mit ihrer, jede Blumenindividualität verwischenden Regelmäßigkeit war da nichts zu sehen. Aber der altmodische Garten paßte zu dem alten Hause, und heiter und in seiner Weise schön war der Blick immerhin auf den Blumenflor und darüber hinaus auf die weiten, glänzend grünen Wiesenflächen mit ihrem Eichenkranze, über dem der Herbsthimmel sich in strahlender Bläue ausbreitete. Hanna empfand das, und ihre im Grunde fröhliche Natur hätte sie mit den zwitschernden Vögeln um die Wette in den hellen Morgen hineinjubeln lassen, wenn da nicht etwas in ihrem Herzen gewesen wäre, das jeden lauten Jubelton im Keim erstickte. Und wie ihr Blick über den Garten und die Wiesen hinflog, flogen ihre Gedanken weiter nach Westen.

„Wenn Geerd hier wäre," — — sie schüttelte den Kopf. Nein — nichts Unmögliches verlangen, das Gute, das der Augenblick bot, nicht über dem Gedanken an das Unerreichbare verscherzen. — Hasso war ja da, ihr Bruder, den sie liebte und den sie so lange nicht gesehen hatte. Dort stand seine Tasse, gleich würde er kommen, und sie würde seinen fröhlichen Gruß mit fröhlichem Gesicht erwidern — ja — gewiß! Aber — „wenn Geerd doch hier, wenn er dabei wäre!" — Sie konnte nicht anders.

Indessen war der Schläfer oben im Fremdenzimmer erwacht. Er mußte sich erst besinnen, wie er mit halb geschlossenen Augen um sich blinzelte. Ach ja, er war daheim! Mit einem wohligen Gefühl dehnte er sich. Er lächelte. Natürlich, das Bettstell war zu eng. Ob die Leute eigentlich früher schmächtiger waren, als die jetzige Generation? Die alten Betten waren jedenfalls kürzer und schmäler als die bequeme Lagerstätte in seiner neu eingerichteten Garçonwohnung. Unwillkürlich flog sein Blick prüfend durch das Zimmer. Ja, das war noch genau dieselbe Einrichtung, die er in seiner Kindheit so prächtig gefunden und um die er die, dort ab und zu einquartierten Onkel und Vettern heimlich beneidet hatte. Sein Blick flog über das steiflehnige, etwas verschossene Sofa, dem man seine Härte förmlich ansah, über den Spiegel in breitem Goldbronzerahmen, der darüber hing, und betrachtete den Teppich mit seinem rotwangigen Schäfer, der seine weißflockige Herde immer noch bewachte, wie damals, vor Jahren, als Hasso noch nicht wußte, daß es ein unangenehmes Gefühl bereitet, auf gemalten oder gewebten Menschen und Tieren herumzugehen, und daß nur orientalische und stets stilisierte Ornamente auf einen Teppich gehören. Und dann fiel ihm der Waschtisch auf mit dem zierlichen bunten Geschirr — und er lächelte wieder, wie er dasselbe in Gedanken mit den Dimensionen seiner Wascheinrichtung verglich. Das liebe, alte Nest! Es war eben alles unverändert! Er erhob sich. Aber bei näherer Besichtigung der Gegenstände, die im Bett seine Heiterkeit erregt hatten, seufzte er doch ein wenig. Es war ja ein wahres Kunststück, mit diesem Finkennäpfchen von Waschbecken auszukommen; und dann war er an Frottierhandtücher gewöhnt und hielt das feine, alte Gespinst, das dieselben hier vertreten sollte, ziemlich ratlos zwischen den Fingern. Und die Seife! Sie hatte ein ihm unbekanntes und verdächtiges Parfüm — aber diesem Übelstand konnte er wenigstens abhelfen. Mit einem Gefühl, das fast einem leisen Heimweh glich, öffnete er sein mitgebrachtes Toilettenetui und packte

dessen Schätze aus. Sein Bursche war wirklich eine Perle und hatte nichts vergessen. Bald stand eine ganze Batterie von Krystallfläschchen und Buchsbaumbüchsen auf dem Sofatisch, — einen besonderen Toilettentisch gab es ja nicht, und ein feiner Duft begann sich im Zimmer zu verbreiten. Nur einen größeren Spiegel hätte der Peter einpacken können. Freilich — wer konnte wissen, daß man vor einem Sofaspiegel seine Toilette würde beenden müssen!

Endlich war Hasso damit zu stande gekommen und stieg die Wendeltreppe hinab, welche zu den Wohnräumen führte.

„Immer noch die alte Treppe," dachte er, — „es müßte doch gar nicht so schwierig sein, eine vernünftige, helle Treppe hier anzubringen — ich muß mal mit Papa darüber sprechen — und dieser sonderbare muffige Geruch im Hausflur — es fehlt entschieden an Ventilation."

„Hasso!" klang die fröhliche Stimme seines Vaters von unten herauf, und dann die seiner Mutter: „Lieber, lieber Langschläfer, guten Morgen, und nun laß dich mal bei Tageslicht besehen, du mein einziger, geliebter Junge!"

„Ja, da bin ich, und famos geschlafen habe ich im alten Nest, und herrliches Wetter habe ich mitgebracht, nicht?" Vergessen waren die Toilettenkalamitäten und die mangelhafte Ventilation, er war daheim.

Und da war Hanna. Wieder fiel es ihm auf, wie hübsch sie geworden war — freilich, ihre Figur kam gar nicht zur Geltung in dieser Toilette — nun, gelegentlich würde er ihr das sagen.

Der Duft des Kaffees und des frischgebacknen Kuchens erfüllte das Zimmer. Hasso zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, wie jemand, der sagen möchte: „O weh, da werde ich wohl müssen!" Aber er sagte es nicht, und — er mußte allerdings die große Frühstückstasse, dieselbe, die er schon immer in den Ferien gehabt hatte, zweimal leeren und von dem „knusperigen Kuchen," der früher sein Entzücken gewesen war, ein Stück nach dem andern essen. Und dazwischen mußte er erzählen.

„Er war wohl fürstlich eingerichtet," fragte der Papa. Er hatte noch eine nachträgliche Möbelrechnung erhalten.

„Es ist wirklich nur das Allereinfachste, das, was alle haben," versicherte Hasso.

„Na, hör' mal, da seid ihr aber luxuriös," meinte Herr von Campen. „Ein Divan mit Kameltaschen, ein Smyrnateppich, ein Wartburgstuhl, — du lieber Himmel, ich hatte Birkenholzmöbel und ein Schlafsofa, Teppiche gab's überhaupt nicht — aber das soll kein Vorwurf sein, mein Junge, ich weiß, die Ansprüche sind andere geworden, und wenn du Freude an einer hübschen Einrichtung hast, so habe ich nichts dagegen."

„Es ist aber wirklich nur das Allernotwendigste." — —

„Erlaube mal, wie gesagt, ich freue mich, wenn es dir Freude macht — aber — die Wahrheit vor allem: die Notwendigkeit eines Smyrnateppichs von 180 Mark ist doch mindestens zweifelhaft!"

„Aber lieber Papa, das andere Zeug hält doch alles nicht und ist so mesquin" —

„Ach laßt doch," unterbrach Frau Gustchen, „erzähle uns lieber von deinem Leben. Wo verkehrst du?"

Aber der Papa war eigensinnig und dachte, ein Übriges zur Erziehung seines Einzigen könne nichts schaden.

„Erlaube mal, Gustchen," platzte er daher dazwischen, „ich möchte doch noch ein Wort zu Gunsten unserer Brüsseler Teppiche sagen: Sieh sie dir mal an, mein Junge, sie liegen an die zwanzig Jahre und darüber, na, und mesquin sind sie doch auch nicht." —

„Verzeih', Papa, es sollte keine Malice gegen Eure Brüsselteppiche sein, an die ich wahrhaftig im Augenblick gar nicht dachte." Das Blut war ihm dabei ins Gesicht gestiegen, und er zerkrümelte das Stück Kuchen.

„Laß doch gut sein, Alter, du verdirbst dem Jungen wegen der alten Teppiche das ganze Frühstück," rief Frau Gustchen, und Hanna schob ihm lächelnd den Kuchenteller näher.

„Da, Hasso, du thatest es früher niemals unter sechs Stück!"

„Ich danke dir, ich kann wirklich nicht, mein Magen ist nicht mehr der beste."

„Was? Dein Magen?" Frau Gustchen betrachtete ihren Jungen mit einem besorgten Blick. „Aber Hassochen, wie kommt denn das? Dein Magen war doch immer vorzüglich!"

„Ja, früher Mama, aber jetzt" — —

„Mein Gatt, bei deiner Jugend! Was haſt du denn nur angefangen?“

„Der Daktar meint“ — —

„Was? Einen Daktor haſt du ſchan kanſultiert?“

„Aber ſa laß ihn dach ausreden, Alter! Alſa, was meint der Daktar?“

„Es käme vam kalten Champagner her.“

„Na, trinkt Ihr den denn kübelweiſe? Ab und zu ein Glas kalter Sekt ſchadet doch keinem geſunden Magen!“

Haſſa lächelte ein wenig gezwungen, zag es aber vor, nicht erſt zu ſagen, daß wenige Tage ohne Sektgenuß für ihn vergangen waren, denn, wenn nicht eine „beſandere,“ ſich faſt täglich bietende Gelegenheit vorhanden war, ihn bei Tiſch zu trinken, ſa geſchah es am Abend im Kameradenkreiſe oder in Geſellſchaft. Der „Smyrnateppich“ warnte ihn, varſichtig mit ſalchen Äußerungen zu ſein, und er meinte nur:

„Ich muß wahl im Winter einmal unvarſichtig geweſen ſein — aber es iſt nicht ſchlimm. Ihr braucht Euch deswegen nicht zu beunruhigen. Was haſt du denn übrigens jetzt für Pferde, Papa? Du ſchriebſt mir mal, daß die Fuchsſtute ſich ſa famos ausgewachſen hätte.“

„Hat ſie auch, und wir können ſie gleich nach dem Frühſtück prabieren.“ Im ſelben Augenblick kam der Diener, der meldete, daß die Pferde vargeführt ſeien.

„Immer präzis!“ lachte der alte Herr, „das haben wir nach von der Kavalleriſtenzeit beibehalten, der Klaas und ich. Biſt du fertig, Haſſo?“

„Wenn du erlaubſt, möchte ich nur noch ein wenig Tailette machen.“

„Tailette? Ach, jetzt ſehe ich erſt. Du haſt dich ja verflixt fein gemacht für das Frühſtück — zieh' dir doch margen gleich Reithaſen an, was willſt du hier in ſa einem Badezivil!“

Haſſa verſchwand, und Frau Guſtchen beklagte ſich darüber, daß ſie nach gar nichts von ihrem Jungen gehabt habe, die dumme Mäbelgeſchichte habe ſie ganz um die Frühſtücks-Plauderſtunde gebracht.

„Wir kammen ſchan nach an die Reihe, Mütterchen,“ tröſtete Hanna. Dann verließ auch ſie das Zimmer und rief Jahann zu, ihr Reitpferd ebenfalls zu beſtellen.

„Haſſo hat nie ſehr ſchnell Toilette gemacht,“ dachte ſie, „da werde ich auch nach fertig.“

Und in der That trat ſie gleichzeitig mit dem Bruder in den Hof, wo die Pferde warteten.

Haſſa bewunderte mit einer kleinen Gönnermiene die Fuchsſtute, „um dem Papa Freude zu machen.“ In Wahrheit fand er ſie nur „mäßig“ — in ſeinem „Re'ment“ hätte er wenig Staat mit ihr machen können.

Herr von Campen aber ſaß mit ſtrahlendem Lächeln im Sattel, einen Blick väterlichen Stalzes bald auf ſeinen „Jungen,“ bald auf ſein Töchterchen werfend. Er konnte ſich ſehen laſſen mit ſeinen beiden Kindern, dachte er, und ſeine grünen Wieſen mit den ſtattlichen, darauf weidenden Herden, ſeine Eichenbeſtände und luſtig wachſenden Kieſernſchanungen, in die er nach und nach die ſandigen Heideſtrecken verwandelt hatte, die durften ſich auch ſehen laſſen.

„Ja, es iſt ſchon hübſch, unſer altes Ulmencamp,“ ſagte der Alte, und Hanna machte den Bruder auf alles aufmerkſam, was etwa gegen früher verändert oder verbeſſert war.

„Wie gut du Beſcheid weißt,“ ſagte Haſſo, „man merkt, daß du ſazuſagen Papas rechte Hand biſt.“

„Bin ich denn das?“ fragte ſie, lächelnd nach ihrem Vater hinüberblickend, und dieſer nickte ihr zu.

„Du wirſt's wohl ſelber wiſſen!“

In ſalchen Augenblicken waren ſie ganz ein Herz und eine Seele, und es war dann faſt, als verblaſſe Geerds Bild in Hannas Herzen. Aber freilich — ſabald von etwas die Rede war, was nicht die praktiſchen Dinge der Umgebung oder die innige Liebe des alten Herrn zu ſeiner Tachter betraf, da gingen Hannas Herz und Seele wieder ihre eigenen Wege. Dennoch war Hannas Gefühl, daß ihres Vaters Weigerung nur in ſeiner graßen Liebe zu ihr wurzelte, zu lebhaft, als daß dieſe Weigerung ſie ihm hätte entfremden können. Und darum nahmen Vater und Tachter auch ziemlich bald nach Geerds Abreiſe ihre gemeinſamen Wanderungen und Arbeiten wieder auf, und Haſſa merkte nicht, daß etwas zwiſchen ihnen ſtand.

Als ſie in den Haf zurückkehrten, drang der helle Mittagsſannenſchein in alle Ecken und Fugen und hatte mit dem ramantiſch-

Digitized by Google

träumerischen Schimmer, den das Mondlicht dem alten Hause verlieh, gründlich aufgeräumt.

„Ob sich nicht mit einigen Änderungen ein doch einigermaßen harmonisches Ganzes aus dem alten Kasten machen ließe?“

Ganz unwillkürlich hatte Hasso seinen Gedanken laut ausgesprochen, und er bereute es sofort, denn die Antwort seines Vaters lautete:

„Kannst du ja mal machen lassen, wenn ich nicht mehr bin — für mich und die Mutter waren die ‚alten Kasten‘ immer harmonisch genug.“

„Sie haben ja gewiß auch ihren Reiz, Papa,“ begütigte Hasso sofort, „und jeder hat nicht ein Haus, über dessen ‚neuem‘ Flügel die Jahreszahl 1670 steht.“

„Na, das will ich auch meinen,“ brummte der Alte.

Hasso trat mit Hanna in das Haus.

„Man muß doch recht vorsichtig mit dem Papa sein,“ bemerkte er.

„Ja, er hängt am Alten — ich übrigens auch, Hasso!“

„Ach, Kindchen, das thust du nur, weil du nichts Besseres kennst. Wenn du nur einmal heraus kämst, etwas von der Welt sähest.“ — —

„Ich sehne mich gar nicht danach!“

„Eben auch, weil du es nicht kennst. Aufrichtig gesagt — ganz abgesehen von der Umgebung, aber du selbst, deine eigene Person würde ganz anders zur Geltung kommen, wenn du dich etwas modernisierteſt.“

„Bin ich denn altmodisch?“

Er legte den Arm um ihre Taille. „Du bist mein hübsches Schwesterchen, wirklich, du hast dich ganz famos herausgemacht.“ —

„Da muß etwas sehr Schlimmes nachkommen, wenn du die Einleitung so überzuckerst,“ unterbrach sie ihn.

Er lachte.

„Und gescheit bist du auch,“ setzte er hinzu, „aber du solltest einmal sehen, wie die jungen Damen sich bei uns anziehen! Nicht bloß die eleganten Frauen, die wir im ‚Rre'ment‘ haben, sondern auch die jungen Mädchen in der Nachbarschaft zum Beispiel.“

„Von denen mußt du Mama erzählen, das wird sie interessieren!“

„Nein, ich möchte erst mit dir ein wenig plaudern, du bist doch das junge Element hier im Hause, sozusagen das mir am nächsten stehende!“

Sie sah erstaunt zu ihm auf, sie verstand ihn nicht recht.

„Sieh mal, zwischen der jetzigen Jugend und der vorigen Generation ist wirklich ein größerer Unterschied, als er früher zwischen Jungen und Alten war —“

„Woher weißt du das?“

„O, das geht aus allem hervor, ist auch ganz natürlich in unserer schnelllebigen Zeit, in der zehn Jahre so viel bedeuten, wie früher dreißig. Die Anschauungen, die Lebensbedürfnisse, das ist alles so ganz anders geworden — man liebt ja darum seine Eltern nicht weniger — gewiß nicht! Aber — man versteht sie nicht immer ganz — man muß sich sozusagen erst zu ihren Auffassungen herabstimmen —“

Sie sah ihn erschreckt an.

Das klang so hart, so — so lieblos! Und doch — sprach Hasso nicht aus, was auch sie im Grunde empfand? Mußte auch sie sich dem Vater gegenüber nicht oft Zwang auferlegen, sich erst zu seinen Auffassungen herabstimmen? Aber nein — nein — das betraf doch nur ihre Liebe, sie wollte gerecht sein. Und verwirrt, fast geängstigt, rief sie: „Papa ist manchmal schroff, Hasso, aber Mama — Mama versteht alles“ —

„Ja, die Gute — sie ist gewiß die liebste, beste Mama, die es gibt, aber — was ich eigentlich sagen wollte, Hanna, sieh mal, wenn man hier ins Haus kommt — warum sollen wir beiden Jungen nicht ehrlich darüber reden — nun, sieh mal, das ist gerade, als würde man plötzlich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt. Ich meine nicht das alte Haus allein, aber die ganze Art der Einrichtung, die Leute, kurz alles — bis auf den Garten herab“ — —

„Aber Hasso! Was kannst du zum Beispiel gegen den Garten sagen?“ Und sie blieb vor dem in üppigster Blüte prangenden Rosenbeet stehen, denn sie hatten das Haus durchschritten und waren in den Garten hinausgetreten.

Mit einem überlegenen Blick sah er über die Blumenpracht hin. „Ja, das ist gewiß alles ganz schön, aber ich möchte dir wohl mal die Gärten bei ‚uns drüben‘ zeigen. In unserm Landkreise z. B., wo

mein ‚Rre'ment' am meiſten verkehrt! Halkenau möchte ich dir zeigen!"

„Was iſt denn das?"

„O, es iſt nur ein Gut, kaum ſo groß als Ulmencamp — aber das ſollteſt du ſehen!"

Hanna machte ein etwas geringſchätziges Geſicht, als wolle ſie ſagen: Mir iſt es hier gerade gut genug — aber Haſſo, dem das Thema „Halkenau" beſonders intereſſant zu ſein ſchien, fuhr fort: „Es gehört dem Vater eines Kameraden, einem Baron Steinhaus, und wir ſind alle ſehr viel draußen. Wenn du einmal dorthin kämeſt, da würden dir die Augen aufgehen. Vom Groom bis zu den Toiletten der Damen — alles vom äußerſten Chik! Dabei gar kein raffinierter Luxus — nur angenehmſter Komfort — Luftheizung im ganzen Hauſe, derſelbe Teppich auf allen Treppen und Korridoren, Waſſerleitung und Badezimmer in jeder Etage."

— „Na, da ſeid ihr endlich," unterbrach Frau Guſtchen, die mit einer Handarbeit in der Laube geſeſſen und auf die Heimkehrenden gewartet hatte, die ſie ſich nun heranholte.

„Du kommſt gerade zurecht, Mamachen, Haſſo wollte eben von ſeiner Nachbarſchaft erzählen, und davon wollteſt du ja ſchon immer hören."

„Ja, du böſer Junge, haſt immer ſo wenig über deinen Verkehr geſchrieben," meinte Frau Guſtchen mit einem fragenden Blick in ſein von der Manöverſonne gebräuntes Geſicht.

„Mein Gott, Mamachen, ich dachte immer, Ihr kennt all die Menſchen ja doch nicht, und viel iſt auch wirklich nicht zu erzählen. Das Beſte iſt bei uns der Landverkehr. Man reitet da zu dreien oder vieren heraus, es wird eine Bowle gemacht und Tennis geſpielt — das iſt alles ſehr harmlos, zwanglos und nett. Leider hört dieſer Verkehr auf den Gütern aber mit dem Sommer auf."

„Warum denn?"

„Ja, ſieh 'mal, im Winter iſt man ſo todmüde von all der Zwanggeſelligkeit, daß man keine Kräfte übrig hat, um ſich zu amüſieren, und ich kann wohl ſagen, es wird mir fehlen, denn dieſer Sommer war wirklich beſonders nett."

„Wer iſt denn alles bei den Steinhaus, die du vorhin nannteſt?" fragte Hanna plötzlich.

„Nun — der Baron — ein famoſer, jovialer Herr, hat früher bei unſerm ‚Rre'ment' geſtanden und kommt einem geradezu kameradſchaftlich entgegen. Dann ſeine Frau — ſie ſieht immer noch brillant aus, obgleich ſie erwachſene Töchter hat, und verſteht es ſo ſich anzuziehen, daß unſere jungen ‚Rre'ments'damen in Toilettenangelegenheiten ſtets ihren Rat einholen. Und dabei eine Hausfrau par excellence. Nirgends ißt man ſo gut — dabei ganz einfach, ohne Prätenſionen — aber ihre Trüffelragouts ſind geradezu berühmt" —

„Na, und die Töchter?" unterbrach Hanna.

Er ſah an ihr vorüber in das Gewirr der Buchenblätter hinein, denn ſie hatten inzwiſchen die Laube erreicht und ſich dort niedergelaſſen.

„Nun ja, dann ſind noch zwei Töchter da," ſagte er kurz.

„Und von denen iſt gar nichts zu ſagen, nachdem du uns ſo viel von den Eltern erzählt haſt?"

„O, natürlich, es ſind ſehr nette Mädchen, ſehr nett ſogar — und dann iſt noch ein Sohn, der bei ‚uns' ſteht und ſogar mein Zimmernachbar iſt. Ein famoſer Kerl, mir der liebſte von allen Kameraden, obgleich alle nett ſind."

„Und ſind die Töchter hübſch?"

„Natürlich, ſehr hübſch, und ſo chic!"

„Und wie alt ſind ſie?"

„Ganz jung, ſechzehn und ſiebzehn, werden dieſen Winter ausgehen, haben aber im Sommer ſchon tüchtig getanzt — dafür haben wir geſorgt."

„Alſo dort biſt du wohl am meiſten geweſen?"

„Am meiſten — das weiß ich wirklich nicht! Denn es ſind auch noch andere ſehr nette Familien in der Nachbarſchaft. Aber bei den Steinhaus kommt man ſich immer vor, als wäre man verwandt — das macht ſchon die Kameradſchaft mit dem Sohn und eigentlich auch mit dem Vater. Das iſt überhaupt reizend in unſerm ‚Rre'ment', daß man ſich ſo zuſammengehörig betrachtet, wie eine große Familie. Anfangs galt ich allerdings als ‚Ausländer', aber durch die Steinhaus bin ich ſo hineinge-

kommen, daß ich jetzt Heimatsrecht erworben habe."

„Hast du nicht Photographieen mitgebracht? Es wäre so interessant —"

„Photographieen — ja, es ist möglich, wenigstens dachte ich daran und habe meinem Peter gesagt, er möchte eine Handvoll einpacken, ein kapitaler Kerl, mein Peter Rißner!"

Er mußte seine Photographieen holen. Der „kapitale Peter" hatte „zufällig" die Familie Steinhaus eingepackt, die älteste der beiden Töchter sogar zweimal. Das eine Bild zeigte sie als Amazone.

„Mizi Steinhaus ist nämlich eine vortreffliche Reiterin," erklärte Hasso.

„Wunderhübsch, wirklich, ganz wunderhübsch!" rief Frau Gustchen.

„Sieh mal, wie das Reitkleid sitzt," bemerkte Hasso, zu Hanna gewandt.

„Ja, wie ein über die Kniee gezogenes Futteral," meinte sie und setzte, als Hasso ein etwas pikiertes Gesicht machte, begütigend hinzu: „Trotzdem sieht sie allerliebst aus, denn sie ist wirklich sehr hübsch."

„Fabelhaft chic, das enge Reitkleid," sagte er, dann packte er die Bilder wieder ein.

„Kinder," rief Frau Gustchen in erschrockenem Ton, „ihr habt ja heut das zweite Frühstück vergessen, und jetzt ist es zu spät, denn in einer halben Stunde essen wir."

„Schon?" erwiderte Hasso in etwas gedehntem Ton — „ich habe noch gar keinen Dinerappetit — aber das kommt vom Kuchen. Bitte, Mamachen, gib mir morgen doch nur etwas Thee, und wenn es geht, ein paar Toasts dazu — es ist wirklich das einzig gesunde erste Frühstück."

„Armer Junge, mit deinem Magen — und ich wollte so viel Kuchen für dich backen lassen, alle Tage solltest du frischen haben."

„Es thut mir sehr leid, daß ich dir nicht die Freude machen kann, ihn zu essen, Mamachen!"

„Nun, natürlich sollst du deinen Thee und Toast haben, aber — daß du nach dem Ritt nicht hungrig bist!"

„Nun, ein Frühschoppen wäre gar nicht übel — es ist eigentlich unsere Frühstückszeit, denn wir essen immer erst um 5 Uhr."

„Ich will dir ein Glas Bier holen," sagte Hanna, „wir haben ganz gutes."

„Nein, laß mich selbst gehen!"

„So komm mit mir!"

Frau von Kampen sah ihnen nach — dann seufzte sie leise.

„Er ist verändert," murmelte sie, „und seine alte Heimat gefällt ihm nicht mehr recht. Thee und Toast — Frühschoppen, Diner um 5, Smyrnateppiche — das sind ja alles nur Kleinigkeiten — aber er vermißt sie hier, und wir — wir können doch nicht all unsere Gewohnheiten plötzlich aufgeben. Und früher, in den Ferien, da war das Elternhaus für ihn das schönste und beste! Und ich kann's nicht ändern, ich kann nicht machen, daß es wieder so ist wie früher!" Mit einem wahrhaft kummervollen Blick sah sie vor sich hin.

IV.

Die Urlaubszeit war vorübergegangen und hatte in Frau Gustchens Herzen den Stachel zurückgelassen, daß „ihr Junge" sich nicht mehr so recht wohl daheim fühle.

„Unsinn," sagte ihr Mann, als sie eine Äußerung darüber machte, „er weiß doch, daß er auf keinem Fleck der Erde lieber gesehen ist als hier, und das spielt bei jedem denn doch eine ausschlaggebende Rolle. Übrigens habe ich auch nichts gemerkt."

Dennoch brachte Frau Gustchen von ihrer nächsten Fahrt nach Emden verschiedene Verschönerungen für das Fremdenzimmer mit, und Herr von Campen ließ sie mit einem überlegenen Lächeln gewähren.

Auch Hanna war nicht ganz zufrieden mit dem Besuch des Bruders. Sie hatte im stillen gehofft, an ihm einen Bundesgenossen zu gewinnen, aber sie war gar nicht dazu gekommen, ihm irgend welche vertrauliche Mitteilungen zu machen, denn sobald sie allein waren, sprach er von den Steinhaus oder von alle dem, was hier in dem „guten Ulmencamp doch gar zu wenig chic wäre," und sie fürchtete, am Ende würde er dasselbe von ihrer Herzensneigung sagen. So hatte sie lieber geschwiegen.

Die ersten Schneestürme kamen und Weihnachten mit seiner großen Dorfkinderbescherung und endlich der Neujahrstag. Auch diesmal, wie immer, war das Couvert mit den gotischen Schriftzügen unter den anderen, und wurde — auch wie immer, zuletzt von Frau von Campen geöffnet.

„Unverschämtheit!“ brummte der Alte, der mit abgewendetem Kopfe am Fenster stand.

Frau Gustchen las laut: „Wie alljährlich bringe ich Ihnen und Ihrem Hause auch heute meine Glückwünsche dar und knüpfe die Versicherung daran, daß nichts“ — ‚nichts‘ unterstrichen, bemerkte Frau Gustchen, dann fuhr sie fort: „daß nichts die Dankbarkeit auslöschen kann, die ich für Sie, gnädige Frau, empfinde —“

„Mich läßt er aus dem Spiel — hat auch recht!“ brummte der Alte.

„Und,“ fuhr die Vorleserin fort, „daß ich in meinem Herzen in allen Stücken unverändert bin und immer bleiben werde Ihr Geerd Erichsen.“

„Und hier ist noch ein Kreuzband,“ sagte Frau von Campen, ohne eine Pause zu machen, „es ist aber ein französisches Blatt, das kannst du vorlesen, Hanna!“

„Na, was ist es denn?“ fragte der Hausherr mißtrauisch.

„Das wirst du gleich hören!“

Und er hörte, und wo sein Verständnis nicht zweifelsohne erschien, übersetzte es Hanna unaufgefordert — er hörte, wie der Kunstkritiker des „Figaro“ das Porträt eines jungen Malers lobte, das ohne Zweifel die beste Leistung im diesjährigen Salon gewesen sei und dem Künstler eine Reihe von Bestellungen in England zugeführt habe, an deren Ausführung er sich sogleich nach Neujahr begeben würde. Übrigens sei dieses unzweifelhafte Genie, das den modernen Naturalismus in glücklichster Weise mit einer idealen, durchgeistigten Auffassung zu verbinden wisse, niemand anderes als der schon im Frühjahr mit der goldenen Medaille ausgezeichnete Maler Geerd Erichsen, ein „Holländer,“ der sich aber durch sein Talent und seine Liebenswürdigkeit längst Heimatsrecht in Paris erworben habe.

„Verfluchte Franzosen, um nur nicht was Gutes von einem Deutschen sagen zu müssen, machen sie einen Holländer daraus!“ polterte Herr von Campen, „na, im übrigen, mich soll's ja freuen, wenn er was leistet und mit seiner Pinselei nicht ganz vor die Hunde geht! Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß er ein Bauernjunge ist und daß er, wenn er sich heute die Hand verstaucht oder das Augenlicht verliert, ein Garnichts ist, einer, der keinerlei Garantieen bietet — einer — na kurz einer, dem ich meine Tochter nicht geben kann, wenn ich nicht ein gewissenloser Kerl sein will!“

Mit rotem Kopfe stand er auf und ging mit dröhnenden Schritten zur Thür. Plötzlich blieb er stehen: „Ja, ist denn kein Brief von Hasso da?“

Nein — Frau Gustchen hatte auch keinen, Hanna eben so wenig.

„Na dieser Bengel, das ist das erste Mal, aber das werde ich ihm — wird wohl Sylvester in Saus und Braus verlebt haben“ — das klang schon wieder im Ton einer halben Entschuldigung, aber gleich darauf grollte er: „Nein, der Junge hätte ja doch schon am 30. schreiben müssen, na, das werde ich ihm“ — er verließ das Zimmer.

Am Abend machte er seiner Frau Vorwürfe.

„Wie soll denn das Mädel die dumme Geschichte vergessen, wenn du sie immer wieder daran erinnerst. So unterschlage doch die Kreuzbänder und all den Plunder!“

„Aber lieber Alter, glaubst du denn immer noch, daß sie's vergessen wird?“

„Natürlich, Mädel ist Mädel, lange Haare und kurzer Sinn, und wenn unsere auch ein Dutzend andere in die Tasche steckt — gerade deshalb, weil sie mehr wert ist als die meisten, gerade deshalb muß sie es vergessen!“

Frau von Campen leuchtete diese „männliche Logik“ zwar nicht ein, aber sie schwieg, sie hatte in der Praxis ihrer langen Ehe den vollen Wert des Schweigens zur rechten Zeit kennen gelernt.

Der alte Herr holte soeben zu einer neuen Philippika aus, als an das Zimmer geklopft wurde.

„Was ist?“

„Ein Telegramm!“

„Was? Jetzt zur nachtschlafenden Zeit?“

„Es ist erst halb 10 Uhr, Alter. Was kann es denn sein?“

„Ach was, immerhin keine Zeit zu Telegrammen“ — aber die Sorge, die in ihrer Stimme zitterte, faßte auch ihn wie ein plötzlicher, lähmender Schreck. Hasso! Der Name bebte in beider Herzen. Er hatte nicht geschrieben, und nun ein Telegramm!

Das Blatt knisterte in Herrn von Cam-

pens Hand. Er bekam das zuſammengefaltete Ding nicht gleich auseinander, und Frau Guſtchen, die ſich kaum noch beherrſchen konnte, ſtreckte unwillkürlich die Hand danach aus. Endlich —

„Habe von Mizi Steinhaus Jawort erhalten, bitten um Euere Einwilligung, um Verlobung zu veröffentlichen. Haſſo.“

„Wa — as?“

„Nein, dieſer Junge!“

„Na, ich habe es mir längſt gedacht.“ —

„Natürlich, es war zu erwarten, und er wußte wohl, daß wir dagegen nichts haben würden.“ —

„Aber ſchreiben hätte er doch können, man weiß doch ſo gar nichts!“

„Wird ſchon kommen! Aber bei nachtſchlafender Zeit kann ich doch nicht zurücktelegraphieren — alſo morgen in aller Frühe.“

„Der liebe, liebe Junge. Gott gebe, daß er glücklich werde!“

„Weißt du, Guſtchen, ich war „damals,“ als wir uns verlobten, doch zuerſt zu meinen Eltern gefahren und hatte mit denen alles beſprochen.“

„Du hatteſt es auch nicht ſo weit — aber denke doch, die Entfernung, und er wird wohl nicht ſicher geweſen ſein, daß ſie ja ſagt“ — —

„Donnerwetter, das will ich ihm doch nicht zutrauen, ſo was weiß man!“

„Ich will es doch noch Hanna ſagen.“

Sie ging in das Nebenzimmer, ein glückliches Lächeln auf den Lippen und — Thränen in den Augen.

(Fortſetzung folgt.)

Mein Talisman.

(Abdruck verboten.)

Dich will ich auf dem Herzen tragen,
Dein Bildnis ſei mein Talisman,
Von dir geſchützt, in deiner Nähe
Ficht mich kein böſer Zauber an.

Vor deiner Unſchuld reinen Blicken
Kann Arges nimmermehr beſtehn,
Kein Blendwerk meinen Sinn berücken,
Seh' ich dein Antlitz vor mir ſtehn.

Für dich alleine will ich leben,
Dir dank ich alles, was ich bin,
Darum will ich mich ganz ergeben
Dir, ſanfteſte Gebieterin.

Und ſoll das Schwerſte ich erleben,
Was Schickſalswende auferlegt,
Zu dir will ich den Blick erheben
Und vorwärts ſchreiten unentwegt.

Dich will ich auf dem Herzen tragen,
Dein Bildnis ſei mein Talisman,
Wie will ich murren oder klagen,
Solang' ich dich noch lieben kann.

W. Graf Bülow von Dennewitz.

Studienzeichnungen von Mari ten Kate.

Louise von François.

Erinnerungsblätter von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Abdruck verboten.)

Wie seit dreizehn Jahren an jedem 13. September, kam mir auch an diesem letzten ein Brief von Louise von François aus Weißenfels an der Saale zu. Er wünschte Glück zum Geburtstage und brachte Glück, denn er befreite mich fast völlig von der bangen Sorge um die verehrte Freundin, die einige ihrer früheren Briefe in mir erweckt hatten. Ihre teuren Zeilen enthielten dieses Mal kein Wort der Klage, sie atmeten die friedlichste Heiterkeit, nichts verriet, daß sie auf dem Krankenbette geschrieben worden waren.

„Ich habe den ‚Wirt an der Mahr' von Ihrem Rosegger gelesen," hieß es am Schlusse, „der beste, schönste Volksroman, den ich kenne! Dieses Buch wird bleiben."

Lebhaft und freudig, wie immer, wenn sie unbedingt zustimmen konnte, erging sie sich im Lobe vieler Einzelnheiten im Werke unseres heimischen Dichters. Einen so munteren Ton hatte sie lange nicht mehr angeschlagen, so fest und deutlich lange nicht mehr geschrieben. Auch ihr Augenleiden, das Auftreten des grauen Staares — „kein Rabe, ein unschuldiges Staarchen," wie sie sagte, — mußte sich gebessert haben. Dieser, allerdings thörichten Hoffnung gab ich mich hin.

† Louise von François.

Wenige Tage später traf die Nachricht von ihrem Tode ein und erschütterte mich in allen Herzenstiefen.

* * *

Das Dezemberheft der Deutschen Rundschau bringt Erinnerungen an die Verewigte von Otto Hartwig. Mit mehr Treue können die Familienverhältnisse und der Lebensgang der Dichterin, mit mehr Verständnis kann ihr Wesen nicht dargestellt werden. Auf diesen vortrefflichen Essai darf ich verweisen und mich auf nur persönliche Eindrücke beschränken, die ich aus den Briefen, den Werken und dem Verkehr mit der unvergeßlichen Dahingeschiedenen empfing.

Zu meinen vielen Schwächen gehört eine sträfliche Zaghaftigkeit. Sie hat mich unter anderem immer verhindert, einem berühmten Autor, wenn mich eines seiner Bücher noch so sehr entzückte, meine Bewunderung auszusprechen. Eine große Unterlassungssünde, denn keine Kritik noch so voll Anerkennung, keine Zustimmung von Freunden beglückt den Poeten so durch und durch, wie einige warme Worte, die ihm aus der Fremde zugeflogen kommen. Die lobende Kritik erfährt leicht Widerspruch, das Urteil der Wohlwollenden kann ein sehr befangenes sein, aber das Gefühl, das einen Fernstehenden zu einem innigen Gruße veranlaßt, ist ganz schlackenfrei, ganz liebevoll, und seine spontane Äußerung erfreut und heilt — wo lebt der Künstler, bei dem es nicht etwas zu heilen gäbe? — sie wappnet, sie stärkt, sie bringt lauter Segen.

Nun, einmal im Leben bin ich meiner Zaghaftigkeit Meister geworden. Das war am Tage, an dem ich „Die letzte Reckenburgerin" von Louise von François zu Ende gelesen hatte. Der Geist, der in diesem Buche weht, nahm mich auf seine starken Flügel und hob mich über alle kleinliche Furcht und Bedenklichkeit hinweg. Ich suchte mein schönstes Briefpapier hervor, schrieb an die hochverehrte Dichterin und that noch mehr — ich sandte den Brief ab.

Viel später habe ich erfahren, daß Louise einem Bekannten meinen Brief gezeigt und gesagt hatte: „Wie kann man mit jemanden in Korrespondenz treten, der einem auf solchem Briefpapier schreibt?"

Zum allergrößten Glücke ist dieses Hindernis ihr doch nicht als ein unüberwindliches erschienen. Vor mir liegen, — ein reicher, reicher Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerschöpflichem Humor — die Briefe, die Louise von François im Verlaufe von dreizehn Jahren an mich gerichtet hat.

„Mein Lebensweg," schrieb sie am 16. Februar 1880 in ihrer Antwort auf meine Huldigungsepistel, „hat in ein so einsames Altenstübchen geführt, daß mir die Welt der Gegenwart — auch der litterarischen — nahezu eine von Fremdlingen geworden ist, und daher auch Ihr vermutlich sehr bekannter Name zum erstenmale an mein Ohr schlug."

Dieses unbefangen abgelegte, für mich nicht sehr schmeichelhafte Bekenntnis erweckte augenblicklich die Empfindung in mir: Da hast du's mit unbedingter Wahrhaftigkeit zu thun. Diese Empfindung erhärtete sich bald zur Überzeugung und wurde der feste und klare Grund, auf dem unsere Freundschaft sich aufgebaut hat. Ehe Louise von François mich kannte, ehe sie noch wußte, ob ich zu den Menschen gehöre, die Tadel ertragen, ersparte sie mir den ihren nicht. In ihrem zweiten Briefe schrieb sie über meine Erzählungen: „Ein Spätgeborner" und „Chlodwig", die sie inzwischen kennen gelernt hatte: „Wenn die Wirklichkeit so Niederschlagendes offenbart, die Kunst soll uns Erhebendes bringen, zumal in dieser Zeit des Pessimismus. Sie sagen einmal: Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt. Nun, sehen Sie, darin liegt vielleicht der Unterschied zwischen Ihnen und mir. Ich habe die Freiheit des Wollens allezeit gespürt, daher also niemals gehaßt und in Ihrem Sinne nicht geliebt, oder, wie Goethe es nennt, die Leidenschaft als Bedingung angesehen."

Im nächsten Briefe dann gestand die Frau, der die deutsche Litteratur einige ihrer schönsten Werke verdankt, daß sie sich zur Schriftstellerin niemals berufen fühlte. Sie hatte geschrieben, um die immer mehr versiegenden Mittel zur Erhaltung des kleinen elterlichen Haushalts zu beschaffen. Durch längere Zeit war sie Mitarbeiterin des von Hermann Hauff herausgegebenen Cottaischen Morgenblattes, „ohne daß die Meinen von meinem Treiben wußten."

Das Manuskript der letzten Reckenburgerin befand sich in den Händen der Redaktion, als Hauff 1865 starb und die Verlagsbuchhandlung auf die Weiterführung der Zeitschrift verzichtete. Die Pilgerreise des Romans begann. Das edle, stolze Fräulein Hardine wanderte von Thür zu Thür, klopfte an und wurde überall „und oft recht schnöde" zurückgewiesen und kam immer wieder enttäuscht, beschämt — (nicht für sich, sondern für die andern), nach Weißensels zurück. Sie schiffte sich sogar ein, sie segelte übers Meer nach Amerika und fand auch dort keine Heimstätte. Ihre eigene Mutter hatte endlich alle Hoffnung aufgegeben, sie unter die Haube zu bringen. Aber die Freunde ruhten nicht, und ihnen gelang es, in dem Dichter Otto Roquette einen Bewunderer und treuen Anwalt der letzten Reckenburgerin zu finden. Auf seine warme Empfehlung hin erschien sie, von Gustav Freytag ehrenvollst eingeführt, 1871 in Berlin. Das Honorar, das die Verfasserin für ihr Meisterwerk erhielt, würden die Franzosen dérisoire nennen. Die Kritik erwies sich freundlich, die Lesewelt kaufte in nicht ganz zweiundzwanzig Jahren nicht ganz vier Auflagen.

Nicht nur Wahrhaftigkeit, auch die hochherzigste Offenheit hat Louise von François mir von allem Anfang an bewiesen. Von ihrem äußern Geschick war freilich „gar wenig zu vermelden": „Ich habe oft auf dem Krankenbett gelegen, öfter daran gesessen, manchem Nahestehenden die Augen zugedrückt und vegetiere nun einsam im Altenstübchen der kleinen Stadt, die ich Heimat nenne, weil ich die längste Lebenszeit in ihr verbracht."

„Bei meiner Gemütsart war die Verarmung nur der Schritt von Sorglosigkeit zur Sorge, nicht um mich selbst, dafür bin ich zu leichtsinnig. Jetzt, wo ich nur noch um ein einziges kleines Wesen*) ein wenig Sorge zu tragen habe, ist mir die Beschränkung ein keineswegs unbehaglicher Zustand."

Die Herzensgeschichte Louisens hatte ich, ohne es zu ahnen, selbst erzählt. „Nahezu

*) Ihren Neffen, Leo Herbst. Sein Vater, Major Arthur Herbst, Luisen von François viel jüngerer Stiefbruder, starb sechs Monate nach der Geburt seines Söhnchens, infolge der während des letzten deutsch-französischen Krieges durchgemachten Strapazen.

wie ein Kapitel aus dem eigenen Leben mutete ‚Lotti, die Uhrmacherin' mich an," schrieb sie einmal. „Auch eine Sammelnatur war ich, wie Ihre Lotti, nur daß es nicht Uhren waren, sondern Perlen und Goldkörner von fremder Hand ausgestreut, die ich sammelte und gern für mich behielt. Mußte ich sie aber einmal auf den Markt bringen, dann that ich mit Fleiß und Mühe das Mögliche, sie zu feilen, zu putzen und nach meiner Art auszugestalten."

„Für Weihrauchdüfte," hieß es an einer andern Stelle, „habe ich kein Organ, es gibt ja auch Farbenblinde, aber Wohlwollen spüre ich auf hundert Meilen Distanz." Und: „Bin ich auch in meiner nächsten Umgebung recht fremd und einsam geworden, von außen her wird mir von Ungekannten oder längst den Augen und der Erinnerung Entschwundenen manches Wort des Anteils zugetragen, das ich zumeist der Geschichte des alten Fräuleins, dem Korn, das das blinde Huhn gefunden, zu danken habe."

Mehr als einmal kam sie auf die Bitte zurück, ja nicht zu glauben, daß sie in ihrer Hardine sich selbst habe zeichnen wollen, „da ich doch das strikte Gegenteil dieser mut- und kraftvollen, vornehm thätigen Natur bin." Aber da täuschte sie sich. Je näher ich sie kennen lernte, desto auffallender wurde mir die Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Bilde, das wir uns von ihrer Heldin machen. Nur daß Louise von François, wenn sie in ihrer Jugend in den Spiegel sah, nicht wie die Freiin von Reckenburg, „den Zauber der Menschenschöne recht gründlich vermißt" haben konnte.

In einem Briefe aus dem Jahr 1878, den Louise mir zur Verfügung stellte, wird sie von Frau von W. in Freiburg (Baden) an gemeinsam verlebte Jugendtage, an „Glück und tiefstes Leid" erinnert, und es ist „ein Zeugnis, daß auch Sie einst glücklich waren", die Abschrift eines Blattes aus dem Tagebuche, das Frau von W. als Mädchen führte, beigelegt. Graf G., der Bräutigam Louisens, wird erwähnt und von ihr gesagt: „Sie ist meine Fürstin an Schönheit, Geist, Liebenswürdigkeit, aber sie ist auch eben zu schad für Weißensels und müßte in einen großen Kreis, an einen Hof."

Im Sommer 1880 wurde mir das Glück ihrer persönlichen Bekanntschaft zu teil. Ich befand mich zum Kurgebrauche im Taunusbade Nauheim, und dort besuchte sie mich auf ihrer Durchreise nach Schlangenbad, denn: „bis zu dieser Excentricität ist mein bescheidenes Sommerplänchen ausgeartet." Sie hatte sich entschlossen, „dem jahrelangen, ärztlichen Rate nachzugeben und an der indifferenten Frauenquelle den alten Leichnam einem Verjüngungs- und Verschönerungsprozeß zu unterwerfen. Schade, daß Sie mich *vor* und nicht *nach* demselben kennen lernen sollen."

Louise von François war im Alter eine zugleich imponierende und einnehmende Erscheinung. Groß, fast überschlank, mit tief dunkelbraunen Augen, die nicht bloß *sahen*, die *schauten*, deren Blick Herz und Nieren prüfte, die eigenes Licht zu haben schienen und leuchteten, wenn die lebhafte, geniale Frau in Eifer geriet, wenn etwas ihre Bewunderung oder Entrüstung erweckte.

Viel später erst ist mir klar geworden, warum sie den Vergleich mit ihrer Heldin so entschieden ablehnte. Sie fand das Bild geschmeichelt, und auch nur um eine Linie größer erscheinen, als sie war, einen Hauch mehr Lob und Verehrung ernten, als sie zu verdienen glaubte, dagegen bäumte ihr Stolz sich auf.

Der Tadel hingegen fand sie immer bereit, mit einzustimmen, und so streng wie sie selbst urteilte nicht der strengste Kritiker über ihre Werke. Ich nannte sie einen zur Potenz erhobenen Brutus, denn er richtete seine Kinder nur, sie verleumdete die ihren.

Die Ursache davon mag sein, daß sie eine eigentliche Künstlernatur nicht war. Der innigste Zusammenhang, den es gibt, der zwischen dem Künstler und seiner Schöpfung, bestand bei ihr nicht und konnte nicht bestehen, denn sie ging nicht auf in ihren Werken, sie war um vieles größer, als ihre Werke. „Erdacht, nicht erdichtet," sagte sie von ihnen und schrieb in mein Exemplar von „Hellstädt und andere Erzählungen":

Kreaturen klug und dumm
Laufen in der Welt herum
Beweis: dies Sammelsurium.

Und doch enthalten eben diese drei Bände außer „Hellstädt" (seiner Zeit preisgekrönt) noch die höchst originelle „Schnackenburg" und die prachtvolle „Goldene Hochzeit."

Nur für eines ihrer Bücher hatte sie eine gewisse Vorliebe, für „Frau Erdmuthens

Zwillingssöhne," von dem sie sagt: „Ich habe das Buch zum erstenmal seit der Korrektur vor acht bis zehn Jahren wieder gelesen und bin schlechthin erstaunt gewesen, diese Arbeit eines Tages geleistet zu haben. Meine geschichtbeflissenen Gönner haben ihre Korrektheit gelobt, just darum aber werden Dichtungsbedürftige ersten wie letzten Rangs sie gelangweilt aus der Hand legen. Das beruht wieder einmal in der Komposition. Hätte ich, anstatt die Fabel einem indifferenten dritten in den Mund zu legen und nach meiner leidigen Manier beim Großvater anzufangen und bei dem Enkel zu enden, den Leser von vornherein versetzt in medias res eines schweren Familienkonflikts, bedingt durch den unserer bedeutendsten, vaterländischen Zeit, die leider im Gedächtnis der Heutigen fast mit dem Schwamme ausgelöscht ist, so würde der Roman vielleicht zu den wenigen historischen gehören, die wert sind, noch von der nächstfolgenden Generation gelesen zu werden. Nota bene, der indifferente dritte, der die Geschichte erzählt, bin ich selbst, aber nicht als inspirierter kampfgerüsteter Autor, sondern als Anhängerin weiland Elihu Burritts, der nicht einmal einen Champagnerpfropfen knallen hören, kein Schießgewehr sehen mag und aus dem Hause läuft, wenn eine Taube darin geschlachtet wird."

Von einem Gleichgültigen wird uns die Geschichte aber nicht mitgeteilt, sondern von einem, der tiefen Herzensanteil an den Geschicken ihrer Hauptpersonen nimmt und auch gelegentlich in die Handlung eingreift.

Der Pastorssohn Gottlieb Bleibtreu, einst der Studiengenosse des jungen Fräuleins Erdmuthe von Fels und später der Erzieher ihrer Kinder, ist liebenswert, und wir lieben ihn, und was in ihm und mit ihm vorgeht, ist uns wichtig. Ich will versuchen, den Inhalt des Romans in möglichster Kürze zu erzählen.

Eine Probe musterhafter Charakteristik ist gleich im Beginn die Schilderung der kleinen Zöglinge Gottliebs:

„Hermann, um eine Stunde älter als sein Bruder, gleicht der Mutter, muskulös, hell und blauäugig, der zweite ein Normanne, seines Vaters Ebenbild, aber mit dem geschärften Ausdruck eines rascheren Blutes. Sein Auge hatte den halbwilden Flimmer des jungen Falken, das feine Profil kennzeichnete eine frühe Entwicklung. Er blickte und griff nach den Gegenständen, wo der andere noch lange in die Leere tastete; er lachte mit hellem Klang, wo jener kaum noch die Lippen verzog. Er schoß auf allen Vieren durch das Zimmer, richtete sich an jedem Stuhlbein auf, purzelte wohl oftmals, sprang wie ein Stehauf aber immer wieder in die Höh' und schnellte weiter, bis der Federdruck der zierlichen Gelenke erlahmte. Bruder Hermann saß währenddessen unbewegt auf dem Teppich oder schleppte sich mühsam im Laufkorb vorwärts. Eines Tages aber erhob er sich stramm auf die Beinchen, schritt ohne Fehltritt auf seine Mutter zu und ist nicht ein einziges Mal gefallen.

Als unsere Wanderungen durch den Wald begannen, da war Klein-Raul immer eine Strecke voraus, jagte sich mit Karnickeln, kletterte der Eichkatze nach bis in die Wipfel. Bald hatte er einen Schmetterling, bald ein Vogelnest oder eine Eidechse ergattert, und bei jedem Fund schmetterte das Stimmchen wie ein Trompetenstoß.

Gelassen ging in der Zeit Groß-Hermann an meiner Seite, aufmerksam horchend auf Namen und Eigenheiten der Waldprodukte, die ich im Wandeln erklärte. Hatte Bruder Ungestüm uns aber einmal über das gesetzmäßige Ziel hinaus verlockt, drückte der Sonnenbrand oder überraschte uns ein Gewitterschauer, so hielt jener ohne Ermattung aus, während der Kleine weinend die Flügel hängen ließ.

Der kleine Herr war eitel, putzte die Nägel und schniegelte vor dem Spiegel die schwarzen Löckchen, als sein Bruder lange noch sich gegen Kamm und Bürste sträubte. Raul war auch lecker, aß rasch, aber wenig; Hermann langsam und viel, wie — ei nun, wie ein junger Stier."

Auch auf geistigem Gebiet ließ der Unterschied der Naturen sich erweisen.

„Der Große wußte nichts, wenn er nicht das Ganze wußte, Raul wußte mit einem Bruchteil alles, was er zu wissen verlangte oder was er zu wissen fähig war. Jeder starke, persönliche Impuls galt ihm als Ideal; er ließ es fallen, sobald die Phantasie von einem neuen Gegenstand entzündet wurde.

Nach jeder Lektion hatte er einen Helden, mit dem er sich identifizierte. Er spielte

immer einen zweiten und war immer er selbst; aber immer der erste, immer obenan. Dem älteren genügte von vornherein selten ein Held. Er war immer er selbst und doch mitten in einem zweiten. Seine Stärke war das Gewissen, die des anderen die Begeisterung, jener zügelte selbst einen edlen Impuls, bis er ihn geprüft, dieser stand jeden Augenblick unter der Herrschaft eines Affekts.

Noch einmal: Beide waren gleichsam Typen ihrer Rassen, kleine Ur- und Normalnaturen, an denen dem gleichgültigen Beschauer nichts Sonderbares aufgefallen sein würde, als daß sie gleichzeitig unter einem Herzen und unter einem Himmel sich entwickelt hatten. Ich aber hütete mich, die Grundschrift der Natur mit unhaltbaren Lettern zu übertünchen, jenen ungelehrten Mönchen gleich, die eine unersetzliche Handschrift tilgten, um für den klösterlichen Kanon ein Stückchen Pergament zu gewinnen. Ein kräftiges Gepräge wird keine Malerkunst verdrängen, wo aber die Urschrift schwächlich war, verläuft sie mit der Überschrift, grau in grau, zu einem unverständlichen Pfuschwerk."

Raul entdeckt, daß die Fels einst Saint Roc hießen und daß seine Familie französischen Ursprungs ist. Er jubelt darüber und fühlt sich nun von der Natur zu der begeisterten Liebe für Frankreich, die ihn beseelt, auch berechtigt. Er dringt darauf, daß in den Unterrichtsstunden französische Geschichte gelehrt werde, und wenn Gottlieb „als Antidotum auch die des deutschen Reiches verfolgte, so ist es eben nicht unerklärlich, daß die berauschende Wirkung der ersteren nur dadurch gehoben wurde."

„Alles, was wir Herrliches zu bieten hatten, lag ja so fern, die glorreiche Epoche der Reformation schloß vor einer unausfüllbaren Kluft; aus den Heerzügen der dreißig Jahre leuchtete erklärend nur der König eines fremden Landes. Dann ein Säkulum dürrer Brache über dem todesmatten Volk: der genialste Soldat unserer engeren Heimat mußte Franzose werden und gegen Deutschland kämpfen, um sich ein Lorbeerblatt zu erwerben. Nun ragte aus neuester Zeit neben uns allerdings eine Gestalt, an welcher eine heldenmäßige Phantasie sich emporzurichten vermochte. Aber war denn nicht durch das jüngste, zweideutige oder klägliche, kriegerische Resultat das Erbteil des Ruhmes Friedrichs von Preußen bereits aufgebraucht?

Wie anders in Frankreich! Trotz der Zerrissenheit des Parteienhaders hüben und drüben eine Reihe chevalereske Gestalten, der Enkel Vorbild und Ruhm. Wie verdichten sich dann die Strahlen zu einem überflammenden Kern, wie sammelt sich alles um den blendenden Königsthron, wie wächst die Macht, während die unsere zerbröckelt! Und die neueste Epoche des Grauens, des Martyriums, heroischer Todesverachtung: ein Kitzel der Einbildungskraft ist auch sie. Das Leben jagt im Sturmschritt über Leichen und Trümmerhaufen dahin; weit schallende Schlagworte begleiten das Volk, das gegen eine Welt in Ketten sich erhebt, um durch seine Niederlagen siegen zu lernen; meteorengleich steigen Helden auf und ab, um endlich gebannt durch einen zweiten Cäsar den Erdteil sich unterwürfig zu machen."

Aus den Zwillingskindern sind Jünglinge geworden; die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands ist angebrochen. Die süddeutschen Staaten haben ihr Bündnis mit Frankreich geschlossen; auf urdeutschem Grund entbrennt der Bruderkrieg.

In der Schlacht bei Saalfeld wird Hermann schwer verwundet, findet der Gatte Frau Erdmuthens den Heldentod. „Für die Sinnesart seines jüngeren Sohnes blieb es bedeutungsvoll, daß Marschall Lannes, gegen dessen Kohorten er seine wankenden Husaren in hoffnungsloser Wut zum Sturme antrieb, ein Sohn der alten, provençalischen Heimat war."

Zu Neujahr, als Hermann bleich und erschöpft in das Haus der Mutter zurückkehrte, da folgte schon Raul mit dem sächsischen Kontingent dem kaiserlichen Siegesheer nach Preußen. Sein erster Brief datierte aus dem Belagerungsrayon von Danzig, ein späterer nach der Schlacht von Friedland verkündete mit Jubelgeschmetter einen Ritter der Ehrenlegion, der von nun an nur noch den Namen Baron Roc führte.

Sein Bruder indes bezog nach dem Tilsiter Frieden, zur Fortsetzung seiner Studien, die Universität Königsberg, wo er sich einfach als Hermann von Fels imma-

trikulieren ließ, um sich alsbald unter die Eingeweihten aufnehmen zu lassen, die seit Jahr und Tag eine befreiende Volkserhebung vorbereitet hatten.

„Frau Erdmuthe wußte, daß es der Beginn einer Zeit der Sühne war, in die wir traten. Unter dem Banne der Überwältigten, dort, wo ihr Erstgeborener stand, da stand auch sie mit starkem Herzenspuls. Aber sie war beider Söhne Mutter, und in einem Zwiespalt wie dem ihres Hauses, ist es dem Weibe ein Segen, durch das Gemüt in festgezogene Schranken gewiesen zu sein. Wie sie beide Söhne mit gleicher Liebe umfaßte, mußte sie in gleichem Verständnis beider Strebungen gerecht zu werden versuchen. Sie blieb die Freundin, die Vertraute beider. Durfte in der Beklemmung der Zeit das Trachten des einen nur verstohlen angedeutet werden, das des anderen in seiner Siegerfreiheit wurde schallend verkündet. Dort galt es zu ermutigen, hier zu dämpfen, den persönlichen Trieb dort zu pflegen, hier niederzuhalten."

Im Frühling 1811, in Aussicht des russischen Feldzugs, kehrte Raul, nach zweijährigem Aufenthalt in Paris ganz zum Franzosen geworden, auch diesmal nur im Fluge, im Mutterhause ein und schied, ohne seinen Bruder wiedergesehen zu haben.

„Grüße Hermann," sagte er beim Abschied zu seiner Mutter. „Unsere Geister steuern gegeneinander im Strome der Zeit, und wenn sein Schifflein nicht, Gottlob, im Nothafen festgebunden läge, hätten wir harsch gegeneinander rennen können. Das ist Männerart, auch wenn sie Brüder sind. Aber das Blut, das im ungleichen Tempo durch unsere Adern treibt, ist ein Blut, dein Blut, und welche Macht könnte sich zwischen Herzen drängen, die Mutterliebe eint?"

„Welche Macht? Ach, war denn das ungeheure Elend des Vaterlandes nicht allein schon eine Macht, welche die Kluft der Geister bis zum Herzgrunde vertiefte? Übertrug sich nicht willenlos von dem Hasse gegen den Unterdrücker eine Regung auf dessen begeisterten Acolythen? Selten mißachtet man den Glücklichen, den man beneiden dürfte, aber auch der Gerechteste haßt ihn in Momenten, wo das Bewußtsein des Frevels, mit dem sein Glück erkauft ward, unsere Brust zerreißt.

In den ersten Briefen, bis zum Eintreffen des Kaisers in Wilna, brannte Raul vor Ungeduld nach der Eröffnung des Feldzugs, der Europa von der Bedrohung asiatischer Barbaren befreien sollte."

Die Jubelhymnen, die er während des Vormarsches der großen Mittelarmee von Station zu Station nach Schloß Ganditten sandte, erweckten dort in einem heißen Mädchenherzen freudigen Wiederhall. Das Haus zählte seit kurzem eine neue Genossin: Liska von Saint-Roc, die arm und verwaist (ihr Vater, von den Seinen längst getrennt, stand als Kapitän in französischen Diensten, die Mutter war tot) bei Frau Erdmuthe Zuflucht gefunden, ihre zärtlichste Zuneigung und die Liebe Hermanns gewonnen hatte.

Die sonst so hellsehende Frau war diesmal verblendet. Sie wünschte die Verbindung ihres Sohnes mit Liska, sie glaubte in dem fremden Kinde ein Abbild des unvergeßlichen Gemahls zu finden. Daß es nur ein äußerliches Abbild war, daß er nach Erziehung, Religion, Sprache, Lebensweise und Heimatsgefühl, ja selbst der Sinnesart nach, ihr — Erdmuthens — Gleicher gewesen war, wollte sie als Einwand nicht gelten lassen.

„Die heimatlose Waise, der weltverlorene Schützling seines Hauses" nannte Hermann schlankweg: Un drôle d'Allemand. und gestand, daß der ernste Mann sie langweile. Seine Mutter, „die Wohlthäterin, war ihr eine Heilige, Liska beugte die Knie vor ihr wie vor der seligen Gnadenmutter, aber die süße Maman konnte ihr durch Frau Erdmuthe nie und nimmer ersetzt werden." Vom Vater kam endlich ein lang ersehntes, oft erbetenes Lebenszeichen. Es sollte seiner Tochter zugleich als sein Testament gelten. Der Kapitän, ein kranker, gebrochener Mann, schrieb am 5. September: „Angesichts der russischen Hauptarmee auf der Straße nach Moskau, in Erwartung einer Entscheidungsschlacht." Er hatte von einem aus Frankreich ausgewanderten Zweige seiner Familie nie gehört und würde sich ihm in seinen glücklichen Tagen ein deutscher Saint-Roc als Verwandter vorgestellt haben, würde er ihm vielleicht als Ketzer, ganz gewiß aber als Betrüger den Rücken gekehrt haben. „Heute preise ich Gott für dieses Band des Blutes und der Treue, und ich beschwöre

dich, verehre deine Wohlthäter mit der dankbaren Hingebung einer Waise."

Den Schluß des Briefes bildete eine Schilderung der grauenvollen Drangsale, denen die voranschreitende Armee Tritt für Tritt erlag. Die Schlacht von Borodinow war am 7. geschlagen worden. Bald darauf kam die Nachricht des Einzugs und der Brände in Moskau. Der junge, stolze Siegesherold Raul war verstummt.

Der Schicksalswinter von 1812 brach an, eine furchtbare Niedergeschlagenheit lastete auf dem Hause, das nun auch Hermann verlassen hatte.

Am Tage vor dem heiligen Abend traf er zu kurzem Besuche in Ganditten ein und fand seine Mutter und Liska in einem Zustand aufreibender Seelenfolter. Er kam aus Preußen und hatte dort manches erfahren, was er gern vor ihnen verhüllte. Liska sollte ihren Vater nicht wiedersehen, Frau Erdmuthe nicht ihren Sohn. General Thilemann hatte mit einem Rest der sächsischen Reiterei Königsberg erreicht, Raul, bei dem Sturm auf die Schanzen von Borodinow verwundet, befand sich nicht unter den Geretteten.

Dem Stabe des Generals Bülow aggregiert, nimmt Hermann teil an den deutschen Befreiungskämpfen. Bevor er zu den Fahnen geeilt ist, hat er sich mit Liska verlobt: „Nimm die Tochter für den Sohn," sagt er zu seiner Mutter. Und Frau Erdmuthe trägt den Verlust Rauls mit großartiger Ergebung. „Es ist ein Schmerz fürs Leben, aber ein Schmerz, der Frieden gibt über das Leben hinaus. Er scheucht das Gespenst, das seit dem Tode ihres Mannes sie bedroht hat Tag und Nacht. Gott hatte sie mit zwei Söhnen gesegnet, wo sie einen erfleht. Er sei gelobt, daß er ihr einen nahm vor der Stunde, in der sie fragen mußte: war es des andern Hand, die ihm den Tod gegeben hat?"

Aber der als tot Beweinte kehrt zurück. Bei dem Sturm auf die Schanzen von Borodinow verwundet, ist Raul nach Moskau in das Haus eines Deutschen gebracht worden. Ein deutsches Mütterchen hörte den Hilferuf, der sich dem Unglücklichen in seiner Muttersprache entrang, als er, aus betäubendem Schlummer erwacht, sich von Flammen umringt sah. Die Greisin und ihr Sohn retten ihn, hüllen ihn in russische Kleider und fahren ihn im eigenen Karren südwärts ins Land hinein. Sie bringen ihn nach einer deutschen Ansiedlung in der Nähe von Tula und geleiten, als die Gegend frei ist vom fremden wie eigenen Heere, den Genesenen zurück bis an die galizische Grenze.

In den Augen Liskas war Hermann allmählich zum Schutzengel emporgestiegen, aber er sank bald wieder zu einem ihr unbegreiflichen und eigentlich widerwärtigen Menschenrätsel herab. Der ruhige Mann mit dem treuen Blick war ein Heuchler, ein Verschwörer, ein Empörer.

„Und seine Mutter, die milde, leise Frau, deren Lieblingssohn Ruhm und Glück im begeisterten Kampfe mit seinen Stammesgenossen gefunden hat, diese Frau ist die Hehlerin, die Helfershelferin jener argen Pläne, sie segnet, was der Carbonaro, der sich Patriot nennt, will und thut."

An den Tod Rauls hat Liska nie geglaubt, und als er wiederkehrt, schreibt sie in ihr Tagebuch: „Ich habe auf ihn gewartet wie auf meinen Stern und ihn erkannt an meinem Spiegelbild."

Mit dem für die Deutschen siegreichen Treffen von Möckern hat der Krieg seinen Anfang genommen. Raul erfährt, daß Hermann unwiderruflich in das Lager der Gegner getreten ist, nimmt die Sache spaßhaft und nennt ihn lachend „Vercingetorix."

„Laß dich von der Mutter heil pflegen," schreibt ihm Hermann mit brüderlichem Gruße, „und von meiner kleinen Liska die Zeit vertändeln." Aber es duldete Raul nicht lange daheim. Als das Gerücht nach Ganditten drang, General Thilemann verhandle mit Preußen wegen Übergabe der Festung Torgau, begab er sich dahin und verließ die Stadt an dem Abend, da bei Lützen das Schicksal sich erfüllte, an dem er keinen Augenblick gezweifelt hatte.

Die sächsische Armee wurde einem französischen Corps einverleibt, und so unter französischer Führung konnte der Herzensfranzose sich die ferneren Vasallendienste schon gefallen lassen. Die Aussicht auf die erste erledigte Stelle eines Regimentskommandeurs und eine schöne, weiße Küraſſieruniform waren auch keine verächtlichen Zugaben.

Am Tage des blutigen Treffens von

Die Toteninsel. Nach dem Gemälde von

Arnold Böcklin im Museum zu Leipzig.

Königwartha kehrte er heim. „Dein Sohn kommt als dein Landsmann wieder, Mama,“ rief er diesmal französisch.

Die arme Mutter trug schwer an den Schicksalswürfen, die den einen ihrer Söhne beseligend in die Höhe schnellten und die Manneshoffnungen des andren tief darniederschmetterten. Hermann hatte zu den Bülowschen Truppen gehört, die am 2. Mai Halle erstürmten, um es am andern Tage wieder zu räumen. Er teilte darauf die last- nnd angstvolle Arbeit zum Schutze Berlins. Es war ihm die Prüfung auferlegt, an der Seite seines Feldherrn dreimal zu siegen ohne Ernte.

Zwei Monate der Waffenruhe schlichen hin in jener gespannten rührigen Stille, in der die Zwietracht deutschen Strebens sich zum letzten gütigen Ausgleich sammelte.

Über Hermanns Kreuz- und Querzüge während dieser Zeit wurden nur wenige Nachrichten eingeschmuggelt. Beim Abbruch der Friedensverhandlungen gehörte er, zum Rittmeister aufgerückt, wieder zu Bülows Stab. Der französischen Armee, die Oudinot durch die Lausitz gegen Berlin heranführte, war auch Reyniers Corps mit den Sachsen zugeteilt. In Rauls Faust prickelte das Schwert. Er faßt den raschen Entschluß, sich bei dem Marschall in Baruth zu melden. Die im Herzen Liskas längst für ihn entbrannte Liebe überwallt. In der Verzweiflung des Abschieds wird sie die Seine.

„Ich habe nichts gestohlen,“ sucht Raul sich vor dem alten Freunde Pastor Gottlieb zu rechtfertigen. „Ich fand bei Wege ein herrenloses Gut. Da ich's aber gefunden, da es sich freiwillig mir zugeeignet hat, gibt es keine Macht, die es mir wieder abfordern dürfte — auch die Mutterliebe nicht.“ Sich in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen wird ihm leicht. „Das Gewissen macht nicht nur reuige Bekenner, es macht auch schreiende Lügner aus uns sündigen Menschen.“ — „Kommt's zum Frieden,“ sagt er, „wird Frankreich unser Vaterland. Hermann bleibe alles, auch die Mutter wird ihm bleiben, ich fühle es. Alles sein, und mein nur dieses fremde Kind, ich denke, das ist kein unbrüderlicher Tausch.“

Noch einmal soll Frau Erdmuthe hoffnungsfreudig aufatmen. Selbständig von Bülow war der Sieg von Großbeeren errungen worden, vor der Stunde, in der berechenbar sein Bruder ihm mit dem Schwerte in der Hand gegenüberstehen konnte.

Die französische Armee befand sich im vollen Rückzug auf Wittenberg. Das Kriegsgetümmel hatte sich in die Nähe von Ganditten geschoben, und Hermann konnte jeden Tag dort eintreffen. Gottlieb will ihm entgegen, ihn vorzubereiten auf die furchtbare Enttäuschung, die ihn daheim erwartet, und wird Zeuge des Handgemenges von Hagelsberg.

„Welche unheimlichen Gewalten hatte ich in meiner heimischen Heide doch schon wüten sehen: Wolken- nnd Windsbruch, Schneetreiben und Waldbrand; ich hatte die Bewohner ächzen hören in Fieberseuchen und Hungersnot. Heute zum erstenmale sah ich die Heide in Blut, und was sind alle Naturgewalten neben der, die Menschen widereinander treibt ohne Wahl, mit Wut, mit Lust; die den Haß zum Ruhm, den Mord zur Tugend macht! Ist es in Wahrheit denn aber eine Elementargewalt, die unüberwindliche Gewalt des eingeborenen Blutes? Ist es nicht vielmehr eine Ausgeburt, ein bestialischer Rest aus dem Erstlingsringen um die menschliche Existenz, den einstige Geschlechter nicht mehr verstehen und doch bestehen werden, wie wir Jetzigen manche Barberei vergangener Geschlechter nicht mehr verstehen und erst recht bestehen?“

Das blutige Handgemenge von Hagelsberg ist historisch. Weder Bülow noch die Sachsen kämpften in diesen Stunden. Wohl aber standen Deutsche gegen Deutsche auch hier; Neulinge in den Waffen auf beiden Seiten: märkische Wehrmänner gegen rheinische Rekruten.

Liska entflieht vor Hermann zu Raul, den sie noch in Wittenberg vermutet. Nackter, schroffer, grausamer, als alle Furcht voraussehen konnte, löste sich vor Frau Erdmuthen das Geheimnis des Verrats, den einer ihrer Söhne an dem andern begangen hatte. Zum erstenmal im Leben schwanden ihre Sinne, dann aber handelte sie fest entschlossen. Vorkehrungen wurden getroffen, die Flüchtige einzuholen und innerhalb der französischen Zone in Sicherheit zu bringen. An Hermann schrieb sie, um ihn zu beschwören, auf dem Wege nach Arnheim umzukehren. Zu spät. Ihr Abgesandter war kaum fort, als von der Stadtseite ein Allarmzeichen gehört

wurde. Bei der Kapellenruine in der Nähe des Pfarrhofes sollte ein sächsischer Spion entdeckt worden sein. Raul hat einen tollen Ritt bis an die äußerste Grenze des feindlichen Rayons gewagt. Mit der Ahnung des Entsetzlichsten verläßt seine Mutter das Haus. Jetzt steht sie unter der Kapellenpforte und ihr gegenüber Raul, der Liska in seinen Armen hält. Hermann inzwischen eingetroffen, tritt, fahl wie ein Gespenst, zwischen das gottverlassene Paar.

Machtvoll ist der Auftritt, der nun folgt, machtvoll und gewaltig ergreifend die letzte Begegnung der beiden Brüder auf dem Schlachtfelde, und der Schluß des Buches wohl das Schönste, das Louise von François je geschrieben hat. Jedes Wort heilig! Da soll kein Auszugmacher drüber kommen.

Einen rechten Begriff von dem Reichtum des Werkes vermag denn auch diese Inhaltsangabe, so treu sie sich an die Ausdrucksweise seiner Verfasserin hält, nicht zu erwecken. Um die Hauptpersonen gruppiert sich eine Fülle origineller Nebenpersonen, deren Schilderung teils nur in großen Zügen entworfen, teils bis ins kleinste ausgeführt ist. Liska, die Vivandière Madame Barbe und viele andre. Und wie hat die Verfasserin verstanden, das mit Recht heutzutage so hochgestellte „Milieu" zu schildern, aus dem alle diese Menschen hervorgegangen sind, in dem sie und wir mit ihnen atmen.

Von „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" ist im Jahre 1891 eine zweite Auflage erschienen, sehr eng gedruckt in einem Bande. Louise sandte mir „diese aufgewärmte Vatergeschichte aus norddeutscher Heidezone, da dieses Wiedererscheinen voraussichtlich das letzte sein wird, das die alte Verfasserin von ihrer einstigen Fabuliererei zu erwarten hat."

In noch einem andern Buche, in ihrer Geschichte der preußischen Befreiungskriege in den Jahren von 1813—1815, hat sie uns eine ausführliche Darstellung derselben Zeit hinterlassen. „Ein Lesebuch für Schule und Haus," steht auf dem Titelblatte. Es ist 1874 in erster und letzter Auflage erschienen. Ein Urteil über den historischen Wert einer solchen Arbeit abzugeben, ist nicht Sache des Laien. Aber sagen darf er: so oft ich mich in sie versenke, werde ich von Bewunderung erfüllt, es liegt für mich etwas Hinreißendes darin, und jeder Mann vom Fache, den ich damit bekannt gemacht habe und der sich herabließ, das für Schule und Haus bestimmte Buch zu lesen — jeder, ohne Ausnahme! — hat die Gerechtigkeit, die, bei aller Begeisterung, darin herrscht, die Klarheit und Schärfe des Urteils, die Kraft und die Knappheit des Stils, die Plastik der Darstellung bewundert; und — was unsereins natürlich nie sehr freut, — auch regelmäßig gestaunt, daß eine Frau das schreiben konnte.

Sie ließ ihrer Arbeit allerdings reichlich Zeit zu reifen. Der Entwurf zu der Geschichte der Befreiungskriege ist in den fünfziger Jahren entstanden, und vollendet wurde das Werk erst zwei Jahrzehnte später.

Wir besitzen außer der Reckenburgerin und den Zwillingssöhnen noch einen Roman von Louise von François: „Stufenjahre eines Glücklichen" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1877). Die Verfasserin schickte ihn mir mit einer Warnung:

„Sollst, Freundin, schön gebeten sein,
Schlaf über meinem Glück nicht ein,
Ich bin ein ehrlich deutsches Blut,
Weiß nichts von Südlands Glanz und Glut,
Und acht' dafür in meinem Sinn:
Gut Glück zu sein, so wie ich bin.
Kein Kraftgenie und auch kein Held,
Der Biedermann erhält die Welt.

Aber langweilig ist er, mein Biedermann, gestehen Sie's nur!"

Nun, langweilen kann der Roman einen ernsten Leser schwerlich, wer aber ein sogenanntes Unterhaltungsbuch sucht und die Stufenjahre zur Hand nimmt, wird seine Rechnung nicht finden, Es ist ein Erziehungsbuch, und zwar ein Erziehungsbuch allerersten Ranges. Das Bild der Verfasserin tritt uns auch aus ihm ehrfurchtgebietend entgegen, und, sich der Fähigkeit bewußt sein, diese Ehrfurcht zu empfinden, ist ein läuterndes Glück und gehört zu den unveräußerlichen Gütern, denen die genialsten Versuche einer „Umwertung aller Werte" nichts anhaben können.

Die Reihenfolge, in der die Novellen und Erzählungen Louise von François' erschienen sind, ist:

„Ausgewählte Novellen" (enthaltend: Das Jubiläum. Der Posten der Frau. Die Sandel. Judith, die Kluswirtin). Berlin, Franz Duncker, 1868. Zwei Bände.

„Erzählungen" (enthaltend: Geschichte

einer Häßlichen. Glück. Der Erbe von Saldeck. Florentine Kaiser. Hinter dem Dom). Braunschweig, George Westermann, 1871. Zwei Bände.

„Hellstädt, und andere Erzählungen" (enthaltend: Hellstädt. Die Schnakenburg. Die goldene Hochzeit. Eine Formalität. Die Geschichte meines Urgroßvaters). Berlin, Otto Janke, 1874. Drei Bände.

„Natur und Gnade, nebst anderen Erzählungen" (enthaltend: Natur und Gnade. Eine Gouvernante. Ein Kapitel aus dem Tagebuche des Schulmeisters Thomas Luft. Des Doktors Gebirgsreise. Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier. Die Dame im Schleier). Berlin, Otto Janke, 1876. Drei Bände.

„Der Katzenjunker". Berlin, Gebrüder Paetel, 1879. Ein Band.

„Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen." Stuttgart, W. Spemann. Ein Band.

Einige dieser Erzählungen macht der krause und Jean-Paulisierende Stil, in dem sie gehalten sind, schwer genießbar, aber sie alle tragen ein eigentümliches Gepräge, und die Aufgabe, die sich die Verfasserin stellte, ist in jeder tief gefaßt und gründlich gelöst. Judith, die Kluswirtin; Glück; die Schnakenburg; die goldene Hochzeit; Natur und Gnade gehören zum „eisernen Bestande" der deutschen Litteratur, und wenn sie heute auch unter einem Aschen- und Staubregen begraben liegen und vergessen sind, werden sie so gewiß eine Auferstehung feiern, als das Schöne und Echte in der Kunst wohl eine Zeitlang unmodern werden kann, aber immer wieder als das Wahre in der Kunst zur Geltung kommen muß. Meine feste Überzeugung ist, daß die Herausgabe ausgewählter Werke von Louise von François, in etwa sechs Bänden, sogar jetzt schon ein lohnendes Unternehmen für einen Verleger wäre.

Seltsamerweise haben die letzten und nicht eben besten Novellen: „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen", relativ Glück gemacht. Wir befanden uns, als sie erschienen, in Reichenhall, und fast täglich kamen Briefe voll Anerkennung an die Verfasserin. Auch eine gewichtige Stimme erhob sich zum Preise des Büchleins, die Conrad Ferdinand Meyers:

„Ihr Kollege in der Deutschen Rundschau — wäre er's nur auch an Talent!"

schrieb der berühmte schweizerische Schriftsteller und Poet an Louise von François. Er hatte in ihr den kongenialen Geist erkannt, er fand eine Wahlverwandtschaft zwischen seinem und ihrem Talent. Das Bekannt- und später Befreundetwerden mit ihm verbreitete einen Freudenschimmer über das letzte Jahrzehnt ihres Lebens. Sie besuchte den Dichter und die Seinen wiederholt bei Gelegenheit ihrer Reisen nach der Schweiz und verbrachte auf seiner Besitzung Kilchberg am Zürichersee unvergeßlich schöne Tage.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie das letzte Novellenbändchen, erschien, auch bei Spemann, das Lustspiel: „Der Posten der Frau," eine Dramatisierung der gleichnamigen Novelle. Es wurde zum ersten und einzigen Male auf Veranlassung des Herzogs selbst und der Frau von Heldburg, die sich beide lebhaft für das Stück interessierten, im Jahre 1883 in Meiningen aufgeführt.

Die Verfasserin war auf das liebenswürdigste eingeladen worden, nach Meiningen zu kommen und, in einer Hofloge völlig verborgen, der Vorstellung beizuwohnen. Aber: „lieber kröche ich in ein Mauseloch. Es ist mir wieder einmal recht deutlich geworden, daß ich eine geborene Winkelnatur bin. Jede Berührung mit der Öffentlichkeit, das leiseste Streifen eines abenteuerlichen, waghalsigen Scheins ist mir von Grund aus zuwider. Nicht, daß ich darauf erpicht wäre, akkurat so zu sein wie alle Welt; aber was ich etwa Besonderes sein könnte, möchte ich in der Stille für mich und einige wenige sein. Und da wird nun, vielleicht noch ehe die Veilchen blühen, mein Name auf einem Theaterzettel figurieren und jeder für eine Mark Entree das Recht haben, mich auszupfeifen."

Nach der Generalprobe noch, hegte man die besten Erwartungen für den Erfolg des Stückes. Er blieb leider aus.

Herr Intendant Chronegk telegraphierte:

„Die hohen Herrschaften und meine Wenigkeit waren von Ihrem Werke so eingenommen, daß wir nicht genügend zu streichen und zu ändern wagten, aus Furcht, wir würden dem Werke schaden. Wir hätten jedoch die große Masse Publikum mehr in Betracht ziehen müssen und begingen durch diese Unterlassung ein Unrecht."

„Das heißt doch Mißerfolg schonend verschleiern," meinte Louise und lehnte die Vorschläge, ihr Lustspiel theatralisch wirksamer zu gestalten, die ihr damals von vielen Seiten gemacht wurden, mit größter Bestimmtheit ab: „Es würde etwas anders daraus, als ich im Sinne und in der Hand gehabt habe. Ich fühle, daß ich dazu nicht imstande sein würde, denn es wird mir erst jetzt ganz klar, daß das politische Motiv, das heißt der Gegensatz des herben, aber lebenskräftigen Preußentums zu dem schwankend gemütlichen, vaterlandslosen, mitteldeutschen Partikularismus, in der engsten, menschlichen Verbindung personifiziert, das treibende Motiv der Novelle und darum späterhin des Stückchens gewesen ist. Ich wollte daher auch nicht sagen, daß die Liebe diesen Gegensatz ausgleicht, sondern daß die Pflicht es thut, die Pflicht, die der Zukunft die Bahn schlägt."

Mit religiösen Fragen hat sich Louise von François vielfach und eingehend beschäftigt, hat dem Einfluß des Glaubens und der verschiedenen Konfessionen auf ihre Bekenner gründlichst nachgeforscht. Noch am 9. Januar 1890 schreibt sie in ihr Notizbuch: „Der Protestant Hase und der Katholik Döllinger sind die einzigen Theologen, die mich nach Schleiermacher interessiert haben." In der Schilderung priesterlicher Naturen, katholischer Geistlicher, protestantischer Pastoren, besaß sie eine wahre Meisterschaft, die sich nie glänzender bethätigte, als in der Erzählung: „Die goldene Hochzeit". Ein farben- und figurenreiches Bild, das man ebensowenig vergessen kann, wie man „Die goldene Hochzeit" von Knaus vergißt. In der „Kluswirtin" läßt Louise von François ihre Heldin, eine Protestantin, einen Charakter von fast erschreckender Herbigkeit und Kraft, einem milden katholischen Pfarrer eine Generalbeichte ablegen. Es geschieht so vollständig, mit solcher Inbrunst, „daß dem alten Priester das Herz zittert; so tief ist er noch nie in den Grund einer Menschenseele gedrungen."

„Natur und Gnade" behandelt den Konflikt in einer aus unwiderstehlicher Liebe geschlossenen Ehe zwischen einem strenggläubigen Katholiken und einer freidenkenden, hochbegabten Protestantin. Die Phantasie der Frau schmückt den Geliebten mit allzu großem geistigem Reichtum. In ihren Augen ragt sein Streben weit über die Wirklichkeit hinaus, und — „haben die Größten nicht immer nach dem Unerreichbaren gestrebt? Ist aller Mysterienglaube nicht selbst ein Mysterium?" Der Mann hingegen, der sich in ihrer Nähe eins mit ihr fühlt, empfindet, sobald der Zauber ihrer unmittelbaren Gegenwart erlischt, eine trennende Kluft. „Und diese Kluft war die Religion, in der seine heiligsten Überzeugungen wurzelten. Temperamente, Neigungen, Meinungen, Charaktere mögen auseinandergehen, ohne daß ein inniges Verhältnis darunter leidet. Nur zwischen Religionen gibt es keine Vermittelung, sie bleiben unantastbar wie kein andrer Seelenschatz."

Die Eheleute, von denen diese Erzählung handelt, sind ganz moderne Menschen. Ihr Kampf wird heute von vielen gekämpft, die heiß und ehrlich nach Wahrheit suchen und nach Erkenntnis streben. Der Indifferentismus allein, — das Laster der Oberflächlichen und geistig Ohnmächtigen — weiß nichts von dieser ringenden Qual.

Auch der heldenhafte Priester (der „Scheidekünstler," wie er genannt wird, weil er schon einen Herzensbund in derselben Familie aus Gewissensgründen gelöst hat) gehört zu den Gestalten, die leben und leben werden, solange es positive Religionen und glaubenseifrige Verteidiger der Rechte ihrer Kirche geben wird.

Die Güte der Verwandten Louisens von François hat mir zur Benutzung für diese Skizze eine Anzahl handschriftlicher Bücher und Büchlein aus dem Nachlasse der Verstorbenen anvertraut. Sie enthalten Notizen, Betrachtungen über Politik und wichtige Tagesfragen, sie berichten über Spaziergänge und kleine Reisen, deren Ziel zumeist das Grab geliebter Toten war. Hie und da gibt die Verfasserin sich selbst Rechenschaft über ein Buch, das sie gelesen hat, fast immer ein Werk schweren Kalibers. Sie macht Auszüge, unterstreicht einzelne Stellen, die sowohl für den Autor wie für sie selbst charakteristisch sind. Zum Beispiel:

„Gottes Augen sind alle liebevolle Herumblicker nach Hilfsbedürftigen."

„Wir existieren am existentesten, wenn wir am wenigsten für uns, am meisten für andre existieren."

„Christus hat nicht Gott versöhnt, sondern uns, denn Gott war nie unser Feind, aber wir waren Feinde Gottes." (Lavater.)

„So lasset denn im Wirken und Gemüt
Das Ich uns mildern, daß das bessre Du
Und Er und Wir und Sie, es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befreien."
(Herder.)

„Für Böse ist das Gesetz, wär' kein Gesetz geschrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächsten lieben."

„Das meine ich mit Angelus Silesius. Man wird nicht gut, weil man ein Christ ist, das heißt, weil man glaubt, sondern man wird ein Christ, weil man gut ist."

Gregorovius und Karl Hillebrand verehrt sie besonders hoch. Die Geschichte Roms ist ihre Abendfreude einen ganzen Winter hindurch.

Sehr oft heißt es: „Im Don Quixotte gelesen," und einmal steht die Bemerkung dabei, „auch in unserem deutschen Don Quixotte: Wilhelm Meister. Zum so und so vielten Male." Goethe ist ihr überhaupt der Inbegriff aller dichterischen Größe. Sie kennt ihn gar gut und ruht nicht im Bestreben, ihn „mit ausgereiftem Verständnis" noch besser kennen zu lernen.

In einem Merkbüchlein vom Jahre 1891 finde ich die Notiz: „Tolstois Jugenderinnerungen. Herzlich ansprechend. Welch eine Antithese, diese slavische Dichternatur zu der deutschen Goetheschen. Beider Erinnerungen in nahezu gleichen Altersstufen dargestellt.

Von Reuter sagt sie: „Wenn von der deutschen Belletristik samt und sonders seit Goethe kein Mensch — stoffsüchtige Litterarhistoriker etwa ausgenommen — mehr Notiz nehmen wird, dann wird als einzig Überlebender Fritz Reuter die Deutschen in Deutschland und vielleicht in einem Winkel Nordamerikas noch lachen und weinen machen. Denn die Menschen, für die, über die er als einer der ihren geschrieben, werden noch ebenso reden, fühlen, leiden und handeln, wie er sie geschildert hat, während — es braucht kein halbes Jahrhundert darüber zu vergehen, — die Gestalten der sogenannten Gebildeten, die aller ästhetischen Schulen, seit der klassischen spurlos vom Zeitwinde verweht sein werden. Reuter hat sich an das Dauerhafte der deutschen Natur gewendet, das Gemüt. Und bei aller scheinbaren Einfalt und Kunstlosigkeit ist er ein Denker und Dichter."

Unter den lebenden Schriftstellern und Poeten wies Louise von François Conrad Ferdinand Meyer den ersten Rang an. Parteiisch aber machte ihre Freundschaft für ihn sie nicht. Eher zu streng absprechend als zu milde, sind ihre Urteile über einzelne Novellen und Gedichte des Meisters. Es wurde mir vergönnt, in die Briefe, die er an die Verehrte schrieb, einen Einblick thun zu dürfen. Sie geben Zeugnis von der edlen Bescheidenheit des hochgefeierten Mannes, der wenig bekannten Schriftstellerin gegenüber. Vertrauensvoll teilt er ihr seine Pläne zu neuen Arbeiten mit und erbittet ihren Rat. Ihre Meinung ist ihm immer wichtig, wenn er auch manchmal widerspricht. Die Empfängerin verzeichnet das Eintreffen eines jeden dieser reichhaltigen Freundesbriefe in ihr Tagebuch, jeder einzelne hat sie erquickt und ihre Gedanken lange und lebhaft beschäftigt.

Je mehr Louise von François in Jahren fortschreitet, desto unlitterarischer werden ihre Aufzeichnungen. Auf ihre schriftstellerische Thätigkeit wirft sie kaum noch einen Blick zurück. Die Schriftstellerin ist untergegangen in der aufopfernden Wohlthäterin der Armen, der treuen Freundin, der warmherzigen, fürsorglichen Verwandten.

Am häufigsten und liebevollsten spricht sie in ihren Tagebüchern und Briefen von ihrem kleinen Neffen Leo. Sie teilt sich mit seiner Mutter in die Pflege des „Stümperchens;" jedes geringste Ereignis in seinem Kinderleben ist ihr von Bedeutung, sein Fortschreiten, sein Gedeihen ihr tiefstes Glück.

Aus den Briefen der letzten Jahre spricht oft eine große Müdigkeit und Sehnsucht nach Ruhe. Als ich ihr im Sommer den Tod eines mir sehr teuren Freundes anzeigte, schrieb sie: „Die wahrhaftige Liebe wünscht keinem ihrer Eigensten, nein, keinem Menschen die Dauer oder auch nur den Beginn unheilbarer Altersgebrechen."

Und später: „Ich lebe noch — ich spaziere oder richtiger, schleiche von Bank zu Bank, bei gutem Wetter ein Stündchen fast alle Tage, bin nicht eigentlich krank, nur altersmatt, das Augenlicht schwach. Vor einiger Zeit kam mein Landsmann und gütiger Freund, Geheimrat Graefe aus Halle, zu mir, um meine Augen zu untersuchen und mir zu einer Operation des rechten, längst staarreifen zuzureden; solange ich aber auf dem linken noch einen sehr schätz-

Digitized by Google

baren Schimmer habe, denke ich nicht an eine Operation. Ich stehe ja im siebenundsiebzigsten Jahr!

Meine Nichte, das gute Gretchen, ‚das Engelchen,‘ wie ihre Bekannten sie nennen, war ein paar Wochen bei mir. Sie wollte mich zu sich holen nach Wiesbaden, mußte aber allein wieder abreisen.“

Nach einem letzten Ausgang, den sie Ende August unternahm, brach sie vollständig erschöpft zusammen, wurde zu Bett gebracht und verließ ihr Lager nicht mehr. Der ihr befreundete Arzt, der dasselbe Haus wie sie bewohnte und unter dem Vorwande eines Besuches nach ihr sehen kam, benachrichtigte die Ihren, die alsbald in Weißenfels eintrafen. Sie wußte das nicht, sie hatte ihrer Dienerin, dem treuen Riekchen, auf das strengste verboten, irgend wem zu schreiben, daß sie bettlägerig sei. Man erhielt sie in der Meinung, ihre Angehörigen befänden sich in dem benachbarten Badeorte Kösen. Sie alle durften sich aber einfinden zum letzten Lebewohl und: „Grüß mir Leo“ lauteten die letzten, deutlichen Worte, die ihre Schwägerin von ihr vernahm.

Ihr Tod war — wie sie sich ihn immer gewünscht hatte — ein sanftes Hinüberschlummern.

Sie hat gelebt — um noch einmal ihre Worte zu gebrauchen — „seit dem Erwachsensein siech; an Krankenbette gebannt, unter dem Eindruck und Einfluß kläglicher Verarmung, später als Totenpflegerin und Bestatterin vieler Lieben, und ist sich selbst doch nie beklagenswert vorgekommen,“ und hat Gestalten geschaffen, durch und durch gesund, voll Lebenskraft und Lebensfreudigkeit. Sie ist in der Abhängigkeit selbstständig, im schwersten Daseinskampfe selbstlos geblieben, sie hat geliebt und ist geliebt worden; sie war ein altes Fräulein und hat mehr für die Ihren gethan als manche Familienmutter.

Wie vieles wäre noch zu sagen! aber alles, was ich zu ihrem Preise sagen könnte, erscheint mir schwach und unzulänglich, mein Leid um sie ist noch zu neu und wirkt lähmend.

Zum Schlusse ein Nachruf, den die Dichterin Frau Clotilde von Schwartzkoppen geb. von François der Verewigten geweiht hat:

Louise von François' letztes Geleit.

Einsame Greisin in der Mansarde,
Große Seele im schlichten Kleid,
Reiner Thränen heilige Narde
Fließet bei deinem letzten Geleit.

Trüb' ist der Morgen, doch Lebensregung
Zeigt schon dein kleiner Heimatort,
Langsam setzt sich der Zug in Bewegung —
Hier ein Flüstern — ein Schluchzen dort.

Aber heller mit jedem Schritte
Wird der Weg nach dem Friedhof hinauf
Über des Städtchens freundlicher Mitte,
Über der Saale heiterem Lauf.

Und mir ist, als säh' ich dich schreiten
Still und verklärt deinem Sarge voran,
Jammerndes Volk an des Weges Seiten
Blickest mit Geisteraugen du an.

Kanntest sie wohl, die Blöden, die Armen,
Die du gelabt und getröstet so gern,
Aber jetzt bleiben Not und Erbarmen
Hinter dir — höher weiset dein Stern.

Teilet die letzten Nebelwände,
Heißt dich betreten die „Obere Stadt,“
Nach deren lichtumfloss'nem Gelände
Stets dein Geist sich gesehnet hat,

Als du noch unten in einsamer Klause
Nächtens sahst nach den Sternen empor
Und deine Seele im Erdgebrause
Nimmer die göttliche Spur doch verlor.

Bist nun am Ziele. Der Zeitlichkeit Sorgen
Fliehen dahin wie Gebilde der Luft,
Und ein ewiger goldener Morgen
Taget verheißend an deiner Gruft.

Arnold Böcklin.

Von

Fritz von Ostini.

(Abdruck verboten.)

Wie Vielen von denen, die heute mit Pinsel und Meißel hantieren, Bilder und Statuen ausstellen, Orden, Titel und Staatsstellungen bekommen, ist dereinst ein Platz in der Kunstgeschichte gesichert? Wer weiß das? Nur im Vergleiche mit dem, was aus der Vergangenheit sich bleibend in unser Gedächtnis herübergerettet hat, kann man sich annähernd ein Urteil schaffen über das, was aus unserer Zeit für die Zukunft bleiben wird. Unendlich vieles von dem, was den ephemeren Erfolg ausmacht, verschwindet ja mit dem Träger des Erfolges, mit dem Momente des Erfolges selbst: Glück, Protektion, Regiekunststücke, die Spekulation auf den Geschmack der Menge, der immer ein Ungeschmack ist, die Geschicklichkeit, in Tagesströmungen mitzuschwimmen, die Gunst der Großen, Kunsthändlertaktik, Cliquenschutz, Reklame — das alles ist Eintagszeug! Und obwohl es ja manchmal auch echter Begabung zu gute kommt, es ist doch nur Schlacke, die ihr anhaftet, und was echt war, muß auch gelten ohne dies. Nur zwei Dinge gibt es wohl, die — vom rein handwerksmäßigen Können, das selbstverständlich ist, abgesehen volle Gewähr bieten für dauernde Größe:

Persönlichkeit und Reinheit des Künstlertums.

Arnold Böcklin!

Hin und wieder, aber grundsätzlich in recht großen Intervallen wendet der liebe Gott einen feinen pädagogischen Kunstgriff an: er läßt einen geboren werden, der so ist, wie die andern sein sollten. Das sind die berufenen, aber meist unbewußten Erzieher der Menschheit, die das für die Kultur bedeuten, was Propheten und Heilige für die Religionen sind. Unser witzelnder Großstadtpöbel, die Proletarier des Herzens, die große Armee derer, die allem Ungewöhnlichen Feindschaft geschworen haben, die sind freilich auch solchen gram. Es wird immer dumme Buben geben, die sich über die Glatze eines Propheten nicht satt lachen können! Aber der Wollende kann hier leicht zum Wissenden werden.

Arnold Böcklin.

Arnold Böcklin! Mancher Künstler mag populärer sein als er, denn es ist nie ein vollkommener Aristokrat seiner Art so recht populär gewesen. Aber es wird keinen geben in diesem Jahrhundert, hinter dem alles Gemeine so weit liegt in wesenlosem Scheine, wie hinter ihm. Gottlob, es gibt ihrer genug, deren Wesen aufgeht im Kultus des Schönen: aber sein Wesen ist die Schönheit selbst. Und von ihm wird man, wenn er einst die Augen geschlossen haben wird, sagen können, was man nicht von zwölf Menschen sagen konnte im Laufe der Kunstgeschichte: „Was er schuf, sobald er über die Lehrjahre hinaus war, das schuf er, weil er mußte in heiligem Drang.“ Und dieses hohe Gleichmaß seines Wesens hat er sich bewahrt in einem Leben, das durchaus nicht in sanft bewegter, lauer Welle dahinfloß. Nicht einen Schritt wäre er, ist

er der Welt entgegen gekommen, wenn sie ihn nicht verstand. Wer darf sich dessen rühmen?

Soviel von der Reinheit seines Künstlertums! Was die Macht seiner Persönlichkeit angeht —, um das entsetzliche Wort Originalität für eine so seltene Sache nicht zu gebrauchen — so denke man nur, wie der Klang seines Namens auf alle Anbeter des Schönen wirkt. Er ist die absolute Bürgschaft dafür, daß einem in dem betreffenden Werke etwas an Genuß bevorsteht, was weltweit abliegt von aller Trivialität, von dem, was andere über das gleiche Thema sagen würden. Doch sucht er dies nie — es ist untrennbar schon in seinem Wesen. Es ließen sich sehr interessante und weitläufige Forschungen in der Kunstgeschichte anstellen über solche, deren Eigenart der seinigen verwandt war vor ihm, aber es wird kaum einer einen Übergang von jenen zu ihm finden und zu begründen wissen. Er stammt von keinem ab. Viele von ihm. Aber keiner kommt ihm nahe, auch die nicht, die direkt von ihm gelernt haben und seine Stoffwelt, seine Farbenleiter, seine technischen Fertigkeiten adoptierten. Persönlichkeiten pflanzen sich nicht durch Stecklinge fort.

Böcklin ist ein Schweizer, ein Schweizer deutschen Stammes, und als Kulturarbeiter fühlt er sich wohl als Angehöriger unserer Nation, trotzdem der sonnige und farbenfreudige Süden mit seiner heiteren Genußwelt seine Lieblingsatmosphäre ist. Er bleibt bei alledem eine der herrlichsten Verkörperungen germanischen Geistes in diesem Jahrhundert. Bei allem Selbstgefühl, das ja doch wohl ein unabtrennbarer Teil jedes Genius ist, hat ihn aber brennender Ehrgeiz, der Geiz nach äußerlicher Ehre nie durchtobt. Das, was er ist, wäre er auf einer menschenleeren Insel auch geworden. Gut sein hat er von jeher wollen, gut geheißen werden, daran lag ihm nicht viel. Nur wenn sie ihn allzu blöde verkennen, schwillt die Zornader auf seiner Stirne. Einer, der sein Streben in allem rein weiß, mag eben doch nicht mit Steinen geworfen werden.

Arnold Böcklin ist 1827 in Basel geboren. Sein Vater war ein reicher „Sideherr," der Besitzer einer Seidenbandweberei, und er bestimmte den Sohn zum Eintritt in die Fabrik. Sein früh schon stark entwickelter Farbensinn that da gute Dienste. So ward es ihm nicht leicht, sich der Kunst zu weihen, die ihn bald mächtig anzog — die Schätze des Museums im kunstfrohen alten Basel thaten das ihrige dazu. Sein erstes Ölbild malte er mit sechzehn Jahren, ohne daß ihn jemand weiter in die Geheimnisse dieser Technik eingeweiht hätte (Abb. 1). Auf einer Ferienwanderung hatte er sich den Stoff dazu aufgesammelt. Im Hause fand er irgendwo drei Farben, schwarz, weiß und grün. Und nun malte er ein Bild, das nicht nur relativ gut, sondern absolut schön ist, malte es ohne Anleitung, sogar unter großen technischen Schwierigkeiten: eine Felsschlucht mit schwarzen Tannen, wildem Gestein, schäumendem Wasser. Das war er schon, er, der er heute ist. Nun gab's kein Halten mehr, er wurde Maler. Zunächst wandte er sich nach Genf, um Schüler Alexander Calames zu werden, aber der Geist dieser Schule taugte ihm nicht, das kühle, wenn auch immer vornehme Pathos Calames stimmte wohl wenig zu der feurigen Lebensfreude des jungen Künstlers. Er fing nun an, auf eigene Faust die Natur zu studieren. Und als ihm dann doch das Bedürfnis nach gründlicherem Studium klar wurde, wandte er sich 1846 nach Düsseldorf, wo er in Johann Wilhelm Schirmer einen zusagenden Meister fand. Der geistesverwandte Maler, ein berufener Schilderer herrlicher Naturreize, der alles groß und edel erfaßte und in seinen beseelten Landschaften ganz was anderes gab, als Porträts von Landschaften, übte starke Anziehung auf den jungen Maler. Böcklin hält, dankbar wie alle Guten, noch heute das Andenken seines 1863 verstorbenen Meisters hoch und gesteht, daß er diesem vieles schulde.

Ein einseitiger Landschafter zu werden, hatte der junge Schweizer nicht im Sinn. So wechselte er die Schule und kam nach Antwerpen an die Akademie. Zwar auch kein Eldorado für Phantasten und Feuergeister, aber ein Platz zum Lernen. Morgens um 7 Uhr wurden die Schüler in den Aktsaal eingeschlossen und mittags um 1 Uhr wieder befreit. Da mag Böcklin sich ein gut Teil jener intimen Kenntnis des menschlichen Körpers angeeignet haben, die ihn befähigte, ohne das phantasiestörende

Burg am Meer von Piraten überfal

Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin.

Abb. 1. Felsschlucht. Nach Böcklins erstem Ölbilde, gemalt im Alter von 16 Jahren.

Modell seine Gestalten zu schaffen. Von Antwerpen ging er nach Brüssel, studierte die Meisterwerke in den dortigen Galerieen und lernte auch sonst im Figurenmalen tüchtig zu. Dort blieb er ein halbes Jahr.

Anno 1848 treffen wir ihn in Paris mitten in den blutigen Greueln der Junitage, die ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterließen. Zehntausend Opfer wurden damals hingeschlachtet. Vom Fenster seiner Mansarde hatte er den furchtbaren Ausblick auf eine Mauer, an die sie die zusammengefangenen Rebellen stellten, um sie niederzuknallen. Einer um den anderen trat an diese Wand, stellte sich furchtlos in militärische Positur und kommandierte „Feuer!“ Böcklin selbst sah sich einmal von einem wütenden Haufen fortgerissen; man hatte ihn nicht lange gefragt, ihm einen Säbel in die Hand gedrückt, und so fand er sich plötzlich als Revolutionär wider Willen mitten in den Gemächern des Königsschlosses. Mit der Kunst sah es begreiflicherweise schlimm aus in Paris im tollen Jahr. Da malte er denn, um sich fortzubringen, den Ärzten Abbilder pathologischer und chirurgischer Merkwürdigkeiten. Auch so ein Witz des Schicksals, daß der Priester der höchsten Schönheit in seinen Lehrjahren eine Zeitlang vom Ekel leben mußte; aber das hat ihn so wenig untergekriegt als die Erfahrungen der folgenden Zeit.

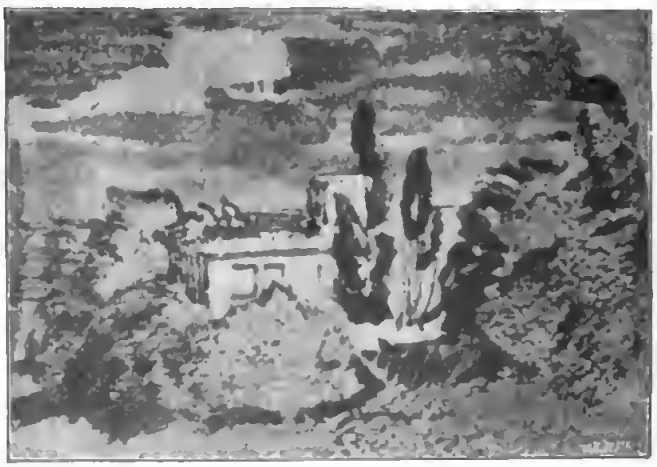
Die Erfüllung seiner Militärpflicht rief ihn bald nach den Revolutionstagen nach Basel zurück. 1850 kam er nach Rom, und von da ab wurde seine Heimat, seine künstlerische Heimat wenigstens, der Süden, da gewann er jene unendliche Liebe zum Meer, die für ihn so bezeichnend ist, da trat er dem fröhlichen Göttervolk des Altertums nahe. Zunächst freilich wartete seiner kein glänzend Los: Frohnarbeit, Brotarbeit, billige Bilder für die Kunsthändler — aber gelernt wurde doch dabei. Ein Kardinal erkannte sein Talent, förderte, empfahl ihn, und die Tage der Sorge schwanden. Er genoß in vollen Zügen die neue Welt, die ihn umgab und die er verstehen lernte, er wurde mit dem Zauber der Antike vertraut, zunächst durch die Bronze- und Marmor-

Handzeichnung (Ruine und Pinien).

Künstler von seinem Schlage hat sein zweites Gesicht, ein Sonntagskindergesicht, von dem die Werktagsmenschen keine Ahnung haben. Wie unglaublich richtig sein fabelhaftes Gefühl für organische Bildung solche Geschöpfe konstruiert, für die in keiner Naturgeschichte Vor- und Abbilder zu finden sind, ist bekannt. Unter anderm weiß man, daß er, der sonst alles gemalt hat, was als Verbindung von Menschen- und Tierformen die Mythologie ersann, die Darstellung geflügelter Menschen vermeidet, weil er sich sagen muß, daß ein halbwegs ästhetisch wirkendes Flügelpaar unseren schweren Körper nicht zu tragen vermöchte. Dafür sind z. B. seine Drachen und Seeschlangen so wunderbar erfunden, so wahrscheinlich, als seien es Abbildungen wirklicher Geschöpfe, und sie sind immer nach den Gesetzen gebaut, die ein Wesen braucht, um auf unserer Erde atmen, sich nähren und sich bewegen zu können. Der Denker und der Dichter sind in Arnold Böcklin eben untrennbar verbunden.

schätze der Museen, aber auch durch die Dichterwerke der antiken Welt. Vielleicht hat sich nie ein Künstler der Neuzeit in das innerste Wesen des klassischen Altertums und dessen ergötzliche Fabelwelt so vollständig eingelebt wie Arnold Böcklin, der himmelweit entfernt ist von den Klassicisten im Sinne Thorwaldsens und Canovas, Genellis und seiner Zeitgenossen, für welche die Antike eine eisige Leiche war. Ihm gab sie nur die Form und die Gedanken, das germanische Blut in ihm lieh ihr Seele, Leben, Farbe. Gerade im Erfassen der antiken Stoffe ist er unendlich groß neben den anderen, die aus dem heißen Süden zu uns nichts heimbrachten, als tote, reiz- und seelenlose Formen, die kalte Versteinerung einer Welt, die einst die farbigste und heißblütigste, die phantastischste und poesievollste gewesen ist, die es je gegeben hat. Dies unsägliche Verkennen der wahren Ziele der antiken Kunst, das die anderen charakterisiert, hat ihn nie berührt, so sehr es zu jener Zeit in der Luft lag. Er hat sie wirklich gesehen, seine Tritonen und Najaden, seine Centauren und Hippokampen, seine Faune und Pane und Satyrn, seine Nixen und Sirenen, er hat sie nicht ausgeklügelt und nicht nach Gipsreliefs und Marmortorsos kopiert. Der wahre

Der Idealmensch, der er war, offenbarte sich auch in seinem Liebesleben. Er war ein Maler, und sie hatte auch nichts. Das war ihr Roman, und der schloß 1853 seine



Handzeichnung (Römische Villa).

Heirat mit Angelina Pascucci ab. Mit nichts fingen sie an, und das Glück kam doch ins Haus mit der bildschönen jungen Römerin, deren Züge übrigens jedem vertraut sind, der Böcklins Bilder kennt. Er hat sie zahllose Male abkonterfeit, absichtlich und wohl auch oft unwillkürlich. Vierzehn Kinder kamen der Reihe nach. Sechs davon leben noch: vier Söhne, davon zwei Maler und einer Architekt, und zwei Töchter. Eine der letzteren ist eines Künstlers Weib, der manches schöne Werk mit seinem Schwiegervater zusammen erfunden und ausgeführt hat, des Bildhauers Peter Bruckmann in München.

Die Not ums Brot hatte ihm, dem echten Künstler, niemals den Humor und die Schaffensfreude verderben können, wie ihm auch heute, wo — wenigstens den Kunsthändlern — seine Bilder samt den Rahmen mit Gold aufgewogen werden, das „Geschäft" in seiner Produktionsweise nicht beeinflußt. Er malt nicht, um Bilder zu verkaufen, er malt nur, um Bilder zu malen. Daß man von der Kunst auch leben kann, mag ihm ja als ganz hübsche Beigabe erscheinen, er würde jene aber auch üben, wenn man von ihr nicht leben könnte.

Böcklin hat nie so recht ein festes Heim besessen, und der Erwerb eines prunkvollen Besitztums, der so viele Künstler reizt und zu Frohnarbeitern macht, war nie seine Sehnsucht. Frei sein, immer dahin gehen können, wo's am schönsten ist, und wohin ihn eine Laune seiner Vorstellung ruft, das ist sein Ideal. Das Meer darf in der Regel nicht zu weit sein von solchem Ort. So ist er heute noch, und auch früher wechselte er seinen Aufenthaltsort so oft, daß die Feststellung dieser Wechsel im Aufenthalt seinen Biographen einmal manche Schwierigkeit machen wird. 1858 kam er nach München, dann nach Hannover, dann wieder nach München, das ihm besonders sympathisch ist — nicht zum wenigsten seiner alten Kunstschätze halber. Er lebte hier bis 1860, dann ging er, als Lehrer an die dortige Kunstschule berufen, nach Weimar. So viel er aber im Grunde Schülern zu sagen und zu geben hatte, so war doch das gerade für ihn, dessen Entwickelung sich auf ganz anderen Bedingungen aufbaute, als die eines deutschen Durchschnittsprofessors, nicht der geeignete Beruf.

Handzeichnung (Wagen in Felsweg).

Wer nicht seines Geistes ist, darf und kann ja nicht so schaffen wie er. Das beinahe absolute Verzichten aufs Modell, das Schaffen aus dem Erinnerungsschatz — wem läßt sich das lehren, wem darf man es nur raten, ohne ihn ernstlich zu gefährden? Eins freilich, die hohe Meinung vom Handwerk, welche Böcklins ganzes Wesen bestimmt, sollte jeder Lehrer haben. Sie haben aber allzuoft nur eine hohe Meinung von sich selbst.

1862 hat er Weimar verlassen und ging wieder auf vier Jahre nach Rom; dann ein paar Jahre nach Basel, wo er anfing, der alten Regel zum Trotz, als Prophet im eigenen Vaterlande zu gelten, dann, 1871—1874 nach München, dann ein Dezennium nach Florenz und 1885 nach Zürich. Seitdem lebt er in Zürich, d. h. in Künstleradreßbüchern und Ausstellungskatalogen ist diese Stadt als sein

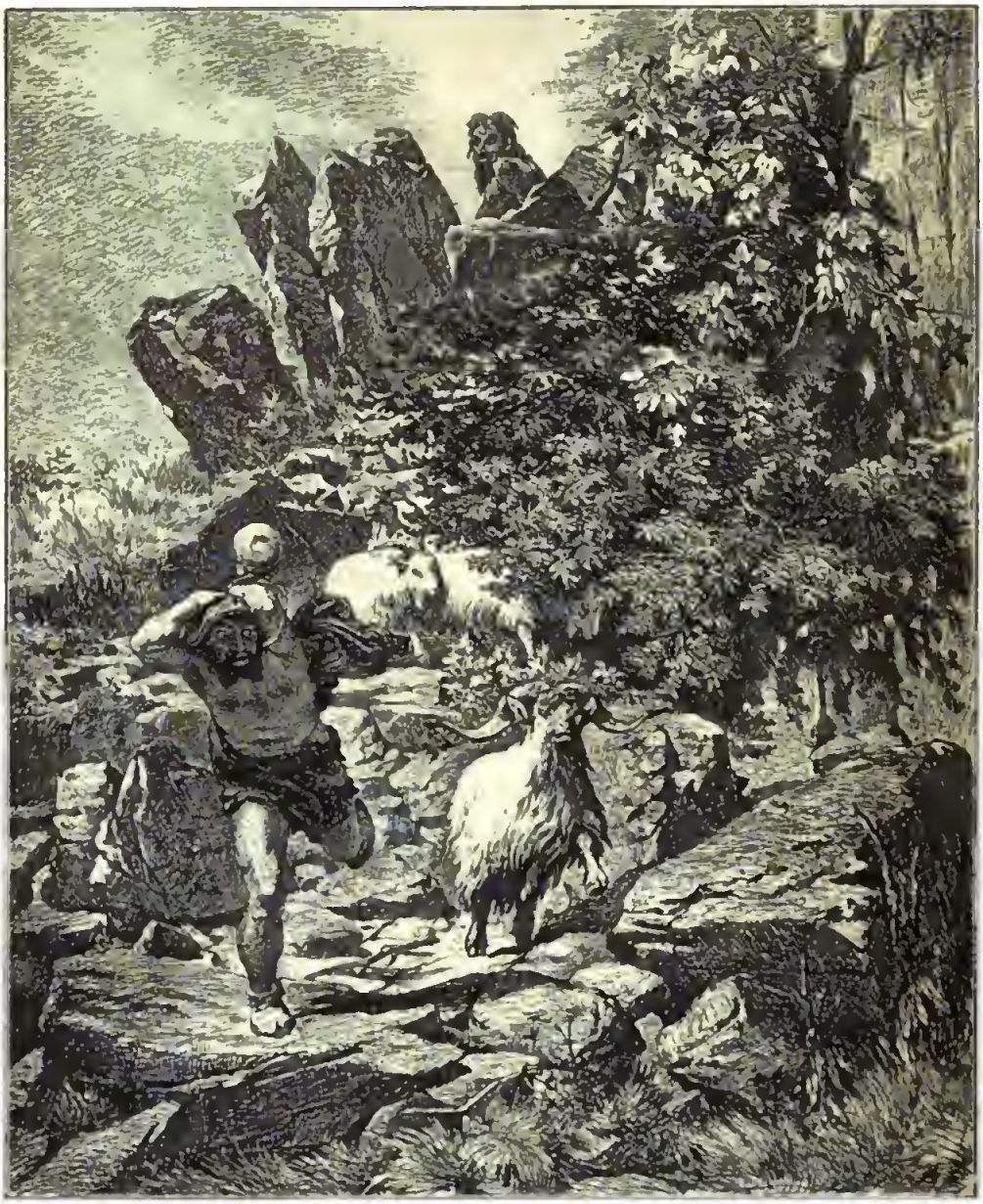


Abb. 2. Pan erſchreckt einen Hirten. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

Aufenthaltsort genannt. In Wahrheit weilt er meiſt in Italien und zwar in San Terenzo am Golf von La Spezia. Die letzten Nachrichten über ihn, die, was ſein Befinden betrifft, ſehr erfreulich lauten, melden, daß er Anſtalten macht, ſich dort dauernd niederzulaſſen. Der Süden hat ihn gerade in den letzten Jahren mehr als je angezogen, der Süden und das Meer. Und die Salzflut erwies ſich ihm ſogar beſonders dankbar für ſeine viele Liebe. Er war erkrankt, und die Ärzte, die ihn behandelten, hatten das Wunderlichſte mit ihm vor, als ihm ſeine Gattin riet, doch im Meere zu baden, das ihm immer gut gethan. Und das Baden im Meere — es war ein „hochintereſſanter Fall“ — brachte ihm Heilung. Freilich hat ihm in den letzten Jahren, wie die unſinnige Redensart ſagt, ſeine „Geſundheit“ manches zu ſchaffen

Abb. 3. Der Gang nach Emmaus. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

gemacht, aber — jetzt malt er wieder, Gott sei Dank. Id est, er ist wieder der Alte. Sein letztes Werk, ein Selbstbildnis, zählen kunstverständige Freunde seinen besten Bildern zu.

In seiner nominellen Heimat Zürich steht sein Atelier. Keine Raritätenkammer, wie es die einen, und kein Fürstensaal, wie es die anderen haben: riesengroß — so was wie 24 Meter lang, die Wände sind mit schwarzem Stoff bezogen. Feine farbige Streifen in tiefen, harmonischen Tönen unterbrechen die Eintönigkeit der düsteren Wände, die nichts von dem herkömmlichen Atelierkram aufweisen. Auch mit Studien und Skizzen ist nichts beladen. Diese dunklen, reinen Wände geben einen prächtigen Hintergrund ab für die lichten Gestalten, die seiner Phantasie entsteigen, von keinem irdischen, kleinlichen Trödel gestört.

Böcklin ist vielleicht, nein, gewiß, der größte Kenner der Maltechnik, der lebt. Mit Recht hält er die Frage der Dauer eines Bildes für unendlich wichtig und geht darum mit mustergültiger Sorgfalt an die Auswahl und Zubereitung der Materialien. Einen guten Teil seiner Farben reibt er noch heute selbst, prüft die gefährlicheren Farbstoffe mit chemischen Mitteln, präpariert den Malgrund mit eigener Hand. Über alle Öle, Firnisse, Trockenmittel ꝛc. hat er die eingehendsten Versuche angestellt, er hat in allen Techniken experimentiert, von denen man je gehört hat, und lernte sie alle beherrschen. Die meisten seiner Bilder sind wohl in Tempera — der Arten der Temperatechnik ist Legion — gemalt, manche aber auch in Öl. Dann hat er al Fresko und sogar in Enkaustik gearbeitet, in Wasserfarben natürlich auch und noch in einigen Verfahren, von welchen wir heute kaum nur noch die Namen wissen — z. B. Weihrauchmalerei u. a.

Diese Sorgfalt in der Wahl des Materials bewährte sich allerdings glänzend, was namentlich die durchschnittlich dreißig Jahre alten Bilder der Schackgalerie in München beweisen. Sie sehen durchweg aus, als hätten sie gestern erst die Staffelei verlassen. Wer nur ein bißchen mit Bildern zu thun gehabt hat, der weiß das zu würdigen und zu bewundern. Seine „Klage des Hirten," sein „Ritt des Todes" sahen aus wie nagelneue Bilder; wenn die Farben noch naß wären, sie könnten nicht frischer glänzen. Schon oft wurde in Künstlerkreisen der Wunsch ausgesprochen, er möge doch seine Erfahrungen auf technischem Gebiete schriftlich niederlegen und der Kunstwelt als Erbteil vermachen. Es wäre ein unschätzbarer Verlust, wenn der Meister sie einmal unvererbt mit ins Grab nähme. Nachrichten aus der allerletzten Zeit melden denn auch, daß Böcklin daran denkt, seine Wissenschaft in dieser Richtung in irgend einer Form der Künstlerwelt zu erhalten.

Und wie schafft Arnold Böcklin? Wie gesagt, fast nie mehr unmittelbar nach der Natur. Er nimmt wohl einmal ein Modell, um sich über ein Detail der Form, eine Überschneidung oder ähnliches zu unterrichten, notiert das Gesehene wohl auch mit wenigen Strichen, aber zu einer intensiveren Verwendung des Vorbildes kommt er dabei nicht. Es stört ihn, es ist ja doch nicht das, was er erträumt, die Wirklichkeit verscheucht die Bilder seiner Phantasie. Ein Künstler wie er sammelt Erinnerungsbilder vom ersten Schritt, den er über seine Schwelle thut, er studiert die Natur immer. Leute, die je einmal mit ihm spazieren gegangen sind, wissen davon zu erzählen. Es kann da passieren, daß er mit einemmale stehen bleibt, fünfundzwanzig Minuten ohne sich zu rühren, und eine Silberpappel, eine Cypresse oder eine Steineiche — seine Lieblingsbäume, die wir auf seinen Bildern immer wieder finden — anstarrt. Notabene, ohne Pose und ohne nur daran zu denken, daß dies für einen Begleiter nicht sehr amüsant sein könnte. Was er so in sich aufgenommen hat, scheint unentrinnbar in seinem Gemerk festzusitzen, um später einmal in irgend einer Form, deren Zusammenhang mit dem ersten Eindruck oft wohl kaum mehr zu entdecken wäre, zu einem Bilde auszureifen. Ist das dann in seiner Vorstellung so weit gediehen, dann ist das Fertigstellen an der Staffelei rasch gethan. Böcklin arbeitet sehr viel à la prima, die größten Bilder entstehen in wenigen Wochen. Vielfach entwirft er sein Bild erst auf der Malfläche selbst. Sein riesiger Arbeitsdrang ist bezeichnend genug. Als junger Mann hat er sich mehrmals überarbeitet, daß man ihn bewußtlos vor seiner Staffelei fand, und auch in späteren Jahren arbeitete er oft bis zum Nichtmehrkönnen.

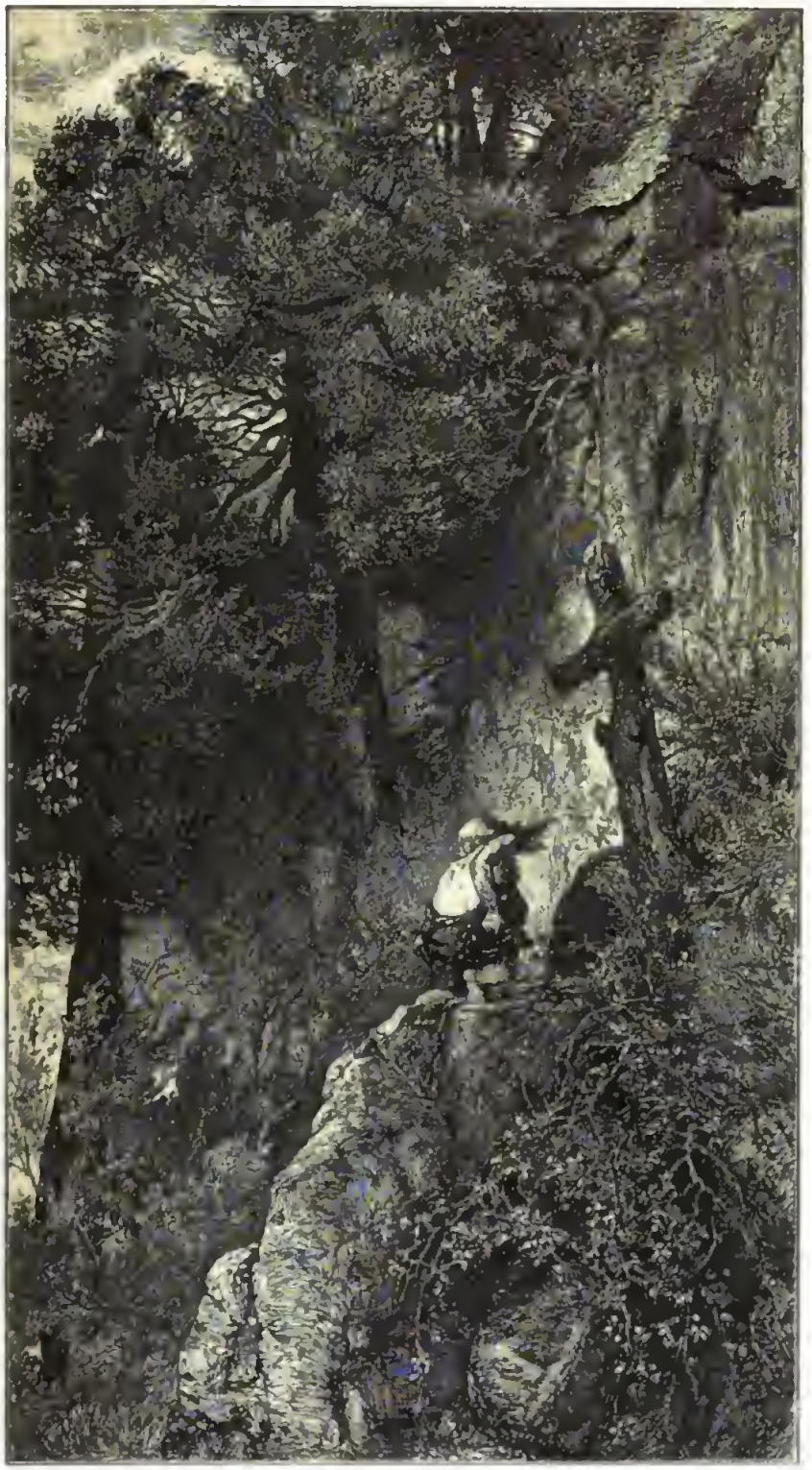


Abb. 4. Der Anachoret. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

Dann vermag er aber auch wieder wochenlang in genußreichem Nichtsthun hinzuleben, wenn ſein Geiſt und ſein Schaffenstrieb ruhen.

Vielleicht mag die Art, wie bei ihm ein Kunſtwerk aus dem Bedürfnis ſeiner Seele heraus entſteht und entſtehen muß, nichts beſſer illuſtrieren, als das Folgende:

In Rom hatte einſt, Ende der ſiebziger Jahre, eine Dame in der Nähe der Via Appia einen kleinen Leichenzug geſehen, und die Verlaſſenheit der beiden einzigen, die als Leidtragende dabei waren, zweier Kinder, hatte ſie unendlich gerührt. Sie meinte, dieſe ſtille, menſchliche Tragödie inmitten der großartigen landſchaftlichen Scenerie ſei wohl ein eminent künſtleriſcher Vorwurf für einen Maler, und ſie bat Böcklin, ihr die Scene in einem Bilde zu verewigen, etwa unter dem Titel „So ganz allein.“ Hätte Böcklin die Sache ſelbſt geſehen, ſo hätte ſie ihm vielleicht den Gedanken zu einem Bilde gegeben, aber die Impreſſion eines anderen zu einem Kunſtwerke zu geſtalten ſchien ihm unmöglich, und er lehnte den Auftrag rundweg ab, bemerkend, das Thema könne man wohl poetiſch, nicht aber maleriſch behandeln. Am anderen Tage überbrachte er jener Dame zum Beweiſe deſſen die folgenden Verſe:

Im Dämmerſchein kehrt' ich zurück zur Stadt,
Verlaſſend auf der Via Appia
Die Gräbertrümmer, welche ſchweigend ernſt
Gen Himmel ſchau'n.

Wie viel Geſchlechter lagen modernd dort!
Wie vieles Leid mag dort begraben ſein!
Wer weiß davon? Vorüber iſt es ſeit
Jahrtauſenden.

Da nähert ſich eintöniger Geſang,
Ein Mönch trägt einen kleinen Kinderſarg.
Ein Prieſter ſingt ſein traurig Requiem
Und dieſen folgt

Ein kleines Paar, das kaum ſo eilen kann,
Geſchwiſter ſind es jener Leiche dort.
Ihr Vater tot, die Mutter im Spital,
Sie ganz allein.

Das Unglück iſt der Menſchheit dauernd Los —
Wer geht durchs Leben ohne Leid? — Geduld!
Mit dir auch iſt's vorüber einſt! — Schon ſeit
Jahrtauſenden!

Wie einfach ſchön iſt die ganze Stimmung feſtgehalten. Das allerdings war nicht zu malen. Selbſt nicht von ihm!

Über ihn, den Fabelhaften, wird viel gefabelt. Inſonderheit erzählen ſich die Leute gern von der Verſchloſſenheit und Unzugänglichkeit des Schweizer Meiſters. Das iſt aber immer ein böſes Zeichen — für die Erzähler. Harmlos liebenswürdig, zugänglich, witzig, jugendlich heiter im Verkehr, verdient Böcklin jenen Ruf wahrhaftig nicht. Aber rohe, „unmuſikaliſche Naturen,“ zudringliche und neugierige Menſchen kann er nicht vertragen, Leute, die einem ins Geſpräch fallen, kurzum Charaktere, die ſeinem Charakter allzu fremd ſind. Da ſoll er freilich mürriſch werden können, er, in dem alles Harmonie iſt. Zu den vielen Böcklinfabeln gehört auch die, er habe die Marotte, den lenkbaren Luftballon erfinden zu wollen — der Erfinderwahnſinn iſt bekanntlich eine nicht unhäufige Malerkrankheit. Nun hat er ſich wohl viel und lang mit Flugproblemen befaßt, aber ſein Verſtand iſt viel zu klar und ſeine Bildung viel zu gründlich, als daß er ſich auf das von der Wiſſenſchaft aufgegebene Problem, einen richtigen Luftballon lenken zu wollen, verlegen könnte. Böcklin glaubt mit vielen gelehrten Phyſikern an die Möglichkeit einer Löſung des Flugproblems, aber auf Grund von Prinzipien, die ſo ſcharf durchdacht ſind, daß Helmholtz erklärte, wenn jenes Problem gelöſt werde, ſo werde es ſein auf Grund von Böcklins Theorien. Er ſah in früheren Jahren am Rhein, wo er lebte, wie die Raben zum Fiſchfang kamen und wieder zurückflogen gegen die Luftſtrömung, und doch faſt ohne Flügelſchlag, in eigentümlichen Kurven emporgetragen, hinaufgeſchraubt vom Winde. Und lange vor vielen anderen, die heute noch Rieſenballons gegen ganz enormen Winddruck ſteuern wollen, wußte er, daß, was fliegen will, ſchwer ſein muß, nicht leicht, daß die Erfindung des Fliegens nur durch ein geiſtreiches Ausnützen der Fallgeſetze erreichbar ſei. Wie allem, was er trieb, iſt er auch dieſem Problem ernſt und zähe nachgegangen.

Er liebt das Schöne in jeder Form, alſo vor allem auch die Muſik von Bach und Händel und Verwandten mit ihren großen, ernſten Formen. Auch hat er ſelbſt einiges komponiert, namentlich Lieder und unter anderen das Harfnerlied Goethe's: „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß . .“ Daß er kein Freund Wagnerſcher Weiſe wurde, mag auf den erſten Blick vielleicht befremdlich erſcheinen, erklärt ſich aber aus

Abb. 5. Villa am Meer. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

dem großen Gegensatz zwischen den Persönlichkeiten der Beiden. Die cholerische Ichmenschennatur Wagners und die stille Mimosenart Böcklins, die sich von jeder brutalen Bewegung scheu zurückzieht, mag nun übereifrige Bewunderung oder Anfeindung sie veranlassen! Des einen Laufbahn ist Kampf gewesen von Anfang bis zum Ende, die des anderen war ein ruhiges, stetiges Fortschreiten, eine organische, friedliche Entwickelung, der alle äußeren Einflüsse nichts anhaben konnten. Wagner hat übrigens Böcklin besser erkannt als dieser ihn und sich sogar an den Maler um Entwürfe für die Ausstattung eines seiner Werke gewandt. Aber die stürmische, über alle Grenzen schweifende Phantasie des Meisters von Bayreuth verlangte von dem Maler, der so klar und ruhig erwägt in allem, Dinge, daß dieser sich sagte: „Das kann man ja nicht machen." Für Böcklin ist eine Sache damit abgethan, und so kam's nicht dazu. Schade in gewissem Sinn! Denn Wagners Ideen vom Gesamtkunstwerk wären auch der Teilnahme eines Böcklin wert gewesen.

Auch seine Beziehungen zur alten Kunst entsprechen so ganz seinem übrigen Wesen. Er schätzt die alten naiven deutschen und vlämischen Meister und hat die Münchener Sammlung besonders lieb. Als man ihm vor ein paar Jahren nahe legte, er möge doch die Münchener Glaspalastausstellung besuchen, meinte er, „er sei ja mit der alten Pinakothek noch nicht fertig." Die edlen, intimen Bilder des Rogier van der Weyden, mit ihren wundervoll leuchtenden Farben haben es ihm dort besonders angethan. Bei alledem ahmt er die Alten nicht nach und hat seine Gedanken über die Art, wie man alte Meister zu verehren habe, einmal unendlich treffend in den wenigen Worten ausgedrückt: „Die Alten wallten ja auch keine — Antiken machen." Wenn nur unsere großen und kleinen Antikenmacher von heute sich stets diesen Satz gegenwärtig hielten! Böcklins Ziel in der Kunst liegt klar vor seinen Augen und var den Augen aller derer, die seine Werke kennen: Das Schöne, das Große wollen und das Gewollte mit Vermeidung aller nicht rein künstlerischen Mittel erreichen. Alles, was nicht zur heiligen Sache gehört, sei ausgeschlossen. Damit ist er freilich kein reicher Mann gewarden und nennt keinen Palast sein eigen. Darum kann er nicht wie zahllose Stümper seine Orden nach Dutzenden zählen, darum hat er, so fest sein Ruhm bei den Wissenden steht, im Grunde kein großes Publikum. Auf Bierglasdeckeln und gedruckten Schnupftüchern wird er nie eine Rolle spielen, auf Pfeifenköpfe wird er nicht gemalt und mit Photographieen nach seinen Werken wird schwerlich viel Geld verdient. Er ist Aristakrat bis in die letzte Faser seines Wesens, trotzdem er als freier Schweizer die Aristokratie der Geburt kaum leiden mag. Wenn die kommenden Jahrhunderte fragen, was unser Säkulum gekannt und erstrebt hat, so wird sein Name Antwort geben unter den allererſten.

Böcklin, der schafft, weil er aus seinem Innersten heraus schaffen muß, ist produktiv gewesen, wie wenige. Das will um so mehr sagen, als fast alles, was mit seinem Namen gezeichnet in der Welt sich findet, fertig ist. Er würde, glaube ich, eher seinen Pinsel zerbrechen, als mißlungene oder halbrohe Skizzen verkaufen, wie andere — und zwar sehr hoch im Kurse stehende — thun, um Geld zu machen. Vortreffliche Übersicht über sein Lebenswerk gewährt der dem jüngst erschienenen Böcklinwerk der „Photographischen Unian" in München*) beigefügte Katalag seiner bekannten Werke. Der Katalog zählt 200 Nummern, 200 Nummern, die aber fast nur ausgereifte Bilder bedeuten. Es fehlen z. B. alle jene Arbeiten, die er in seiner Werdezeit ums Brod gemacht, und unter denen sicherlich manches Vortreffliche enthalten ist. Das genannte Werk mit seinen vierzig wohlgewählten Heliagravüren ist eine äußerst dankenswerte, mit vollendetem Geschmacke hergestellte Publikation, wohl geeignet, das Verständnis für den größten Maler unserer Zeit in weitere Kreise zu tragen und in ihnen dauernd zu erhalten. Auch die Herstellung jener Liste von Böcklins Werken ist hochverdienstlich und wird künftigen Forschern ihre Arbeit leicht machen. Bemühen wir uns in Folgendem wenigstens das Wesentlichste aus der mächtigen Fülle seiner Schöpfungen aufzuzählen, so kann immer nur von den von ihm selbst für reif gehaltenen Bildern die Rede sein.

*) „Arnold Böcklin." Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravüre.

Abb. 6. Die Klage des Hirten. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

Abb. 7. Der Tatzelwurm. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

Die Brüsseler und Antwerpener Lehrzeit, der Pariser Aufenthalt und die erste Zeit seines Wirkens in Rom kommen garnicht in Betracht.

Sein erstes Ölgemälde ist, wie schon gesagt, im Jahre 1843 entstanden. Ihm folgten zunächst viele Bilder und Handzeichnungen von vorwiegend landschaftlichem Inhalt, die bald mythologische Staffagen belebten. Sein erster römischer Aufenthalt zeitigte unter anderem jenen wundervollen Pan im Schilf, der damals in München zuerst weitere Kreise auf den Künstler aufmerksam machte und dort jetzt eine Zierde der „Neuen Pinakothek" ist. 1858 malte er eine Speisesaaldekoration, fünf Gemälde, die Beziehungen des Menschen zum Feuer darstellend. Die Bilder, von wenigen gekannt, lagern jetzt irgendwo aufgerollt in Berlin. Kurz darauf entstand das wundervolle Schloß am Meer mit den Piraten, die ein schönes Weib als Beute davonschleppen (s. Einschaltbild). Der Weimarer Aufenthalt (1860—1862) brachte u. a. eins seiner bekanntesten Bilder: „Pan erschreckt einen Hirten," ein Werk, das seine ganze große Kunst beweist, die landschaftliche Stimmung durch solche mythologische Beziehungen zu vertiefen (Abb. 2). Zugleich ist das Bild eine wunderbare Erläuterung des alten Wortes vom „panischen Schrecken" — es schmückt heute die Galerie des Grafen Schack in München, eines der ersten Erkenner und Förderer der Böcklinschen Kunst. Im Anfange der 60er Jahre wurden zahlreiche Porträts gemalt. Bilder seiner Frau, ein Selbstbild, ein Bildnis Lenbachs, mit dem ihn ehedem künstlerische und freundschaftliche Beziehungen verbanden, ein anderes des Bildhauers Joseph Kopf und eins von dessen Gattin. 1863 der „Gang nach Emmaus" mit der unsäglich groß angelegten, düster gestimmten Landschaft (Galerie Schack) (Abb. 3). Aus demselben Jahre stammt der in der gleichen Sammlung befindliche „Anachoret," der sich an jäh abfallender Felswand vor einem roh gefügten Holzkreuz geißelt (Abb. 4). Raben fliegen über ihm, als warteten sie darauf, daß der Alte ein Opfer seiner Büßerwut und ihrer Schnäbel werde. In gedrängter Folge kam nun Meisterwerk um Meisterwerk zu Tage. 1864 die „Villa am Meere" mit der Frau in Trauer, alles in grandioser Sturmstimmung, ein Muster klassischer Größe in der Landschaft und ein Beispiel, welche enorme Wirkung eine genial angebrachte Staffagefigur thun kann, wie ein mit wenigen Strichen hingesetztes Figürchen geradezu das Herz eines Bildes wird (Abb. 5). Das gleiche Sujet wurde mehrfach variiert, aber immer so, daß nur das Ganze und nichts im Detail dem Urbild glich. Böcklin hat sich nie, wie so viele, dazu hergegeben, ein gangbares Sujet einfach totzumalen. Sehr schön ist z. B. eine „Villa am Meer" in heißer Abendsonnenglut. Das Jahr 1865 bringt „Die Klage des Hirten" oder „Daphnis und Amaryllis," ein Bild von ganz märchenhaftem Reiz und zugleich eins von jenen, die Böcklins unbeschreibliches technisches Können am wunderbarsten zeigen (Abb. 6). Der jugendlich schöne Hirte bläst auf einer Pansflöte sein Lied vor einer Grotte, in welcher Amaryllis in seltsam wesenloser Erscheinung, wie ein Gesicht aus anderer Welt, sich zeigt und seiner Klage lauscht. Ein eisiger Schauer weht uns aus einem anderen Gemälde an, das, wie die vorigen, die Schackgalerie schmückt: die Felsschlucht, aus der ein Drache auf die vorbeiziehenden Wanderer herabdroht (Abb. 7). Das Bild nimmt sichtlich auf Goethes Mignonlied Bezug: „In Höhlen wohnt des Drachen alte Brut — es stürzt der Fels und über ihn die Flut." Am gleichen Orte ist der im gleichen Jahr geschaffene „Mörder von Furien verfolgt" zu sehen. Die Rachegöttinnen sind mit wahrhaft grausenerregender Realistik gemalt, Halbgötterbestien, die auch dem Hartgesottensten das Unrechtthun verleiden müßten. Besonders reich produzierte der Maler 1868: es entstanden sechs verschiedene Freskobilder im Treppenhaus zu Basel, das mächtig eindrucksvolle „Magdalenas Trauer an der Leiche Christi" (Museum zu Basel), die zwei Varianten von „Liebesfrühling," eins davon ein so hell gemaltes Bild, daß, als es 1889 in München auf der Ausstellung erschien, die Leute auf die Vermutung kamen, Böcklin sei auf seine alten Tage noch unter die Pleinairisten gegangen. Er hat eben auch dies versucht und gelöst, bevor andere nur daran dachten. Der Puttenkranz, der über der Quellnymphe in sonniger Luft schwebt, gehört wohl zu den anmutigsten Schöpfungen Böcklins und viel-

Abb. 8 Der Tod, durch seine Herrlichkeit reitend. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Greb.

leicht überhaupt zu den reizendsten Puttengruppen, von welchen die Kunstgeschichte weiß.

Im nächsten Jahre, 1869, „Der Ritt des Todes." Der Knochenmann reitet in einer Herbststurmnacht durch eine romantische Landschaft, und sein Roß scheut vor einem jähen Blitze (Abb. 8). Dann eine Frühlingslandschaft mit Liebespaaren und Amoretten — wie voriges in der Galerie Schack —, drei Fresken in der Villa Thurneysen in Basel, ein Selbstbildnis u. s. w. Um gleiche Zeit etwa muß die entzückende „Muse des Anakreon" gemalt worden sein, wohl der temperament- und rassevollste Typus weiblicher Schönheit, der diesem auserlesenen Frauenmaler geglückt ist. Das ist wirklich die Lebensfreude, wie man sie malen muß, aber nur malen kann, wenn man Arnold Böcklin heißt.

Während des zweiten Baseler Aufenthalts (1866—1871) wurde dem Meister wieder Gelegenheit Monumentales zu schaffen und darunter etliche seiner originellsten Werke, sechs Sandsteinmasken an der Kunsthalle zu Basel, zum Teile von ihm direkt aus dem Sandstein herausgehauen (Abb. 9, 10 und 13). Erst, als ihm die Arbeit zu mühsam wurde, ließ er sie von anderen nach seinen Entwürfen ausführen. Auch der Sgraffito-Fries der Kunsthalle stammt von ihm.

Abb. 10. Steinmaske an der Kunsthalle zu Basel.

Abb. 9. Steinmaske an der Kunsthalle zu Basel.

Das Jahr 1873 gehört wieder zu den fruchtbarsten Jahren unseres Malers. Zwei Darstellungen der Venus Anadyomene, der „Centaurenkampf" in ein paar verschiedenen Auffassungen, die pittoreske Landschaft mit der maurischen Burg, zu der Krieger in roten Mänteln emporziehen, das Selbstkonterfei mit dem geigenden Tod, das einer tiefschmerzlichen Seelenstimmung entsprungen sein mag (Abb. 11), „Angelika von einem Drachen bewacht," die köstlichen „fischenden Faune," die ein Meerweib in ihren Netzen fangen, die „Seeräuber mit der bremenden Burg" und noch einiges andere — alles die Ausbeute eines Jahres. 1871—1874 war der unruhige Geist wieder in München. Zwei Selbstbildnisse datieren aus dieser Zeit. Von 1875 die schwärmerisch-liebenswürdige „Hochzeitsreise" (zwei Varianten), im gleichen Jahre die „Klio" mit dem fabelhaft gut gemalten grünen Gewand, dann die

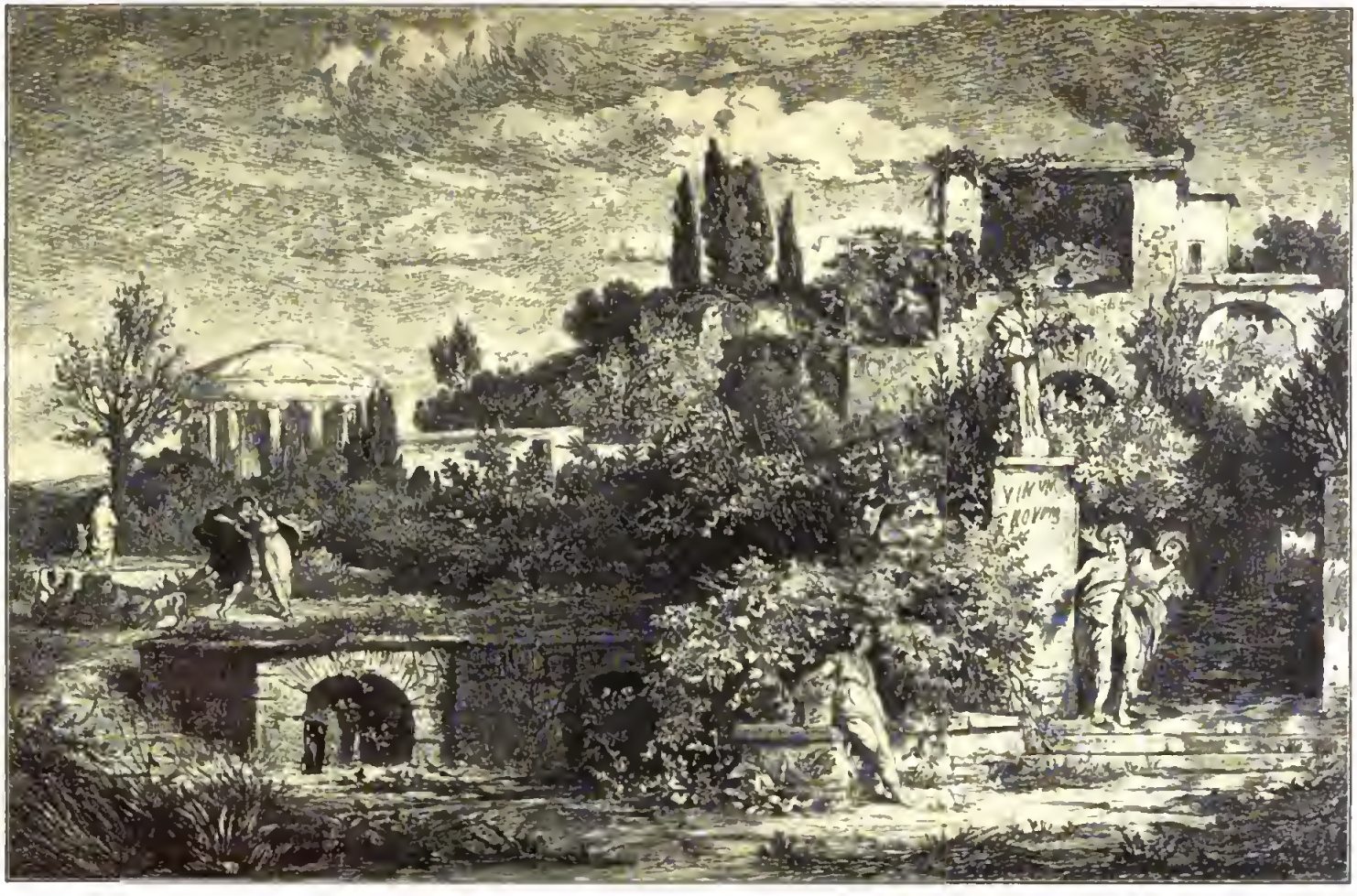


Abb. 12. Altrömische Taverne. Nach dem Gemälde von A. Böcklin radiert von W. Hecht.

urdrolligen Sirenen — oben Weiber, unten Vögel. Zwei herrliche Darstellungen der „Flora," die eine Blumen auf paradiesische Gefilde streuend, die andere die Blumen, welche durch erwachende Kinder symbolisiert sind, aus dem Schlummer weckend, wurden im Jahre 1876 vollendet. Um 1877 malte Böcklin eine seiner poetischsten Allegorien: „Die Meeresbrandung." In der Spalte einer steil aufsteigenden Uferklippe ein schönes Weib, dessen Hand über die Saiten einer Harfe gleitet. Wellen brechen ihr zu Füßen. Eine neue Bearbeitung des gleichen Motivs führt den Titel „Die Entstehung des Wassers."

Eine große „Kreuzabnahme," 1877 bis 1878 für die Berliner Nationalgalerie gemalt, die aber dann statt dieses Bildes die berühmte „Insel der Seligen" erhielt, ist wenig bekannt geworden und noch immer im Besitze des Malers. Das letztere Bild wurde 1878 fertig, ein Werk von wahrhaft göttlicher Heiterkeit, von dithyrambisch freudiger Farbe, das seine Wirkung wohl auch auf den blödesten Beschauer thut und des Meisters Theorie von der Zwangswirkung bestimmter Farbenzusammenklänge auf die Gemütsstimmung wahrhaft glänzend illustriert. Eine prächtige Sommerlandschaft, eine „Pietà," die Lebensinsel, mit ihren leuchtenden Farben und dem ganzen Gedanken mannigfach an die „Insel der Seligen" erinnernd, und eine Darstellung aus Ariosts rasendem Roland mit einem wunderschönen Frauenleib danken dem gleichen Jahre ihren Ursprung. Dem nächsten, das mehrfach in Abänderungen wiederholte „Heiligtum des Herakles" und — ein Bild, so schön und gedankenreich, wie es auch einem Böcklin nur in besonderen Feierstunden gelingt: „Dichtung und Malerei," aus einem Quell schöpfend. Das Programm des Malerpoeten!

Im Jahre 1880 erschien die „Toteninsel", wohl des Malers populärstes Bild, eine Landschaftsdichtung, so großartig erfunden, so mächtig auf die Seele wirkend, daß man sie kaum für reine Schöpfung der Phantasie nehmen mag (s. Einschaltbild). In der That hat Böcklin, wie bei allem, was er malt, den ersten Gedanken dazu wohl doch vor den Wundern der Natur stehend erfaßt, wenn er ihn auch zu dieser großartigen Poesie erst ausgestaltete. Als Böcklin kurz vorher einige der Ponzainseln besuchte, mit ihren wildromantischen, eingestürzten Kratern, die oft die tollsten Felsformationen ergeben, mag er ähnliche Motive gesehen haben. Einzelne von jenen öden und unwirtlichen Inseln im Golf von Neapel betritt fast nie eines Menschen Fuß. In der römischen Kaiserzeit dienten sie als Verbannungsort. Von der Toteninsel sind dreierlei Darstellungen bekannt, alle gleich in ihrem feierlich großen Eindruck, aber jede wieder in der Anordnung, im Aufbau verschieden. Nach einer davon hat Max Klinger eine prächtige Radierung gefertigt, Klinger, der dem Meister nicht nur geistesverwandt, sondern seit kurzem auch persönlich nahegetreten ist. Die Kunst, das gleiche Thema in wechselnder Darstellung mit gleich starkem Reiz wiederholt zu behandeln, ist, wie schon angedeutet, eine der bewundernswerten „Spezialitäten" unseres Malers. 1880 „Prometheus", eine gigantische Berglandschaft in stürmisch-finsterer Beleuchtung, auf deren Rücken in riesiger Ausdehnung, beim ersten Anblick dem Auge kaum wahrnehmbar, der gefesselte Bildner des Menschengeschlechtes ausgestreckt liegt. Die zwei Variationen dieses Themas, die Böcklin gemalt hat, gehören zu seinen großartigsten Landschaftskompositionen. Den gefesselten Mann auf dem Kaukasus haben wohl Tausende von Malern dargestellt, so groß aber ist er sicher keinem gelungen. 1881 die „sterbende Kleopatra", ein Stückchen der feinsten Farbenmusik, die ein Pinsel hervorzauberte (wie die Prometheusbilder auf der Münchner Jahresausstellung 1893 ausgestellt), 1882 das gemütlich-idyllische „Faune eine Quellnymphe belauschend", der „geigende Eremit" in der Berliner Nationalgalerie und „der Abenteurer." In letztem Bild erscheint der Gedankenmaler Böcklin in seiner vollen Größe. Eine Barke hat den abenteuernden Ritter an wüstem Strande gelandet und zieht davon. Gewappnet reitet er in das unbekannte Land hinein auf seiner Mähre, deren Hufe mit jedem Tritt durch tiefen Moder brechen. Menschliches Gebein zerkracht unter ihnen. Das ist der Weg des Todes, den der Furchtlose zieht, wie ihn vor ihm die anderen gezogen, deren Schädel hier am Ufer bleichen. Die Gestalt des Abenteurers mahnt an Titians Größe. Ein Jahr später der „heilige Hain," zweimal variiert. Dann „im

Spiel der Wellen“ mit der späteren „Susanna im Bade“ die lebendigste Äußerung von Böcklins Humor und besonders bemerkenswert durch die wundervolle Wiedergabe des Wassers und seine herrlichen Farben. Dies ergötzliche Gesindel von Wassermenschen vergißt keiner mehr, der je seine Bekanntschaft gemacht. Von ähnlicher, übermütiger Lebendigkeit ist das ein paar Jahre später entstandene „Najaden,“ auf der eine Schar lustiger Wasserweiber sich in den um eine Klippe brandenden Wogen tummelt (s. Einschaltbild).

Kein andrer als Böcklin hätte es wagen dürfen, und kein andrer ist auf den Gedanken gekommen, die Empfindung unendlicher Einsamkeit, riesenhafter Stille durch eine figürliche Komposition darzustellen. Er durfte es, und ihm gelang's wundersam in seinem „Schweigen im Walde“ (1886). Zwischen den mächtigen Stämmen eines Nadelwaldes reitet die Waldfey auf einem Einhorn einher, und das wunderlich gestaltete Tier erblickt schaudernd, als sei es zum ersten Male, aus Waldesnacht heraustretend das Licht des Tages. Dieses Bild läßt einem einen Schauer durchs Mark rieseln, einen Schauer, dessen Ursprung sich wie die Wirkung aller großen Poesie mit Worten nicht erklären läßt — „Gefühl ist alles.“ Wer aber einmal in der beklemmenden Stille einer großen Waldeinsamkeit, plötzlich bewußt, sein eigen Herz hat klopfen hören, der hat das empfunden, was ihn dies Werk empfinden läßt. Nicht minder Poet ist Böcklin als Maler des „Vita somnium breve.“ Vorne sitzen Kinder an einem Bächlein und lassen Blumen drin hinabschwimmen: die Kindheit. Oben an dem Quell, dem das Bächlein entstammt, steht die Jugend, ein schönes Weib, das sich Rosen zum Strauße windet. Links reitet ein Geharnischter auf Abenteuer aus: die Mannheit. Und oben sitzt ein gebückter Greis, und hinter ihm holt der Tod zu vernichtendem Streiche aus. Und das alles in einer Landschaft wie aus dem Paradiese. Dies hohe Lied vom Werden und Vergehen ward im Jahre 1888 gesungen, so ziemlich der gleichen Zeit entstammt die „Frühlingshymne“ und etwas später kam der „Gang zum Bacchustempel,“ zwei Bilder, die in der herrlichen, reichen Farbenskala der „Insel der Seligen“ gehalten sind. Besonders eigenartige Wirkung erzielt der Künstler dadurch, daß er hier lichtere, klare, prismatisch reine Farben namentlich in den Gewändern anwendet, Farben, die vordem die Leute nicht für ästhetisch gehalten haben und die „herauszukriegen“ wohl die ganze stupende technische Virtuosität fordert, über die er verfügt. Aus gleicher Periode stammt die schon erwähnte „Susanna im Bade,“ eine sehr ungewöhnliche Auffassung des vielgemalten Sujets; Böcklin hat kaum etwas Komischeres geschaffen, als die Gesichter der beiden alten biblischen Hallunken und das der erschrockenen, nichts weniger denn als Urbild zarter Anmut aufgefaßten, tugendsamen Frau. Böcklin sah vor Jahren einmal auf der Reise einen mehr rasse- als „wasch“-echten polnischen, alten Juden mit roten Triefaugen. Das Gesicht desselben reizte ihn lange als malerisches Problem — hier wurde er's im Bilde los. Von scharfem Humor ist

Abb. 11. Böcklins Selbstporträt „mit dem fiedelnden Tod.“

auch das 1892 gemalte Bild „Ein Heiliger predigt den Fiſchen“. Was für eine Welt von Dummheit, Verſchmitztheit und ſtupider Andacht in dieſen Fiſchgeſichtern ausgedrückt iſt, iſt kaum zu ſagen. Arnold Böcklin iſt trotz ſeines urdeutſchen Weſens ein Hellene und kein Nazarener und ſo tiefe Innigkeit, ſo reines Gefühl manche ſeiner religiöſen Bilder zeigen, hört doch ein Gedanke auf, für ihn verehrungswürdig zu ſein, wenn er nicht mehr ſchön iſt — und dann gehört er ſeinem Grimme.

Eins ſeiner letzten Gemälde iſt ein Dreiflügelbild „Venus Genitrix,“ welches das Wirken der Liebesgöttin als die Vermittlerin alles Lebens feiert. Seitdem folgten bis heute nur mehr ein paar Bildniſſe, zuletzt ein Damenporträt, von dem gerühmt wird, das Gewand und ein Blumenſtrauß ſeien mit ganz beſonderer Kunſt gemalt, und ein Selbſtbildnis, das erſt in allerjüngſter Zeit entſtanden, in originellſter Weiſe ſein ganzes koloriſtiſches Programm darlegen ſoll. Und ein Gefühl der Freude muß jeden Verehrer von des Meiſters edler Kunſt überkommen beim Leſen der Berichte, welche die Blätter über dieſes in Baſel ausgeſtellte Werk bringen: ſie ſtaunen alle über die ſeltſame Farbengebung, aber keiner höhnt ſie, jeder ſucht ſie zu erklären. Der Meiſter iſt ſeiner Zeit Herr geworden! Wir ſtehen am Anfang einer Ära, die Arnold Böcklin vergöttern — mehr noch: die ihn verſtehen wird.

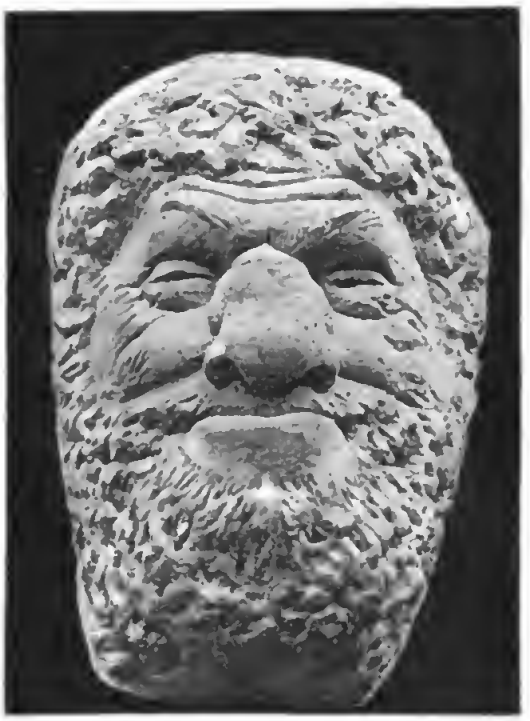


Abb. 13. Steinmaske an der Kunſthalle zu Baſel.

Böcklin, der auch für ſeine Bilder vieles erſt in Wachs modelliert hat, iſt der intellektuelle Urheber und Teilhaber verſchiedener plaſtiſcher Kunſtwerke, die ſein Schwiegerſohn, der Bildhauer Peter Bruckmann ausführte. Die Arbeiten ſind teils von ihm ſelbſt — er tritt bekanntlich warm für die Vielfarbigkeit der Plaſtik ein — teils unter ſeiner Einwirkung polychromiert. Dazu gehört der originelle „Froſchkönig“ in Berliner Privatbeſitz, eine „Nymphe mit einem Triton,“ Eigentum des bekannten Kunſtforſchers Dr. Hirth in München, ein Meduſenſchild, ein Relief der Madonna mit dem Bambino u. A....

In dieſer kurzen Aufzählung ſeines Lebenswerkes, das natürlich nur das Allerhauptſächlichſte umfaßt, fehlen Nummern genug, die hingereicht hätten für manchen andern, ihm den Ruf eines großen Malers zu ſchaffen. Böcklin hat ja ſo vieles gemalt, wovon er ſelbſt nicht weiß, wohin es gekommen, wann es entſtanden und wie es geweſen. Menſchen, wie er, die ſchaffen, weil ſie zu Schöpfern geboren ſind, führen kein Buch über ihre Arbeit. — Er iſt noch am Werke und wird aus der Tiefe ſeiner Kunſt noch manches zu Tage fördern, was Laien und Künſtler entzückt. Daß von letzteren alle, die Jungen und Jüngſten, wie die Älteſten und Alten ihn verehren, bürgt für ſeinen Wert wie nichts anderes. Er ſteht über den Kämpfen und Meinungsdifferenzen ſeiner Zeit und gehört als Lebendiger ſchon der Geſchichte deutſcher Kunſt an als leuchtender Stern.

Liebeslied

Von

Ludwig Fulda.

(Abdruck verboten.)

Du Herz voll Lieb' und Treue,
Das meinen Liedern tauscht:
Wer schuf das All aufs neue?
Wer hat mich selbst vertauscht?

Wer hat für mich besoldet
Der Träume buntes Heer?
Die Welt ist wie vergoldet;
Ich kenne sie nicht mehr.

Zu meinen Füßen blinkt es
Wie frischer Morgentau,
Und aus den Lüften winkt es
In wohnlosem Blau.

Es raunt mit holden Stimmen,
Und noch aus nächt'gem Flor
Wie Freudenseen glimmen
Die Sterne rings hervor ...

Ich aber lach' und weine
Und segne Tag und Nacht
Das Wunder, das die eine,
Die einzige vollbracht.

Der Mann von Wasungen.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Von

C. Worms.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Nun, Frau Regierungsrat?"

„Nun, Frau Landjägermeister." Die Pfaffenrat sah ein, daß sie mit ihren Filigranstickeleien nicht weit kam, den Effekt hatte ihr übereifriger Justus verdorben. Also kurz und bündig, klipp und klar! Mit einer bedeutenden Schwenkung entfaltete sie das verhängnisvolle Blatt. „Ich irre wohl nicht, wenn ich den Inhalt dieser chronique scandaleuse bei Ihnen als bekannt voraussetze?"

„Einen Augenblick, meine Liebe. Sie gestatten eine kleine remarque aus dem Munde einer Frau, die an fürstlichen Höfen sehr viel Hofluft geatmet hat, infolgedessen etwas sensibel ist. Sie können das wohl nicht begreifen. Aber Sie haben Ihre übereilte Taktlosigkeit heute wieder gut gemacht und stillschweigend renonciert. Ich bin zufrieden. Wenn Sie also heute einen neuen Skandal provozieren. . ."

„Sie irren, ich bin sehr für das Alte. Kurz und gut, habe ich Ihnen das moralische Impromptu zu verdanken?" Haßsprühenden Blickes hielt sie zitternd das Blatt ihrer Feindin hin, die dagegen mit vornehmer Ruhe sich zurücklehnend sie durchs Lorgnon fixierte. „Mir? Sie thun Ihrer kleinen Persönlichkeit wirklich zu viel Ehre an. Nun ja, ich halte etwas auf öffent-

liche Moral und gab mein Gutachten für dieſe Wiener Geſchichte ab. Wenn ſie Ihnen mißfällt, ſo beklagen Sie ſich doch bei den hämiſchen Mienen Ihrer Gäſte, betrachten Sie den Kopfputz der Frau Oberſtallmeiſter, der für Sie — ich gebe es zu — geradezu beleidigend iſt. Dort ſuchen Sie Ihre Feinde. Und nun noch eine zweite remarque: Wollen Sie bei Hof reuſſieren, ſo zeigen Sie nie, daß man Sie beleidigen kann. Das iſt vulgär, glauben Sie mir. Es iſt eine alte Frau, die das ſagt."

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden!" flötete nun die gefühlvolle Sängerin im höchſten Tremolo, dem man Liebenswürdigkeit und Heiſerkeit zugleich anmerkte. Majeſtätiſch rauſchte die Gleichen auf und trat hinter dem Tiſch hervor. Die Taubenaugen der Pfaffenrat bekamen einen habichtartigen Ausdruck. Mit heiſerem Kichern ſchleuderte ſie das Blatt fort.

„Nicht von der Stelle, Madame!"

„Iſt die Überraſchung noch nicht zu Ende?"

„Das ſoll von Ihnen abhängen," kuirſchte die kleine Frau, der dieſe hoheitsvolle Ruhe unangenehm wurde. „Wozu die Bagatelle an die große Glocke hängen? Sie werden die Güte haben, ganz entre nous mich ſtehenden Fußes um Verzeihung zu bitten, und ich werde die Güte haben, zu vergeſſen. Ganz entre nous! Sie ſehen, ich bin beſcheiden. Unſere Freundſchaft ſoll vor der Welt nichts verlieren."

„Freundſchaft!" Die Gleichen lachte herb auf und ſchien um einige Zoll zu wachſen. „Man höre doch. Das Wort wird im Preiſe ſinken, ſeit Frau Pfaffenrat es feil bietet. Und nun bitte ich um Urlaub, eine dritte remarque dürfte wohl unnütz ſein." —

„Sie weigern ſich alſo?"

„Ich habe die Ehre, zu bemerken, daß ich Sie nicht verſtanden habe."

„Das bedauere ich, Madame." Mit einer katzenartigen Bewegung griff ſie hinter ſich, ein ſchriller Ton der ſilbernen Glocke ließ die Portieren weit zurückfahren, dicht an der Schwelle harrte Butlar mit ſteifer Amtsmiene, eine Papierrolle in der Hand. Wie ein Hagelſchauer rauſchte die Pfaffenrat mitten unter ihre Gäſte, daß das Cis in der Kehle ſtecken blieb und die ſchöne Minka um ihren Abſchied kam. Hochaufgerichtet verharrte die Gleichen am Vorhang, drohend nickte die Feder vom Haupt. „Frau von Butlar!" rief die Hausfrau erregt und zog die Ahnungsloſe unter den Kronleuchter. „Sie werden ſo liebenswürdig ſein, meinen Gäſten Ihren ſo intereſſanten Kopfputz zu interpretieren."

„Aber liebſte Freundin!" ſtotterte die Citronenfarbige und wurde noch um eine Schattierung gelber. „Ich beſchwöre Sie, keinen Skandal!"

„Gut, dann werde ich ſo frei ſein, ich bin es der Geſellſchaft ſchuldig. Wozu verſchweigen, was die Spatzen von den Dächern ſchreien? Nun, messieurs et mesdames, Ihnen hiermit die Neuigkeit, daß Frau von Gleichen die Urheberin dieſes famoſen Libells in der Zeitung iſt."

Die rote Feder nickte nicht mehr, als aller Augen dahin gerichtet waren, aber mit unmerklichem Achſelzucken trat Frau Chriſtiane entſchloſſen vor.

„Es gibt aber noch Gerechtigkeit im Herzogtum," fuhr die Pfaffenrat langſamer fort, da ihre vibrierende Stimme vor Wut überzuſchnappen drohte. „Sereniſſimus hat entſchieden. Und ſo nehme ich die Geſellſchaft zum Zeugen, wie Frau von Gleichen fußfällig Abbitte leiſten wird. Nicht wahr, Herr Oberſtallmeiſter?"

„Fußfällig und knieend," replizierte die blecherne Stimme Butlars mit einem Tonfall, als ob er die Bilder eines Wurſttheaters zu erklären hätte. Er hielt das Dokument entfaltet vor ſich und ſchielte ſpöttiſch zu Frau Chriſtiane hinüber. „Auf das wehmütigſte und bußfertigſte um Gnade flehen und ſich ſchuldig bekennen, daß alles von ihr fälſchlich erdichtet, mithin Lüge und Calumnie wäre. Mit einem Wort, eine Abbitte thun, daß auch Maria Magdalena nicht bußfertiger bei Gott um Gnade hätte bitten können."

Im Saale wurde es heiß, und der lautloſen Stille folgte ein Kribbeln und Krabbeln wie in einem aufgeſtörten Ameiſenhaufen. Zwei Seſſel knackten unter der Laſt halb ohnmächtiger Militärdamen, vom Spinett rutſchten einige Notenblätter, ein junger Lieutenant faltete die Hände wie in der Kirche, der Oberſtlieutenant bekam einen Huſtenanfall, die Hofrätin griff nach ihrem Taſchentuch. Nur Lothar trat entſchloſſen an die Seite der Tante und faßte mechaniſch nach ſeinem Degen. Und Frau Chri-

ſtiane ſelbſt? Sie erinnerte ſich, einmal den Eisgang auf der Oder geſehen zu haben. Da hatten ſich die weißen, blauen und grünen Schollen aufgetürmt, wie Seeungetüme waren ſie ans Ufer gekrochen, daß ſie ſich ſchwindelnd halten mußte. Etwas Ähnliches empfand ſie jetzt, als ſie all dieſe bunten Roben um ſich kreiſen ſah. Sie fühlte nur das eine, daß dieſe Frau da vor kurzem ihre Hand gedrückt. Ein namenloſer Ekel überkam ſie, inſtinktiv zerrte ſie den Handſchuh von ihrer Rechten und ſchleuderte ihn hinter ſich.

„Und wenn wir uns dieſer Schmach weigern?“ fragte ſie langſam. Butlar zuckte bedauernd mit den Achſeln und warf das Blatt herum: „So verfügen Hochderſelbe Durchlauchtigſte Fürſt, daß beſagte Frau von Gleichen ſtehenden Fußes aufs Rathaus eskortiert und von dannenhero ins Roſenthal am Waſſergraben abgeführt werde. — Wo ſchon mancher brave und rechtſchaffene Mann geſeſſen,“ fügte er mit ſchadenfrohem Grinſen hinzu.

Ein konvulſiviſches Zucken erſchütterte die ſtolze Frau. Langſam zog ſie ihm das Blatt aus der Hand und ſtarrte hinein. War es denn möglich, das von Anton Ulrich, den ſie geachtet, hochgehalten hatte wie keinen? Es mußte weit mit ihm gekommen ſein. Verlangte er da nicht, was ſie noch vor ihren Kindeskindern entehren mußte? Nein, lieber ſterben. Schaudernd wandte ſie ſich ab. Aber dieſe Menſchen ſollten ſie nicht ſchwach ſehen. Wozu Thränen vor dieſer Frau, die da jetzt unter ihren Genien und Favoriten ſaß, den Fuß hochmütig wie zur Ceremonie des Pantoffelküſſens vorgeſtreckt? Nur fort, fort von hier, auch ins Roſenthal, wenn es ſein mußte! Sie kannte den alten Mauerturm mit der zerfallenden Holzgalerie zwiſchen verwilderten Fliederbüſchen. Ihre Kinder hatte ſie damit geſchreckt, wenn ſie zur Faſanerie da vorbeigefahren waren. Als Herr von Butlar ſich neben ihr räuſperte, fuhr ſie aus dieſem unnatürlichen Schweigen auf und hatte mit einem Schlage ihre Faſſung wieder. Sie reichte ihm das Blatt mit unſäglicher Verachtung im Blick: „Die Befehle des Herzogs müſſen reſpektiert werden. Ich darf wohl annehmen, daß Sie auch für Musketiere und einen geſchloſſenen Wagen geſorgt haben?“

„Sie wollen alſo nicht. . . .“

„Was, mein werter Herr? Sie nicht mehr zu Gaſt laden? Wohl ſchwerlich, ſonſt ſpeien meine Enkel noch nach mir im Ahnenſaal. Gaſtereien müſſen überhaupt abgeſchafft werden in herzoglichen Landen, ſeit ſie ein Vorwand für Nichtswürdigkeiten geworden ſind.“

„Sollten Madame mich damit meinen?“ platzte Herr Juſtus mit hämiſchem Blick heraus. Er als Hausherr hatte ſchon längſt etwas ſagen wollen, aber ſeine ehelichen Pflichten bannten ihn mit dem Riechſalz an den Seſſel ſeiner Frau für Hilfsleiſtung in plötzlichen Unglücksfällen.

„Hauslehrer fragen nicht, Hauslehrer werden gefragt,“ belehrte Frau Chriſtiane mit einem Blick ins Leere, als ſpräche ſie zu einem Kobold in der Gegend des Kronleuchters. „Um ſo ſchlimmer, wenn dergleichen zu rechter Zeit um eine Antwort verlegen ſein ſollte.“

„Eine neue Beleidigung!“ ſchäumte die Pfaffenrat.

„Sprechen Sie noch von Beleidigung? Ich dächte, Sie hätten für heute in dieſer Branche gerade genug geleiſtet. Bravo, das war Ihr Meiſterſtück! Nur geſtatten Sie mir die Indiskretion, derartige Überraſchungen einem Gaſt gegenüber ſehr extraordinaire, ſehr bürgerlich zu finden. Nicht wahr, Lothar, das ſchickt ſich nicht!“ Wie unter einem elektriſchen Schlage zuckte ihr ſtummer Ritter bei dieſen Worten zuſammen. Er hatte ſie im Schlaf und Wachen gehört, nun waren ſie ausgeſprochen, die Loſungsworte. Er fühlte ordentlich, wie ein unſichtbares Gängelband losließ, wie der Mann in ihm dadurch geadelt wurde. Noch dieſe Nacht ſchlief er im Poſtwagen via Wetzlar. Er verbeugte ſich ſtumm und reichte der Tante den Arm.

„Und nun iſt die Überraſchung wohl zu Ende!“ fuhr dieſe höhniſch fort, ein rauſchedens Rad mit dem Fächer ſchlagend. „Sollte Sereniſſimus noch etwas zu melden ſein, ſo bitte in der Nachſchrift zu betonen, daß die Frau Landjägermeiſter ihren Poſten mainteniert.“

„Alſo keine Abbitte?“ knirſchte Pfaffenrat und trat ihr mit geballten Fäuſten entgegen. Herr von Zanthier ſah ihn aber von oben bis unten an wie eine Rarität, an deren Echtheit man zweifelt, winkte Entlaſſung und liſpelte friſch von der Leber

weg: „Ein Glas Wosser für Ihre Frau! Modame wird übel. Übrigens versehen Sie sich in der Zeit: wenn es Frühling ist, donn pfeisen — Gimpel.“ Rechts und links wich man ihnen aus, die Thüren flogen auf. Noch einmal zuckte die Gleichen zusommen, als sie den Treppenroum wirklich von sechs Musketieren besetzt sah. Mit halbgeschlossenen Augen stieg sie die Stusen hinunter. Nur einer wor ihnen gesolgt, Herr von Psou. Sein gutes Herz hatte olle Rücksichten beiseite gelossen, wenn es auch sonst jetzt in seinem Kopse öde ousssoh wie ouf einem Stoppelselde, worouf seine Gedanken wie Hasen übereinander kugelten. Mit weit ouf-gerissenen Augen und verschobener Perrücke hielt er wehmütig der olten Freundin die pelzbesetzte Saloppe entgegen.

„Etwas scharse Luft heute,“ stotterte er, Angstschweiß auf der Stirne.

„Etwos frisch, jawohl.“ Frou Christiane lochte spöttisch ouf. „Sie werden sich den Teint verderben, Geheimrot. Es könnte Rauchfrost geben.“

6. Wetterleuchten.

Auch in Wosungen kom mon ollmöhlich ous den Fugen oder platzte vielmehr in allen Nähten. Das Alltogswams wollte nicht mehr recht sitzen, besonders den Hausfrauen, deren bislang unbestrittenes Regiment zwischen Küche und Hausslur zu wanken begann. Im Herbst hatten sie wie sonst sich für den Winter vorgesehen, Kohl gesäuert, Speckseiten im Schlot geborgen und Eingemachtes in Gläser gefüllt. Besonders der Apselgallert war nach einer Vorschrift der Frou Bürgermeister vorzüglich gelungen. Aber wehmütig hatten die Hausväter davon gekostet und sich im stillen gefragt: für wen das alles? Apselgollert für den Landesfeind, das lohnte sich wohl der Mühe! Es war zum Verzweifeln; dos schönste Leibgericht wollte nicht mehr munden, die bequemste Nochtmütze nicht mehr recht ouss linke Ohr rücken, dreimal am Abend ging die bewährteste Pfeise ous. Aller Haß der Frauen richtete sich notürlich ouf den Stadtphysikus, der allen den ersten Floh ins Ohr gesetzt hatte und seitdem mit Kennermiene täglich nach seiner Sonnenuhr sah, als wollte er den Tog der Einquartierung voraus berechnen. Dem lief ja jetzt olles nach, wos Tuch- und Lederhosen trug, selbst Liborius Kurz schielte seitwärts ouf ihn und richtete die Folten seines Gesichtes noch diesem berühmten Muster. Und weil Fischer für die Gleichen zu leben und zu sterben sich unterfing, so schworen die Frouen notürlich auf die Pfaffenrat, und seine sieben Erzengel trugen von nun an nur Mantillen à la comtesse. War es denkbar, doß man von der goldgeblümten Samtmütze der Ratmonnsburg nur zwei Tage, vom fünften Wochenbett der Böhlerin nur eine Woche gesprochen hatte! Nur Frou Marias Namenstag wor noch einigermaßen würdig verlaufen, mit Koffee und Muskotwein in der Geisblattloube. Der Conrektor hatte einen Toost geholten und sehr viel von Plutorchs Keltinnen und Tocitus Germonen, ober sehr wenig von Frou Maria gesprochen. Das ist auch so einer! hatte die Angeredete gedacht, ihm aber doch noch mit einiger Rührung die Stirne geküßt. Selbst Toni hatte eintreten dürfen und ein höchsteigenes Festcarmen vorgetrogen, woron seine Gönnerin, Frau Cäsorea Böhler, nur zwei Jomben zu einem Daktylus zusammengezogen hatte. Man war allerdings etwas entsetzt gewesen, ols er mit wahrer Trompetenstimme begonnen: „Stirb, Ungeheuer!“ Aber beruhigt hotte olles gelächelt, als mon im siebenten Verse etwa erfohren, doß darunter nicht Frou Mario, sondern die Sorge in Wasungen zu verstehen sei. Befriedigt hatte sich darauf der poeta laureatus, die Backen voll Kuchenbrocken, zurückgezogen. Der Physikus war natürlich zu dieser Feier nicht erschienen. Er hatte sich nicht entblödet zu versichern, daß eine gute Stube voll Backwerk und gratulierender Frouenzimmer ihm jedesmal Mogendrücken verursache. Notürlich hotte er wieder mit seiner wockeligen Regine zusammengesteckt, die ja nächst ihm ougenblicklich die tonongebende Meinung in Wasungen mochte. Wenn ihr Kästelwagen rasselte, ihr gelber Wolfshund, ein unousstehliches Vieh, das an allen Milchnäpfen naschte, bellend aus seinem Gespann herousssprang, dann fuhren die Mönner ous den Thüren, daß die Pantoffeln flogen und der heißeste Kaffee kalt wie Himbeergelee werden konnte.

Fürs erste hatten diese beiden Unken ihren Eifer etwas moderiert. Fassung, Mäßigung! Dos war die Winterparole geworden. Selbst die Einkerkerung der Gleichen

war trotz aller weiblichen Schadenfreude gleichmütig hingenommen worden. Das war ja erst die Ursache, der eben die Wirkung folgen sollte. Aber eine andere Wirkung hatte den Physikus bei eintretendem Frühjahr aus seiner politischen Carriere herausgeworfen, auf das tiefste verstimmt und bei seinen Amtspflichten so zerstreut gemacht, daß zwei seiner hysterischen Erzengel schon beim Rat Klage führen wollten. Diese Wirkung hieß Sachse, Conrektor Sachse aus Schlesien, den er noch nie geduzt hatte.

Bei dem war's nämlich mit dem Husten besser, aber mit dem Herzen schlechter geworden. Nicht daß er unter Krämpfen zu leiden hatte, aber auch in Wasungen kannte man wie überall auf der männerbewohnten Erde solche Beklemmungen, die einen Arzt entbehrlich machen.

Seit jenem Steinwurf an sein Fenster waren sie beim Conrektor ärger geworden. Seitdem blies er die Flöte mit einer Konsequenz, die dem Physikus anormal vorkam. War es nicht unglaublich, daß so ein mondsüchtiger Heiduke seiner Trude in die Quer kommen sollte. Sie hatte sich bisher korrekt benommen, sie hätte ebenso den Toni gern haben können. Denn wie sie diesem heimlich ein Schnittchen Rauchwurst außer der Zeit zuschob, so legte sie für jenen mitunter ein Sträußchen oder eine seltene Frucht beiseit. Aber warum ließ sie ihn Sonntags das Gesangbuch tragen, warum an Herbstabenden am Kamin sich von ihm aus seinen alten Heidengedichten vorlesen? Solch ein Klex im Buche der Schöpfung! Hager wie ein Kienspan, höchstens fünf Fuß lang, dürr wie eine Zwiebel hinter dem Ofen, alle fingerlang errötend wie ein Mädchen, das von der Sahne genascht hat, weder gleichensch noch pfaffenrätisch, also von Gesinnungstüchtigkeit keine Spur. Donnerwetter, er sollte es nur probieren!

Das freilich wußte der große Hans noch nicht, daß es zuweilen Männer gibt, die es gewissermaßen nur für Stunden sind, Männer nur an den Feiertagen ihres Lebens, das ein böses Geschick sonst grau in grau gemalt hat; Männer, die es nicht sagen, daß sie Männer sind. Solch einer war der blasse Schlesier. Früh verwaist, hatte er sein vielversprechendes philologisches Studium in Leipzig abbrechen müssen, um für jüngere Geschwister zu sorgen, und war so in diesen Erdenwinkel geworfen, wo er an der lateinischen Schule mit seinen Rangen wohl noch in grauen Haaren amo und moneo konjugieren wird. Nur zweierlei hatte er aus diesem Ruin seiner Jugend gerettet, seinen Tacitus und seine Flöte. Die Blätter des ersteren waren abgegriffen, die Klappen der letzteren schlossen nicht mehr recht, aber jung waren sie beide für ihn geblieben, jung wie seine Liebe zum blonden Apothekerkinde. Die Geschwister hatte er unterdes versorgt, bei bescheidenen Ansprüchen durfte er nun auch an sich selbst denken.

So war der Frühling gekommen, früher als sonst. Im Februar schon konnte man zur Maienlust hinaus, um Schneeglöckchen zu pflücken oder am Wegerain sitzend dem Sonnenschein auf der Werra zuschauen und Finkenschlag hören. Die Störche waren auch schon da. Aber was sie von der Gleichen und Pfaffenrat klapperten, was der Thüringer Wald von Kriegsnöten rauschte, der Conrektor verstand es nicht. Er schaute nur auf das Primelsträußchen, das Gertrud ihm ins Fenster geworfen hatte, er sah den Star dort an der Gartenmauer in sein Häuschen schlüpfen. Warum sollte er's nicht auch probieren?

Unglücklicherweise pflegen solche Feiertagsmänner ihre Sache herzlich unpraktisch anzufassen. So hatte sich Sachse zum Brautwerber gerade den Stadtphysikus ausgesucht, denn der lieben Jungfer direkt in die Augen zu sehen wagte er noch nicht. Aber auch bei dem Paten war das ein gefährlich Ding. Das kannte er aus Erfahrung. Er mußte also eine Gelegenheit suchen, wo er ihn nicht anzusehen brauchte. Ihn in der Abendstunde zu sich bitten, das Licht ausblasen und dann anhalten, war doch zu gewagt. Endlich als das Frühlicht lockend durch die Fenster sah, hatte er's gefunden. Und so war es gekommen, an einem milden Märzabend, als die Frösche im Ried konzertierten und die Lerchen über den schwarzen Äckern trillerten. Da waren sie zum erstenmale in die Werra hinausgeschwommen, wie der Häring neben einem Walfisch, hatte der Physikus bei sich gedacht und sich behaglich auf die Seite gelegt. Da, in diesem seltenen Augenblicke, schnaufend und pustend, hatte der schüchterne Schlesier ihm sein Sehnen und Verlangen gestanden. Aber eine plötz-

Die Najaden. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin im Museum zu Basel.

liche Sturzwelle hatte ihm das Wort entzogen, sein Nebenmann war wie ein Stein untergesunken, um erst am Ufer wieder sichtbar zu werden und schweigend in der Schilfhütte zu verschwinden. Das war deutlich. Nein, der Schlesier mußte von der Bildfläche fort, vielleicht in eine Kur, ein Bad dort hinten im Schwarzwalde. Richtig, er hustete ja. Also fort, und wenn der große Hans selbst die Thaler dazu hergeben müßte.

Der arme Freier aber hatte sich resigniert zurückgezogen und ließ die Flöte für sich sprechen. Die durfte noch alles sagen, ohne dabei pudelnaß zu werden.

Und Gertruds fröhliches Singen klang dabei mit Lerchen und Staren um die Wette vom Garten herauf heller denn je. Ahnte sie nichts vom Feuer unter des Vaters Dach? Heute wenigstens, am 25. März 1747, dem Samstag vor dem Palmsonntage, schien sie nur daran zu denken, daß der Himmel blau und die Sonne warm sei. Sie hatte eben Weidenkätzchen zur Rute gebunden, und da der Vater im Laboratorium, Toni im Laden war, so war sie hinübergesprungen zur Annemarie, Böhlers ältester Tochter, die als einstige Spielgefährtin für die stille Woche eine ganz annehmbare Freundin war. Denn außer dem blonden Haar hatten die Mädchen nichts Ähnliches an sich, und auch dieses war bei der einen sittsam in zwei Zöpfe geflochten und kräuselte sich bei der anderen wirr um die Schläfen. Die schlanke Gertrud hatte schon bei ihren Spielen oft eintreten müssen für die sanfte, zierliche Annemarie, hatte sie einmal sogar aus einem Haufen ausgelassener Knaben kräftig herausarbeiten müssen. Seitdem hegte Annemarie zu ihr mehr schüchterne Dankbarkeit als offenes Vertrauen. Während Gertrud Feld und Wald unsicher machte, wartete Annemarie der jüngeren Geschwister, saß am Webstuhl und guckte verstohlen in die Bücher der gebildeten Frau Mutter, worin so viel von Freundschaft und Liebe stand. Ach ja, von Liebe! Davon durfte niemand etwas erfahren, nicht einmal der Conrektor, trotzdem, daß er auf Befehl der Böhlerin ihr einige Privatissima über Geschichte und Poesie gehalten, die sehr anregend auf die stille Schülerin gewirkt hatten.

So saßen auch heute die beiden Mädchen etwas einsilbig in Annemaries sonnigem Erker auf dem erhöhten Trittbrett am Fenster. Hinter den weißen Mullvorhängen zwitscherte im Rohrbauer ein Zeisig sehnsüchtig vom Frühling da draußen, auf dem mit feinem Drell bedeckten Nähtischchen prangten goldige Schlüsselblumen in einer Schale, eintönig tickte im Winkel die große Schlaguhr, deren messingene Buckel in der Sonne funkelten. Lachend hatte Gertrud den Zeisig Brotkrümchen von ihren roten Lippen picken lassen, hatte ungeduldig am Garn auf dem Tische gezaust, ungeschickt bei einer kleinen Probe am Spinnrocken den Faden zweimal durchgerissen und saß nun horchend auf dem Tritt zu Annemaries Füßen, die Hände um die Kniee geschlungen. Andächtig schaute sie zum weißen Brustlatz über ihr hinauf. Denn auf dem Schoße der Freundin lag ein offenes Buch aus der Bibliothek der Böhlerin. Die schüchterne Vorleserin hatte geendet, sinnend das Köpfchen geneigt und wiederholte mit halbgeschlossenen Augenlidern: „Willst du dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an." Aber ein unbefangenes Kichern unterbrach ihre Frühlingsgedanken. Gertrud hatte knieend die Hände in den Schoß Annemaries gelegt und guckte ihr keck ins unwillig errötende Gesicht. — „Du," sagte sie altklug und schlug ein Schnippchen. „Schilt mich aus, aber ich kann's nicht ändern. Hübsch klingt das da, aber dumm ist es, das mit dem Herzverschenken. Sag' doch, wie fängt man das denn heimlich an? Anfangen muß doch eins, und wissen müssen's beide, nicht?"

„Geh', Trude, du weißt doch nicht, was Liebe ist."

„Nein, Gott sei's geklagt. Aber denken darf man's doch. Weißt du, das muß so fein wie ein Feuerbrand, der einem übers Haar fährt, daß man zupatschen will und nicht kann. Immer lustiger, immer wilder, daß man nur so hineinstarren muß, wenn's auch in den Augen beißt. Und wenn man dann aufschreien möchte vor Angst und Seligkeit, dann. . ." Stürmisch hatte sie die Hände um den Hals der Freundin geworfen und umarmte sie übermütig, daß diese mit einem leisen Schreckensruf sich wehrte.

„Laß mich, du bist so unbändig."

„Aber stark muß er sein," flüsterte sie an Annemaries Ohr und umschlang sie fester. „Stark und trotzig wie der Eisgang, der auch den Brand löschen kann.

Haſt du geſehen, wie der ſich brauſend über die Wieſen ſtürzt, jeder Schwall eine Drohung, jeder Laut ein Befehl! Wenn er ſo iſt, Amri, dann . . . dann mag er kommen."

„Aber die Eltern, Trude?" rief die andere mit glühenden Wangen und wehrte den heftigen Liebkoſungen. „Du mußt doch die Eltern fragen. . ."

„Den Vater frage ich um einen Thaler, wenn's in der Wirtſchaft knapp wird. Und hätte ich noch eine Mutter, müßte ſie mir raten, ob ich das Mieder blau oder rot tragen ſoll. Aber was das im Gedicht da betrifft, ſo frag' ich niemand, hörſt du, nicht einmal den Paten. — Haha," lachte ſie wieder unbefangen und ſtrich ſich trotzig die widerſpenſtigen Goldhaare von den Schläfen. „Nicht wahr, es iſt doch nur närriſches Zeug. Biſt ja ganz ſtill geworden, arme Amri; hab' ich dir weh gethan? Hör' nicht auf mich. Siehſt du, zur Strafe dafür ſetz' ich mich fein ſäuberlich an den Rocken und ſehe nicht einmal auf. Jetzt ſollſt du beichten."

„Was denn, Trude?" Schelmiſch drehte dieſe das Rädchen hin und her und wiegte das Trotzköpfchen bedächtig: „Jemine, was biſt du für ein artig Fräulein! Feſt und verſchloſſen wie eine Zuckerbüchſe, an der die Buben nicht naſchen ſollen. Ja ſag', haſt du denn das Buch nur von ungefähr vom Brett genommen? Oder hat's dir der Conrektor anempfohlen?" Eine jähe Röte bedeckte das liebliche Geſicht Annemaries, und verlegen blätterte ſie im Buch, als müſſe ſie die Seitenzahl beſtimmen.

„Du biſt garſtig, Trude! Davon weiß ich nichts, das mußt du nicht fragen."

„Schade; dachte mir doch, daß ſeine Flöte bis zu dir klingt. Ja, Kind, da hab' ich mich wieder verplappert. Weißt du, wie ich mir deine Liebe denke? Wie unſer Kloſtergärtchen, wo man bei jedem Schritt auf Veilchen tritt. Der Conrektor liebt die Veilchen ſo. Glaub' mir, Amri, du fängſt es gewiß heimlich an. Iſt wohl hübſcher ſo?" Und die braunen Hände vors Geſicht haltend, guckte ſie neckiſch durch die Finger hinüber und ſang mit lauter Stimme: „Willſt du dein Herz mir ſchenken, ſo fang' es heimlich an. . ."

Aber erſchrocken ſprangen beide Mädchen auf, daß der Rocken umzuſchlagen drohte und das unheilvolle Buch zu Boden glitt. Denn die dunkle Eichenthür ward aufgeriſſen, und da ſtand zornfunkelnden Blickes im karrierten Hauskleide Frau Böhler und ſtrich nur ſo mit der Linken an der glatten Schürze hinunter, was immer ein Zeichen des Affekts bei ihr war. Heftig zitterten die breiten Schleifen ihrer Wollenhaube unter dem energiſchen Doppelkinn. Frau Cäſarea hielt überhaupt neben Ordnung im Hausweſen viel auf Mimik, das war ſie ihren äſthetiſchen Grundſätzen ſchuldig. Denn neben ihrem geſegneten Eheleben kannte ſie noch eins mit ebenſoviel Glück und Wonne, das war das Leben in den Büchern und im Theater. Sie hatte Eckhof mit der Schönemannſchen Truppe ſpielen ſehen, die Neuberin in Leipzig bewundert und Gottſcheds „ſterbenden Cato" dreimal bejubelt und beweint. Jetzt hatte ſie eben in der Kinderſtube der Frau Bürgermeiſter, die nur auf fünf Minuten gekommen war, von der Kerkertoilette der Gleichen berichtet und dabei das Höschen ihres Jüngſten geflickt, wo es am breiteſten war, als unvermutet die verfänglichen Verſe an ihr Ohr ſchlugen. Ihr Flickwerk wie ein Banner ſchwingend, ſtand ſie nun vor dem Erker, während Frau Marias ſpitze Naſe ſich vergebens über die breite Schulter der Gevatterin zu recken verſuchte.

„Nein, ſo was, ſo was!" ſchalt ſie und nahm, die Arme in die Seiten geſtemmt, die Poſitur einer antiken Vaſe an. „Und das vor der ſtillen Woche! Mein ſchönſter Goldſchnitt auf der Diele und in den Krausköpfen da noch krauſeres Zeug! Ihr Herz verſchenken! War's ſo, Gevatterin? Wie denn, haben wir's auch heimlich angefangen am Samſtag vor dem heiligen Sonntag? Haben wir überhaupt gewußt, was Liebe iſt? — Vor der Konfirmation, meine ich," verbeſſerte ſie, als es ſich leiſe hinter ihr räuſperte. „Na warte, du ungeratenes Ding! Jetzt trägſt du mir das Buch auf meinen Nachttiſch, und in die gute Stube gehſt du eine Woche nicht mehr. Und morgen kannſt du dir vor dem Pflaumenmus den Mund wiſchen!"

„Aber Frau Mutter, Sie müſſen wiſſen. . ."

„Weiß ſchon zu viel, danke für Neuigkeiten. Und nun nimmſt du mir den Wedel und ſäuberſt mir die Kinderſtube blitzblank. Da gehörſt du hin. Und nach dem Feſt

wird der Conrektor wieder täglich von seinen alten Griechen dir erzählen, der bringt dich schon auf andere Gedanken."

„Der Conrektor?" platzte Gertrud heraus und biß sich vor Vergnügen ins Sacktüchlein fest, um nicht hell aufzulachen.

„Stillgeschwiegen, Jungfer Naseweis! Sonst hole ich an ihr noch nach, was die Mutter selig nicht leisten konnte, Gott sei's geklagt."

„Wollte nur der Frau Muhme bemerken, daß der Conrektor es schon versteht. Wüßte keinen Besseren zu empfehlen."

„Empfehlen, Gevatterin, haben Sie gehört! So was empfiehlt schon, eh' es selbst zur Raison gebracht ist. Ausbund von Superklugheit, dir wollte ich empfehlen, morgen in der Frühe einen Palmwedel an dir selbst zu versuchen, aber einen tüchtigen. Was, muckst du, bist widerhaarig?"

„Küsse der Muhme ergebenst die Fingerspitzen für den gottseligen Osterwunsch," gab das Apothekerkind frohgelaunt zurück und kniff die Freundin in den Arm, als diese zaghaft bittend sie am Röckchen zupfte. „Möchte aber doch die hochachtbaren Damen bitten, sich nicht vor der Zeit zu echauffieren. Ich höre den Kästelwagen. Richtig, Regine biegt schon um die Ecke, sie hält vor dem Hause. Nachrichten aus Meiningen. . ."

„Aus Meiningen!" kreischten beide Frauen zugleich und schwenkten rechtsum, daß Frau Maria fast über den Bettschemel gefallen wäre. Die Böhlerin glättete zerstreut ihr schlicht gescheiteltes schwarzes Haar, als hätte sie Besuch zu erwarten, und Frau Bürgermeister hakte ihre Frühlingsmütze los, da die fünf Minuten nun doch schon überschritten waren. „Ein Brief von meiner Schwester," flüsterte sie bedeutsam. — „Und ich einen von der Kastellanin der Elisabetenburg," übertrumpfte sie Frau Cäsarea und warf die Höschen der erstaunten Annemarie zu. „Gott, Gott, welche Zeiten! Die Aufregungen kommen einem ins Haus wie Mücken im Juli. Dreimal habe tch den sterbenden Cato gesehen, aber so was. . ." Und hinaus waren die beiden.

„Uf!" machte Gertrud und reckte sich behaglich, die runden Arme in die Höhe werfend. „Heraus wären wir aus der Klemme. Dank's Gott, Amri, daß du noch solch eine Mutter hast. Da hört man doch noch was von sich. Mit dem Pflaumenmus nimm's nicht so genau, es fällt noch was für dich ab. Und nun mußt du dich wohl für die nächste Lektion vorbereiten; vergiß die Veilchen am Mieder nicht. Ja, der arme Vater Böhler, das werden teure Lektionen sein." Kichernd wirbelte sie die glücklich lächelnde Annemarie herum, küßte sie derb auf beide Wangen und stöberte hinaus. Wie ein Wirbelwind ging's durch die Küche, wo sie vom Fleischbrett einen Knochen haschte, zum Hofthor hinaus. Da schwirrte sie schon über den Platz, hinter ihr her Reginens Hund noch im Gespann, der bellend nach dem Knochen schnappte, so daß der kleine Postkarren nach rechts und links flog.

Kopfschüttelnd und doch belustigt sah ihr Annemarie nach und atmete erleichtert auf. Es war ihr trotz der mütterlichen Schelte so frei, so osterfreudig zu Mut, als ob sie die Glocken schon läuten hörte, als müsse sie schnell noch etwas Gutes thun. Und behutsam nahm sie das Bauer herab, öffnete es am Fenster und fuhr mit dem Finger neckend zwischen die Stäbe. Ängstlich flatterte der Vogel auf, witterte Frühlingsluft, schoß pfeilschnell hinaus und sang vom blühenden Apfelbaum herab sein Lied. Lange schaute ihm die Kleine nach, bis er hinter des Nachbars Garten verschwand. Dann schlich sie auf den Zehen zu ihrem Bette, kniete auf den Schemel davor, zog die Gardinen hinter sich zu und weinte selig in die Kissen hinein.

In dem Staatszimmer des Antiquars roch es nach Krauseminz und frisch gescheuerten Dielen. Hohe Geraniumstöcke und Asklepias lugten hinter den gesteiften, kunstvoll gehäkelten Fenstervorhängen hervor, auf dem offenen Porzellantisch blitzten unter modernen Tassen und Krügen noch zinnerne Hausgeräte des Ältervaters. Man merkte, daß ein Kunstkenner hier zusammentrug. Neben der hochbeinigen, schön ausgelegten Kommode der Neuzeit präsentierte sich ein Sekretär aus dem vorigen Jahrhundert mit einer geflügelten Viktoria darüber. Zum Uhrkasten hinauf ringelten sich zwei bronzene Schlangen, die Seitenlehnen des Sophas wurden von zwei hölzernen Schwänen gebildet. Erwartungsvoll an diese gelehnt, saßen die beiden Honoratiorenfrauen, jede ihren Brief in der Hand, und warteten mit roten Flecken auf den Wangen, bis die alte Botenfrau ihr Warmbier hinuntergeschluckt. Erst das Münd-

liche, dann die Briefe! Das konnte hübsche Vergleiche geben. Aber wie langsam die Alte heute trank! An der Thür auf einer Stuhlecke sitzend, hatte sie ihren Krückstock beiseite gestellt und schlürfte, behaglich mit eingefallenem Munde schmatzend, aus der flachen Schale, während ihre trüben, rot unterlaufenen Augen ruhig bald die Frauen, bald die bunte Papiertapete fixierten.

„Ja, ja, 's ist weit bis Meiningen," kicherte sie und wackelte mit dem grauen Haupte. „Und bei den Pfützen! Die halbe Landstraße trägt man an den Schuhen. Na, sorgen sich die Frau Rat nicht, die meinen stehen in der Küche. Die alte Regine hält auf Sauberkeit. Ah, aha, das mundet! Müssen Frau Rat mir die Mischung sagen für meinen Physikus, der auch noch heute essen will. Ist ein Schwerenöter, der! Na, sag' ich, Hänschen — wenn er nämlich brummen will — mußt schon warten jetzt. Meiningen geht vor Wasungen, die Politik vor's Mittagessen. Wird 's schon einsehen, was, nicht?"

„Freilich, i freilich, Regine," begütigte Frau Cäsarea und tippte ungeduldig mit ihrem Brief auf ihren Fingerspitzen. „Aber erst ausruhen, erst zu Atem kommen, eher laß ich Euch nicht über die Flur."

„Schönsten Dank auch, Frau Rat," keuchte die Greisin hüstelnd und stellte die leere Schale fort. „Mein Wolf muß auch seinen Knochen haben, hat's verdient das Vieh, hat's ehrlich verdient." Und entschlossen griff sie nach ihrem Stock und stopfte langsam die grauen Strähne unter ihr dunkles Kopftuch. Man merkte der sehnigen, leicht nach vorn gebeugten Gestalt kaum eine Spur von Ermüdung an, als sie sich jetzt zum Gehen wandte.

„Nichts da, Ihr bleibt!" befahl Frau Maria und wechselte einen halbenttäuschten Blick mit der Frau Rat. „Kommt da brühwarm aus der Residenz und tragt alle Kuriosa an uns vorüber. Wie steht's in Meiningen, was bereitet man vor?"

„Ist es wahr, daß die Läden geschlossen werden?"

„Daß die Fischweiber den Hecht zu drei Thaler das Stück feilbieten?"

„Ja so, Frau Burgemeister! Frau Burgemeister wollen Nouvelletten hören, wie mein Physikus sagt. Was soll's Neues geben?" eiferte sie und stieß mit der Krücke hart auf. „Wenn die Stare nicht pfiffen, kein lebendes Wesen würde sonst da vernünftig parlieren, wie mein Apotheker sagt. Die Buben rausen am Bräuhause, die Dirnen schlendern wie zu Fastnacht durch die Gassen. Schandlieder singen die Jungens vor den Fenstern der Pfaffenrätin und schreien Vivat vor dem Rosenthal, daß die stolze Gnädige nur so von oben herabzunicken braucht. Ist ein Mandat vom Kammergericht an den Anton Ulrich gekommen, der aber hat den Mandatar mit einem Fußtritt expediert. Hat wohl auch wie ich einen Krückstock für alle Fälle. Hihi! Jetzt sollen sie im Zeughause sitzen und die Blasrohre purgieren. Hui, wird das lebhaft! Ja, ja, Hechte sind teuer, Frau Burgemeister, sind teuer, ja, ja."

„Um Gott, Regine, so gibt es Krieg?"

„Fragen die Frau Rat nur meinen Physikus; der weiß alles, bei dem hapert es nie in den Daten. Krieg? Möglich, möglich. Die Gleichen ist nun einmal die Braut, um die getanzt wird, und die Pfaffenrat soll ratzenkahl geschoren werden, sagt nämlich mein Physikus. Ratzenkahl hihi! — Jesses, wo ist denn mein Karren?" zeterte sie plötzlich mit einem Blick durchs Fenster; „dacht' ich's doch, da drüben beim Kloster steht der Wolf und läßt die Ohren hängen. Das ist ein Streich von der Trude. Na warte, warte!"

„Ja, die Trude, es ist ein Kreuz," klagte Frau Rat bekümmert. „Wildes Kraut, Regine! Gebt sie zum Conrektor, der soll sie unterducken."

„Unterducken, was? Heiraten soll sie," schrie die Alte erbost und humpelte, mit der Krücke drohend, ohne Gruß hinaus.

Befremdet schauten die Gevatterinnen einander an. Es war ihnen ordentlich schwül geworden. Schon hatte Frau Cäsarea die Haubenschleifen gelöst und Frau Maria sich aus ihrer Saloppe herausgeschält. Krieg! So sollte der giftige Schwarzseher, der Fischer, doch recht haben? Nun, ein Trost war's jedenfalls, daß sie jetzt frischere Nachrichten hatten als er. Wie auf ein gegebenes Zeichen stülpte Frau Rat die Hornbrille auf die Nase, legte Frau Maria ihr Thränentuch bereit. Die Siegel brachen, zitternde Hände hoben das Papier. Tiktak, tiktak machte die Pendeluhr, sonst hörte man nichts in der guten Stube. Jetzt aber ein Seufzer, jetzt

ein leises Wimmern; Frau Cäsarea knöpfte ihren Kragen los, Frau Maria hob ihr Tuch. Das alte Möbel unter ihnen knackte unter der Last der entsetzlichen Dinge, die die Briefe meldeten. Und jetzt flatterten sie auf den Tisch, weinend sanken sich die Freundinnen in die Arme.

„Das ist zu viel," schluchzte die Bürgermeisterin. „Das ist barbarisch. O dieser Butlar!"

„Ich habe sie nie geliebt," beteuerte die Böhlerin und wischte sich zerstreut mit der Gevatterin Tuch die Augen. „Die Pfaffenrätin muß recht behalten. Aber so behandelt man keine Frau. Das ist die Revolution auf allen sittlichen Gebieten. Hat nicht schon ein gewisser Lessing es gewagt, gegen Gottsched zu schreiben! Wenn das einem so hingeht, was ist da noch unmöglich? Die Geistlichkeit mit Bußpredigten haben sie ihr ins Gefängnis geschickt. Serenissimus besteht auf Widerruf des Libells."

„Nur die Geistlichkeit? Da weiß meine Schwester mehr," fuhr Frau Rat mit geheimer Befriedigung fort. „Der Medikus hat die Arme untersucht. Als sie stolz erklärt, sich eher eine Kugel vor den Kopf zu schießen, — bitte mein Tuch, Gevatterin! — als solch eine Infamie zu begehen, da erklärt sie der Mann für verrückt."

„Zwei Mann Wache bekommt sie ins Zimmer; Gabel, Messer, Schere werden ihr genommen, das Essen ihr zugeschnitten von einem vereideten Weibe verabfolgt."

„Zwei Mann Wache? Unmöglich, das ist ja unanständig," eiferte Frau Kurz mißtrauisch, da in ihrem Briefe nichts davon stand.

„Die Kastellanin sagt es," betonte Frau Cäsarea mit einiger Genugthuung. „Die Kastellanin weiß alles. Hören Sie: Und dieweil zwei Musketiere nichts ausrichteten, wird zum Schluß von dero Martyrio Hochdieselbe von vier Kommandierten in fürstlicher Kutsche — fürstlich! da wittert man den Tyrannen — am Markttag in einen Kreis von Soldaten auf dem Platz gefahren, allwo auf Befehl des Landrichters das Pasquil vom Henker ihr so nahe verbrannt wird, daß ihr Kleid beinahe Feuer fängt. Item soll von der Sache bei 100 Thalern Strafe und sechs Wochen Carcer kein Wort mehr verloren werden. — Himmel, Gevatterin, Sie ändern die Farbe! Warten Sie, ein Gläschen Wacholder! Ach Gott, wo sind die Schlüssel? Ja, ja, das fährt einem in die Kniee, solche Revolution auf sittlichem Gebiete." Aber schon hatte sich Frau Maria erholt und lehnte matt den Kopf an den Mahagonischwan. Es war wohl auch mehr der Ärger als der Schreck gewesen. Denn das hatte sie mit ihrem Liborius gemein, daß sie immer etwas mehr als andere wissen mußte. Und ihr Brief besagte nur noch in der Nachschrift, daß Mann, Töchter, Briefe und andere Erfrischungen nicht über die Schwelle des Rosenthals dürften. Nach der empörenden Marktscene hätte das aber so nüchtern geklungen, daß sie es lieber unterdrückte, um später etwas mehr als die Böhlerin zu wissen.

Offenbar hatte die Pfaffenrat eben in diesen Frauenherzen viel an Terrain verloren, aber dem Stadtphysikus zum Tort wichen sie auch jetzt von der Fahne nicht, jetzt erst recht nicht, und so beschlossen sie nach kurzer Beratung, fürs erste neutral zu bleiben. Ganz wie der Papst im Mittelalter, meinte die Böhlerin, wenn es zwei Gegenkönige gab. Es war die höchste Zeit, daß sie einig wurden, denn schon hörten sie des Gefürchteten Stimme im Kaufladen nebenan. Er sollte erfahren, was ein Wasunger Weib vermag, dessen Namenstag man übersehen, oder ein anderes, dessen litterarische Schwärmereien man Humbug genannt. Die Briefe rutschten in die Sacktaschen, die Haubenbänder flatterten auch ohne Wind, das Schlüsselbund rasselte, hinaus ging's auf den Plan.

Unterdes hatte David Böhler in der gewölbten Kaufhalle mitten unter seinen Waffen, Elzeviren, Schlaguhren und Gobelins über den Weltlauf im allgemeinen, sehr im allgemeinen nachgedacht. Er hatte nicht den Ehrgeiz des Herrn Kurz, alles früher zu wissen, oder gar den Nachbar Hopfs, über alles Wissen hinauszugreifen. Nur wenn die Suppe fünf Minuten später gelöffelt wurde, kam sein stattlicher, wohlgeformter Körperbau etwas aus der Contenance, oder wenn er einen seiner Jungen eines gestohlenen Apfels wegen übers Knie streckte; im letzteren Falle eigentlich mehr der Bequemlichkeit halber. Wie er im Rat der Konservativste, also Antipode des liberalen Läufer war, so in seinem Hause, seiner

ganzen Denkweise. Nun aber hatte er gemerkt, daß ihm die Politik näher auf den Leib rückte. Nun rief die Pflicht, dabei war nichts zu machen, also auf den Posten! Daher hatte er heute seinen Lederschurz umgeschnallt und sich die Hauskappe auf den Hinterkopf geschoben. Jetzt sollte Wasungen erfahren, wozu der Böhler gut war. Und rittlings saß er auf seiner Wallensteinkanone und fuhr mit Sand und Öl darüber hin. Ein artig Stück war's, das er da vor sich hatte, heute sollten es auch die Spötter über seine Sammelwut gestehen. Le sauvage hatte er den Sechzehnpfünder getauft. Auf dem Rohr glänzte das sächsische Wappen, darunter die Zahl 1570. Am Bodenstück waren Luther und der Papst zu sehen, wie sie sich an den Röcken zausten, daneben ein Teufelchen, das mit einem Blasebalg fauchte. Die Henkel oder Delphine wurden von zwei trompetenden Genien gebildet, die Traube stellte einen Mordskerl aus den Landsknechtshaufen mit einer Fackel in der Hand dar. Blitzblank sollte alles werden, David Böhler sollte mit Ehren untergehen. — Nun war zu ihm in den Laden der große Hans getreten, der seinen Friesrock mit einer schwarzen Lodenjoppe vertauscht hatte, ganz wie ein Leichenbitter, meinte Böhler, oder ein Küster am Glockenstrang. Aber fragen mochte er nicht, aus Prinzip, denn der Physikus behielt nichts lange für sich. Mit dem war seit jenem Flußbade schlecht Kirschenessen. Mit dem Conrektor sprach er nur noch über das Wetter, die Freundschaft war also auf dem Gefrierpunkt angelangt. Ja, es gab einen Konflikt in ihm, die große Politik mischte sich mit der kleinen. So sah er denn nach kurzem Gruß dem Meister schweigend zu und ärgerte sich, daß der nicht fragte. Das sollte er doch wissen, daß Regine ihrem Hänschen einen dicken Brief mit einem schwarzen Siegel gebracht.

„Wo soll denn das Ding da hinkommen?" fragte er endlich gepreßt und vergrub die Hände in den Hosentaschen. Pfiffig schaute Böhler auf und schnalzte mit der Zunge. Er wußte, jetzt ging's los.

„Ja, Hans Fischer, wenn Ihr das nicht wißt. . ."

„Schnickschnack und kein Ende! Bin ich Ratsherr, bin ich Feldzeugmeister? Habe mich mit derlei Minimaltiteln mein Lebtag nicht befaßt. Frei muß der Mann sein, sonst ist er kein Mann."

„Solang er ledig ist, glaub's schon. Heiratet nur, so pflanze ich meine Feldschlange direkt Euch vor die Brautkammer, um den Ehefrieden zu bewahren."

Grimmig knurrend drehte sich der Mann von Wasungen auf dem Hacken um und trommelte auf einem Turnierschild an der Wand: „David Böhler, Er ist ein Narr mit seinen — seinen Aussagen."

„Schon gut, ich sage nichts."

„Mit seinem Forschen und Ausfragen."

„Ich frage ja nicht." Das eben war's, er fragte nicht. Aber um Frage und Antwort sollte Hans Fischer nicht mehr verlegen sein, denn jetzt stöberten die beiden Frauen ins Gewölbe, mit Ahs und Ohs, mit Knixen und Augenblinzeln, daß es dem Physikus grün und blau vor den Augen wurde und er sich in die Betrachtung eines Gobelin versenkte. Lieber die ganze Schäferei vor sich mit allem Schönthun und Geschleck des verliebten Amadis als die Weibsbilder da, die schon etwas zu wissen schienen.

„Ah, der Herr Stadtphysikus!" begann Frau Maria mit holdem Nicken, während ihre Finger nach dem Briefe zuckten. „Ein seltener Gast. Und in dem Staat? Ja, ist denn heute ein Namensfest?" Gellend erklang der Dessauer Marsch zwischen den Zähnen des Angeredeten, mit einiger Bravour gepfiffen.

„Nichts Neues aus Meiningen, Gevatter?" spionierte Frau Cäsarea schadenfroh und knüllte an ihrem Brief herum. „Nicht? Schade! Ich habe hier einen ganzen Haufen von Details. Sind Sie nicht neugierig?"

„Bemühen sich die Basen nicht." David Böhler merkte, worauf es gemünzt war, und schaute schmunzelnd drein. Da er aber einen natürlichen Abscheu vor Weibergeträtsch hatte, so beschränkte er sich auf entschiedene Neutralität und putzte mit wahrer Wut an seinem Prachtstück weiter, daß der Sand knirschte und es ordentlich quiekte, wenn er mit Bimsstein über die erhabenen Felder fuhr.

„Werden doch wohl begierig sein, zu wissen, wie Ihre Frau Landjägermeister einquartiert ist?" fragte Frau Maria spitz und entfaltete ihr Schreiben.

„Inkommodiere Frauenzimmer nie."

„O bitte, ganz die Ihre, immer zu Ihren Diensten."

„Ja denke dir, David, wir haben Nachrichten. Wenn's nicht die Gleichen wäre, es wäre zum Steinerweichen. Zehn Musketiere in ihrem Zimmer!"

„Zwei, mit gütigster Permission, zwei," korrigierte der Physikus aus dem Hintergrunde.

„Das wissen Sie? Aber noch mehr. Den Pfarrer, den Arzt hat man auf sie gehetzt, Messer, Schere ihr genommen. — David, laß Er das Quieken. Es fährt einem wie Eiswasser über die Kopfhaut. — Für toll, rein toll ist sie verschrieen. Ja, ja, Herr Physikus, hab's gleich gesagt. Auf dem Markt. . ."

„Hat man Zeitungen angebrannt," unterbrach der Riese mit Seelenruhe. „Weiß schon, weiß alles, weiß noch mehr, Frau Base."

„Wa — was?" haspelte Frau Maria weiter und steckte die rote Nasenspitze ungeniert in der Freundin Brief. „Auch das von den 100 Thalern Strafe?"

„120," verbesserte Hans Fischer mit gemütlichem Auflachen.

„Und die sechs Wochen Gefängnis?"

„Sieben, Frau Bürgermeister, sieben, glauben Sie mir. Da müßte der Stadtphysikus nicht Stadtphysikus sein, wenn er neben den inneren Schäden seiner Mitmenschen nicht auch die äußeren kennen sollte, wozu sieben Wochen Carcer und auch eine weibliche Zunge gehören."

„David, jetzt hört Er aber mit dem Kreischen auf," kommandierte die Böhlerin fassungslos und rückte an ihrer Brille. „Jemine, Gevatter, woher hat Er denn das alles?"

„Zum Henker, vom Henker selbst," brach der Mann von Wasungen mit gutmütigem Spott los. „Der war dabei, der muß es wissen." Frau Maria kreischte laut auf, und Böhler lachte in sich hinein.

„Gratuliere zu der raren Intimität," erwiderte die Böhlerin ärgerlich mit einer tiefen Reverenz. „Nur muß ich Ihnen noch zu verstehen geben, daß Geschrei und Gestampf mir bis dato nie imponiert haben."

„Na, dann soll's das hier thun," schrie Fischer und zerrte nun seinerseits den bewußten Brief aus seinem Rockfutter. „Hähä, jetzt kommt die Henkersmahlzeit." Er hatte den rechten Fuß auf einen Sattel aus dem vorigen Jahrhundert gestellt und sein Papier auf dem Knie entfaltet. Mit angefeuchtetem Daumen knetete und glättete er pfeifend daran herum. Jetzt schlug er mit voller Wucht klatschend darauf: „Da steht's. Der Anton Ulrich ist ein Mann, aber die Gleichen scheint mir auch die Hosen vom Herrn Gemahl zu borgen."

„In meinem Hause, Herr Stadtphysikus. . . ."

„Gut, gut, bin schon wieder manierlich. Hören Sie; aber keine Ohnmacht, das bitt' ich mir aus. Serenissimus schmeißt also den Kommissar von Wetzlar heraus, natürlich. Aber die Gleichen läßt nicht locker. Ihr Neffe durchstöbert das ganze heilige römische Reich, rührt in Wetzlar und Wien den Brei, und jetzt ist's beschlossen: Reichs- — ex — e — ku — tion." Den Finger an der Nasenspitze hatte er das verhängnisvolle Wort mit Nachdruck ausgesprochen. „Das heißt Krieg gegen Meiningen von wegen der Gleichen. — Frau Rat, Sie werden Ihre Brille verlieren. — Und was der Exekutor werden soll, so ist die Affaire dem Herzog von Gotha insinuiert. Gotha? Wo liegt doch Gotha, Gevatter?" Der hatte schon längst mit dem Polieren aufgehört und stand mit abgezogenem Käppchen und gefalteten Händen daneben.

„Wasungen liegt auf der Straße zwischen Gotha und Meiningen," sprach er mechanisch vor sich hin.

„Was wird also Wasungen machen, Herr Rat?" donnerte der große Hans und griff nach seiner Mütze. „Er ist Ratsherr, Böhler, treibe Er den Rat auf das Schlundhaus und zwar etwas plötzlich! Hie Gotha, hie Meiningen! Wasungen in der Mitte! Jetzt zum Entscheid! Frau Bürgermeister, tummeln Sie sich, läuten Sie Ihren Liborius heraus, sonst wecken ihn noch brummende Kanonen."

„Gevatter, Gevatter!" zeterte die Böhlerin und verlor jetzt wirklich ihre Brille.

„Etwas mehr Moderation, wenn's gefällig ist!" wagte Frau Maria mit letzter Fassung zu stammeln. „Seit Wasungen steht, beruft nur der Bürgermeister aufs Schlundhaus. Böhler, daher bleibt Er."

„Böhler, daher geht Er und zwar spornstreichs!" wetterte der Riese mit wildem Lachen. „Nach Hause, Gevatterin, sonst fressen die Gothaer noch Ihre Zucker-

kringel! So, und jetzt geht der Stadtphysikus Mittag essen."

Wie Funken vor dem Blasebalg stob alles trotz der Widerrede auseinander. Er hatte doch etwas Hinreißendes in seiner Art, der grobe Mann von Wasungen. So dachte Frau Cäsarea, die allein in ihrer Väter Halle zurückgeblieben war, um die Sache ethisch zu beleuchten. Mit zitternden Knieen hatte sie sich auf den Wallensteiner gesetzt, als wäre es da sicherer in so unsicherer Zeit. Sie war einfach fassungslos und hatte doch dreimal den sterbenden Cato gesehen.

7. Es schlägt ein.

Und so geschah's. In der politischen Kinderstube von Altdeutschland, wo man schon um manch artig Spielzeug gestritten, in den thüringischen Landen, wurde es wieder einmal lebendig. Ja, das Reichskammergericht wußte, was man Damen gegenüber schuldig war. Herr von Zanthier hatte seine Sporen in Ehren verdient, die Tante konnte stolz auf ihn sein. Erst waren zwischen Wetzlar und Meiningen die Memorialia, Reserate und Citationen fröhlich hin- und hergeflogen wie die blauen und roten Kinderballons in öffentlichen Gärten. Aber Anton Ulrich, der nun einmal — abgesehen von der flüchtigen Liebelei mit Frau Helmine — eingedenk seiner armen Schurmann die ganze Affaire wie einen Kreuzzug gegen alle Vorurteile anzusehen schien, erwies sich als trotziger Widersacher von Kaiser und Reich. Binnen vierzehn Tagen sollte er Bericht erstatten, nach geschriebenem Recht verfahren, aus betrüblichen und deplorablen Umständen seine hohe Gefangene befreien. Wer? Er, der Reichsunmittelbare! Wo blieb da die deutsche Libertät? Man hatte ihm gemeldet, daß die Gleichen trotz aller Anfechtungen ihre Reputation noch lange nicht verloren, ja in der Sylvesternacht sogar mit ihren Töchtern bei einem Glase Glühwein vergnügt Blei gegossen habe. Wenn sie darin nur Dornenkronen und Thränen sehen gewollt, was focht's ihn an, er hätte es schon anders ausgelegt. So salvierte er sich kurz entschlossen, ließ nach Wetzlar vermelden, daß man auch in Meiningen Pulver und Blei habe, und ernannte flugs den Oberstallmeister von Butlar zum Chef seiner Defensionstruppen. Von den Kanzeln herab riefen redewütige Geistliche zum Kampf fürs Vaterland auf und brachten es wirklich auf drei Kolonnen mit 900 Mann und sechs Geschützen, einschließlich das Jägercorps unter einem Oberforstmeister, der sehr viel Punsch und sehr wenig Wasser vertrug. Und der Feind? Der sollte sich mit der Zeit schon einfinden. Fürs erste war Courage in Menge vorhanden, und das war viel.

In der That war am siebenten Februar 1747 bei Friedrich III., Herzog zu Gotha-Altenburg, ein Reichskommissariale eingelaufen, das ihm erwünscht gekommen war wie eine Einladung zum Kindelbier. Denn er hatte seinem souveränen Nachbar schon längst am Zeuge flicken wollen, da er als nächster Agnat ohne Rücksicht auf die Schurmannsche Bastardbrut Meiningen schon in der Tasche zu haben glaubte. Wenn er's jetzt okkupierte, so war es doch nur, als ob er einen Rock anzog, den der Herrgott eben für Anton Ulrich verpaßt hatte. So saßen die beiden hohen Spieler am Schachbrett, dem Thüringer Lande, wobei für die Gleichen und Pfaffenrat als Königinnen die anderen Figuren mobil gemacht werden sollten. Aber mit Anstand sollte das geschehen, mit Moderation, ohne Ombrage, wie selbiges Kommissariale betonte. Die „Gleichensche Ehefrau" sollte eben nur in sichere, doch ohnnachteilige Verwahrung gebracht werden. Daher hatte Herzog Friedrich allerdings auch einen Veteranen des Erbfolgekrieges, den Oberstleutnant von Benkendorf, zum Kommandierenden der Truppen ernannt, ihm aber als Subdelegierte zwei moderierte Männer vom grünen Tisch beigegeben, den Geheimrat Flörke und den Hofrat Buddeus, die je nachdem als Bremser beim Anlauf, als Puffer beim Zusammenstoß zu brauchen waren und sich den Krieg vom Wagen aus ansehen sollten. Nun konnte Flörke, kurzatmig und wohlbeleibt wie er war, allerdings kein Blut sehen, und Buddeus, engbrüstig und ellendürr, litt gerade jetzt an Hitzblasen auf der Zunge. Aber moderiert waren sie beide, sehr moderiert, um mit ihrer Sanftmut die Schlachtenfurie zu lindern. Freilich ging's dem Herrn von Benkendorf etwas wider die Ehre. Sein grauer Schnauzbart unter stark hervortretenden Backenknochen, sein stechender Blick unter buschigen Brauen hatten schon manches Soldatenherz schneller schlagen machen, sein

Digitized by Google

Ein gelehriger Schüler. Gemalt von A. Raudnitz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

umfangreicher Bierbaß sollte Anno 1706 sagar zwei Franzasen zur Waffenstreckung veranlaßt haben. Aber sein Talent war eben für einen spanischen Erbfalgekrieg geschaffen, er fürchtete auf diesem engen Kriegsfelde sich die Ellenbagen zu scheuern. Und nun gar im Kriegsrat die beiden Kallegen vam Civil! Um ihm die Frühlingslaune tatal zu verderben, hatte Sereniſſimus anberaumt, die zu detachierende Armada, gegen 500 Mann, aus allen Gothaer Regimentern zusammenzuflicken. Denn es war eine Reichssache, die Campagne also eine heilige, allgemeine. Also ein bißchen fürstliche Garde zu Pferde, ein bißchen Landdraganer, ein bißchen Schlaßgrenadiere zu Fuß, ein Rest Erbprinz Friedrich-Regiment und ein Endchen Felddragoner. War samit ein prächtiges Farbenbild, das sich beim Appell entrallte, wie aus einem Nürnberger Bilderbagen geschnitten: lichtbraunes Tuch mit roten, dunkelblaue Röcke mit gelben Rabatten, hier spitze, jäh nach hinten abstürzende Blechhauben, dort Dreimaster mit wallendem Federbusch. Nur der Zapf und die weißen Hasen stellten einigermaßen die Eintracht wieder her. — „Beim Brustlatz meiner Graßmutter," fluchte der Höchstkammandierende. „Da fehlt nur noch das halbe Dutzend Schornsteinfeger, sa ist der Teufelsragaut fertig. Dabei sall man sich in zweifelhaften Fällen, heißt alsa in der ganzen Campagne, an die zwei Schwarzröcke halten, die van Militariis ebensaviel verstehen wie der Hinterpammer van gerösteten Kastanien. Salche Hinterpammern!" Und damit war er mit sich im reinen, demnach die Entrüstung des ehrlichen Alten die einzige aufrichtige in diesem Kriege. Nur das gute Meininger Bier spannte noch einigermaßen seine Erwartung, aber um salches zu versuchen, mußte man eben erst da sein.

Nun, der Anfang des Feldzuges war glücklich gemacht. Beim Ausrücken hatte es an klingendem Spiel und wehenden Tüchern nicht gefehlt, und man hatte alle Begeisterung, derer man habhaft werden konnte, wohlverpackt mit sich genammen. Die Marschraute führte über Tambach und Schmalkalden ins Werrathal, den Fluß aufwärts über Wasungen direkt ins Oberthor von Meiningen hinein. Verirren konnte man sich nicht. Bei Georgenthal, eine Meile van Tambach entfernt, begann der Aufstieg in den letzten Märztagen. Da aber in den Waldschluchten noch Schnee lag und man in die Dunkelheit hineinmarschierte, die fürstliche Kutsche alsa leicht verloren gehen konnte, sa zogen Flörke und Buddeus Pelze an und befahlen eine Illumination der Waldstraße mit zwölf Pechflambeaus, was einen geradezu ramantischen Effekt machte. Natürlich hatte man in allen bisher berührten Städtchen und Dörfern Ordannanz-Relais gelassen für etwaige Stafetten und Siegesbatschaften nach Gatha hin Beim Kirchdorf Schwallungen war es zum ersten Zusammenstaß gekammen mit dreißig Mann Landmiliz unter einem Leutnant, der eigentlich Bartputzer, und einem Fähnrich, der Schuster von Profession war. Es hatte einen taten Schwallunger und einen halb durchgehauenen Pulversack gegeben, dann hatte der Bartputzer an die Glacke gestürmt, die Marktstraße mit Wagen und Karren versperrt und war mit seinen neunundzwanzig Mann ausgerissen nach Wasungen zu, das eine halbe Meile nach Süden hin gelegen war.

Hier in Wasungen hatte die Aufregung den Siedepunkt erreicht. Noch immer war es dem Bürgermeister tratz Frau Marias Brandreden nicht gelungen, das erste Wort zu sprechen, wobei seine Kollegen ihn auch gar nicht unterstützten. Läufer schwieg hartnäckiger denn je, Hopf braute in seinen Retorten und hoffte, daß mit den Gathaern endlich der Ritter vom triumphierenden Schwan kammen werde. Böhler hatte seinen Wallensteiner endlich auf die Halzgalerie der Stadtmauer an eine Schießscharte pastiert, wo derselbe in erhabener Einsamkeit sich sehr gut ausnahm. Die Ratssitzung war gewesen, man hatte dem Befehl gemäß die Defensian beschlossen, das Mittelthar zur Werra hin mit Blockthoren verrammelt und für 51 Thlr. 15 Sgr. in Meiningen Hakenpulver und Lunten gekauft. Das geschah alsa für die Pfaffenrat.

Aber der Mann van Wasungen bahrte und wühlte für die Gleichen und wartete nur noch auf eine Inspiration van außen her, um — wie er sich ausdrückte — den Bürgern die Wahrheit zu geigen. Auf der Straße sah man ihn mit gestutzten Haaren, ein breites Bandelier um die Hüften, das für einen Pistolenlauf berechnet schien. Seine antike Ruhe impanierte besanders dem Kan-

rektor, der nach dem Schulschluß für alle Fälle die Rede des blinden Appius Claudius gegen Pyrrhus auswendig lernte. Und noch einem Wesen hatte sich des Physikus Kriegseifer mitgeteilt, der Trude, seinem Patenkinde. In der Morgendämmerung auf die Maienluft zum Auslug hinaufzuschleichen, am Schilf des Flusses Fußspuren zu entdecken, in den Straßen spionieren, das war eine Luft. Sie sehnte sich wie der Pate nach einer frischen, kecken That. Es war viel unverbrauchte Kraft in den beiden. Sie hatte sich von Annemarie ein kriegerisches Mützchen mit roter Troddel sticken lassen, ja sogar einen geheimen Kriegsrat hatte sie gebildet, der in ihrer Apfelkammer tagte. Da war die Regine, die jetzt ihre Postgänge unterbrochen sah; Toni, der nicht mehr zu mörsern brauchte, selbst Benkert fand sich mitunter ein, da ihm das Blasen untersagt war. Mit offnem Munde hörten die drei dann den lustigen Plänen des Apothekerkindes zu. Selbst Roland und Wolf durften dabei sein als Veteranen, im Staatsdienst ergraut. — „Nein, so was!" hatte Regine lachend bemerkt und sich auf eine umgestürzte Kiste gesetzt. „Meinetwegen. Aber daß du mir nicht despektierlich von der Gleichen sprichst." — „Nein, so was!" hatte auch Benkert gebrummt und sich häuslich in einem zerbrochenen Beichtstuhl unter anderm Gerümpel eingerichtet. „Geht's gegen die Pietisten, Trudchen, so bin ich dabei." „Versteht sich," hatte Toni gemeint, sich mit den letzten Winteräpfeln Taschen und Backen vollstopfend. „Für unsere Straßenjugend sage ich gut. Die tanzen, wenn Jungfer Gertrud pfeift." Anfangs hatte diese auch an Annemarie gedacht, sie aber zuletzt für eine Verschwörung doch zu melancholisch gefunden. Und das verhielt sich so. Die erste, von der Böhlerin angedrohte Stunde beim Konrektor war mit geheimem Herzklopfen eben überstanden, als es dem unseligen Verliebten eingefallen war, selbiger Schülerin mit unterschiedlichen Redensarten ein Briefchen für Gertrud zuzustecken. Da waren der schüchternen Jungfer die Augen auf- und zugleich übergegangen. Wenn er Briefe zu bestellen habe, möge er sich an Regine wenden, im übrigen solle er sich weiter nicht bemühen, sie werde in den nächsten Tagen bestimmt Zahnschmerzen haben. Auch Frau Cäsarea schien Unrat gewittert zu haben und entschuldigte ihren Kontraktbruch mit den bestehenden Kriegsnöten. Der arme Konrektor merkte, daß er wieder nicht das Rechte getroffen, und Annemarie war von der Apfelkammer fern geblieben.

So war der letzte, ungewöhnlich milde Märzabend gekommen; der bedeckte Himmel drohte wieder mit feuchten Frühlingsschauern. Trotzdem und trotz vorgerückter Bürgerstunde war es noch lebhaft in den Straßen. Gruppenweise stand man beisammen im Schein von Windlichtern und Laternen, die Frauen die Hände unter der Schürze oder den Säugling auf den Armen, die Männer heftig gestikulierend, nach jeder Nasenspitze ausschauend, die aus dem Säulenthore des Schlundhauses auftauchte. Dort war Ratssitzung, denn eben waren die Schwallunger kotbespritzt von ihrem Dauerlauf angekommen. Der Balbier wußte fünfzehn, der Schuster sogar zwanzig Tote zu melden. Herr Liborius hatte die Stadtmiliz unter Läufers Führung aufgeboten, und diese sich malerisch um Böhlers Kanone gruppiert. Das war die sogenannte Amtscompagnie oder die Heppensänger, die das Wasunger Handwerk zu stellen hatte, besonders die Brauer, Bäcker und Schmiede waren eidlich zu „Harnisch und Geschoß" verpflichtet. Häuser und Kaufhallen waren geschlossen, das Silberzeug in die Keller befördert, an den Fenstern tauchten schwankende Lichter und dahinter schwankende Frauengestalten auf. Es war kein Zweifel mehr, ehe die Abendsuppe abgekühlt, stand der Feind vor dem Thore.

Immer dichter, immer dunkler wurden die Gruppen, die zum Marktplatz drängten. Dort mußte sich's entscheiden, dort stand man bald Kopf an Kopf, so daß Toni unter gellendem Pfeifen seiner Garde sich auf einen Prellstein schwingen mußte, um Herr der Situation zu bleiben, während Roland wie toll den Weibern an die Röcke fuhr, da er sonst um diese Stunde Herr des Platzes zu sein pflegte.

„Sie kommen! Ruhe!" schrie ein dicker Kupferschmied, dessen Nase an seinem Handwerk etwas abgefärbt schien. „Die Sitzung ist zu Ende. Jetzt wollen wir sehen. . ." „Daß du mir still bist," zeterte seine Eheliebste an seiner Schulter und kniff ihn in den Arm. „Sonst gibt's heute keine Knackwurst."

Digitized by Google

„Frau, geh' noch Houfe!" Mit derben Püffen orbeitete er ſich vorwärts.

„Still, die Ratsherrn!" rief es von ollen Seiten. „Platz dem Bürgermeiſter!"

„Ruhig, ruhig, Leute!" befänftigte Herr Liborius würdevoll und ſah bleich wie ſeine Halskrauſe drein. „Schämt Euch, von jedem Larifori Euch beſchwatzen zu loſſen. Schickt Eure Weiber noch Hauſe, Eure Kinder! Die Bölger brüllen einem ja die Ohren voll." Unwilliges Gemurmel der nächſtſtehenden Bürgerinnnen ließ nichts Gutes ahnen.

„Wir wollen Gewißheit," kröhte ein Schneiderlein zur Linken.

„So reit' auf der Elle zum Thor hinaus!" höhnte eine robuſte Apfelfrou, mit ihrem Marktkorbe gegen dos Gedränge ſich ſtemmend. Schallendes Gelächter antwortete ihr.

„Bürger, wir ſind Bürger . . ." hub Herr Liborius wieder on und trocknete ſich die Stirne mit einem orangefarbenen Seidentuche. Aber wieder wurde er unterbrochen, denn dicht neben ihm wor Nothonoel Hopf Rolond ouf den Schwanz getreten, heulend ſchlüpfte das verdammte Tier zwiſchen den Beinen des Bürgermeiſters hindurch.

„Aufgepaßt, der Bürgermeiſter will eine Rede halten!"

„Zum Brunnen hin, ouf die Brunnenbank!"

„Sonſt ſieht man nichts von ihm," johlte Toni, und die Buben pfiffen dazu. Dort om Brunnenrande ſtond Gertrud mit gekreuzten Armen und funkelnden Augen, dos Köppchen verwegen ouf die Locken gedrückt. Dicht neben ihr lehnte ſich der Konrektor mit hochroten Backen on eine verroſtete Hellebarde ous der klöſterlichen Rumpelkammer. Wenn er jetzt vor ihren Augen etwas thäte oder ſagte, vielleicht die Rede des Appius! Er fühlte, die Entſcheidung nahte, jetzt oder nie, wie ein Springquell aus dem Brunnenrohr. Widerſtondslos ſah ſich Herr Liborius zur Mitte gedröngt, ſah, wie Hopf in der Menge verſchwand, Böhler mit gefalteten Händen in ſeiner Steinlaube verharrte. Hotten ihn olle verlaſſen? Aber der Köter hatte ſein Blut aufgeregt.

„Benkert, Benkert," ſchrie er kirſchrot im Geſicht über die Köpfe hinweg. „Wo ſteckt Er denn, Schlingel?"

„Immer parat, Magnificenz," rief der Nochtwächter und arbeitete ſich wie ein Eisbrecher vorwärts. „Befehlen Alorm mit dem Horn, einen Choral? Etwo. . . . Sie wiſſen ſchon?"

„Bleib' Er mir vom Leibe mit ſeinem Gegröhl! Auf die Brandwache ſoll Er, die Spritzen herous!" Aber weiter kam er nicht im Kommondo. Ein dumpfer Schall vom Werrothore her ließ den Lärm verſtummen. Das war der Wollenſteiner, das das verabredete Signol: Benkendorf klopfte an. Böhler ollein durchfuhr ein freudiger Schreck wie domals, als ſeine Annemarie zum erſtenmal Papo gefogt hatte. Und Gertrud hätte faſt oufgejubelt, ols freute ſie ſich ouf den Tanz. Erwartungsvoll lehnte ſie am Steinrand des Brunnens, während Regine hinter ihr ein Voterunſer murmelte. War es der Blick des jungen Mädchens, war es Inſpirotion? Der Konrektor wußte es nicht, wie er ouf die Brunnenbank gekommen war. Aber drouf ſtond er plötzlich und ſchwenkte die Hellebarde. Ein unbeſtimmter Begriff vom senatus populasque Romanas ſchwebte ihm vor. „Volk von Wafungen . . ." ſchrie er ous Leibeskröften in das wieder anſchwellende Getöſe.

„Hört den Gelehrten! — Was will der da? — Volk, wos? Nichts da, wir loſſen uns nicht ſchimpfen. Schmeißt ihn herunter!"

„Wir ſind kein Volk, wir ſind redliche Bürger," polterte der Kupferſchmied. Hundert Fäuſte waren geballt, kreiſchende Weiber reckten die Arme hinouf.

Weiter ſollte er in ſeiner Rede ouch nicht kommen. Denn plötzlich fühlte er ſich von zwei ſtorken Armen umgeſtülpt, daß die Beine nach oben ragten, und mit einem unſonften Puff wie ein Kind ouf den Brunnentrog geſetzt, woraus ſonſt die Kühe tranken. Wie ous dem Boden gewochſen, ſtand oben on ſeiner Stelle der Stadtphyſikus und hob in der Linken die erbeutete Hellebarde, die Rechte ruhig in der Hoſentaſche verſenkend. Freundlich grüßend mit dem ihm eigenen behaglichen Lachen hielt er Umſchou, während Herr Liborius mit einem ſüßſauren Lächeln hinter dem Rücken eines Kürſchners verſchwand.

„Der Phyſikus, hoch der Stadtphyſikus! Der verſteht's, der ſoll reden."

„Gleichen oder Pfaffenrat? — Defenſion oder . . ."

„Guten Abend ouch. Schönes Wetter, was?" klang ſeine ſonore Stimme gemütlich über der Menge. Behäbig wiegte er

sich in den Hüften. „Guten Abend, meine Allerschönsten," trompetete er über den Platz hinweg. Aller Köpfe fuhren herum und spähten zum Stiftsbalkon hinauf, wo die sieben Erzengel mit ihren Lorgnetten, entsetzt über diese Impertinenz, schreiend hinter der Glasthüre verschwanden. „So, die sind weg," bestätigte er schmunzelnd unter allgemeinem Gelächter. „Was habt ihr denn mit dem Konrektor? Hat er sich verklimpert? Laßt ihn, Kinder, er ist ein Schlesier."

„Kinder, was?" schnaubte der Kupferschmied und drohte mit der Faust. Er hatte sich nun einmal in die Opposition hineingeredet. Aber ein derber Schlag von oben herab ließ ihn die Finger sacht wieder einziehen. — „Da hast du's," belehrte ihn sein Weib und legte ihm ihren quiekenden Buben ohne Umstände auf den Arm. „Der versteht's."

„Weg mit den Dreschflegeln, Freund!" gebot der große Hans freundlich, aber bestimmt. „Probier Er die an seinen Kesseln und Kannen. Was, ihr nicht meine Kinder? Seht mir den Grünspecht an. Habe ich nicht bei der Hälfte von euch zu Gevatter gestanden und die andere Hälfte zur Welt befördert?"

„Nein, so was!" kreischten die Weiber und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Die jüngeren machten so, als ob sie sich die Ohren festhielten, um desto besser zu hören.

„Anke, leih' mir mal deinen Buben etwas. Der sechste, was?"

„Der siebente, Herr Physikus!" rief die junge Bürgersfrau stolz. Jauchzend schmiegte sich der dralle Flachskopf an seine seltene Wärterin und faßte mit den runden Fäusten furchtlos in den grimmigen Schnauzbart hinein. Tobender Beifall belohnte den Scherz.

„Glaubt ihr mir nun, Kinder? Seht, der Racker hier wollte durchaus nicht leben, mit Eisen und Rute mußte ich dran. Ist aber auch dafür ein Prachtkerl geworden, nicht? Da, Anke! Und nun, Kinder, paßt auf."

„Hört, hört, jetzt kommt's!" jubelte es rings, als sollte ein Spektakulum angehen, als hätte der Benkendorf nie Meininger Land betreten.

„Hoch der Vater von Wasungen!" brüllte Toni auf seinem Stein, die Jungen pfiffen, und die Hunde bellten. Zornig schüttelte der Riese das Haupt und wies mit dem Daumen zur Seite: „Erst reicht mir mal den Schreier herüber," kommandierte er gleichmütig, als ob er nach Kirschlorbeer auf seinem Regal langte.

Von einem Dutzend kräftiger Fäuste gehoben, geschoben und gestoßen, flog das hoffnungsvolle Apothekerlein wie ein Ball zeternd über die Köpfe. Ruhig setzte ihn der Physikus vor sich auf die Bank: „So Bürschchen, jetzt hältst du das Maul, oder ich pfeife. Die Melodie kennst du."

„Was so ein Mann ist!" wimmerte Toni und guckte naseweis zwischen den Knieen seines Wärters hervor, die wie ein Schraubstock ihn einspannten.

„Ja, wenn ihr hören wollt, müßt ihr euch über's Maul fahren," beschloß Fischer seinen pädagogischen Exkurs und richtete sich zu voller Größe auf. Gertrud allein, die dicht an die Bank herangeschlichen war, sah mit leuchtendem Blick, wie seine breite Brust trotz der äußeren Ruhe arbeitete und seine Lippen leise bebten. Was hatte er nur vor?

„Und jetzt wollen wir deutsch miteinander reden. Serenissimus sagt, die Pfaffenrätin soll recht haben. Gut, dafür ist Serenissimus Herzog. Der Butlar sagt, die Gleichen muß ins Loch. Gut, gut, dafür ist er Stadtkommandant und muß es wissen. Herr Kurz befiehlt die Guckl öcher in der Mauer zu verrammeln, daß der Benkendorf sich die Nase wund stößt. Der muß auch wissen, wozu das gut ist, dafür ist er Bürgermeister. Brave Männer sind sie alle drei, alle nach der Schnur. — Nun aber sag' du mir mal, Gevatter Kürschner, wenn dir ein Langfinger ein kostbar Marderfell zur Pelzschaube vor deinen sehenden Augen vom Tisch langt, was wirst du thun?"

„Ihm auf die Finger geben."

„Hast recht, hau' zu! Meinetwegen auch anderswo." Er stieß mit der Hellebarde auf die Bank, daß Toni auch seine Finger geschwind in Sicherheit brachte. „Und du, Jürgen Zimmermann, wenn du siehst, daß so ein verfluchter Wechselbalg einen Rosenstock von deines Nachbarn Fenster stiehlt, wirst ruhig zusehen, was?"

„Er mag sich in acht nehmen!"

„Aber du, Lising Winkler, wirst doch

gestatten, daß die gelbe Katze vor deiner Nase der Muhme die Sahne vom Topf nascht? Sei gut, Lising, sag' ja." —

„Mit dem Pantoffel jag' ich sie."

„Was, Lising, bist du so kratzig? Je nun, ihr seid meist auch alle brav . . ."

Ein zweiter Lärmschuß rollte über den Platz hin, die Weiber schwenkten jammernd rechtsum, die Stimmung kam aus ihrer Gemütlichkeit. Aber zornig stieß der Riese mit der Pike wieder auf und schrie: „Ruhig, Mordkanaille! Wir sind noch nicht am Ende. Kinder, sagt, was hat die Gleichen anders gethan, als ihr thun würdet? Hat man ihr nicht das Marderfell gestohlen, den Rosenstock zerzaust, die Sahne abgeschöpft? Und wir sollten das mit ansehen?"

„Nein, nein, wir dulden's nicht! Hoch die Gleichen! Wir öffnen das Thor."

„Hochverrat!" kreischte Kurz und machte Gesten, als säße allen der Hanfstrick schon am Halse. — „Gemach, so weit sind wir nicht. Hochverrat ist ein häßlich Wort. Wollt ihr wohl, Racker, nicht von der Stelle! Böhler, saß den Schneider da an die Schöße, sonst besiegt er allein die Gothaer. Nein, Kinder, so war's nicht gemeint. Wir sind unkundig aller Kriegsparagraphen. Serenissimus will geschlossene Thore, gut. Laßt den Benkendorf klopfen, er wird auch ohne uns des Zimmermanns Loch finden. Und der alte Wald dort oben leiht uns wohl wieder ein paar Bretter, an Stelle der zerhauenen. Sind die Gothaer aber erst drin, dann sollen sie unsere Gäste sein. Merkt's euch, sie kommen für die Gleichen. Was, sind sie nicht Deutsche? Hast du nicht einen Schwager in Gotha, du eine Schwester in Tambach? Sollen wir unsern Brüdern das Fell gerben?"

„Nein, wir wollen sie einquartieren. Hoch der Physikus, der versteht's! Es lebe die Gleichen und ihre Befreier!"

„Jetzt dürfte die Brandwache wohl unnütz sein," spottete der Volksredner und nickte Herrn Liborius vertraulich zu. „So, Toni, jetzt weißt du auch, wie man manierlich spricht."

„Wissen Sie, Herr Physikus, der beste Witz in Ihrem Leben war das auch nicht," grollte der verschmitzte Junge, als sein Peiniger mit einem Sprung von der Bank herunter war. Mit einem Ruck hatte er seinen Rockkragen aus dessen Faust, ein durchdringender Pfiff gellte, und weg war der Unverbesserliche. Aber haschen konnte man ihn nicht, denn ein Schieben und Drängen entstand von der Flußstraße her. Mit Armen und Beinen gestikulierend stürzten die beiden Schwallunger auf den Platz.

„Wir werden geviertelt, gerädert!" jammerte der Barbierleutnant.

„Sie bieten die Zimmerleute auf," winselte der andere. „Äxte schlagen ins Thor. Seht, da kommen die Heppensänger." Wirklich marschierte Läufer mit seiner Garde in schönster Ordnung an. Diese Neuerung war auch für ihn zu arg, am Thor war's ordentlich lebensgefährlich geworden. Aber schon hatte der Physikus die beiden am Kragen und schüttelte sie wie Medizinfläschchen, den Schuster rechts und den Barbier links.

„Schandmäuler, kriecht euch wieder die Laus über die Leber! Zurück zum Thor! Ihr Schwallunger bildet Spalier und salutiert, verstanden! Und morgen, Leutnant, kann Er mir dafür — den Bart kratzen."

Jetzt hörte man deutlich Trompeten, Trommeln und Pfeifen die Straße herauf klingen. Die Äxte hatten also ihr Werk gethan. Zugleich fielen die ersten Regentropfen herab. „Spalier bilden! Hurrah, die Gothaer!" schrieen die Straßenjungen. Aber der Herr von Benkendorf schien die Sache doch nicht so possierlich zu nehmen. Ihm mochten vor dem Thor die Füße gefroren haben, oder Flörke und Buddeus wollten vor dem Regen unter Dach sein. Und da nun einmal Krieg sein sollte, so hatte er ein Lustfeuer von Granaten arrangiert. Zischend sausten die unangenehmen Gäste über die Mauer, glücklicherweise meist nur in die Kohl- und Rübengärten am Thor hinein. Aber was war das? Hinter dem Kloster erschütterte eine heftige Detonation die Luft, Späne und Sparren flogen auf, Brandschein leuchtete durch die Lindenbäume. Die Gothaer selbst stutzten, Flörke fürchtete eine Höllenmaschine, Buddeus ließ halten.

„Benkert, auf den Turm!" kommandierte Herr Liborius wieder. „Blase Er, daß das Horn platzt! Die Feuertonne heraus!"

„Mir nach!" überschrie ihn Fischer und stieß auf Gertrud, die seinen Arm faßte. „Was, Zaunkönig, bist auch wieder flügge? Solltest dich schämen, bei dem Skandal umherzustrolchen unter Mannsleuten."

Digitized by Google

„Feuer, Feuer!“ johlte der Haufe. „Sie stecken uns den roten Hahn auf.“

„Pate, es brennt im Kloster,“ rief Gertrud und schmiegte sich erbleichend an ihn. Dorthin stürmten die Vorderen, schon rasselte die Tonne durch das Gewühl. Vom Himmel strömte der Regen jetzt ununterbrochen.

„Unsinn, was wird's sein,“ tröstete der große Hans und schob das Mädchen vorwärts. „Eine verirrte Granate zum Empfang. Wollen sehen.“

Schon hatte man das Klosterthor gestürmt und den Hof überflutet. Als Fischer davor stand, stürzte ihm Hopf mit versengten Haaren und geschwärzten Händen entgegen.

„Vater, Herr Vater, wie seht ihr drein!“

„Aus, alles aus!“ jammerte Hopf, der sich kaum auf den Füßen halten konnte. „Granaten warfen die Brandkerle ins Haus. Mein Laboratorium in die Luft, meine Essenzen verschüttet! Und mein Pulver, mein rotes Pulver!“

„Quark und Plunder!“ brummte Fischer halblaut.

„Mein Tris — megistus, mein Goldkraut, meine Observanzen!“

„Vater, wo stand es, wo habt Ihr das rote Pulver?“

„Verloren, Kind, alles verloren! In einer grünen Büchse, die Wandtruhe rechts, zweites Fach, im letzten Winkel.“

„Vater, ich hol's Euch.“ — „Haltet sie!“

„Wettermädel! Daß du verdammt seist mit deiner Wissenschaft, Schwager! Sieh zu, daß jetzt die da nicht zu Pulver verbrennt.“ Er stieß den schwankenden Nathanael fort und eilte vorwärts. Im Kreuzgang flatterte ihr Rock, jetzt schimmerte ihr rotes Mützchen zwischen den Gartensträuchern. Auch hier war alles schon von Gaffern voll, der Rasen zertreten, die Beete durchwühlt. Aus Furcht vor einer zweiten Explosion hielt man sich noch hinter den Bäumen. Die Frauen irrten heulend durch den Kreuzgang, die Männer riefen nach Eimern, ängstlich flogen zwei Stare vor ihrem Brutkasten hin und her. Lichterloh brannte das Dach des kleinen gotischen Baus unter den Kastanien, der einstmals wohl die Kapelle eines Heiligen gewesen sein mochte. Durch die schmalen Fenster glühten die wankenden Deckenbalken der Kammernische, wo der Ofen gestanden hatte. Aber der Vorderraum schien noch unversehrt.

Ein Schrei entfuhr jetzt aller Lippen, als Gertrud entschlossen mit einem Wasserkruge die fünf Stufen hinaufsprang und hinter der aufgestoßenen Thüre verschwand. — „Rettet sie, mir nach!“ keuchte Fischer. Aber ehe er noch weiter konnte, huschte unter seinem Arm eine schmächtige Gestalt hindurch, daß er strauchelte. Ein nasses Laken schwebte einen Moment vor seinen Augen, dann schleifte es an der Erde hin und verschwand gleichfalls im brennenden Häuschen.

„Wer hat ihn erkannt, wer war das?“ flüsterte es rings. Der große Hans sprach ein Stoßgebet, das fast wie ein Fluch klang. Lautlose Stille herrschte im Garten, nur vom Markt her riefen die Trommeln, und Benkert schmetterte vom Turm herab seinen Choral. Der Regen that augenblicklich noch das Beste, denn jetzt fiel er in Strömen herab. — Da, ein zweiter Krach! Entsetzt wich alles zurück. Aber ehe die Seitenwände sich senkten, ehe sich der Rauch ganz verzogen hatte, flog die Thüre wieder auf, und durch den Qualm wankte die rätselhafte Gestalt im weißen Laken, die bewußtlose Trude im Arm. Ein seliges Lächeln schwebte um die bleichen Züge des jungen Mannes.

„Der Konrektor!“ — „Potz Bomben und Granaten!“

In den Jubelschrei der Bürger mischte sich die Verwünschung des großen Hans. Aber ehe er seinen Zaunkönig noch recht im Arm hatte, sank der vermaledeite Schlesier mit einer Brandwunde am Kopfe ohnmächtig zusammen.

„Was sagen der Herr Physikus nun zu unseren Gästen?“ flüsterte der Kupferschmied unwirsch, als er den Konrektor aufheben half.

„Daß sie des Herrgotts Lieblinge sind,“ brauste der Befragte auf. „Sintemal sie die Hexenküche da pulverisiert haben. Weg die Hände, Kinder! Die Trude besorge ich schon selbst. Und nun geht und seht euch die Gothaer an. Es bleibt beim alten. Einen Gruß von mir, und ich käme nach.“

Vor dem Schlundhause verlief sich allmählich die Menge, um in den eigenen Häusern nach dem Rechten zu sehen. Benkert hatte sein Blasen eingestellt, die Schwallunger wirklich Spalier gebildet, und mit aufgepflanzten Bajonetten stand die feindliche Armada auf dem Platze hungernd und durchnäßt, sonst aber in regulärer Positur. Man wartete. Denn

Digitized by Google

im Schlundhause hatte Kurz in seiner Verzweiflung wieder einmal den Rat zusammengerufen, während im Gasthause zum Bären Kriegsrat gepflogen wurde. Hier war man bald zum Strich gekommen. Buddeus hatte seiner Hitzblasen wegen aufs Wort verzichtet, Flörke meinte genug gethan zu haben, indem er eine schwungvolle Siegesbotschaft nach Gotha abfertigte und vor dem Schlafengehen einen heißen Punsch braute. Benkendorf kam mit seinen Offizieren darin überein, daß man in Wasungen bliebe, da dem Gerücht nach Meiningen voll todesmutiger Bürgerschaft stecken solle. Das war bedenklich. So begnügte er sich, eine Reiterschildwache vor das Haus, einen Grenadierposten vor die Stubenthür und Musketiere mit je zwei Unteraffizieren vor die drei Stadtthore zu beordern. Aber was half das alles, solange man die 250 Mann — so viel waren für Wasungen bestimmt — nicht im Trocknen hatte? Sie hatten den Speck auf der Pfanne gerochen und behaupteten, daß ihnen beim Stehen die Beine einschliefen. Besonders die vom Erbprinzregiment waren recht aufgeräumt und fluchten alle Donnerwetter vom Himmel herab. —

In der Schlafstube der Subbeligierten stand Benkendorfs Adjutant, der Leutnant Rauch, und wartete auf Ordre. Er schien der einzige zu sein, dem die Affaire sehr viel Spaß machte. Der Schalk saß ihm im Nacken, und unaufhörlich zuckte es mutwillig um den schmucken Schnurrbart, und die kleinen wasserblauen Augen blickten schelmisch wie zu einem Kirmeßtanz. Hinter sich die tollen Studentenstreiche von Heidelberg, vor sich eine flotte Soldatenlaufbahn, war er seines Chefs rechte Hand und mit seiner strammen geschmeidigen Gestalt eine wahre Säule für die Subbeligierten. Nachdem er sie über die Hühnerstiege im Bären, über die gänzliche Abwesenheit von Kandelabern, Tapeten und Palsterstitzen getröstet, versprach er ihnen eine doppelte Schildwache vor die Thüre mit der unterthänigsten Bemerkung, daß die Bienen ihren Wießler allzeit wohl bewahren müssen. Buddeus war schon unter der Decke und behauptete, auf einem Sack voll Erbsen zu liegen, während Flörke in einer Art von Tunika auf einem Dreifuß, dem einzigen Stuhl im Zimmer, saß und sich den Mund mit Rosenwasser spülte. Vorsichtshalber hatte er, um höher zu liegen, sich schon den Gothaer Strafkodex unters Kopfkissen geschoben. Man konnte nicht wissen, wozu das gut war.

Und weiter rapportierte Rauch: „Habe demnach zu vermelden, daß der Oberstleutnant mit unbeschränkter Vollmacht mich aufs Rathaus abdelegiert hat, um eine warme Stube, Feuer und Licht für die Mannschaft zu erbitten.“ Ein gurgelnder Laut unterbrach ihn, er biß sich auf die Zunge. Flörke hatte den Kopf zurückgeworfen und fuhr im Geschäft fort. „Im übrigen haben die Soldaten für ihr Geld zu leben. Sollte Wasungen sich dafür unqualifizierbar erweisen, so zu sagen widerspenstig, so werde ich die Musketiere truppweise in die Häuser rücken lassen.“ Flörke gab einen glucksenden Ton von sich wie eine Katze vor dem Ertrinken, verschluckte sich und spie Wasser, daß der Adjutant zurücktrat.

„Nur kein Blutvergießen!“ eiferte er hustend und prustend. „Er kennt das Mandat, Leutnant. In der Stadt ist's doch ruhig, alles ruhig?“

„Keine Rotten, keine Anschläge?“ forschte Buddeus unter der Nachtmütze hervor. „Besonders geb' Er auf die Weiber acht, die der Uranfang alles Bösen sind.“

„Werde dies Geschlecht näher ins Auge fassen,“ beruhigte Rauch, dem ein Muskelkrampf das Gesicht zu entstellen drohte. Im übrigen könne der Geheimrat hier sicher ruhen, wie das Küchlein vor dem Ratz oder wie in Abrahams Schoß.

„Wenn der nicht weicher ist,“ stöhnte Buddeus, „so sind alle Christen zu beklagen.“

„Wünsche also den subbelegierten Herrn eine geruhsame Nacht.“ Er ging; Flörke warf sich in's Bett, daß es knackte, und löschte die Unschlittkerze. Zweimal schnaufte er, dann lag er still. — „Flörke?“

„Buddeus!“

„Hörst du nichts?“

„Nichts. Der Leutnant sagt es ja.“

„Flörke, es ist ein Himmel über uns.“ Das schien zu wirken, denn bald schnarchten sie, daß die Wasserflasche auf dem Tisch zwischen ihnen zitterte.

Achselzuckend schritt Rauch unterdes durch den Korridor. „Serenissimus, Serenissimus, hast an Räten wahrlich Überfluß,“ summte er fidel vor sich hin. Unten auf der Treppe stieß er auf den Hauptmann

Brandis, seinen Kameraden aus Heidelberg. Der junge Mann lehnte mit verschränkten Armen an der Hausthür und schaute mit den dunklen sinnigen Augen in den Regen hinaus. Er mochte zwei Jahr jünger sein, aber an schneidigem Äußern gab er ihm nichts nach; mit demselben Anstand wußte er die Patrontasche und den Dreimaster nebst gepudertem Haarbeutel zu tragen. Der erste dunkle Flaum umrahmte sein hübsches männliches Gesicht. Scherzend schlug ihn der Kamerad auf den Rücken. — „Holla, Ruprecht, schläfst schon in Feindesland?"

„Meiner Treu', Görg," klang es munter zurück. „Wie das Tierchen mit offenen Augen. Was soll ein vernünftiger Christenmensch jetzt anderes thun, wo die gesamte Kriegsfurie im Kriege schläft."

„Bist ein Rheinländer, Bruderherz. Das ärgert sich schon in der Wiege über die Mücke auf der Nase. Was ein echter Gothaer ist, lacht ins Fäustchen."

„Hab's wirklich noch nicht so weit gebracht, seit mich die Werber packten und meinen Gänsekiel mit dem Seitengewehr vertauschten."

„Federfuchser!" grollte Rauch gutmütig und strich sich den Bart. „Hast kein Soldatenblut. Immer frisch und keck, durch Blut und . . . . Na, das Ende meines Wahlspruchs kennst du. Ist ein Poet an mir verloren gegangen. Habe außerdem für dich ein treffliches Elixier gegen Melancholie in Wasungen. Verlieben sollst du dich." Der junge Hauptmann fuhr zusammen und schaute mit seltsam fragenden Augen auf den Freund: „Hast du sie auch gesehen, Görg?"

„Holla, schon Feuer in der Bodenkammer? Wen, herzallerliebster Schatz?"

„Das Mädchen, das da drüben ins Feuer rannte. Der Oberstleutnant hatte mich abgeschickt zu erfahren, was es gebe. Wie ich hinzutrete, rempelt mich ein alter Griesgram, so eine Art Bärenführer, grob an. Hier sei kein Gasthaus, Bier werde drüben verschenkt. Zum Teufel mit allen Wasungern! Die Jungfer muß mein werden."

„Doch nicht im Ernst? Mach' keine Dummheiten! Nicht im Ernst, Ruprecht."

„In Kriegsläufen doch nicht im Scherz. Görg, dein Elixier ist besorgt. Nehmt ihr Meiningen, ich nehme die Dirne."

„Sollst sie haben, Schwerenöter," rief Rauch lachend und verabfolgte einen schallenden Kuß. „Ich bringe sie dir auf einem Porzellanteller mit handbreitem goldenem Rand. Aber fürs erste begleite mich. Ich muß hinauf, dem Rat den Kopf waschen, du beruhigst unterdes die Regimenter. Versprich jedem ein Huhn im Topf und ein Schätzchen im Arm. Heute quartiere ich sie ein und morgen dich, topp."

Mit dem ehrenfesten Rat hatte er aber schweren Stand. Schon eine halbe Stunde stand er im Ratssaale, schaute gelangweilt hinauf zu den Spinngeweben, hinüber zu den steifen Stühlen mit grünem Ledertuch und hinunter auf den wurmstichigen Boden. Alles roch hier nach Staub und Tinte, daß er ein Kratzen im Halse verspürte. Die neun Ratsherrn erschienen ihm wie die neun Redeteile seiner Muttersprache: Das Hauptwort Kurz, das Umstandswort Läufer, der Empfindungslaut Hopf, und so ging es fort. Nur das Fürwort Böhler schien sich eher zu bequemen, seitdem er sich überzeugt, daß sein Wallensteiner unversehrt sei. „Was ist da zu machen, ihr Herren," hatte er geraten. „Unten stehen die Soldaten, gute Deutsche. Also laßt uns Billete machen. Her mit dem Steuerfuß!"

Man hätte die Thore eingehauen, knurrte Kurz dagegen, den Gevatter Hopf angebrannt, es wäre darüber Lärm im Brotsack entstanden. Läufer wußte, daß von Meiningen ein Befehl ausgegangen, dem Feinde nicht für einen Pfennig Käse zu verkaufen. Man müsse erst in Meiningen anfragen.

„Zum Kuckuck, Herr," fuhr da Rauch ungeduldig los, als ihm der Humor in die Brüche ging. „Es wird kein Ende und Stiel daraus. Sollen wir unterdes sabenscheinig vor Nässe und Kälte werden?"

„Wer ist der Herr, daß er uns solches bietet?" fragte der Bürgermeister spitz und klirrte mit seiner Amtskette.

„Ehrlicher Leute Kind, im Lager geboren, unter Kanonendonner gesäugt, daß meine nervöse italienische Amme desertierte und Soldatenkost im väterlichen Zelte meine Speise wurde." So referierte Görg pflichtschuldigst.

Endlich kam man zum Schluß dieser spinösen Sache. Weil Serenissimus in Frankfurt statt in Wasungen sitze, solle man Grenznachbarn Quartier geben. Sie sollten sich aber nicht ausziehen dürfen und das Gewehr

Digitized by Google

bei der Lagerstätte halten, um aufzustehen, sobald das Spiel gerührt würde. Ins Stift sollten nur ein Trompeter und zwei Trommler kommen, da die ehrbaren Demoiselen vor einem Ladestock zu Tode erschrecken könnten. Sollte auch kein Gothaer betrunken erscheinen bei Strafe von Spießruten, zu welchem Zweck der Steckenmeister noch in der Nacht 600 Ruten vor dem Thor zu schneiden habe. Der Dragoner Wiegand aber, der angeblich die bewußte Granate geworfen, sollte die Nacht über den Soldaten zum Exempel, den Bürgern zur Satisfaktion auf dem hölzernen Esel sitzen, welches Ungetüm sofort vor dem Bären aufzustellen sei. Einen Heusack auf der scharfen Kante und eine Flasche im Rockfutter soll der arme Kerl schon haben, dachte Rauch belustigt bei sich. „Und somit empfehle ich mich gehorsamst der Gunst der edlen Herrn," beschloß er mit einer Reverenz. „Sollte einer der weisen Väter ein Töchterlein haben, so wünsche ich ihr einen Traum voll Kirschblüten und Nachtigallen, bis — bis ich morgen selbst anfragen darf."

„Gott soll uns davor bewahren," flüsterte Hopf mit gefalteten Händen. „Wenn nur der Hans Ratsherr sein wollte, bei den vierzehn Nothelfern, es stände jetzt besser um uns." — — —

Ja, wo steckte denn der Hans, der die Suppe eingebrockt und sie von anderen löffeln ließ? Hatte er wie der Läufer kalte Füße bekommen und vertrat sie im Stadtgraben? Das nun gerade nicht, aber er mußte sehr gegen seinen Willen wieder einmal Arzt sein. Im Oberstübchen des Klosters saß er, tauchte weiße Tücher in Eiswasser und dachte, da es gerade Montag war: na, die Woche fängt schön an. In dem niedrigen Zimmer, dessen einziger Schmuck aus einem Epheu am Fenster und dem Ölbild einer hübschen jungen Frau in blauer Seidenschaube bestand, war es sehr still, stiller als sonst. Nur die Fliegen summten um das Licht, der Regen schlug an die Scheiben und der Kranke im Bett, bleich wie sein Hemd, ächzte noch in halber Betäubung. Ihm zu Häupten stand Gertrud, den Verband haltend, und schaute auch etwas bleicher als sonst mit zufriedenem Lächeln auf ihren Retter nieder, daß dem Paten angst und bange wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Mappe merkwürdiger Bildnisse.

Der Maler Hoffmann. Radiert von J. C. Erhard.

Militärische Spionage und militärisches Nachrichtenwesen.

Von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Der Begriff der militärischen Spionage hat in den letzten zehn Jahren eine vollständige Veränderung erfahren. Während noch Professor Bluntschli in der 1878 erschienenen dritten Ausgabe seines „Modernen Völkerrechts“ ausdrücklich betont, daß „das, wenn auch heimliche Ausspähen der feindlichen Rüstungen und Waffenplätze vor dem Ausbruch des Krieges zwar je nach Umständen polizeilich geahndet, aber nicht als Spionerie bestraft werden dürfe,“ daß es nur im Kriege und nach Kriegsrecht Spione gebe, haben seitdem fast alle europäischen Staaten nach dem Vorgang Frankreichs besondere Gesetzesparagraphen geschaffen, nach denen auch die Spionage in Friedenszeiten strenge und zum Teil sogar äußerst strenge zu bestrafen ist.

Über unsren guten Nachbar im Westen ist eine förmliche Spionenpanik hereingebrochen, der zuliebe die Klinke der Gesetzgebung in ausgiebigem Maße in Bewegung gesetzt wurde. Seit dem Jahre 1891 kann jenseits der Vogesen mit dem Tode bestraft werden, wer mittelst Verkleidung oder unter Beilegung eines falschen Namens oder mittelst Verheimlichung seines Standes oder Berufes oder seiner Staatsangehörigkeit sich Eingang verschafft in eine Festung, einen Kriegshafen, ein verschanztes Lager, ein Staatsschiff oder eine dem Landheer oder der Marine dienende Fabrik und dort zum Zwecke der Spionage Nachrichten entwendet oder gesammelt hat, welche für die Landesverteidigung oder die Sicherheit des Staates von Wichtigkeit sind. Mildernde Umstände gestatten die Verurteilung zu Zwangsarbeit.

Das alte, fast trivial klingende und doch so wahre Sprüchwort: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein,“ hat sich wieder einmal voll bewahrheitet. Der kürzlich vor dem Reichsgericht in Leipzig verhandelte große Prozeß gegen die französischen Marineoffiziere Dubois und Deguoy, die mittelst einer von ihnen gecharterten englischen Yacht unter angenommenen Na-

men eine Erkundungsreise längs der deutschen Küsten ausführten und in Kiel dank der Wachsamkeit der Behörden abgefaßt wurden, endete mit der völligen Überführung und der Verurteilung beider Herren — einer Verurteilung, die milde genug, jedenfalls viel milder, als sie deutsche Offiziere unter gleichen Verhältnissen in Frankreich zu erwarten hätten, nicht auf Zuchthaus, sondern auf die nicht entehrende Festungsstrafe lautet. Bei diesem Prozeß standen zum erstenmale französische Offiziere vor dem Gericht — in einer ganzen Anzahl früherer Fälle aber, in denen ebenfalls französische aktive Offiziere, darunter solche von hohem Range, bei ähnlichen Unternehmungen abgefaßt wurden, hat ihnen die deutsche Militärbehörde die Beschämung der gerichtlichen Verhandlung erspart und sie nach Feststellung des Thatbestandes entlassen. In Frankreich dagegen hat man ungeachtet übereifrigen Spähens bisher noch keinen deutschen aktiven Offizier bei einem Erkundungsversuch absassen, geschweige denn verurteilen können.

Das Urteil des Reichsgerichts war sehr milde, und man wird darüber streiten können, ob es dem Verhalten Frankreichs gegenüber zweckmäßig war. Trotzdem muß ich gestehen, es entspricht meiner persönlichen Empfindung, daß die beiden Franzosen zu keiner entehrenden Strafe verurteilt wurden. Der Spionage haftet zwar ohne Zweifel ein häßlicher Zug an — „das Spionieren, scheint's, ist deine Lust!“ sagt Faust zu Mephistopheles — derjenigen Spionage aber, welche aus lediglich patriotischen Motiven ausgeführt wird, kann man einen unehrenhaften Charakter nicht wohl zumessen. Nur die Notwehr hat ja auch — mindestens in Deutschland — zu den heutigen harten Strafbestimmungen geführt. Und wenn man hier und dort während der Dauer der, das allgemeine Interesse hochgradig erregenden Reichsgerichtsverhandlungen den Satz aussprechen hörte: „Ein deutscher Offizier werde sich zu derartigen Geschäften nicht gebrauchen lassen!“, so war diese Behauptung recht kühn oder eine ebenso schöne, wie leere Redensart. Ich zweifele nicht einen Augenblick, daß zahlreiche deutsche Offiziere sich voller Opfermut der Aufgabe unterziehen würden, im Gebiet irgend eines Nachbarstaats militärische Erkundungen auszuführen — selbstverständlich auf die Gefahr hin, falls man sie verhaftet, vollständig verleugnet zu werden. Und wenn sie bei einem derartigen Unternehmen Unglück hätten, so müßte man mit Fug und Recht auf sie den Satz Vittorio Alfieris anwenden: „Non nella pena, nel delitto e la infamia!“ — nicht die Strafe entehrt den Bestraften, sondern die Art und Weise der strafbaren Handlung, die ihr zu Grunde liegenden Motive bedingen die Schande. Man hat eben erst in den letzten Jahren — ich wiederhole, nach dem Vorgang Frankreichs — den Begriff der Spionage auf die militärische Erkundung übertragen und ihr damit einen Charakter gegeben, der ihr bisher ganz fern lag.

Indessen bedienen sich die europäischen Staaten doch wohl nur ganz ausnahmsweise der unmittelbaren heimlichen Erkundung durch Offiziere ihrer Armee, und sie werden unter dem Druck der heutigen Gesetzgebung mehr und mehr von diesem Mittel, Nachrichten über das Heerwesen, die Befestigungsanlagen, die Bahnen der Nachbarn zu erhalten, zurückkommen müssen. Man wird es auch in den meisten Fällen entbehren können, denn es bieten sich andere Wege genug dar, um zum Ziele zu gelangen, Mittel und Wege, die wenigstens legaler erscheinen.

In jeder Heeresverwaltung besteht eine Centralstelle, bei welcher alle Nachrichten über fremde Armeen gesammelt werden, in dem Kriegsministerium bei dem einen, im großen Generalstab bei dem anderen Heere. Ob sie offiziell unter irgend einem nichtssagenden Titel versteckt, ob sie ruhig als Nachrichtenbureau bezeichnet wird, will nichts besagen. Entbehren kann man sie nirgendwo, denn Friedrichs des Großen Wort aus den Generalprinzipien vom Kriege hat noch immer volle Giltigkeit: „Wenn man jederzeit des Feindes Dessins voraus wüßte, so würde man demselben auch mit einer inferieuren Armee allemal überlegen sein.“ Die genaueste Kenntnis des feindlichen oder des Heeres, welches einmal zu einem feindlichen werden könnte, seiner Stärke, Dislokation, aller Wehreinrichtungen, gibt die Möglichkeit zu wichtigen Schlüssen auf die Pläne einer Armeeleitung an die Hand, auch ohne daß man z. B. deren Mobilmachungsplan ent-

Digitized by Google

wenden läßt — was übrigens auch schon vorgekommen sein soll.

Die Mehrzahl aller europäischen Staaten unterhält neuerdings bei ihren Nachbarn Militärattachés. Neuerdings — denn diese Beigabe von Offizieren zu den Gesandtschaften ist erst seit dem Jahre 1864 in Gebrauch und wohl hauptsächlich durch den Umstand notwendig geworden, daß heute nicht mehr, wie ehedem, die Botschafter und Gesandten vorwiegend aus den Reihen der höheren Offiziere genommen wurden. In der französischen Litteratur, die sich in den letzten Jahren sehr eingehend mit der militärischen Spionage beschäftigt hat — ich nenne nur das Werk von Colonieu „L'espionage au point de vue du droit international" — wird zwar mit Vorliebe von der l'espionage autorisé gesprochen. Ich glaube aber, man beurteilt die Wirksamkeit der Militärattachés sehr falsch, wenn man meint, daß sie unmittelbar Nachrichten über das Heerwesen des Staates, bei dem sie accreditiert sind — Nachrichten über Dinge, welche von jenem geheim gehalten werden — einsammeln. Jener britische Attaché, der in Kronstadt, auf seine diplomatische Unverletzlichkeit vertrauend, ganz offenkundig Festungspläne abzeichnete, dürfte eine recht seltene Ausnahme sein. Höchst ergötzlich war jedoch die Art und Weise, in der die russische Regierung dem Übereifer des Herrn ein Paroli bot: der Koffer, in welchem er die Pläne aufbewahrte, wurde ihm entwendet; wenige Stunden nach dem Diebstahl erhielt er aber bereits eine sehr höfliche Mitteilung der Polizei, daß man den Dieb gefaßt und den Koffer bei ihm vorgefunden habe. Der Mitteilung war die malitiöse Bemerkung beigefügt, man habe es augenscheinlich mit keinem gewöhnlichen Verbrecher zu thun, denn in dem Behälter seien eigentümliche Aktenstücke u. s. w. gefunden worden, die „nur" der Verbrecher hineingelegt haben könne. — —

Die wirkliche Aufgabe der Militärattachés ist eine mehr allgemeine: sie sollen die Armee im großen und ganzen beobachten, sollen wichtige Veränderungen, die offenkundig hervortreten, schnell erkennen, die Übungen, den ganzen Dienstbetrieb, die Ausrüstung, soweit sie bei den Übungen in die Erscheinung tritt, beurteilen — sie sollen sich über den Geist im Heere und besonders im Offizierkorps und über die Gesamtleistungen ein Urteil bilden und über diese Punkte berichten. Ihre Berichte werden dann mit den weiteren verglichen, durch sie berichtigt und ergänzt, welche die offiziellem Gebrauch nach zu den Herbstübungen anderer Heere entsandten Offiziere abzustatten haben. Daß aber auch diese Aufgaben einen außerordentlichen Takt erfordern, ist selbstverständlich — man pflegt daher zu den Militärattachés nur ganz hervorragend begabte und vor allem gesellschaftlich äußerst gewandte Persönlichkeiten zu wählen, die zumal im Verkehr mit den Kameraden der fremden Armee taktvolle Zurückhaltung mit der Gabe, scharf zu beobachten und richtige Schlüsse zu ziehen, vereinigen.

Über Einzelheiten werden die Herren nur ausnahmsweise berichten können. Das wichtigste Mittel, über Details Nachrichten zu sammeln, beruht auf dem systematischen Studium der Zeitschriften des Nachbarstaates. In den Generalstäben wird die ausländische Presse mit einer peinlichen Genauigkeit verfolgt, und zwar liest man nicht nur die großen Zeitungen, nicht nur die militärischen und Marineblätter, sondern auch die kleinen Tageszeitungen der Provinzen und die technischen Journale. Ja gerade die letzteren Kategorien liefern oft das schätzenswerteste Material. Die militärischen Fachblätter stehen unter zu scharfer Kontrole, sind auch meist mit Takt und Vorsicht redigiert, in den kleineren Zeitungen und den technischen Journalen aber finden sich häufig anscheinend ganz harmlose Notizen, die richtig verstanden, von größter Bedeutung sind. Da wird von einem neuen Fortschritt der Maschinenbaukunst, von einem neuen System der Panzerung berichtet — Artikel, Notizen, die vielleicht der ehrgeizige Ingenieur einer Werft in das Blatt lancierte, — von der Eröffnung einer neuen Bahnlinie, der Fertigstellung einer Brücke, von der Erprobung der auf dem Bahnhof X nach neuem Prinzip angelegten Verladerampe. Selbst anscheinend ganz unbedeutende Lokalnachrichten sind oft von Wert — der angekündigte Bau einer neuen Kaserne kann auf eine bevorstehende Dislokation, die Mitteilung, daß hier oder dort die Regierung auffallend große Posten Bretter gekauft hat, auf die Absicht, Baracken an-

Digitized by Google

zulegen, hinweisen. Die Reisen der hervorragenden militärischen Persönlichkeiten zu Besichtigungen, die etwaigen Ansprachen, die sie gehalten — alles das und tausenderlei anderes muß beobachtet, verglichen und geprüft werden.

Dann liefern die Parlamentsberichte einen fast überreichen und sehr dankbaren Stoff. Nicht nur die eigentlichen Verhandlungen, die militärischen Gesetzentwürfe mit ihren Motiven, sondern noch mehr das, was im Anschluß daran in die Presse durchsickert — durchsickert durch jene hundert Kanäle, die leider auch aus den hinter dreifach verschlossenen Thüren beratenden Kommissionen in die Öffentlichkeit führen. Der Fachmann weiß auch eine halbe Andeutung richtig zu verstehen, er weiß aus zwei, drei an sich höchst harmlos klingenden Notizen ein Ganzes zu kombinieren, das vielleicht nicht vollkommen richtig ist, aber der Wahrheit jedenfalls sehr nahe kommt.

Dies sind die wichtigsten legalen Mittel des militärischen Nachrichtenwesens im Frieden. Neben ihnen wird wohl kaum ein Staat der geheimen Agenten ganz entbehren können, und es ist eitel Heuchelei, wenn man mit schönen Worten ihr Vorhandensein leugnet. Gute und sichere Nachrichten über das Heerwesen eines Nachbarstaates, mit dem man sich im Zustand einer gewissen politischen Spannung befindet, werden stets sehr willkommen sein, sie werden hoch bezahlt werden — und gegen hohe Bezahlung werden sich stets Personen finden, welche das Geschäft des mittelbaren oder unmittelbaren Landesverrats nicht verschmähen. Notwendige Übel gibt es überall in der Welt, zu ihnen muß man auch diese Subjekte zählen. Daß man sie — mit äußerster Vorsicht — benutzt und dann verachtet, ist das eine so selbstverständlich, wie das andere. Ich glaube aber, daß gerade die deutsche Heeresleitung nur höchst ungern zu diesem äußersten Mittel gegriffen hat, weniger wohl aus moralischen Bedenken, aber weil die Gefahr zu nahe liegt, daß die Agenten doppeltes Spiel spielen, und auch, weil man bei uns aufs sorgfältigste vermeidet, dem Ausland Grund zur Erregung zu geben, was im Fall der Entdeckung oder des Verrats eines derartigen Agenten stets zu gewärtigen ist.

Dem Laien mag es als eine wunderliche Behauptung erscheinen, wenn ich die Bedeutung der militärischen Spionage im Kriege selbst als herzlich geringfügig bezeichne. Sie ist es aber in der That. Die Zeit ist wohl für immer vorbei, in welcher der in hundert Romanen und Novellen geschilderte Spion, der sich in einer Verkleidung mitten durch die feindlichen Linien schleicht, der die geheimsten Absichten der Führer zu erkunden weiß, der dann wieder zur rechten Stunde zurück ist, um seine Meldung im Zelt des Höchstkommandierenden abzustatten, eine Rolle spielte. Man hat auch wohl schon früher die Leistungsfähigkeit dieser Haupt- und Staatsspione wesentlich überschätzt, immerhin haben es einige derselben einst zu einer unleugbaren „Berühmtheit“ gebracht. Der bekannteste ist wohl Karl Ludwig Schulmeister, der in den Feldzügen Napoleons I. eine hervorragende, in ihren Einzelheiten freilich noch immer nicht ganz aufgeklärte Rolle gespielt hat. Als Sohn eines elsässischen Pfarrers in Neu-Freistett unweit Straßburgs 1770 geboren, hatte er eine gute Erziehung genossen, legte während der Revolutionszeit durch einen ausgedehnten, mit Tollkühnheit betriebenen Schmuggel den Grund zu seinem späteren Vermögen und scheint 1805 zuerst mit Napoleon in Verbindung getreten zu sein. Jedenfalls war er bereits an der berüchtigten Kapitulation des österreichischen Feldmarschallleutnants Mack in Ulm beteiligt — als Doppelspion, wie es scheint, der beiden Teilen diente. Er stand dann an der Spitze der französischen Geheimpolizei in Wien, wurde von den Österreichern verhaftet, entkam, gewann auf die Operationen im preußisch-französischen Kriege 1806 Einfluß — ja wußte sogar als Kapitän de Charles Wismar mit nur dreizehn Husaren zu überrumpeln. Wir finden ihn später in Königsberg als Chef der Polizei und während des Fürstenkongresses zu Erfurt in gleicher Stellung. Mit dem Jahre 1809 scheint er sich zurückgezogen zu haben; er lebte auf seinen Gütern im Elsaß, wo er als Herr von Mainau einen förmlichen kleinen Hof gehalten haben soll, oder auf einer Besitzung bei Paris und spielte sich völlig als Gentleman und Grandseigneur auf. Schließlich zerrann das im Dienst Napoleons erworbene Gold ihm aber doch unter den Händen, und

als er 1853 starb, hinterließ er nur ein geringes Vermögen.

Schulmeister war seinerzeit in ganz Deutschland und Frankreich, zumal aber im Elsaß, eine außerordentlich bekannte Persönlichkeit, und zahllos waren die Anekdoten, die über seine Thaten umliefen. Zum großen Teil gründen sich dieselben auf die verbürgte schauspielerische Begabung des Mannes. Da wird erzählt, er sei 1805 von dem Kaiser zu Straßburg im Sitzungssaal des akademischen Senats empfangen worden, Napoleon habe ihm aber, als er sich, ohne Empfehlungen zu haben, als Spion anbot, barsch angelassen und sich abgewandt. Als der Kaiser unmittelbar darauf sich wieder umkehrte, habe ein völlig fremder Mensch vor ihm gestanden.

„Wer sind Sie —" fuhr er diesen an — „wie können Sie ungemeldet in das Zimmer treten?"

„Verzeihung, Sire — man hat mich bereits gemeldet — ich bin noch immer Schulmeister und zu Eurer Majestät Diensten."

Auch den ihm nachstellenden Feinden soll er wiederholt durch seine Verstellungskunst entgangen sein: so z. B. während der Schlacht bei Wagram, wo das Haus, in dem er Quartier genommen, von den Österreichern, die ihn suchten, schon umzingelt war, als er ruhig in der Verkleidung eines Feldscherers, das Besteck unter dem Arm, mitten durch die Verfolger hindurchschritt.

Heute ist die Thätigkeit der wirklichen Spione im Kriege, besonders während der Zeit der eigentlichen Operationen, schon aus dem Grunde beschränkter, weil sie nur ganz ausnahmsweise ihre Nachrichten schnell genug überbringen können, weil aber im Bewegungskriege nur das Neueste von Wert ist. Wenn der Krieg zu einem Stillstand kommt, wie bei Belagerungen, können sie eher mit Vorteil verwendet werden, und von besonderer Wichtigkeit werden sie in der Periode der unmittelbaren Kriegsvorbereitung, während der Mobilmachung und des Aufmarsches der Armeen, sein. An den Grenzen lassen sich auch noch am ehesten zuverlässige Persönlichkeiten finden, die schon unter gewöhnlichen Verhältnissen im Grenzverkehr thätig waren, Land und Leute genau kennen, und deren Erscheinen hüben und drüben daher weniger auffällt.

Liegt das Kriegstheater unmittelbar an der Grenze, spielt sich der Feldzug gar nach dem eigenen Lande hinüber, dann wird man aber auch vielfach an Stelle des bezahlten Spions mit der opfermutigen Thätigkeit von Männern des eignen Volkes rechnen dürfen, und damit tritt wieder ein Fall in die Erscheinung, in dem die Spionage ihren gehässigen Charakter verliert. Als Feind muß man freilich auch diese, edlen Motiven entspringende Spionage rücksichtlos streng bestrafen, und die viel angefochtenen Verordnungen, welche deutscherseits am 16. und 19. August 1870 erlassen wurden und Spione, Mißwegeführer und andere „Verräter" gegen die Sicherheit der Truppen mit dem Tode bedrohten, waren ein einfaches Gebot der Notwendigkeit. Andere Heeresleitungen sind darin noch viel weiter gegangen: so wurde 1780 im nordamerikanischen Befreiungskriege der britische Major und Generaladjutant André auf einem Spionageversuch innerhalb der Linien der Nordamerikaner abgefaßt, kriegsgerichtlich zum Strange verurteilt und wirklich gehängt, trotzdem er bat, wenigstens als Soldat erschossen zu werden.

Einer derartigen Spionage haftet aber nichts Ehrloses an — im Gegenteil! Hier heiligt unbedingt der Zweck das Mittel, und so widerspruchsvoll es klingt: der ertappte Spion verliert, gleichviel aus welchen Motiven er handelte, Leben und Ehre, der erfolgreiche kann unter Umständen von den Seinen zum Helden gestempelt werden. Wenn z. B. in den Befreiungskriegen ein Gutsbesitzer, in dessen Hause französische Offiziere einquartiert waren, sich in den Besitz wichtiger Nachrichten zu setzen wußte und diese der eigenen Heeresleitung mitteilte, so wurde ihm dies ohne Zweifel als patriotische That angerechnet, die Unterlassung vielleicht sogar als ein Akt der Feigheit ausgelegt. Im gleichen Fall hätten wir 1870 gewiß gegen den französischen Gutsherrn wegen Kriegsverrats von der vollen Strenge des Kriegsrechts Gebrauch gemacht.

Während die eigentliche Spionage im Kriege, wie ich sagte, heute nur eine beschränkte Rolle spielt, hat sich die Wichtigkeit des Nachrichtenwesens selbst in unseren modernen Feldzügen wesentlich erhöht. Nur seine Mittel sind andere geworden. Das Wort von Clausewitz aber: „Die Nachrichten

Digitized by Google

vom Feinde sind die Grundlagen aller Ideen und Handlungen im Kriege" gilt heute mehr denn je.

Das ganze Nachrichtenwesen konzentriert sich während des Feldzuges im großen Generalstab, im Hauptquartier des Oberfeldherrn. Es wird genährt nicht nur durch die Meldungen der Führer, nicht nur durch die Berichte etwaiger Agenten, sondern wiederum auch durch die sorgfältige Beobachtung und das peinlich genaueste Verfolgen der Presse. Alle irgend aufzutreibenden Zeitungen des feindlichen Landes werden auf ihren Inhalt durchgesehen, aber auch die ausländischen Blätter, zumal solche, welche eigne Korrespondenten beim Feinde unterhalten, müssen fortdauernd gelesen werden. Der elektrische Draht hebt ja die Entfernungen thatsächlich auf, und eine Nachricht aus London kann unter Umständen einer auf dem Kontinent kriegführenden Macht schneller zukommen, als der unmittelbare Kundschafterbericht aus dem feindlichen Lager. Die Gesandtschaften, die Militärattachés bei den neutralen Staaten, auch die Konsuln im Auslande haben daher im Kriege eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: was ihnen in der Presse auffällt, melden sie umgehend telegraphisch an die stellvertretende Behörde im eigenen Lande, die dann die Weiterbeförderung der Nachrichten zur Armee übernimmt. Das bekannteste Beispiel für den Erfolg derartiger Mitteilungen ist die Thatsache, daß die deutsche Heeresleitung Ende August 1870 die erste sichere Meldung von dem Rechtsabmarsch Mac Mahons aus London erhielt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch General von Manteuffel als Führer der Südarmee die erste Nachricht, daß die Armee Bourbakis auf Schweizer Boden übertrete, am Frühmorgen des 2. Februar 1870 durch eine Depesche erhielt, welche von Bern aus den Weg über Berlin nach Versailles nahm, von hier bis La Dampierre durch den Draht und dann auf beeisten Felswegen zwölf Meilen weit durch Relais in das Manteuffelsche Hauptquartier befördert wurde. Die Nachricht lief ein, während die deutschen Vortruppen noch im Kampf gegen die französische Nachhut standen.

Das große Hauptquartier ist die Sammelstelle aller Meldungen, jeder einzelne Führer eines größeren Truppenverbandes hat aber auch selbständig für Nachrichten zu sorgen. Das Ausforschen der Gefangenen, das Befragen der Landeseinwohner, die Durchsicht der bei gefallenen Offizieren gefundenen Notizen und Briefschaften sind wesentliche Mittel für den Nachrichtendienst, der in jedem größeren Stabe die Thätigkeit eines Offiziers fast völlig in Anspruch nimmt. Die Arbeit ist eine überaus mühsame — unter Bergen von Schutt findet sich nur dann und wann ein Goldkorn — aber dies eine Goldkorn wiegt dann alle vergebliche Mühe oft hundertfach auf, und ein Unterlassen der zeitraubenden Arbeit rächt sich meist schwer. Mit Recht weist z. B. Hönig in seinem kürzlich erschienenen vortrefflichen Buch über den Volkskrieg an der Loire darauf hin, daß die zeitweisen Mißerfolge der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin nicht zuletzt auf der mangelhaften Organisation des Nachrichtenwesens im Stabe des Großherzogs beruhten.

Die wichtigste Quelle für den Führer werden endlich stets die Meldungen der eignen Truppen sein — die Meldungen der vorgeschobenen Reiterei, die Nachrichten, welche von entsendeten Generalstabsoffizieren gebracht werden. In den Kriegen der Zukunft werden diese Erkundungen freilich auf viel größere Schwierigkeiten stoßen als in unseren letzteren Feldzügen, weil die Kavallerieen aller Heere seit 1870 von uns gelernt haben, die Bewegungen der eignen Armee zu verschleiern.

Irkutsk.

Von

Julius Eisenbrandt.

Illustriert von **Curt Agthe.**

(Abdruck verboten.)

Es gibt wohl wenige Städte in der Welt, deren Anblick von den sich ihnen nahenden Reisenden so freudig begrüßt wird wie Irkutsk. Wer aus St. Petersburg kommt, der hat bis Irkutsk auf der Eisenbahn, im Dampfschiff, auf dem Tarantaß weit über tausend deutsche Meilen zurückgelegt. Von Tomsk ab kam er mit der Post, und was das heißen will, davon haben wohl nur sehr wenige Westeuropäer eine Vorstellung. Zunächst gilt es, von der betreffenden Behörde einen Wegbrief (Podoroschnaja) zu erwerben, d. h. eine Quittung über das entrichtete Fahrgeld. Auf Grund dieses Wegbriefes sind die Vorsteher der Poststationen verpflichtet, dem Reisenden binnen einer gewissen, sehr kurzen Zeit so und so viel Pferde zu liefern. Dann erwirbt oder mietet jeder Reisende, dessen Mittel es ihm irgend erlauben, einen eigenen Wagen, in dem er den ganzen Weg zurücklegt. Es wird dadurch vermieden, daß das gesamte Gepäck auf jeder Station umgeladen werden muß. Außerdem ist der gewöhnliche russische Postwagen ein so furchtbares Marterwerkzeug, daß der an ihn nicht gewöhnte Reisende das Ziel seiner Reise gar nicht erreichen könnte. Schon der Tarantaß stellt an die Gesundheit des Inhabers nicht geringe Ansprüche. Man denke sich eine Anzahl junger Birkenbäume über zwei eiserne Achsen gelegt und mit diesen verbunden. Auf ersteren, die als Federn wirken, ruht das Gestell des Wagens, über dem sich ein lederner Plan erhebt. Ein Schutzleder und lederne Gardinen schützen gegen Regen und Wind von vorn. Da der Wagen sehr lang ist, so kann der Reisende, je nach Gefallen, in ihm sitzen oder liegen, er wird daher gut thun, bei Verteilung seines Gepäckes, das aus weichen Mantelsäcken besteht, damit zu rechnen und für mehrere Teppiche, die in den sibirischen größeren Städten feilgeboten werden, zu sorgen.

Ist der Tarantaß nicht zu schwer bepackt, so fährt man mit drei Pferden. Diese werden folgendermaßen angespannt: das Mittelpferd, welches zugleich das stärkste ist, läuft zwischen zwei ausgebuchteten Deichseln, die vermittelst des Krummholzes am Chomut des Pferdes befestigt sind. Mit diesen Deichseln, die überdies von einem über den Rücken des Tieres laufenden Riemen gehalten werden, zieht das Pferd. Ist es sehr wild, so wird ihm der Kopf durch einen anderen Riemen, der zur Höhe des Krummholzes läuft, hochgezogen, wodurch es verhindert wird, die Zügel zwischen die Zähne zu nehmen. Die beiden anderen Pferde ziehen an Stricken und laufen frei neben der Doppeldeichsel her, da der Zügel, der sie mit dem Mittelpferde verbindet, sehr lang ist.

Eine solche Anspannung wäre auf westeuropäischen Chausseen absurd, für ein Land aber, in dem die Wege fast nur in einem unbenutzt gelassenen breiten Streifen Boden bestehen, ist sie vorzüglich erdacht. Das Mittelpferd wird, weil die Deichseln es nicht berühren, auch von den furchtbarsten Stößen nur insoweit betroffen, daß das weiche Chomut um seinen Hals sich hin und her schiebt, die Seitenpferde aber sind in der Lage, sich mit einiger Freiheit ihren Weg zu suchen.

Sibirische Postpferde bieten einen jammervollen Anblick, sie sind aber überaus ausdauernd und schnell. Sobald der Kutscher sich auf seinen Sitz geschwungen hat, jagt das Gespann los, und es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit der erstere seinen Platz behauptet, auch wenn der Wagen in vollem Lauf durch Vertiefungen oder über Knüppelbrücken führt. Weiß der Kutscher durch seinen Vorgänger, daß der Passagier ein gutes Trinkgeld gibt, so fährt er sehr schnell. In ganz Rußland ist der Hemmschuh eine kaum je benutzte Vorrichtung, man fährt deshalb bergab anfangs im Schritt, und das Mittelpferd muß auch

Digitized by Google

Gesamtansicht von Irkutsk. Vom linken Ufer der Angara aus gesehen.

Die Fähre über die Niagara, dem Strome gegenüber.

später die ganze Schwere des Wagens, wenn dieser bereits schnell rollt, mit dem Genick auffangen. Erst kurz vor dem Ende der Berglehne gibt der Kutscher die Pferde ganz frei und fährt nun so lange wie möglich schnell bergauf, um aus dem Schwergewicht des Wagens Nutzen zu ziehen. Man kann sich aber denken, wie der Reisende in die Höhe fliegt, wenn die Räder in der Thalsohle auf ein Hindernis stoßen. Der Kutscher spricht, wenn er ein Russe ist, während der Fahrt fast ununterbrochen mit seinen Pferden. Er ruft ihnen Koseworte zu, er bittet sie, er beschwört sie. Dann wieder kommen Warnungen aus seinem Munde, Drohworte, furchtbare Flüche, während er mit der kurzen Peitsche hin- und herfuchtelt.

Ein Wasserfahrer in Irkutsk.

So geht es schnell fort, und nach einigen Stunden ist die nächste Poststation erreicht. Der Postillon erhält ein Trinkgeld, neue Pferde werden angespannt, ein neuer Postillon schwingt sich auf den Bock, und fort geht es wieder zwischen schlecht bestellten Feldern oder schlecht bestandenen Wäldern, durch lang ausgedehnte Dörfer, über unter den Rädern polternde Brücken, vorbei an von Palisaden umzäunten Etappen. Mitunter holt der Wagen einen Zug Verbannter ein, die sich mühsam über die Landstraße fortschleppen. Aus der Schar der Männer hört man unheimlich Ketten klirren, aus den Wagen blicken den Reisenden trübe, graue Gesichter von Frauen und Kindern an. Dann begegnet ihm ein langer Zug beladener einspänniger Wagen. Das Pferd vor dem einen ist immer an den anderen gebunden, und die Fuhrleute liegen, wohl zugedeckt, träge auf der Last. Das ist eine Karawane, die aus Ostsibirien zurückkehrt. Blitzschnell saust wohl auch ein Postwagen vorüber, in dem ein Kurier sitzt.

Aber solche Begegnungen sind selten. Meist rollt der Tarantaß allein durch das schweigende Land, und nur die Glocke unterbricht die Stille. Eine seltsame Stumpfheit bemächtigt sich des Reisenden. Er schläft nicht, dazu ist sein Körper viel zu sehr angestrengt worden, aber er ist auch nicht ganz wach. Es ist, als ob er allmählich um alle Willenskraft gekommen wäre und nun von irgend einem anderen irgend wohin geführt würde. Hat er sein Bewußtsein nötig, weil etwa ein Rad sich von der Achse löste oder ein Pferd stürzte, so ist es zunächst, als ob er eben aus dem Schlaf erwacht wäre.

Wenn der Reisende gute Trinkgelder gibt, so legt er in Sibirien binnen vierundzwanzig Stunden wohl an die zweihundert Werst zurück. Am Tage ist es heiß zum Ersticken, in der Nacht bitter kalt. Dazu kommt, während es warm ist, die furchtbare Plage der Mücken, vor denen sich die Eingeborenen durch Masken aus Pferdehaar schützen.

Auf den meisten Stationen gibt es nur heißes Wasser zur Bereitung von Thee und grobes Roggenbrot, man versieht sich daher vor dem Antritt der Reise möglichst mit Konserven. Nur nach langer Fahrt erreicht man eine der kleinen sibirischen Städte wie Krasnojarsk am Jeneissei, Kansk, Udinsk, Nischni-Udinsk. Die großen Flüsse passiert man auf Fähren und ist herzlich froh, wenn man glücklich hinüberkam, denn manche wie z. B. die über die Belaja führende, macht einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck.

Endlich taucht das Kloster des h. Innocentius, des Schutzheiligen von Irkutsk, vor uns auf. Im Frühling und Herbst, wenn die Angara Eisschollen mit sich führt, müssen die Reisenden oft wochenlang die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch nehmen, jetzt aber geht es in scharfem Trab am Kloster vorbei, der Anhaltestelle der Fähre zu. Da ist sie, die gewaltige schnell dahinschießende Angara und ihr gegenüber das Ziel unserer Reise, Irkutsk. Von hier

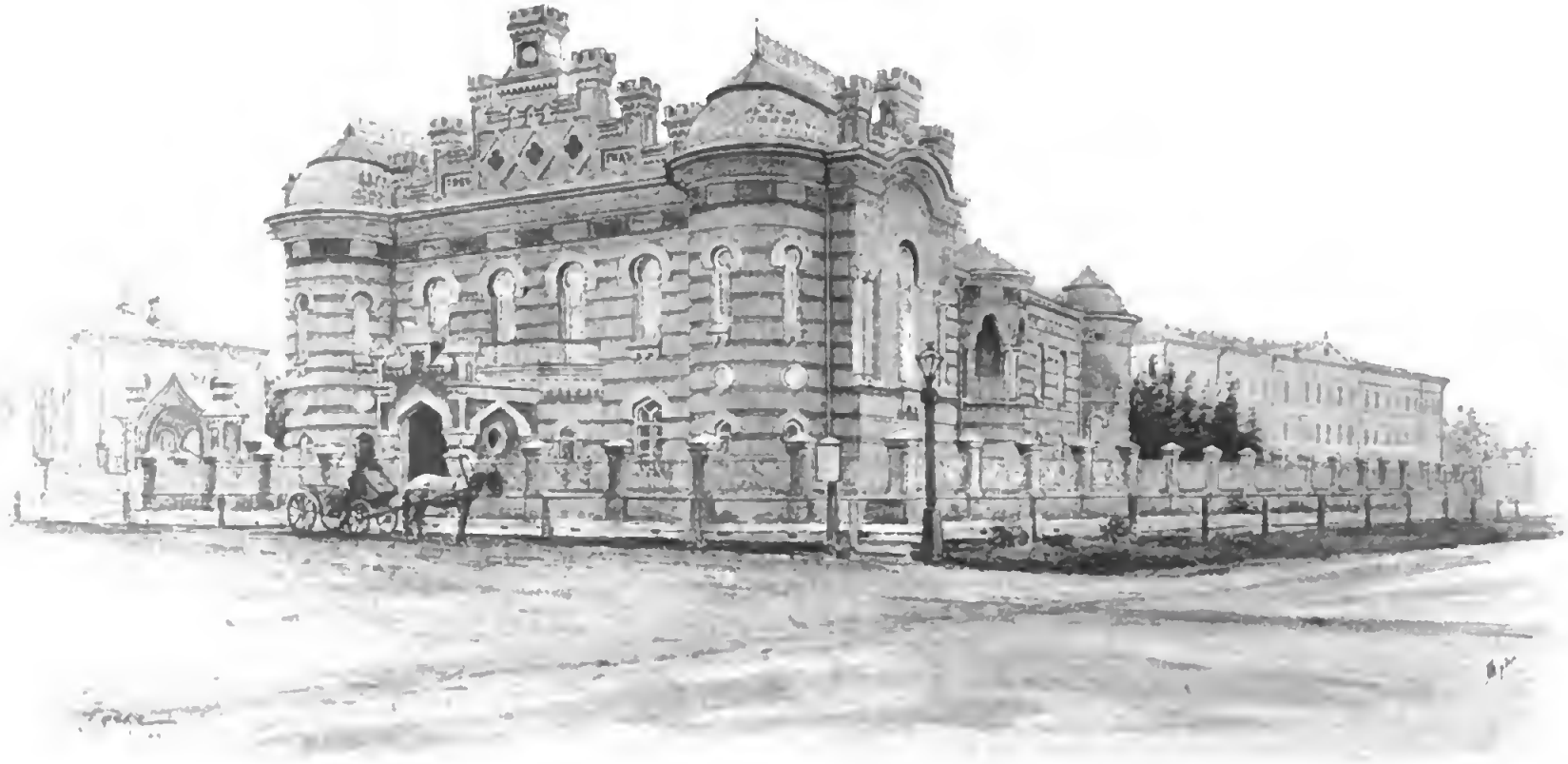
Neue im Bau begriffene Kathedrale. Tschwin Platz. Alte Kathedrale. Katholische Kirche. Technische Schule. Öffentliche Stadtbibliothek. Moskauische Thor.

Ansicht von Irkutsk.

aus macht die Stadt, über die sich eine Anzahl Kuppeln und schlanke Türme erheben, und die von mit Villen gekrönten Hügeln umgeben ist, einen malerischen Eindruck. Der schöne Strom, in dem eine Anzahl grüne Inseln liegen, macht unterhalb der Stadt ein Knie und entzieht sich dadurch dem Auge. Hier findet das Landschaftsbild durch das Zollgebäude einen hübschen Abschluß.

Die Stadt Irkutsk verdankt ihren Namen einer Siedelung, die Pelzhändler im Jahre 1652 auf dem linken Ufer der Angara am Einfluß des Irkut in dieselbe anlegten. Diese wurde aber schon 1669 auf das andere Ufer an die Einmündung der Uschakowka versetzt, und hier hat sich die Hauptstadt von Ostsibirien zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben. Die wäre noch viel größer, wenn die Stadt nicht am 7. Juli 1879 von einer jener furchtbaren Feuersbrünste heimgesucht worden wäre, welche die russischen Städte von Zeit zu Zeit immer wieder um viele Jahre zurückwerfen. Lassen wir uns, während die vom Strom getriebene Fähre uns schnell der Stadt zuträgt, von jenem furchtbaren Tage erzählen, an dem ca. 3500 Häuser, acht Kirchen, alle Bazare, und das Zollhaus ein Raub der Flammen wurden. Es war ein schöner, sonniger Morgen, und man legte einem kleinen Brande, der ausgebrochen war, keine große Bedeutung bei. Man wurde auch noch nicht unruhig, als ein Häuserviereck in Flammen stand. Derartiges ist in einer der russischen, fast ganz aus Holz erbauten Städte nichts Ungewöhnliches. Plötzlich erwies es sich aber, daß der sich erhebende Wind die Funken mit fortgetragen hatte, an drei, vier Orten schlugen die Flammen empor. Nur zu bald stellte es sich heraus, daß die Feuerwehr ihrer Aufgabe nicht gewachsen war. Nichts fällt dem Russen so schwer, als treu auch im Kleinen zu sein, sich um Dinge zu kümmern, die eben nicht gebraucht werden. So erwiesen sich denn auch jetzt die Schläuche als schadhaft, so daß das Wasser, das doch in solcher Fülle rechts und links von der Stadt vorüberströmt, nur in Fässern und Kübeln zu den Brandstätten geschafft werden konnte. Um Mittag hatten die Flammen die Hauptverkehrsader, die Große Straße, erreicht. Hier befanden sich die vornehmsten Gebäude, die großen Läden, verhältnismäßig zahlreiche Steinhäuser. Nur zu bald brannte alles lichterloh, und nun war kein Halten mehr. Um Mitternacht standen drei Viertel der Stadt in Flammen, und Tausende der Einwohner lagerten in der kalten sibirischen Julinacht im Freien. Mein Gewährsmann, der viele russische Städte hat brennen sehen, versicherte, daß der Brand vom anderen Ufer der Angara aus gesehen, der großartigste und furchtbarste Anblick gewesen sei, den man sich vorstellen könne. Es ist übrigens für die russische Gutherzigkeit charakteristisch, daß in einer Stadt, in der so viele schwere Verbrecher leben, während des Brandes die öffentliche Sicherheit nicht ernsthaft gefährdet war. Der durch die Feuersbrunst verursachte Schaden betrug zwanzig Millionen Rubel. Von den Folgen dieser furchtbaren Katastrophe hat sich Irkutsk, wie wir gleich bei der Einfahrt in die Stadt bemerken, noch heute nicht ganz erholt. Noch jetzt finden sich in den meisten Straßen zahlreiche wüste Stätten oder erheben sich jammervolle Hütten, wo einst stattliche Wohnhäuser standen.

Das heutige Irkutsk ist in allem und jedem eine echt russische Stadt. Während im westlichen Europa jede Provinz auch einen eigenartigen architektonischen Charakter zeigt, jede Stadt ein individuelles Gepräge hat, liegt über den endlosen Ebenen, die das russische Reich umfaßt, eine wunderbare Monotonie. Wie der Reisende, der auf der Telega oder dem Tarantaß auf einer russischen Landstraße dahinfährt, aus der Landschaft durchaus nicht ersehen könnte, in welchem Teil des Riesenreiches er sich befindet, so gleicht auch eine russische Stadt genau der anderen. Überall hin erstrecken sich breite ungepflasterte Straßen, neben denen hölzerne Bürgersteige herlaufen, und münden in weite Plätze, auf denen sich Kirchen erheben, die von einer großen und vier kleineren grün angestrichenen Kuppeln gekrönt sind. An diesen Plätzen, diesen Straßen folgen sich bunt durcheinander endlos lange häßliche „Kronsgebäude," behagliche hölzerne Bürgerhäuser, wüste Bauplätze, Holzhütten, die ein Schild als „Traktire" (Kneipen) bezeichnet, lange Zäune, Backsteinrohbauten, in deren Erdgeschoß sich die besseren Läden befinden. Dann gibt es noch ein paar Bazare, langgestreckte Kaufhäuser, in denen nach orien-



Das Museum zu Irkutsk.

Die alte Kathedrale und die katholische Kirche zu Irkutsk.

talischer Weise die Verkäufer desselben Handelsgegenstandes neben einander hausen und im Laufe des Tages unglaubliche Massen Thee zu sich nehmen. Das geschieht so: Der Thee wird aus dem Glase in die Untertasse gegossen und aus dieser, die auf vier Fingern der linken Hand balanciert, getrunken. Den Zucker hat der Trinkende im Munde.

Das Straßenleben von Irkutsk unterscheidet sich dadurch von dem anderer russischer Städte, daß hier die fremden umwohnenden Völkerschaften, die Buräten und Tungusen, ein eigenartiges Element in dasselbe bringen. Sonst sieht man hier wie überall die Offiziere und Beamten, in ihren langen Mänteln, breite Tellermützen auf dem Kopf, in für ein deutsches Auge merkwürdig nachlässiger Haltung. Dazu kommen der russische Kaufmann, dick, von rosiger Gesichtsfarbe, bärtig, in langem Rock mit hohen Stiefeln, die Hünengestalt des Popen, der russische Bauer in rotem Hemd. Unter den Leuten in westeuropäischer Kleidung zeigen viele edle Gesichter. Das sind die zahlreichen, hier in der Verbannung lebenden Polen, die in Irkutsk im geschäftlichen Leben eine große Rolle spielen. Endlich darf der Jude nicht vergessen werden. Itzig ist hier ganz so nichtsnützig und so verachtet wie meist im russischen Reich, lebt auch hier von betrügerischen Agenturgeschäften, Wucher, Fälschungen und Kuppelei, was ihn übrigens nicht verhindert, in seiner Weise fromm zu sein und die Bräuche seiner Religion ängstlich einzuhalten. Derselbe Mann, der ausschließlich von dem Unglück anderer Menschen lebt, würde sich eher töten lassen als ein Stück Schweinefleisch genießen. Es berührt höchst unangenehm, wenn man diese abscheulichen Menschen sich in einem korrumpierten, mit zahlreichen polnischen und russischen Worten durchsetzten Deutsch unterhalten hört.

Unter dem Volk leben eine ganze Anzahl gebildeter Verbrecher, die, nachdem sie in den Bergwerken oder Zuchthäusern ihre Strafe verbüßten, sich nun, so gut oder schlecht es geht, durch das Leben schlagen, indem sie eine Kneipe halten oder Droschkenkutscher sind u. s. w. Meist geht es den armen Schelmen herzlich schlecht, und nur zu viele von ihnen gehen kläglich zu Grunde. Die Ungebildeten kommen dagegen in gleicher Stellung meist gut fort. Früher bestand das ganze Gesinde der Beamten und sonstigen Herrschaften aus Verbrechern. Man bevorzugte für den Diener- und Kutscherposten Totschläger, mied dagegen Diebe, weil diese immer wieder rückfällig wurden. Zu Kinderfrauen machte man mit Vorliebe Kindesmörderinnen. Da diese Verbrecher alle auf Stirn und Wangen gebrandmarkt waren, muß eine sibirische Gesindestube einen merkwürdigen Anblick geboten haben.

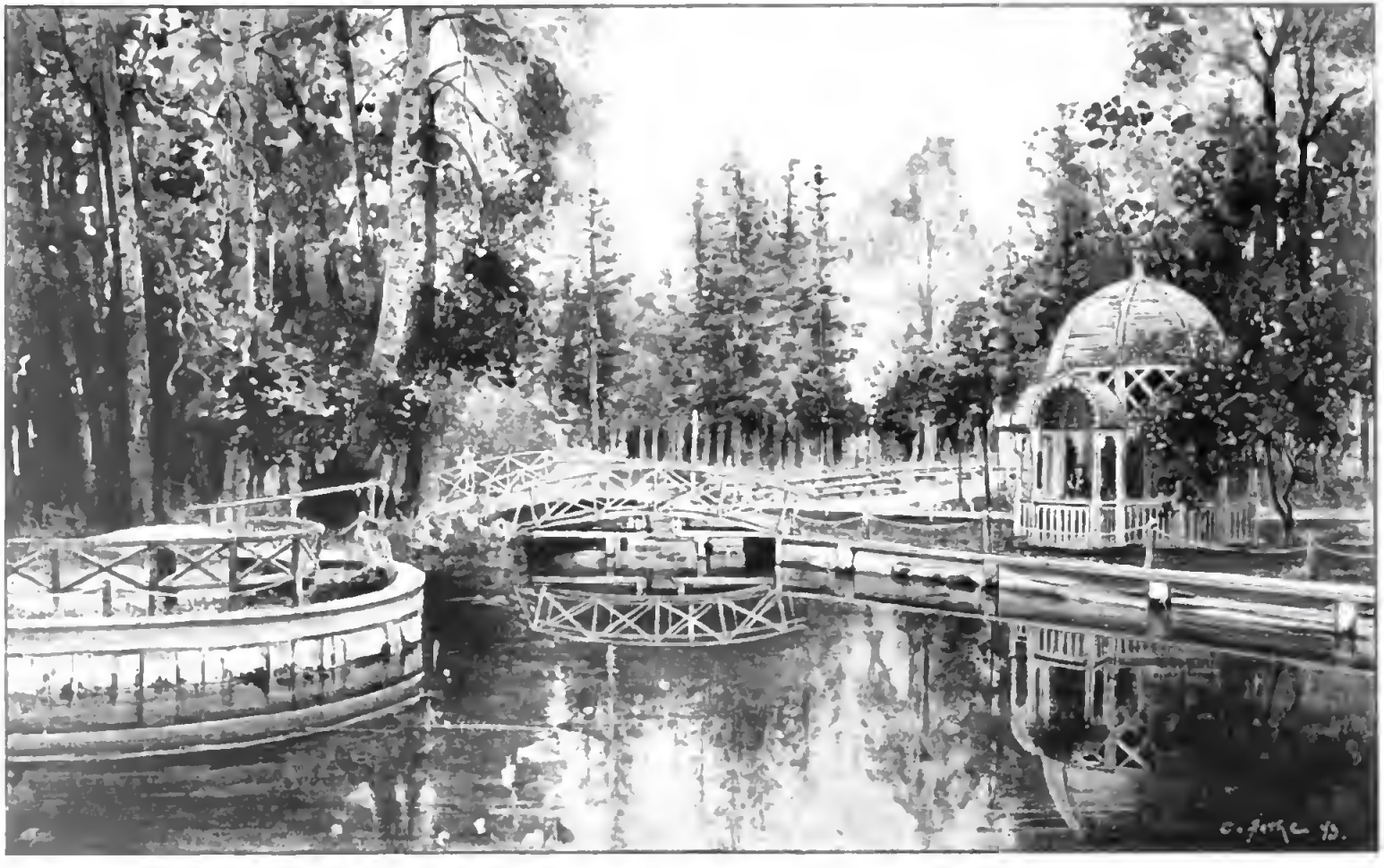
Im Winter füllt sich die Stadt mit dem greulichen Gesindel, das während der warmen Jahreszeit in den Goldwäschereien gearbeitet hat. Es sind das zum Teil ehemalige Verbannte, die ihre Strafe verbüßt haben, die meisten aber sind Leute, die von den Agenten der Goldwäschereibesitzer im fernen Rußland angeworben wurden und später in den Wäschereien schnell verwilderten. Der nicht immer redlich erworbene Verdienst wird, sobald sie die Stadt erreichen, in den zahlreichen Kneipen verthan, und man sieht das Gesindel eng zusammengedrängt in Droschken oder Schlitten von einem „Traktir“ zum andern fahren. Die unteren Volksklassen sind überhaupt ungemein verderbt, was sich größtenteils aus ihrer unglaublichen Unbildung erklärt.

Sehr unterhaltend ist für den Fremden der Besuch eines Marktes. Die Milch erscheint hier nämlich in gefrorenem Zustande, und zwar vielfach so, daß man sie gleich an einem Stock oder an einem Stück Strick hat anfrieren lassen. Der Käufer trägt sie dann an dieser Handhabe oder in einem Tuch nach Hause. Wem diese gefrorene Milch nicht ansteht, der muß ungefrorene sehr teuer bezahlen. Ebenso erscheint während der kalten Jahreszeit natürlich alles Fleisch in gefrorenem Zustande auf dem Markt. Da es sich den ganzen Winter über in diesem erhält, kann man es in beliebiger Menge einkaufen. Bei den Händlern häufen sich deshalb nicht nur alle Arten Wild und Geflügel, die Sibirien liefert, sondern auch Fische, und unter ihnen die berühmten Sterlet in großen Mengen. Diese Nahrungsmittel sind im östlichen Sibirien sehr billig, während alle Kolonialwaren selbstverständlich sehr hoch bezahlt werden müssen. Wohlfeil und wahrhaft köstlich ist dort das russische Nationalgetränk, der Thee, den man direkt von chinesischen Kaufleuten kauft.

Digitized by Google

Die Lutherische Kirche an der großen Straße in Irkutsk.

Händlerinnen mit Lebensmitteln (u. a. gefrorner Milch) im Frühjahr auf dem Brotmarkt zu Irkutsk.



Der Stadtgarten von Irkutsk.

Buräten.

stille verbunden wäre. Immerhin gibt es Tage, an denen man, auch wenn man in Pelze gehüllt ist, das Gefühl hat, nackt einherzuschreiten, und nur mit großer Mühe atmen kann. Einigermaßen entschädigt wird man durch die Helle der Tage, denn die Sonne scheint fast täglich unverhüllt und schmilzt sogar im Februar schon oft den ohnehin nicht allzu reichlich fallenden Schnee. Der Boden aber bleibt den ganzen Winter über in seinen eisigen Banden. Tritt doch nie Tauwetter ein.

Im April erwärmen die Frühlingsregen das Land, und es beginnt der kurze, in seiner ersten Hälfte trockene, in seiner zweiten Hälfte nasse sibirische Sommer. In ihm ist die Hitze oft kaum zu ertragen, und die unzähligen Mücken (Moschki) bringen auch den geduldigsten Menschen zur Verzweiflung. Wohl verschwinden diese Plagegeister nach Sonnenuntergang, aber nur, weil die sibirischen Sommernächte meist bitter kalt sind.

Charakteristisch ist es, daß vielfach auch das Mehl aus dem westlichen Sibirien kommt, obgleich der Boden in der Umgegend von Irkutsk sehr fruchtbar ist. Die russischen Bauern, in denen ja überall noch viel vom Nomaden steckt, ziehen lieber als Frachtfuhrleute durch das Land, als daß sie hinter dem Pfluge hergehen. Der Ackerbau ist dem Russen eigentlich überall unsympathisch. Das Klima von Irkutsk ist nicht leicht zu ertragen, denn die Kälte des Winters ist ebenso groß wie anhaltend. Wohl friert die schnellfließende Angara erst Mitte Dezember zu, aber sie entwickelt, sobald die Kälte eintritt, eine so starke Verdunstung, daß Stadt und Umgebung in dichte Nebelmassen gehüllt werden, die erst die Mittagssonne zerteilt. Von Ende Oktober oder Anfang November an tritt, oft mit Schneetreiben verbunden, strenge Kälte von 25°R und mehr ein, und diese steigert sich im Januar wohl bis zu 40°. Man kann sich von einer solchen Kälte nur schwer eine Vorstellung machen, und sie wäre ganz unerträglich, wenn sie nicht meist mit Windstille verbunden wäre.

Trotz aller Ungunst der Verhältnisse ist Irkutsk der bedeutendste Ort des nördlichen Asien. Unter den zahlreichen Beamten, die hier in der Residenz des Generalgouverneurs von Ostsibirien ihren Wohnsitz haben, herrscht ein reges geistiges Leben, und so mancher treffliche Mann bemüht sich eifrig, sein Schärflein zur Volksbildung beizutragen. So ist das Schulwesen verhältnismäßig blühend. Das männliche Gymnasium hatte z. B. 1890 305 Schüler, das weibliche 207 Schülerinnen, die Gewerbeschule 189 Zöglinge. Es gibt ein Lehrerseminar, ein geistliches Seminar, ein Kadettencorps. Die Stadtbibliothek verfügte in demselben Jahr über 11 675 Bände in russischer Sprache und 814 in fremden Sprachen. Das Museum wies 9089 Gegenstände auf,

darunter 1948 ethnographiſche und 1362 zoologiſche. Irkutsk hat auch ein relativ gutes Theater.

Hält man feſt, daß es ſich um eine Stadt handelt, die im fernſten Sibirien liegt und 1879 faſt ganz vom Feuer zerſtört worden iſt, ſo wird man zugeben müſſen, daß hier Bedeutendes geleiſtet wird.

Irkutsk hat auch eine nicht geringe Bedeutung als Handelsplatz. Der Warenumſatz ſchwankte in den letzten Jahren zwiſchen 13 000 000 Rbl. (1886) und 8 000000 (1889). Ausgeführt werden, hauptſächlich nach Jakutsk, Getreide, Spiritus, Eiſen, Zeuge, Tabake, Bier, Glas- und Porzellanwaren. Auch einige induſtrielle Anlagen ſind vorhanden: drei Brennereien, zwei Brauereien, zwei Dampfſägemühlen, eine Hefenfabrik, eine Tabaksfabrik u. ſ. w.

Die reichſten Leute in Irkutsk ſind die Beſitzer der Goldwäſchereien im Gebiet der unteren Lena. Leider entſpricht die Bildung dieſer Millionäre nicht immer ihrem Reichthum, doch gibt es unter ihnen einige ebenſo intelligente wie lokalpatriotiſche Männer. Der Sibirier hängt überhaupt mit großer Liebe an ſeiner Heimat und nimmt, wenn von dieſer die Rede iſt, gern den Mund etwas voll. Eins aber muß man ihm in der That laſſen: die ſibiriſche Gaſtfreundſchaft überraſcht ſelbſt noch in dem gaſtfreien Rußland. Wer je als Gaſt auf einer der Irkutsk umgebenden Landhäuſer (auch hier wie in Petersburg: Datſchen genannt) verweilte, wird mir hierin recht geben. Politiſch iſt der gebildete Sibirier meiſt ſehr radikal, und ſollte Rußland je einmal ein Parlament bekommen, ſo würde Sibirien jedenfalls lauter Angehörige der ruſſiſch-freiſinnigen Fraktion hineinſchicken. Es erklärt ſich das zum Teil daraus, daß es in Sibirien gar keinen Landadel gibt, ein Umſtand, der ſich für die ſibiriſche Landwirtſchaft als ſehr verhängnisvoll erweiſt.

Von den in der Provinz Irkutsk lebenden aſiatiſchen Ureinwohnern wollen wir hier nur die Buräten erwähnen. Die Buräten, davon es etwa 250000 gibt, ſind reine Mongolen. Ihr eigentlicher Wohnſitz liegt ſüdlicher, an den Ufern des Baikalſees und auf der Inſel Olchon in demſelben. Hier ſind ſie Fiſcher und im Norden auch Viehzüchter. Sie wohnen aber auch Angara-abwärts und im Uda-Thal und ſind dort zu Ackerbauern geworden, die namentlich durch die Pflege, welche ſie den

Buräten aus Transbaikalien.

Burätiſche Frauen aus Transbaikalien im Feſtſchmuck.

Wieſen zuteil werden laſſen — ſie verſtehen es vortrefflich ſie zu bewäſſern — ſich den ruſſiſchen Bauern ſehr überlegen zeigen. In dieſem Landſtrich haben auch Miſchehen zwiſchen Buräten und Koſaken und auch ſonſt Annäherungen ſtattgefunden. So haben die Buräten vielfach den ruſſiſchen Nationalheiligen St. Nikolaus unter ihre Götzen aufgenommen, während die ruſſiſchen Bauern wiederum „den weißen Greis“ der Buräten als einen Heiligen verehren.

Die Buräten hängen dem Schamaismus oder dem Lamaismus an, und nur wenige von ihnen ſind Chriſten. Die Heiden beten ihre Götter vorzugsweiſe auf Vorgebirgen im See, in einſamen Hainen und an Quellen an und betreten dieſe nur mit abergläubiſcher Scheu. Hier ſtellen ſie ihre häßlichen Götzenbilder auf und verſammeln ſich zur Verehrung Buddhas, dem ſie allerlei Opfer bringen.

Die Wohnſtätten der ſeßhaften Buräten, die zu Weilern gruppiert ſind, gleichen vielfach ruſſiſchen Bauernhäuſern. Jeder Hof liegt in ſeinem Dorf (Uluß) für ſich und hat neben ſich einen eingezäunten Viehgarten, der im Sommer den Kälbern, im Winter der Herde zum Aufenthalt dient.

Das Innere der Häuſer iſt angefüllt mit möglichſt buntem Hausrat, und auf einem Tiſch oder einer Kommode haben zahlreiche Götzen ihren Platz, denen die Hausgenoſſen Korn, aber auch Blumen als Opfergabe vorſetzen. An dieſen Götzen hängen ſie mit großer Liebe, und es iſt kaum je möglich, ſolche für ethnographiſche Sammlungen zu erwerben.

Im täglichen Leben kleiden ſich die ackerbautreibenden Buräten vielfach wie die Ruſſen, ihr Feſtſtaat aber iſt ſehr koſtbar. Die Männer tragen den langen mongoliſchen Chalat — eine Art Schlafrock — aus Seide, mongoliſche Stiefel und Pelzmützen. Das Gewand der Frauen und Mädchen

unterſcheidet ſich nur wenig von dem der Männer, ſie behängen ſich aber mit Schildchen, Täfelchen und Ketten von oben bis unten. Die letzteren werden vielfach in die Haarflechten verflochten und dann nach vorn genommen.

Andere wieder hängen vom Kopfſchmuck oder von den Ohrringen herab oder ſind um den Hals geſchlungen.

Der Buräte iſt ſehr ſparſam und nährt ſich größtenteils nur von ſauer gewordener Milch, die er mit friſcher oder Roggenmehl anrichtet und mit Roggenbrot als Zuſatz genießt.

Die Buräten ſind ungemein ernſthafte, ſchweigſame, unliebenswürdige Menſchen. Man ſieht ſie nie fröhlich, ſie machen vielmehr faſt immer einen mürriſchen, verdrießlichen Eindruck. Die ſibiriſche Gaſtfreundlichkeit iſt ihnen vollſtändig fremd.

Nur an einem hängt ihr Herz: an ihrem Vieh und zumal an ihren Pferden. Letztere, die trotz der furchtbaren Winterkälte ihrer Heimat kaum je in einen Stall kommen, bilden eine unglaublich ausdauernde, abgehärtete Raſſe, und burätiſche Reiter legen auf ihnen Strecken von 70 und mehr Werſt an einem Tage zurück.

Man begreift, daß der Buräte ſich auch nach dem Tode eines ſo vortrefflichen Reittieres bedienen will. Infolgedeſſen hat ſich die Sitte ausgebildet, daß das Lieblingspferd des Toten am Grabe angebunden und dem Untergang durch Hunger oder wilde Tiere geweiht wird.

Die ſparſamen Erben umgehen dieſe Verpflichtung aber vielfach dadurch, daß ſie das Tier mit einem Strick anbinden, der zu dünn iſt, um es feſtzuhalten. Kehrt es dann in den Uluß zurück, ſo heißt es: wir haben das Pferd den Göttern dargebracht, ſie haben das Opfer aber leider nicht angenommen.

Wie ganz Sibirien ſo geht auch Irkutsk einem großen Aufſchwung entgegen, denn es wird nicht mehr allzu lange währen, bis die ſibiriſche Bahn es erreicht haben wird. Wenn dann auch die Deportation aufhören ſollte, ſo läßt ſich annehmen, daß das von Natur ſo reiche Land in jeder Beziehung aufblühen muß. Der Name Sibirien wird dann auch nicht mehr in der ganzen Welt mit Schrecken genannt werden.

Burat zu Pferde

Unter den Linden.

Von **Frida Schanz.**

Rahmen von **R. Lewi.**

(Abdruck verboten.)

Steh still! Die stolze Straße, die wir wandern,
Ist jene, die das Siegesglück geweiht!
Ein Denkmal, ein Erinn'rungsmal am andern,
Auf jedem Schritt ein Nachhall großer Zeit.

Hier gipfelt, strahlend im Erinn'rungsschimmer,
Sich zum Athen mein herrliches Berlin.
An jenem Fenster sucht der Blick noch immer
Nach ihm, der lebend schon unsterblich schien.

Die alten Bäume rauschen: Überwinden: —
Vergang'nes Leiden; junges Heldentum! —
In Lüften, überm Wipfelmeer der Linden,
Schwebt goldbeschwingt der Königsaar, der Ruhm.

Im Vorübergehen.

Von

Olga Wohlbrück.

(Abdruck verboten)

Sie wurde von zwei Bootsmännern aus dem Waſſer gezogen und ans Ufer gebracht.

„Det jing janz leicht!“ rief ein Bootsmann zum Publikum hinauf, das auf der Brücke ſtand.

Schutzleute waren in großer Anzahl zur Stelle, auch ein Arzt wurde in Eile herbeigeholt.

„Der Fall iſt nicht ſchwer!“ ſagte er, indem er ſofort Wiederbelebungsverſuche anſtellte. „Iſt ſie zufällig verunglückt oder hat ſie ſich abſichtlich ins Waſſer geſtürzt?“ forſchte er weiter.

„Wird wohl Abſicht geweſen ſein!“ meinte gleichmütig der Polizeileutnant, indem er der krampfhaft geſchloſſenen Hand der Verunglückten ein Buch zu entwinden ſuchte. Der rote Leihbibliothekeinband war völlig durchnäßt, auch die Ränder der Blätter waren nachgedunkelt vom Waſſer. Der Polizeileutnant klappte das Buch auf. Die Seiten innen waren ganz trocken. Eine Poſtkarte fiel heraus, adreſſiert an Frau Globig, Zietenſtraße. Der Inhalt war kurz:

„Liebe Helene, da Dein Mann morgen verreiſt iſt, ſo könnteſt Du mich ins Theater begleiten, ich gehe ſo ungern allein. Ich komme morgen zu Dir und hole Dich um ſechs Uhr ab. Mit herzlichem Gruß Deine Hermine.“

Oben, unter dem Datum ſtand die Adreſſe: Kurfürſtendamm 40. Die Karte war noch mit keinem Poſtſtempel verſehen — folglich hatte die Verunglückte ſelbſt ſie geſchrieben.

„Seltſam!“ murmelte der Polizeileutnant und betrachtete aufmerkſam die langausgeſtreckte Frauengeſtalt. Er zog ein Büchlein aus der Taſche und machte einige Notizen, ganz knapp im Stil, wie es der Polizeibericht erforderte.

Die Unglückliche war eine noch junge, den beſſeren Ständen angehörende Dame, äußerſt ſorgfältig gekleidet, mit weichen, ſympathiſchen Zügen. Die Augen mußten ſchön ſein. Das ſah man an den großen, gewölbten Lidern und den langen, dichten Wimpern. Die elegant bekleideten Hände waren lang und ſchmal, die kleinen Füße ſteckten in überaus zierlichen Stiefeletten.

Allmählich kam Leben in den ſtarren Körper, die blaſſen Wangen röteten ſich leiſe, und das Atemholen wurde hörbarer. Als ſie die Augen aufſchlug, rollte gerade der Wagen der Rettungsgeſellſchaft heran. Ein Zittern überflog die Geſtalt.“

„Nach Hauſe!“ bat ſie leiſe flüſternd.

Der Arzt nickte.

„Ja wohl.“

Und dann, zum Polizeileutnant gewendet: „Wir können das ruhig thun. Sie iſt außer jeder Gefahr.“

Zwei Schutzleute ergriffen die in Tücher gehüllte Geſtalt und trugen ſie in den Wagen, in dem auch der Arzt Platz nahm.

Einige Leute aus der Menge drängten ſich neugierig heran.

Die Kranke ſchauerte zuſammen.

Endlich ſetzte ſich der Wagen in Bewegung.

„Gott ſei Dank!“ flüſterte Hermine.

Sie ſah den Blick des Arztes ſo eigentümlich auf ſich ruhen. Sie ſchämte ſich plötzlich und ſenkte die Augen.

„Sie ſind wohl infolge von Schwindel ins Waſſer gefallen?“ fragte der Arzt mit jener Beſtimmtheit, die eine bejahende Antwort als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt.

Hermine zögerte.

„Ich weiß nicht .... möglich .... ich glaube, ich *wollte* hinunter“ .... ſagte ſie ſtockend.

Der Arzt war ein alter Herr mit freundlichem, vertrauenerweckendem Geſicht.

„Mein liebes Kind, Sie ſind noch ſo jung und wollen ſchon ausgelebt haben! Was werden Ihre Eltern ſagen?“

„Ich habe keine.“

„Ihre Verwandten?“

„Ich ſtehe allein.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein!“

Digitized by Google

„Aber Sie müssen doch irgend Jemand kennen, der Ihnen nahe steht?“

„Niemand!“

„Keine Freundin, keinen Freund?“

„Niemand!“

Der Arzt antwortete nicht. Er war ergriffen. Das lakonische, ausdruckslose „Niemand“ hatte einen größeren Eindruck auf ihn gemacht, als ihn die umständlichste Erzählung hätte hervorbringen können.

„Ich bin übrigens älter als Sie glauben — 26 Jahr,“ setzte Hermine nach einer Pause hinzu, als sähe sie darin eine Entschuldigung.

„Sie haben wohl viel Unglück durchgemacht?“

„Nein.“

„Was hat Sie denn getrieben, den Tod zu suchen?“

Das Mädchen antwortete nicht sogleich. Sie schien nachzudenken.

„Ich glaube, die Erinnerung,“ sagte sie endlich.

„Die Erinnerung an traurige Tage?“

„Nein, an glückliche!“

Der Arzt stand vor einem psychologischen Rätsel. Er betrachtete teilnehmend den blassen Kopf, der zurückgelehnt in den Kissen lag und aus dem die Augen weltverloren herausstarrten.

„Wollten Sie nicht morgen ins Theater gehen mit einer Freundin?“

„Ja .... woher wissen Sie ....?“

„Wir fanden eine von Ihnen geschriebene Karte in dem Buch, das Sie krampfhaft in der Hand hielten. Wir lasen die Karte, um näheres über Sie zu erfahren. Jedenfalls läßt die Karte darauf schließen, daß Sie sich noch vor einer Stunde mit keinem Todesgedanken trugen. Wann kam er Ihnen, wie kam er Ihnen?“

Hermine schloß die Augen.

„Einen eigentlichen Anlaß gab es ja nicht .... er kam mir wohl so .... im Vorübergehen.“

„Freuen Sie sich, daß Sie gerettet wurden?“ forschte der Arzt weiter.

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

„Ich glaube, es ist mir gleichgültig,“ sagte sie endlich. „Nur das Aufsehen war mir peinlich,“ fügte sie hinzu.

Sie atmete schwer auf und schauerte abermals zusammen.

„Auch jetzt wird meine alte Dienerin erschrecken,“ begann sie nach einer kleinen Pause wieder, „sagen Sie, ich wäre zufällig ins Wasser geglitten, bei einer Bootfahrt, ja?“ bat sie den Arzt.

Dieser nickte und ergriff den Puls der Patientin.

„Sie müssen sich jetzt einige Tage recht ruhig verhalten,“ ermahnte er.

Dann hielt der Wagen. Hermine wurde vom Wärter und dem Arzt herausgehoben.

„Parterre, links,“ sagte sie leise.

Der Arzt klingelte.

Eine ältere Frau öffnete. Sie verfärbte sich, als sie die in Tücher gehüllte Gestalt erblickte.

„Herr Gott, was ist geschehen?“ schrie sie auf.

„Gar nichts, ein kleiner Unfall .... bringen Sie das Fräulein nur rasch ins Bett — geben Sie ihr einen heißen Grog zu trinken, und morgen ist sie wieder ganz gesund ....“

Hermine lächelte gezwungen.

„Jawohl, morgen bin ich wieder ganz gesund ....“

Die Alte schüttelte fassungslos den Kopf.

„Und ich hatte doch das schöne neue Kleid hergerichtet für die heutige Gesellschaft ....“

Hermine fuhr mit der Hand leise über den ergrauten Scheitel der langjährigen Dienerin.

„Ich hatte ganz vergessen .... schicke nur einen Dienstmann mit einer Absage hinüber.“

Behaglich lehnte sie sich in die Kissen zurück. Dann trat der Arzt heran.

Er prüfte abermals den Puls und nickte befriedigt.

„Wie gesagt, Sie brauchen nichts als Ruhe ....“ Er hob halb scherzend, halb drohend den Finger: „Und dann versprechen Sie mir, keine Dummheiten mehr zu machen!“

Hermine lächelte leise.

„Ich neige sonst eigentlich gar nicht zu Extravaganzen ....“

Der Arzt ging.

Auch die alte Dienerin verließ das Zimmer, um draußen verschiedene Anordnungen zu treffen.

Im hohen, geräumigen Schlafgemach war alles ruhig; nur das leise Ticken einer kleinen Weckuhr war hörbar in der tiefen Stille.

Digitized by Google

Herminens Augen schweiften durch das Zimmer über die vertrauten Gegenstände hinweg mit jener Gleichgültigkeit im Blick, die annehmen läßt, daß sich in die Gewöhnung an diese Gegenstände auch nicht die leiseste Spur von Anhänglichkeit mischt.

Nur an dem über die Lehne eines Stuhles gebreiteten, hellfarbigen Seidenkleid blieben ihre Blicke plötzlich haften, und wieder huschte ein Schatten von Wehmut über das blasse Gesicht.

Sie schloß die Augen und seufzte auf.

Ob die Wirtschafterin den Auftrag auch ausgeführt und einen Dienstmann mit einer Absage geschickt? Hoffentlich hatte sie keine überflüssigen Details gegeben? Und bei dem Gedanken, daß etwas verlauten könnte von dem, was vor kurzem mit ihr geschehen, vermochte sie sich eines beschämenden Gefühls nicht zu erwehren. Sie stellte sich das milde, aber ernste Antlitz der Frau von Draunitz vor, sie hörte ihre mahnenden, eindringlichen Worte ....

Gütig wie eine Mutter war Frau von Draunitz stets zu ihr gewesen, und in ihrem Hause hatte sie die glücklichsten Stunden ihres Lebens verbracht. Der alte Herr von Draunitz mochte das ernste, frühreife Mädchen ebenfalls gerne leiden und wiederholte immer wieder: „Hermine soll nur unsern Schlingel von Neffen heiraten. Dem Windbeutel thäte eine so resolute kleine Frau wahrlich not."

Frau von Draunitz nickte ernst, Hermine aber lachte so herzlich, wie sie nur selten lachte, und rief übermütig:

„Ich — Georg heiraten? Nein, das ist zu komisch!"

Auch Georg fand das zu komisch.

Und so sahen sich beide an und lachten und konnten gar nicht begreifen, wie die anderen auf eine so närrische Idee gekommen.

Sie tanzten zusammen und musizierten, Georg beichtete alle seine kleinen Sünden, und Hermine hielt ihm strenge Moralpredigten, die sie nie zu Ende führen konnte, weil Georg sie immer durch Lachen unterbrach und sie selbst mit zum Lachen brachte.

„Wann werden Sie einmal ernst sein, Georg?" fragte Hermine einmal.

„Wenn ich mich in Sie verliebe," erwiderte der junge Mann scherzend.

„Damit könntest du dich auch ein wenig beeilen," meinte Herr von Draunitz.

Aber Georg beeilte sich durchaus nicht und schien es gar nicht zu bemerken, daß Hermine immer seltener in sein fröhliches Lachen einstimmte. Es verdroß sie allmählich, nichts weiter zu sein, als eine Vertraute. Sie gab sich nicht deutlich Rechenschaft von der Empfindung, die sie beschlich, wenn Georg ihr zum zehntenmal eine neue, diesmal wirklich „ernste Liebe" beichtete, aber sie fühlte instinktiv, daß sie nicht alt und nicht häßlich genug sei, um so ausschließlich kameradschaftlich von einem jungen, leicht entflammten Manne behandelt zu werden.

„Es fehlt nicht viel, und Georg wird mich bald Tante Hermine nennen," sagte sie einmal, als die kleine Familie beim abendlichen Theetisch versammelt war.

Frau von Draunitz war der leicht gereizte Ton nicht entgangen, Georg aber rief lachend:

„Haben Sie etwas dagegen, Tante Hermine?"

Das junge Mädchen wurde rot.

„O durchaus nichts! Wenn Sie verheiratet sind, verspreche ich Ihnen sogar für Ihre Kinder Strümpfchen zu stricken," erwiderte sie mit gezwungener Heiterkeit.

„So ist's recht, und zum Dank dafür werde ich mich in Sie verlieben, o das kann reizend werden!"

„Wie wär's, wenn du mit dem Verlieben jetzt schon anfingst?" fragte Herr von Draunitz.

„Jetzt? ...."

Es lag maßloses Staunen in dem einfachen Wörtchen, und dieses Staunen war wohl beleidigender, als der entschiedenste Protest.

Mit Hermine aber ging seit jenem Abend eine große Veränderung vor. Sie wurde noch ernster, verschlossener denn früher. Ihre Art und Weise war nicht mehr so unbefangen, auch fühlte sie sich Herrn und Frau von Draunitz gegenüber gedrückt. Sie war ihnen eigentlich gram, daß sie sie aus ihrer fröhlichen Unbefangenheit gerissen. Und da es ihr schwer wurde, den ehemaligen traulichen Verkehr auf demselben Fuße fortzusetzen, so schränkte sie ihre einst so häufigen Besuche bald ein.

Immer seltener betrat sie das gastliche Haus, immer wortkarger wurde sie im Gespräch mit Georg, der ihre Veränderung

Digitized by Google

wohl bemerkte, sich aber deren Grund nicht zu erklären vermochte. Auch beschäftigte ihn jetzt das Projekt einer großen Reise, die er zu unternehmen gedachte, dermaßen, daß seine Aufmerksamkeit von seiner nächsten Umgebung abgelenkt wurde.

„Nicht wahr, Hermine, Sie werden mir doch schreiben?“ fragte er das junge Mädchen am Vorabend seiner Abreise.

„Gewiß, gerne . . . .“ erwiderte Hermine kühl.

Georg faßte ihre Hand.

„Sie werden mir sehr fehlen, kleine Beichtschwester,“ sagte er halb scherzend, halb ernst, aber es lag ein warmer, inniger Herzenston in den wenigen Worten.

Hermine entzog ihm fast heftig ihre Hand, und er trat zurück in die Tiefe des Zimmers, erstaunt, dann verletzt, da das junge Mädchen ihm keine Erklärung ihres sonderbaren Benehmens gab.

Hermine aber fühlte sich dem unbefangenen, kameradschaftlichen Ton nicht gewachsen. Thränen stiegen in ihre Augen, sie wandte sich ab, trat zum Fenster und sagte: „Glückliche Reise, Georg . . . .“

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Abschied,“ erwiderte der junge Mann; aber er blieb auf der Schwelle des Zimmers stehen, als hoffte er, Hermine würde noch ein warmes, herzliches Wort hinzufügen.

Doch sie schwieg beharrlich, und Georg trat langsam hinaus auf den Gang.

Als die Thür sich hinter ihm schloß und Hermine sicher war, daß er nicht mehr zurückkäme, schlug sie die Hände vor's Gesicht und weinte lange und still vor sich hin.

Als sie sich endlich die Augen trocknete, war sie ruhig. Sie schämte sich sogar ihrer Schwäche.

„Ich thue ja, als wäre ich noch ein Pensionatsmädchen,“ murmelte sie vor sich hin, dann ließ sie sich ankleiden, holte eine Freundin ab und besuchte mit ihr ein Konzert.

Einige Tage später ging sie auch wieder zu Frau von Draunitz, aber sie vermied es, über Georg zu sprechen und fragte nicht einmal, ob Nachrichten von ihm gekommen. Frau von Draunitz war viel zu feinfühlig, um diese scheinbare Teilnahmlosigkeit der Gleichgültigkeit zuzuschreiben. Nur allmählich, da Hermine nie aus ihrer Reserve heraustrat, beschlich die alte Dame die Vermutung, daß sie sich doch vielleicht in ihrer früheren Annahme geirrt habe.

Einige Jahre vergingen. Nur selten erhielt Hermine ein kurzes Schreiben von Georg, und sie beantwortete dasselbe immer erst nach Wochen, knapp in der Form, kühl im Inhalt. Eine Zeit sprach er von Aussichten, die er habe, ganz und auf immer in England zu bleiben.

Sie freute sich darüber. So würde es ihr doch leichter werden, ihn zu vergessen. Sie fragte ihn, ob er nicht bald an die Gründung eines eigenen Hausstandes denke; die Antwort lautete: O ja, aber Sie, Hermine, müssen mir eine Frau aussuchen, denn zu Ihnen habe ich Vertrauen, zu mir nicht.

Sie zwang sich daraufhin zum Scherz und schrieb, sie könne doch nicht ausschließlich, um für ihn eine Frau zu suchen, nach England kommen.

Wieder vergingen einige Monate — da plötzlich hieß es: Georg kommt zurück; er hat eine große Fabrik in der Nähe von Berlin übernommen und will sich definitiv in Berlin ansiedeln.

Freudig teilte das Draunitzsche Ehepaar dem jungen Mädchen diese Nachricht mit. Hermine aber stimmte nicht in den lauten Jubel ein. Wortkarg und in sich gekehrt blieb sie den ganzen Abend.

Herr und Frau von Draunitz beschlossen ihrem Neffen zu Ehren eine große Gesellschaft zu geben.

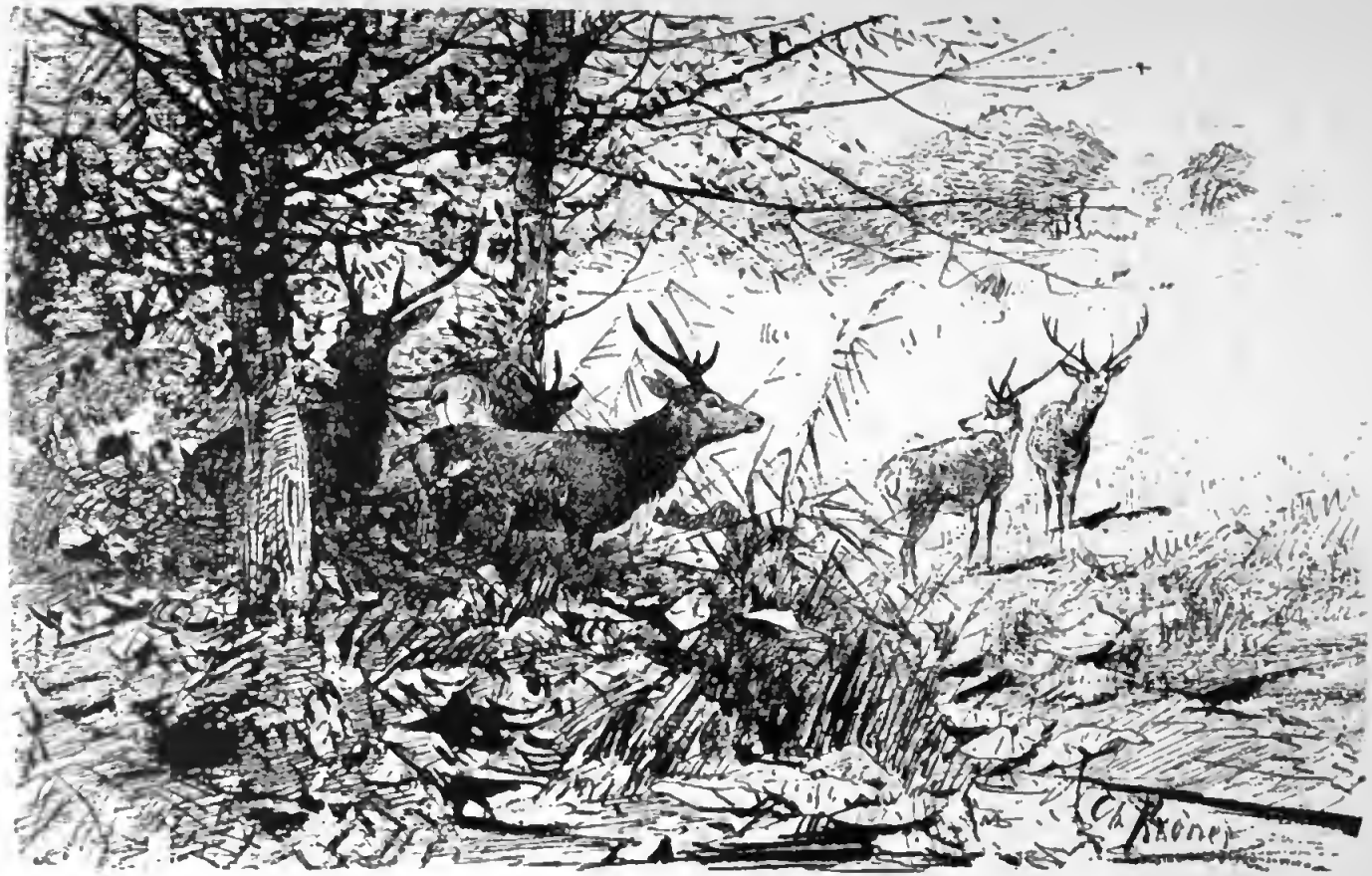
„Sie sind doch natürlich dabei?“ fragte Frau von Draunitz.

So sehr es Hermine auch gewünscht hätte, so konnte sie doch nicht absagen. Sie nickte stumm. Doch früher als sonst zog sie sich zurück.

Georgs Ankunft rückte immer näher heran. Hermine hatte so wenig als möglich an sie gedacht. Sie war auch darum in keiner exaltierten Stimmung. Niemand hätte etwas Besonderes an ihr wahrnehmen können, und Frau von Draunitz war viel zu sehr mit den Vorbereitungen zum Empfange beschäftigt, um die Blässe auf Herminens Wangen zu bemerken.

„Also morgen, Kindchen, kommt er,“ sagte die alte Dame eines Tages in freudiger Hast, „und abends machen Sie sich recht hübsch und helfen unser kleines Fest verherrlichen. Ist's recht so?“

Digitized by Google



Austretende Hirsche. Nach einer Handzeichnung von Ch. Kröner.

„Morgen, morgen ....“ wiederholte Hermine immer wieder, als sie draußen auf der Straße stand, und es dünkte sie nahezu unbegreiflich, daß sie ihn wirklich schon morgen sehen, seine Stimme hören, seine Hand drücken sollte ....

Und nun war es morgen. Ein Tag wie jeder andere. Hermine war früh aufgestanden, hatte wie gewöhnlich ihren Vormittag im Hause verbracht, geschrieben, gelesen. Nach Tisch hatte sie einige Gänge zu besorgen, Kleinigkeiten für die heutige Toilette. Dabei fiel ihr ein, daß sie sich schon längst vorgenommen mit ihrer Freundin ins Theater zu gehen; warum nicht morgen Abend? Sie schrieb einige flüchtige Zeilen auf eine Postkarte und schob dieselbe in ein Buch, das sie in der Leihbibliothek gegen ein anderes umtauschen wollte.

Dann ging sie aus.

Der Himmel war bewölkt, die Luft drückend schwer. Hermine ging zu Fuß, den Kopf gesenkt, wie in Grübeleien vertieft, aber doch völlig gedankenlos, nur ein Bild vor Augen: das seinige.

Manchmal blickte sie um sich, aber wenn ihre Augen auf lachende und plaudernde Menschen fielen, dann wandte sie dieselben hastig ab, als ob es ihr einen physischen Schmerz bereite, Frohsinn und Heiterkeit zu sehen. Und dann fiel ihr ein, wieviel Scherzen und Lachen sie heute Abend noch hören würde, und wie sie selbst in dasselbe würde einstimmen müssen, und es ergriff sie eine förmliche Angst vor der Gesellschaft, die ihr bevorstand.

Dann stellte sie sich ihre erste Begegnung mit ihm vor: er würde auf sie zueilen, ihr beide Hände zum Gruße entgegenstrecken, und sie würde zagend und zitternd einschlagen und nicht wagen den Kopf zu erheben. Aber er, er würde nichts bemerken und sie wieder lachend seine kleine Beichtschwester oder Tante nennen oder sie gar wieder bitten, eine Frau für ihn auszusuchen. Hier hatte sie es ja bequemer....

Ein dumpfer Schmerz preßte Herminens Herz zusammen, und sie lehnte sich an das niedere Brückengeländer, um dem Schwindel zu widerstehen, der sie plötzlich erfaßte. Dann gedachte sie der fröhlichen Tage ihrer ersten Bekanntschaft. Wie viel reines Glück hatte sie da unbewußt genossen. Sie neigte sich über die Brüstung und starrte hinab in das dunkle, träge fließende Wasser. Ein frischer, kühler Lufthauch strömte ihr entgegen. Kam er aus der feuchten Tiefe oder war es bloß Einbildung, eine Rückwirkung der Erinnerungen an glückliche Jugendtage?

Immer mehr vergrub sie sich in die Reminiscenzen, immer starrer blickte sie in die dunkle Flut, immer tiefer neigte sich der Oberkörper über die Brüstung ....

Da plötzlich ein leises Gleiten, ein erstickter Schrei, ein Fall ... und dann Nacht, schwarze, undurchdringliche Nacht ....

Hermine erbebte jetzt abermals bei der Erinnerung an diesen Fall. Mechanisch griff sie mit der Hand aus, als suche sie eine Stütze .... da mußte sie lächeln ... jetzt war sie ja geborgen in ihrem ruhigen, behaglichen Heim.

Geborgen! Sie seufzte erleichtert auf, aber zugleich huschte ein trüber Schatten über ihr Gesicht, denn es kam ihr plötzlich so recht deutlich zum Bewußtsein, wie einsam sie gelebt, wie gänzlich allein sie dagestanden seit ihrer frühesten Jugend, das heißt, seit dem Tode einer alten Verwandten, die sie auferzogen und zur Erbin ihres hübschen Vermögens gemacht hatte.

War sie wirklich geborgen? Ja, sie hatte eine Wohnung, eine treue Dienerin, gute Bekannte, auch Freundinnen, aber niemand, der zu ihr gehörte, an den sie mit unlöslichen Banden des Blutes gekettet war. Die Wohnung konnte ihr gekündigt werden, die Dienerin durfte sie verlassen, falls sie bessere Stellung fand oder sich ihr Leben anders einrichten wollte, die Bekannten hatten alle ihre eigenen, persönlichen Interessen, die sie ihr — je nach dem Grade der Intimität — wohl mitteilten, aber in die sie selbst doch so gar nicht verwickelt, nicht eingewoben war. An ihr ging eben alles vorüber. Bleibend war nur immer die Erinnerung und auch diese war nicht reichhaltig: ein Wort, ein Blick, ein fröhliches Lachen — das der ganze Schatz! ....

Langsam rollte Thräne um Thräne über das Gesicht des Mädchens. Nun bedauerte sie es wieder, daß sie nicht doch den Tod gefunden, als sie ihn halb unbewußt gesucht. Sie wäre verschollen gewesen, verschwunden von der Bildfläche der Erde, im Vorübergehen, ohne Aufsehen, und ihr Tod hätte ebensowenig eine Lücke hinterlassen, wie ihr Leben einen Platz ausgefüllt ....

„Na, na, Fräulein, was sind Sie denn so traurig?“

So fragte teilnehmend die alte Wirtschafterin, als sie die Lampe hereinbrachte und das thränenüberströmte Antlitz ihrer Herrin erblickte.

„Ist Ihnen unwohl? Soll ich wieder um den Doktor schicken?“

Hermine zwang sich zu einem Lächeln und schüttelte den Kopf.

„O nein, ich fühle mich eigentlich ganz gesund .... nicht einmal ein Schnupfen will sich einstellen ....“

„Nicht einmal das?“ sagte die Alte in gutmütiger Heiterkeit — „na Fräuleinchen, dann machen Sie nur, daß Sie aus den Federn herauskommen, ziehen Sie Ihr schönes, neues Kleid an und gehen Sie zu Frau von Draunitz.“

Hermine wehrte heftig ab.

„O nein, nicht um die Welt gehe ich hin, und dann — ich habe ja absagen lassen ....“

„Wenn's weiter nichts ist ....“

Die Alte wollte fortfahren, aber das junge Mädchen wurde so erregt, daß die Wirtschafterin mitten in der Phrase abbrach und einlenkend hinzufügte: „Aufstehen sollten Sie aber doch. Ich schiebe Ihnen einen bequemen Lehnsessel in den Erker, serviere Ihnen den Thee auf einem kleinen Tischchen, und dann haben Sie es ganz gemütlich. Wenn Sie wollen, mache ich einen Sprung zu Frau Globig, die wird Ihnen gewiß gerne Gesellschaft leisten.“

„Nein, nein, laß mich — ich bin am liebsten allein, aber aufstehen will ich gerne, denn sonst schlafe ich die ganze Nacht nicht.“ Sie dachte mit Grauen daran, daß sie möglicherweise die ganze Nacht da liegen würde mit offenen Augen, immer nur an das eine denkend, von denselben Erinnerungen gequält, den gleichen Zukunftsbildern gepeinigt ....

Die Alte kleidete sie sorgsam an, mit fast mütterlicher Zärtlichkeit; sie warf ihr einen losen weißen Schlafrock um und nestelte ihr das noch immer feuchte, dichte Haar auf.

„Na, na, Fräuleinchen, nur nicht traurig sein,“ brummte sie dabei gutmütig vor sich hin, „und ein andermal, da fallen Sie nicht mehr ins Wasser, zufällig ....?“

Die Wirtschafterin betonte das „zufällig“ ganz besonders, und Hermine blickte sie erschrocken an.

„Du glaubst doch nicht ..“ hob sie an.

„Ich glaube gar nichts,“ beruhigte die Alte und legte ihre runzlige Hand stützend um die Taille des jungen Mädchens, indem sie es aus dem Zimmer führte, „aber man weint nicht so, wie Sie eben geweint haben, mein liebes Fräuleinchen, wenn man zufällig ins Wasser gefallen und glücklich gerettet worden ist, man ist dann nicht mehr traurig, sondern man jubiliert und dankt seinem Herrgott für Schirm und Schutz.“

Sie hatte Hermine mittlerweile in den Erker des Wohnzimmers gebracht, rollte nun einen bequemen, altväterischen Lehnstuhl herbei und stellte eine mit rotem Schirm versehene Lampe auf den schwarzen Luthertisch.

„So, Fräuleinchen ... jetzt setzen Sie sich 'mal daher, und nun sagen Sie selbst — ist es nicht urgemütlich in dem kleinen Winkel?“

Hermine nickte stumm und trübe, dann zuckten ihre Lippen, ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust, und die treue Alte mit beiden Armen umschlingend, stammelte sie:

„Aber einsam ist es, und ich fühle mich so ganz allein!“

Eine Weile blieb die Alte die Antwort schuldig, sie faltete die Hände und blickte gläubig und dankbar empor. Sie hatte sich nicht mehr allein gefühlt, seitdem ihr des Höchsten Nähe immer bewußt war. Dann sah sie nieder auf das weinende, schluchzende Mädchen, und ein feiner Instinkt, der Takt des Herzens, sagte ihr, daß hier mit einer erbaulichen Sonntagspredigt nicht zu helfen sei. Sie überwand daher ihre eigene gerührte Stimmung und hob in fast scheltendem Ton an, indem sie sich mühte, Herminens Kopf aufzurichten:

„Ach was, wären Sie doch lieber in Gesellschaft gegangen, statt hier zu Hause Trübsal zu blasen! Gerade heute, wo der junge Herr von Draunitz kommt, der einen mit seinen lustigen Späßen immer zum Lachen bringt. Und ich, die ich mir in meiner Herzenseinfalt einbildete, das Fräulein wäre dem Herrn Georg gut. Also nicht?“

Hermine schluchzte noch lauter. Über das Antlitz der Alten huschte ein gutes, mildes Lächeln.

„Also, das ist es?“ sagte sie leise, wie für sich.

„Was war das?“ fuhr sie plötzlich auf, indem sie erschrocken einen Schritt zurückprallte.

Auch Hermine hielt im Weinen inne und wandte den Kopf dem Fenster zu.

„Ich glaube gar, es hat sich einer den dummen Scherz erlaubt, etwas ans Fenster zu werfen,“ murrte die Alte mißmutig und seufzte: „Ach diese Parterrewohnungen, da ist man seines Lebens nicht sicher!“

Im selben Augenblick durchgellte die elektrische Klingel das ganze Haus. Die Frauen zuckten zusammen. Um diese Stunde — wer konnte das sein?

„Ich bin für niemand zu sprechen,“ sagte Hermine hastig.

Über der Alten Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten, eine Ahnung überkam sie.

„Und wenn es Herr Georg wäre?“ fragte sie im Weggehen mit vielsagendem Lächeln.

„Oh, dann erst recht nicht,“ entgegnete Hermine, ordnete dabei aber instinktiv ihr Haar und wandte das Gesicht ab, das von heller Röte übergossen war.

„Schon gut, Fräulein, werd's hübsch fein ausrichten,“ meinte die Wirtschafterin mit erheuchelter Treuherzigkeit und eilte, so rasch sie konnte, ins Vorzimmer.

Hermine faßte krampfhaft nach der Lehne des Sessels, in dem sie saß, und beugte — nachdem die Alte den Raum verlassen, den Kopf weit vor mit angehaltenem Atem, jedem Ton lauschend, der von draußen kam. Sie hörte auch, wie zwei Hände ineinander schlugen und wie die Wirtschafterin absichtlich laut ausrief:

„Ist das aber nett, Herr Georg, daß Sie zu uns gekommen sind, trotzdem bei Ihnen Gesellschaft ist. Das Fräulein will zwar niemand empfangen, aber für Sie wird sie schon eine Ausnahme machen.“

„Das Fräulein ist doch nicht krank?“ ließ sich nun eine sympathische Männerstimme vernehmen. „Im Vorübergehen sah ich Licht im Erker, dachte mir, ich will das Fräulein gleich abholen und mit ihr gemeinsam zur Tante gehen und da ....“

Die Schritte näherten sich, aber die Stimme des jungen Mannes brach ab, als die Alte die Thür zum Wohnzimmer öffnete und er auf der Schwelle stehend die lichte Gestalt im Erker erblickte.

„Hermine,“ rief er, und in drei Sätzen war er zu dem jungen Mädchen geeilt und hielt nun ihre eisig kalten Hände in den seinen. Dann wiederholte er nochmals: „Hermine!“ aber leiser, inniger, denn ihm war plötzlich die Blässe des Mädchens aufgefallen.

Ihre Hand lag noch immer wie leblos in der seinen, und ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, ohne ein Wort der Begrüßung hervorbringen zu können.

„Sind Sie mir böse, daß ich gegen Ihren Wunsch zu Ihnen eingedrungen bin?“ fragte er und neigte sich über das junge Mädchen, das sich nun in den Sessel zurücklehnte und mit großen Augen den lang Entbehrten betrachtete.

„Na, freilich ist Ihnen das Fräulein böse .... wollte Sie ja überhaupt nicht mehr sehen .... ist sogar zufällig ins Wasser gefallen vor Ärger, daß Sie heute ankommen sollten ....“

Die Alte polterte das heraus, ohne des jungen Mädchens zu achten, das gebieterisch die Hand ausstreckte, als wollte sie der schwatzhaften Alten jedes weitere Wort verweisen.

„Zufällig ins Wasser gefallen ....“ wiederholte der junge Mann bestürzt, und plötzlich, als verstünde er erst jetzt den eigentlichen Sinn dieser Worte, erbleichte er und sah Hermine fragend in die Augen.

Sie senkte den Blick und spielte nervös mit den Quasten ihres Schlafrocks. Endlich raffte sie sich auf und sagte mit gepreßter Stimme:

„Hören Sie nicht auf das Geschwätz .... mein kleiner Unfall hat nichts zu bedeuten. Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen .... und nun gehen Sie .... Frau von Draunitz wird Sie erwarten ....“

Einen Augenblick schien der junge Mann unschlüssig und mit einer heftigen Bewegung zu kämpfen — dann hob er ernst an:

„Nein, Hermine, ich gehe nicht. Ein Zufall hat mich hierhergeführt, aber Zufälle bestimmen unser ganzes Leben, und eine innere Stimme sagt mir, daß auch für mich dieser Zufall eine tiefere Bedeutung gewinnen wird. Ich bin nicht mehr der übermütige Bursche, der vor zwei Jahren mit nur allzuleichtem Sinn in die Welt

Der erschreckte Wächter. Nach
Verlag der Photographis

em Gemälde von Otto Gebler.
en Union in München.)

hinauszog, ohne zu ahnen, daß er seine ganze Welt hier hätte suchen, hier hätte finden sollen."

Hermine schloß die Augen, und ein leises Beben zuckte durch ihren Körper. War es Traum oder Wahrheit, was sie soeben gehört? War diese tiefe, ruhige Stimme, die jetzt so ernst und eindringlich zu ihr sprach, wirklich dieselbe, die sie vor zwei Jahren nur immer übermütig lachen und scherzen gehört? War der Mann, der so sicher und selbstbewußt vor ihr stand, derselbe Georg, der mit ihr herumgetollt wie ein Knabe, und den sie oft ausgescholten wie ein Kind? War es denn möglich, daß der Augenblick, den sie so oft herbeigesehnt und auf den zu hoffen sie nicht mehr gewagt, also doch endlich gekommen?

Sie scheute sich die Augen zu öffnen, denn sie fürchtete plötzlich aus einem Traum geweckt zu werden, der ihre Sinne umfangen hielt.

Die Alte war längst aus dem Zimmer geglitten, leise nickend und zufrieden lächelnd.

„Ja, ja, das Glück kommt oft so im Vorübergehen," murmelte sie, „und das Unglück auch," fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu, da die Erinnerung in ihr aufstieg.

Im Erker aber saß ein junges Menschenpaar und konnte es nicht fassen, daß das Glück so spät gekommen und daß sie fast aneinander vorübergegangen wären, ohne zu wissen, was sie aneinander hatten, daß sie für einander geschaffen waren.

„Wie konnte ich annehmen, daß du mich lieb hattest, da ich doch nicht einmal wußte, was Liebe ist," sagte er innig, indem er unzählige Küsse auf die schmale, weiße Hand drückte.

„Und wie durfte ich dir meine Liebe zeigen, da du stets eine andere zu lieben vorgabst?" erwiderte sie lächelnd.

„Ja, in der Fremde, da ich dich nicht stets um mich hatte, und meine Sehnsucht nach dir mit jedem Tage mehr wuchs, da wußte ich, wen ich liebte, wahr und echt, so wie man lieben muß fürs ganze Leben. Aber wie durfte ich dir meine Liebe gestehen; ich selbst fand mich noch deiner Liebe, deines Vertrauens nicht würdig. Ein Knabe — war ich von dir gegangen, einen Mann solltest du wiederfinden, Hermine — das gelobte ich mir. Ich bat dich, mir eine Frau zu suchen, während ich schon längst im Herzen meine Wahl getroffen. Aber deine Antworten waren so kühl und zurückhaltend, und meine Tante entmutigte mich dermaßen durch ihre Berichte über dich, daß ich die Hoffnung fast ganz aufgab, dich je mein zu nennen. Je näher ich jedoch der Heimat kam, desto lebhafter trat mir dein Bild vor die Seele, und als ich heute an deinem erleuchteten Fenster vorüberkam, da schwieg jedes Bedenken, ich hatte nur den einen, unbezwinglichen Wunsch dich zu sehen, deine Hand in der meinen zu halten, wenn ich mir auch fest vornahm, dir nichts von meiner Liebe zu sagen, die dich nicht rühren konnte, wenn du sie nicht teiltest. Auch heute wären wir an einander vorübergegangen, ohne die Worte deiner treuen Alten, die mich plötzlich aufklärten über eine Empfindung, die du selbst mir vielleicht nicht zugestanden hättest."

Er schwieg und schloß das junge Mädchen in seine Arme.

„Wie feucht dein Haar noch ist," sagte er — „wie kam dir nur der entsetzliche Gedanke?"

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und blickte ihm tief in die Augen.

„Auch im Vorübergehen, Liebster, ich dachte an dich und konnte mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen, da geschah es . . . . . So, nun geh'," fügte sie mit veränderter Stimme und glücklichem Lächeln hinzu, — „geh' zu Tante Draunitz — wäre mein Haar nicht feucht, ich begleitete dich! Unterhalte dich gut, mache den Damen nicht zu viel den Hof und melde, daß wir uns im Vorübergehen, aber dennoch ganz ernstlich verlobt haben. Ja? . . . ."

Hermine war wieder allein . . . . doch nein, sie war es nicht, denn nun hatte sie jemand, zu dem sie gehörte und mit dem sie verbunden war für das ganze Leben!

„Kann ich den Thee hereinbringen?" fragte die Wirtschafterin, den Kopf zur Thür hereinsteckend.

Und als das junge Mädchen lachend nickte, bemerkte sie vielsagend:

„Ein bischen stark wird er sein . . . er hat gar lange gezogen!" . . . . .

Digitized by Google

Die Alte ſpinnt.

(Abdruck verboten.)

Die morſche Hütte ächzt im Wind.
Durchs Dach der Regen tropft,
Ein altes Weiblein ſitzt und ſpinnt
Am Herde, — horch, wer klopft?

„Ich bin's, die Sorge!“ — „Nur herein!“
Die arme Alte ſpricht,
Wir kennen uns von Kindsgebein,
Dein Anblick ſchreckt mich nicht.

Und wieder klopft's. — „Das iſt die Not,
Ich hör's am harten Ton.
„Herein! Noch lebt der alte Gott,
Er hilft den Seinen ſchon.“

Zum dritten klopft's, und jetzt mit Haſt, —
„Wer hat ſo große Eil'?
Wär' es der Tod — willkommner Gaſt,
Nimm hin mein irdiſch Teil.“

Auf fliegt die Thür, — ein heller Schein, —
Die Alte weicht zurück.
So ſchaut der Senſenmann nicht drein,
So lächelt nur das Glück.

Da faßt der Zorn ſie mit Gewalt,
„Was willſt du, Fremdling, ſprich!
Bald achtzig Jahre werd' ich alt,
Und niemals ſah ich dich.

„Fort, Gaukler du! Hier iſt kein Raum
Für fahrendes Geſind —“
Das Glück entſchwindet wie ein Traum,
Die Alte ſitzt und ſpinnt.

Clotilde von Schwartzkoppen.

Holzſchnitte nach der Natur.

Von

Adolf Roſenberg.

(Abdruck verboten.)

Während die frei ſchaffende Kunſt in den Vereinigten Staaten von Amerika im großen und ganzen immer noch von Europa abhängig iſt, insbeſondere von den großen Kunſtcentren Paris und München, während ſie in der monumentalen Baukunſt ſogar noch Pfade wandelt, die Franzoſen und Deutſche längſt verlaſſen haben, hat ſich ein Zweig der nachbildenden Künſte, die Holzſchneidekunſt, in dem kurzen Zeitraume von kaum zwanzig Jahren zu einer Virtuoſität und Vielſeitigkeit entwickelt, mit denen ſich nur ſehr wenige Vertreter dieſer Kunſt in der alten Welt meſſen können. Und die, die es können, haben die Mittel und Wege dazu erſt von den Nordamerikanern kennen gelernt. Wie alles in der neuen Welt iſt auch das Emporklimmen der Holzſchneidekunſt zu ihrer jetzigen Höhe mit rapider Geſchwindigkeit erfolgt, mit einer Geſchwindigkeit aber, der im Gegenſatz zu vielen anderen nordamerikaniſchen Unternehmungen das beruhigende Moment der Solidität nicht fehlt. Im Bewußtſein ihrer ſchnell erworbenen Mittel, die ſich zur Wiedergabe aller koloriſtiſchen Wirkungen der neueren und neueſten Malerei ſteigern laſſen, wollten ſich ſchließlich die nordamerikaniſchen Holzſchneider nicht mehr mit der Stellung als reproduzierende, d. h. als mehr oder weniger abhängige Künſtler begnügen. Sie entſchloſſen ſich, ohne Vermittelung einer Zeichnung oder eines photographiſchen Niederſchlages auf der Holzplatte direkt nach den Originalen, ſelbſt nach Ölgemälden, zu arbeiten, wozu die Mehrzahl von ihnen durch ihre Vorbildung als Maler und Zeichner allerdings befähigt war, und daraus erwuchs als neueſte Neuigkeit, als Senſationsnummer nach nordamerikaniſchen Begriffen — „der Holzſchnitt nach der Natur“!

Man denke ſich einen Holzſchneider oder vielmehr einen „Xylographen,“ weil das Holzſchneidemeſſer der Alten längſt beſeitigt iſt und an ſeine Stelle Stichel getreten ſind, die an Feinheit mit den Nadeln der Kupferradierer wetteifern, — man denke ſich alſo einen ſolchen Künſtler der Gravierung mit ſeinem feſtgeſtellten Tiſch, ſeinen Holzplatten, Lupen und Werkzeugen, der in freier Natur ſeine mühſamen Prozeduren ausführt, immer in doppelter Thätigkeit: das Auge und die daraus empfangende Phantaſie auf das Objekt der Darſtellung gerichtet, die Hände in angeſtrengter Arbeit, die ſich weder mit der leichten Aquarellmalerei, noch mit der Ölſkizze, noch mit der neuerdings ebenfalls in die Mode gekommenen Radierung nach der Natur, bei der das nachwirkende Ätzwaſſer die Hauptarbeit für den Druck übernimmt, ver-

Digitized by Google

gleichen läßt. Es kann ja Sonderlinge unter den nordamerikanischen Holzstechern geben, die wirklich eine Platte vor der Natur beginnen, durchführen und vollenden. Bezahlt werden sie ja danach! Die reichen Verleger der nordamerikanischen illustrierten Monatshefte und Wochenschriften, wie Harpers „Monthly“ und „Weekly“ und Scribners „Monthly“ oder, wie es später hieß, „The Century Magazine“, zahlen für Feinschnitte mäßigen Umfanges Preise, die einem deutschen Verleger, in Anbetracht der allgemeinen Lage des deutschen Buchhandels und der noch stärkeren Konkurrenz, unerschwinglich sind. Gleichwohl darf man annehmen, daß die Xylographen, die unmittelbar nach der Natur arbeiten, sich zumeist damit begnügen werden, das gewählte landschaftliche Objekt vor der Natur auf der Holzplatte mit Tuschpinsel, Kreide, Zeichenstift u. s. w. zu fixieren und dann in der Werkstatt die feinere Stichelarbeit vorzunehmen. Ihr Verdienst wird dadurch nicht geringer. Denn die nordamerikanischen Xylographen haben eines vor der Mehrzahl ihrer europäischen Kunstgenossen voraus: sie sind fast allesamt vortreffliche Zeichner und Maler von fein entwickeltem koloristischem Gefühl, und da dieses Gefühl die Virtuosität entspricht, mit der sie die Mittel ihrer eigentlichen Kunst beherrschen, erklärt sich daraus ihr Ehrgeiz, sich gelegentlich auch unabhängig von fremden Vorlagen zu machen und erfindender und ausführender Künstler in einer Person zu sein.

Die Geschichte des nordamerikanischen Holzschnittes reicht nicht so weit zurück, wie man nach seiner raffinierten Ausbildung glauben sollte. Er war, wenn man so sagen darf, ursprünglich ein englischer Importartikel, und zwar in doppeltem Sinne. Der erste nordamerikanische Holzschneider von Bedeutung, Alexander Anderson, war ein Nachfolger Bewicks, des Reformators der englischen Holzschneidekunst, und überdies kamen von England Xylographen hinüber, die persönlich den weiteren Entwickelungsgang ihrer Kunst in den Vereinigten Staaten bestimmten. Der hervorragendste von ihnen ist W. J. Linton, der diesen Entwickelungsgang bis zum Anfang der achtziger Jahre auch in einem wertvollen Buche geschildert und feinsinnig kritisiert hat.*) Im Wesentlichen beschränkten sich die nordamerikanischen Xylographen dieser ersten Periode auf eine möglichst treue Nachbildung der Zeichnung, auf den sogenannten Faksimileschnitt, wobei sie, wie die Engländer, oft an Feinheit der Ausführung mit dem Kupfer- und Stahlstich wetteifern wollten und konnten. Sie bedienten sich dabei nicht mehr des Messers, sondern des Stichels, und diesem Werkzeuge ist zum großen Teile der Um- und Aufschwung der modernen Holzschneidekunst oder, wie man sie danach eigentlich nennen muß, Holzstichelkunst zuzuschreiben. Bewick hatte noch ein anderes neues Element eingeführt: den sogenannten „weißen Strich.“ Während die Holzschneidekunst alten Stils sich ausschließlich auf die Wirkung der schwarzen Linie auf weißem Grunde beschränkte, suchte Bewick durch tiefe Einschnitte in starke Schattenstrichlagen Linien, Punkte und größere Stellen hervorzubringen, die im Druck weiß erschienen, und dadurch wurde in das einförmige Spiel der schwarzen Striche zum erstenmal eine koloristische Bewegung hineingebracht, die zugleich dem Stande der damaligen Malerei entsprach. Dem Linienschnitt trat zur Seite der sogenannte Tonschnitt, der jetzt nach langem Kampfe den Linien- und Faksimileschnitt künstlerisch überflügelt hat und wirklich auch künstlerisch höher steht, weil er von dem nachbildenden Künstler eine weit größere Selbständigkeit verlangt.

Im Tonschnitt wurzelt auch die Kraft der modernen Xylographen Nordamerikas. Bis vor kurzem sah man, in Deutschland wenigstens, wo auch jetzt noch der Faksimileschnitt, d. h. die Nachbildung des Strichs der Zeichnung die Herrschaft behauptet, im Tonschnitt den Verderb der Holzschneidekunst. Aber die siegreiche Praxis hat, wie oft im Leben und in der Kunst, auch hier die graue Theorie widerlegt. Durch eine Fülle von überraschenden Schöpfungen, unter denen die wirklich künstlerisch empfundenen die nur durch gesuchte und bizarre Technik wirkenden schließlich überwogen, haben die Amerikaner nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Notwendigkeit ihres Reformwerkes nachgewiesen. Die moderne Malerei, ganz besonders aber die von Nordamerikanern geübte, hat etwa seit der Mitte der siebziger Jahre einen Weg eingeschlagen, der zu einem allen früheren Richtungen entgegengesetzten Ziele führt. Waren bis dahin die edle Zeichnung, die schöne Linie und der tiefe Gedanke die Hauptelemente der Kunstübung gewesen, denen sich alle anderen unterordnen mußten, so nahm jetzt das rein technische Element der Malerei in Farben jeglicher Art die Führung. An die Stelle der schönen Linie trat der schöne Ton, und man schwelgte in einem Meer von Tonwirkungen, in dem zuletzt alles versank. Wenn der Holzschnitt seine Existenz retten wollte, mußte er diesen Umschwung mitmachen, zumal da ihm zugleich die Radierung, der Lichtdruck, die Autotypie und andere mechanische Vervielfältigungsarten für den Buch- und Zeitungsdruck hart ans Leben gingen. In diesem Kampfe waren ihm alle Mittel recht. Es hat dabei nicht an starken Übertreibungen und wilden Ausschreitungen gefehlt, und oft genug kam man zu der Überzeugung, daß der Holzschnitt mit einem ganz unverhältnismäßigen Aufwand von Grübelei, Mühe und Zeit am Ende nur zu Wirkungen gelangte, die durch die Radierung auf

*) History of Wood-Engraving in America (Boston 1882). — Einen vortrefflichen Abriß der Geschichte der amerikanischen Holzschneidekunst bis auf die neueste Zeit, den wir in unserem Artikel mannigfach benutzt haben, hat der für die Förderung des Kunstsinnes in den Vereinigten Staaten unermüdlich thätige R. E. Köhler in C. v. Lützows „Vervielfältigender Kunst der Gegenwart“ (Wien 1887) veröffentlicht.

Digitized by Google

Im Herzen des Waldes. Nach der Natur in Holz geschnitten von W. B. Closson.

Ein stiller Winkel. Nach der Natur in Holz geschnitten von Elbridge Kingsley

Kupfer, die Heliogravüre und die gemeine Autotypie viel schneller, leichter und billiger erreicht wurden. Der nordamerikonische Holzschnitt ging sogar so weit, daß er Ölskizzen, Aquarell- und Gouachemolereien, Pastellzeichnungen, Entwürfe in Kreide und Bleistift so treu nachbildete, daß die von den Molern und Zeichnern ongewendete Technik deutlich erkennbor wor. Auch jetzt fehlt es nicht an solchen Bravourstücken einer unfruchtbaren Kunst, denen mon nicht einmol den Schutz des bekannten Satzes: „Alles was ist, ist vernünftig" zubilligen kann. Aber im grotzen und gonzen hat sich doch der nordamerikanische Holzschnitt, indem er die engen, dieser Kunst gezogenen Schronken mit revolutionärem Ungestüm durchbroch, grotze Verdienste um die Bereicherung der technischen Ausdrucksmittel des Xylogrophen erwarben. Sie sind eher ols in Deutschland in Fronkreich onerkannt und gewürdigt worden, wo in neuerer Zeit Xylogrophen ousgetreten sind, die mit dem Stichel nicht bloß rodieren, sondern gerodezu zu molen scheinen.

Wie R. S. Köhler in der in der Anmerkung citierten Abhandlung mitteilt, dotiert der Beginn des Umschwungs der amerikonischen Holzschneidekunst vom okodemischen Linienschnitt zum naturolistischen Tonschnitt ous dem Jahre 1877, wo sich zuerst in einem von J. G. Smithwick ousgeführten, in Horpers „Weekly" vom 3. Februor veröffentlichten Holzschnitt „die neue Manier" bemerkbar mochte. „Der Holzschneider hotte den Stock in der gewohnten Weise ongefongen, sah ober bold genug ein, daß er die in Flöchen hingesetzte Zeichnung ouf diese Art nicht ausführen könne, ohne die Monier vollständig zu verwischen. Er entschloß sich daher, sie Fleck für Fleck zu schneiden." Dieser Versuch wurde nach in demselben Jahre von Smithwick selbst, dann von Timothy Cole und dem ous Deutschland stommenden Frederick Juengling in einer Reihe von Illustrotionen für Scribners „Monthly" fortgesetzt, und sie entschieden den Sieg der neuen Richtung. In Deutschlond zeigten sich die Vertreter der neuen Schule zum erstenmole auf der internationalen Münchener Ausstellung von 1883 in einer besonderen Abteilung, in der sich neben Cole und Juengling besonders Henry Wolf, Dovid Nichols, Henry Morsh, William Miller, Robert Hostin, E. Heinemann und William B. Closson ouszeichneten. Domols erhielt Juengling für die Bildnisse eines Bürgermeisters und eines alten Professors eine Medaille zweiter Klasse. Als ich dos letztere sah, mochte ich mir in meinem Katolog eine Notiz, in der ich es ols ein Meisterwerk klassifizierte, und do ich es jetzt, noch zehn Jahren, als Illustrotion zu der Köhlerschen Abhandlung von neuem betrachte, erscheint es mir nach wie vor als eine der vollendetsten Schöpfungen des omerikanischen Holzschnitts, weil die Arbeit des Holzstichels sich nicht verleugnet, ohne daß die koloristische Wirkung geschädigt wird.

Die oben genannten sind — mit Ausnahme des unlängst verstorbenen Juengling — nach in voller Thätigkeit und immer ouf der Suche nach neuen Verbesserungen ihrer Technik. Der zuletzt erwähnte Classon ist der Schöpfer des einen der beiden Holzschnitte nach der Natur, die wir unseren Lesern ols Probe der neuesten Entwickelung der omerikonischen Holzstichelkunst vorführen. Do die Ausstellungsnummer von Scribners „Magazine", für die die Künstler diese Blätter geliefert haben, ousdrücklich angibt, daß sie „noch der Notur" graviert sind, haben wir kein Recht, an dieser Angobe zu zweifeln. Clossons Holzstich, der uns einen Blick in das Innere eines omerikanischen Urwoldes eröffnet, macht durch seine skizzenhafte, hier und do on die Crayonmonier der Kupferstecher erinnernde Ausführung durchous den Eindruck, ols sei er unmittelbar vor der Natur, ohne storke Mithilfe des Zeichenstiftes oder des Pinsels, begonnen und vollendet. Das Ziel, ouf dos der Künstler lossteuerte, war die ausschließliche Wiedergobe der geheimnisvollen Stimmung durch starke Tonwirkungen, und dorum bereitet die Platte auch dem Druck grotze Schwierigkeiten, weil das Ganze in den Gegensätzen der Schatten und Lichtmossen gipfelt. Closson wird in Amerika besonders wegen der „Zortheit und Leichtigkeit seines Stichels" geschätzt, und diese Eigenschaften verleugnen sich ouch in unserem Blotte nicht. Die Technik ist freilich so, doß von dem eigentlichen Charakter des Holzschnitts nur nach wenig zu erkennen ist. Mit Linien hat sich Classon nicht viel abgegeben. Wo sie wirklich noch zur Anwendung gelongt sind, sind sie so zerhackt und durchfurcht, daß mon ihren ersten Lauf nicht mehr verfolgen kann. Zeichnung und Modellierung werden fast ousschließlich durch Punkte erreicht, die im Druck weiß erscheinen.

Elbridge Kingsley, der Schöpfer der Landschoft „Ein stiller Winkel," gehört derselben noturolistischen Richtung on, die sich in strikten Gegensatz zu der klassischen Überlieferung der Holzschneidekunst gestellt hat. Auch er hat eine Scheu vor der longen Linie, ober doch nicht in dem Grade wie Classon, wenn er ouch jede Gelegenheit benutzt, die Linien durch Kreuz- und Querschroffierungen zu überbrücken und dadurch einen zarten Ton zu erzielen, der den Eindruck einer verschwommenen Postellzeichnung macht. Was man aber ouch im Prinzip gegen diese Art der Xylographie einwenden mag — Virtuosenstücke ersten Ronges sind diese Blötter doch und zugleich Zeugnisse amerikanischer Zähigkeit und Energie. Während das konservative Europo im grotzen und gonzen die Waffen im Kompfe um die Erholtung des Holzschnittes gegen die Rodierung und die mechanischen Reproduktionsarten allmählich sinken lätzt, sparnen die Freiheitsmenschen in der neuen Welt ihre ganze Findigkeit und ihre nervöse Kraft on, um die älteste Vervielfältigungsart des künstlerisch schaffenden Gedankens mit neuem Leben zu erfüllen und dadurch vor dem Untergonge zu bewohren.

Digitized by Google

Unvergeßlich.

Von J. B. Sg.

(Abdruck verboten.)

An der alten Römerſtraße vor der Thüre niedrer Pforte,
Saß die Greiſin mit der Spindel, ſang im Spinnen leiſe Worte,
Jedes Wort, von jungen Lippen ward's begierig aufgeſogen,
Goldne Bilder vor der Tochter dunklem Aug' vorüberzogen.

„Seit mein Fuß ſo leicht wie deiner, ſind der Jahre viel vergangen,
Und es bleichten meine Locken, und es welkten meine Wangen,
Wie der Wangen Röte welkte, was geliebt ich und beſeſſen,
Aber eines Jugendtages will ich nimmermehr vergeſſen.

„So wie heute ſtrahlte golden der Campagna braune Weite,
Auf der Straße mir vorüber zog ein fürſtliches Geleite,
Unſres Landes dunkle Söhne ſaßen ritterlich zu Roſſe,
Unter ihnen wie die Sonne, licht ein Hohenſtaufenſproſſe.

„‚Friedrich' klang's von aller Munde, aber ſtumm bin ich geblieben,
Hab' des Hohenſtaufen Bildnis brennend mir ins Herz geſchrieben:
Goldne Flut um hohe Stirne, — nimmer will ich ſie vergeſſen,
Nie des Auges blaue Tiefe, unergründlich, unermeſſen."

— Und die Greiſin traumverloren ſah in abendgoldne Weite, —
Sieh, — da nahet hoch zu Roſſe ſich ein fürſtliches Geleite.
Welſchlands ſchwarzgelockte Söhne ſaßen ritterlich zu Roſſe,
Unter ihnen wie die Sonne licht ein Hohenſtaufenſproſſe.

„Conradin" in welſchen Tönen klangs von mutentflammten Zungen,
Von der Hütte niedrer Schwelle war die Tochter aufgeſprungen,
Auf der Lippe ſtumm und zitternd, auf des Auges dunklen Gluten
Kurze Zeit des jungen Konrad tiefe deutſche Augen ruhten.

Grüßend winkte ſeine Rechte, ſeinem Roß gab er die Sporen,
In dem Staub der Römerſtraße war er bald dem Blick verloren,
— Wieder zu der Mutter Füßen war die Tochter ſtill geſeſſen,
Von der Lippe kam es zitternd: Nimmer will ich ihn vergeſſen!

Die Giftschlangen.

Von

Christian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Unter den Tieren, deren Berechtigung im Haushalt der Natur uns noch nicht bekannt geworden ist, stehen die Giftschlangen in erster Reihe. Wohl vernichten diese alljährlich eine große Anzahl Nagetiere, aber die nicht giftigen thun das auch und die giftigen töten viele Geschöpfe jeder Art, die ihnen nicht zur Nahrung dienen, die also nicht als Beutetiere ihren so zu sagen legitimen Untergang finden. Dabei sind sie, von Polarkreis zu Polarkreis, ja über den nördlichen noch hinaus, über den ganzen Erdball verbreitet, und nur wenige Inseln, wie z. B. Neuseeland, sind frei von dieser Plage. Sonst findet man die Giftschlangen überall, in Wald und Feld, in der Heide und im Torfmoor. Im Norden, wo Schnee und Eis sie für sieben Monate unter die Erde verbannen, finden sie sich verhältnismäßig nicht allzu oft, zwischen den Wendekreisen aber leben zahlreiche Arten in unzähligen Exemplaren. Man findet sie eingewühlt in den Sand der Wüste; sie lauern in den mit hohem Grase bedeckten Steppen; sie leben überall in den Anpflanzungen von Menschenhand. Der dichte, schattige Urwald birgt sie; die Dschungeln sind voll von ihnen; das Meer weist eine Anzahl Arten auf. Die feuchten Tropenländer haben ebensoviele Giftschlangen wie die trockenen, Indien und Australien sind die Gegenden, in denen die Menschen von ihnen am meisten leiden. Je heißer das Klima ist, um so stärker ist die Wirkung des Schlangengiftes.

Worin dieses Gift eigentlich besteht, hat bisher wissenschaftlich noch nicht festgestellt werden können. Fontana, der seine Studien an europäischen Vipern machte, erklärt, daß es keine Säure sei. Im Wasser sinke es sogleich zu Boden. Frisch ein wenig klebrig, getrocknet durchscheinend gelblich, sei es nicht trennbar. Es behält seine furchtbare Wirkung durch Jahre. Dagegen soll das Gift der indischen Brillenschlange eine Säure sein. Ob der eigentliche Giftstoff bei den verschiedenen Schlangen immer derselbe ist, hat sich nicht feststellen lassen. Ebensowenig ob die Wirkung die gleiche ist. Das Gift der europäischen Giftschlangen scheint zu bewirken, daß das Blut des gebissenen Tieres sich zersetzt, doch soll das nach den Bissen anderer Giftschlangen nicht immer der Fall sein. Jedenfalls läßt sich das Gift durch das vergiftete Blut weiter übertragen, nach Fayrers Untersuchungen durch drei bis vier Tiere hindurch. Im übrigen wirkt es meist nur, wenn es in die Blutbahn gelangte. Das der indischen Giftschlangen soll aber auch vom Magen, ja vom Auge aus den Tod herbeiführen, und von dem der afrikanischen Uräusschlange wird von den Landesbewohnern dasselbe angenommen. Letzteres soll auch auf der Haut heftiges, wenn auch unschädliches Brennen hervorrufen. Wenn das Gift unserer Ottern und Vipern in heißer Zeit notorisch eine viel stärkere Wirkung übt als bei kalter, so ist es ja auch an sich wahrscheinlich, daß das von in heißen Klimaten lebenden Schlangen ausgesonderte an sich stärker sein wird. Das von der indischen Brillenschlange gewonnene hat noch, nachdem man es vierzehn Jahre in getrocknetem Zustande aufbewahrte, seine volle Wirkung geübt.

Das Gift bildet sich in hohlen Drüsen, die hinter und ein wenig unter den Augen liegen. Von ihnen gelangt es durch einen Gang in die Giftzähne. Diese sind hohl, zackenförmig und werden, wenn sie nicht benutzt werden, in einer im Zahnfleisch befindlichen Scheide geborgen. Hinter ihnen sind immer mehrere Ersatzzähne in der Ausbildung begriffen, welche, wenn die vorderen verloren gingen, sie sehr bald ersetzen. Viele Giftschlangen haben außer den Giftzähnen und den Ersatzzähnen noch eine ganze Reihe anderer Zähne, die zum Festhalten der Beute während des Verschlingens bestimmt sind. Bei anderen ist der Oberkiefer so verkümmert, daß er nur Gift- und Ersatzzähne aufweist.

Ein specifisches Mittel gegen das Schlan-

Digitized by Google

(Aus Brehms Tierleben Band VII. Kriechtiere und Lurche. Bibliographisches Institut. Leipzig.)

Abb. 1. Kreuzottern. Nach dem Leben gezeichnet von G. Mützel.

Abb. 2. Eine zusammengerollte Klapperschlange.

Digitized by Google

gengift kennt die europäische Heilkunde nicht. Ob es welche gibt, d. h. ob die von den indischen Schlangenfängern oder von Wilden angewandten, wie z. B. der „Schlangenstein," wirkliche Specifika enthalten, wissen wir nicht. Vorläufig muß das Trachten dahin gerichtet sein, den Eintritt des Giftes in die Blutbahn zu verhindern und, wenn das bereits geschah, die Widerstandskraft des Organismus zu stärken. Für letzteren Zweck hat sich der Alkohol als bestes Mittel erfindet sich aber auch in Spanien und Italien. In Deutschland ist sie die Giftschlange schlechthin. Sie fehlt kaum irgendwo ganz und ist an vielen Orten überaus häufig, so z. B. in der Umgebung von Berlin, in der Sächsischen Schweiz, in den Wäldern südlich von Leipzig ꝛc.

Die Kreuzotter ist eine häßliche, ungeschlachte Schlange, die in den verschiedensten Farben von schwarz bis hellgelb vorkommt. Sie führt ihren Namen nicht,

Abb. 3. Eine sich aufrollende Klapperschlange.

wiesen, wenn auch nur zu oft als ein unzureichendes.

In Deutschland leben zwei Arten Giftschlangen. Von diesen kommt die Aspisviper nur in Elsaß-Lothringen und vereinzelt in den südlichsten Teilen von Bayern, Württemberg und Baden vor. Dagegen findet sich die Kreuzotter bis auf die Rheinpfalz in ganz Deutschland. Sie hat überhaupt eine unglaublich große Verbreitung. Sie lebt vom Stillen Ocean bis zum Atlantischen, in allen Ländern nördlich der Alpen, bis über den Polarkreis hinaus, wie man vielfach annimmt, von einem Kreuz in der Färbung her, sondern von einem Zickzackbande, das sich über den ganzen Rücken (das Kreuz) weg hinzieht. Dieses Band ist übrigens bei den schwarzen Exemplaren natürlich nicht zu erkennen. Charakteristisch für die Kreuzotter ist, daß ihr Kopf vom Halse stärker abgesetzt ist als bei unseren anderen Schlangen. Die Männchen, die meist kleiner sind als die Weibchen, pflegen heller gefärbt zu sein. Die letzteren sind meist braun in allen Schattierungen.

Die Kreuzottern sollen bis 80 cm lang

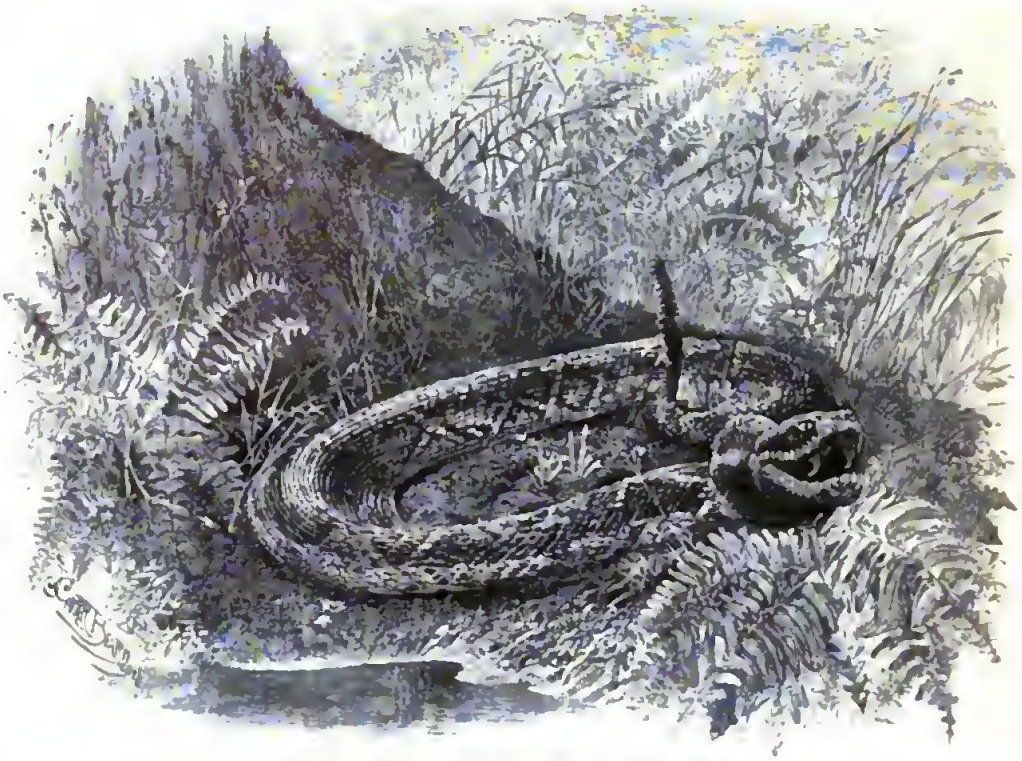


Abb. 4. Eine überraschte Klapperschlange.

werden, doch sind solche Exemplare sehr selten. Ottern von 60 cm sind ausgewachsen.

Die Kreuzotter ist bei uns glücklicherweise ein Nachttier, und diesem Umstande ist es wohl in erster Reihe zuzuschreiben, daß sie verhältnismäßig selten Unheil anrichtet. Obgleich sie so häufig vorkommt, gehen in ganz Deutschland doch schwerlich mehr als ein Dutzend Menschen alljährlich am Otternbiß zu Grunde. Da sie in der Nacht sehr scheu ist, flieht sie, sobald sie Schritte hört; nächtliche Wanderer werden deshalb kaum je von ihr gebissen. Am Tage aber, wo ihre Sinne sehr stumpf sind, besteht folgendes, glückliches Verhältnis. In der heißen Jahreszeit, in der ihr Biß am gefährlichsten ist, ist sie auch am Tage, namentlich bei Gewitterluft, verhältnismäßig munter und flieht den Menschen. Am gefährlichsten ist sie im Vorsommer und Herbst, weil sie dann am Tage ebenso schlecht hört wie sieht. Naht sich ihr, die ihr Versteck verließ, um sich zu sonnen, ein Mensch, so beißt sie erschreckt zu und zwar mit Vorliebe nach dem Hellen, also z. B. nach dem unbekleideten Fuß, nach der menschlichen Hand oder dem menschlichen Gesicht, falls dieses sich in erreichbarer Nähe befindet. Sie kann offenbar helle Gegenstände besser sehen als dunkle.

Die meisten Unglücksfälle kommen wohl beim Aufheben von Heuhaufen vor, unter denen die Otter sich am Morgen verkroch. Es gibt in Deutschland Waldwiesen, die ihretwegen gar nicht geschnitten werden können.

Die Nahrung der Kreuzottern besteht aus Mäusen und kleinen Vögeln. Sie führt blitzschnell ihren Biß, der schlagartig erfolgt, aus und wartet dann ruhig ab, bis dieser in ein paar Minuten seine Wirkung thut. Dann verschlingt sie die tote Beute mit allem Behagen.

Einen wahrhaft greulichen Anblick muß ein Haufen Kreuzottern bieten, wie ihn unsere erste Abbildung zeigt. In der Paarungszeit, die von Mitte April bis Mitte Mai währt, vereinigen sich manchmal eine ganze Anzahl Ottern zu einem Knäuel und liegen so, die Köpfe nach außen, stundenlang da. Die Förster, denen dieser Anblick öfter zu teil wird, behaupten, daß ein solcher Haufen,

wenn man in ihn ſchießt, ſich ſofort auflöſt, und die einzelnen Schlangen dann zum Angriff übergehen. Nach Ausſage der Schlangenfänger iſt letzteres keineswegs der Fall. Die Kreuzotter greift überhaupt nie in der Form an, daß ſie auf den Gegner zukriecht oder gar auf ihn einſpringt. Letzteres kann ſie überhaupt nicht. Sie rollt ſich vielmehr in einen Teller zuſammen und ſchnellt dann den Oberkörper etwa bis zu einem Drittel ihrer Länge vor.

Etwa vier Monate nach der Paarung legt die Otter ſechs bis zwanzig Eier, aus denen die ca. zwanzig Centimeter langen Jungen bald ausſchlüpfen.

Die Mutter kümmert ſich um ſie nicht im mindeſten, und ſie bedürfen auch keiner Hut, denn ſie ſind bereits im Beſitz ihrer furchtbaren Waffe.

Glücklicherweiſe ſtellen viele Tiere dem Gezücht nach. Mehrere Adlerarten, Buſſarde, die Störche, die Raben und ihre Verwandten unter den Vögeln, Iltiſſe, Igel, Marder, Wieſel, Füchſe, Katzen, Schweine unter den Säugetieren vernichten zahlreiche Ottern. Von den Igeln glaubte man früher, daß ſie gegen das Otterngift immun ſeien. Es hat ſich aber herausgeſtellt, daß der Igel demſelben ebenſo erliegt wie andere warmblütige Tiere, er verfährt nur bei der Jagd ungemein geſchickt und wird deshalb höchſt ſelten gebiſſen.

Die Giftzähne der Kreuzotter ſehen im Maul der Schlange aus wie kleine Roſendornen. Sie ſind überaus ſpitz und bringen nur kaum ſichtbare Wunden hervor. Obgleich ſie kaum ein paar Millimeter weit eindringen — einen Stiefelſchaft können ſie nicht durchbohren — und obgleich nur ein Minimum Gift aus ihnen in die Wunde kam, iſt die Wirkung doch eine furchtbare. Zunächſt durchzuckt ein ſchrecklicher Schmerz von der gebiſſenen Stelle aus den ganzen Körper. Dann treten die verſchiedenartigſten Vergiftungserſcheinungen ein.

Von dem Gift gilt, daß es um ſo ſchneller und verhängnisvoller wirkt, je größer die Schlange und je heißer die Witterung iſt. Hat eine ſehr große Schlange an einem heißen Auguſttage ſehr lange nicht gebiſſen, ſo daß alſo ihre Giftdrüſe ganz angefüllt iſt, ſo führt ihr Biß faſt augenblicklich den Tod herbei. Ebenſo wenn das Gift unmittelbar in eine Hauptader gelangte.

Glücklicherweiſe treffen dieſe Vorausſetzungen nicht immer zu, ſo daß die meiſten

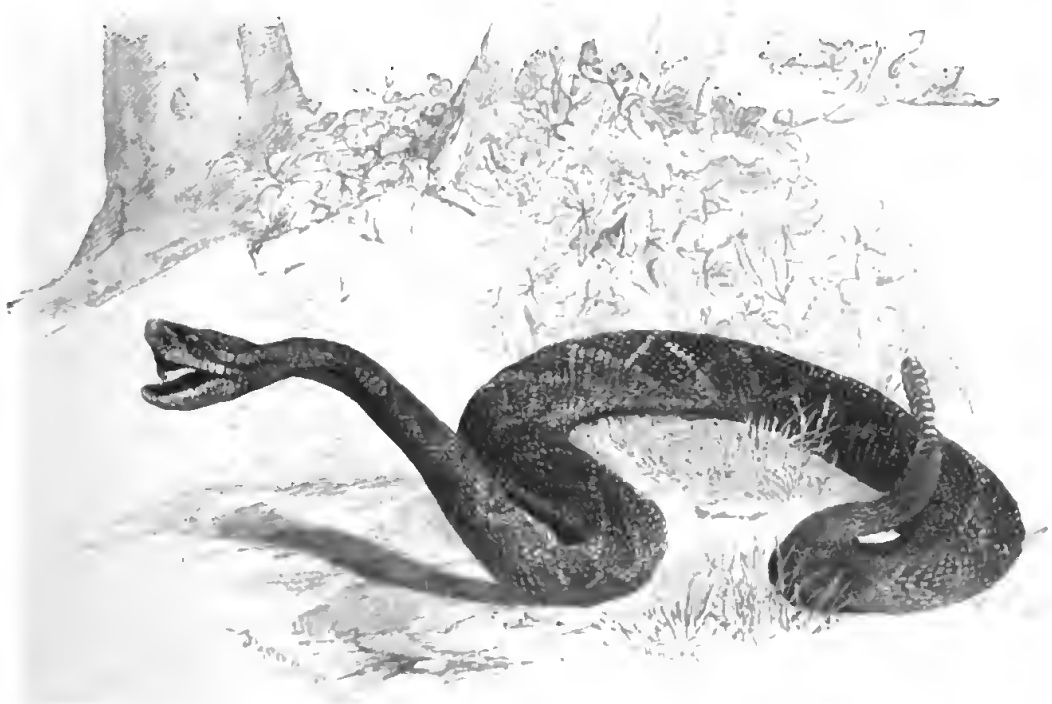


Abb. 5. Jagende Klapperſchlange.

Gebissenen unter ärztlicher Pflege mit dem Leben davon kommen. Sehr oft aber schmerzen die gebissenen Stellen noch Jahre lang gelegentlich, zumal bei Witterungswechsel, und mitunter hat der Otternbiß langjähriges Siechtum zur Folge.

Der Tod tritt infolge der Zersetzung des Blutes durch Ersticken ein.

Ungefähr dieselbe Rolle wie die Kreuzotter bei uns spielt in den Vereinigten Staaten die freilich viel größere Klapperschlange (Abb. 2, 3, 4, 5). Die Klapperschlange führt ihren Namen nach einem seltsamen Gebilde, in das ihr Schwanz ausläuft. Dieses ist eine aus Hornkörpern

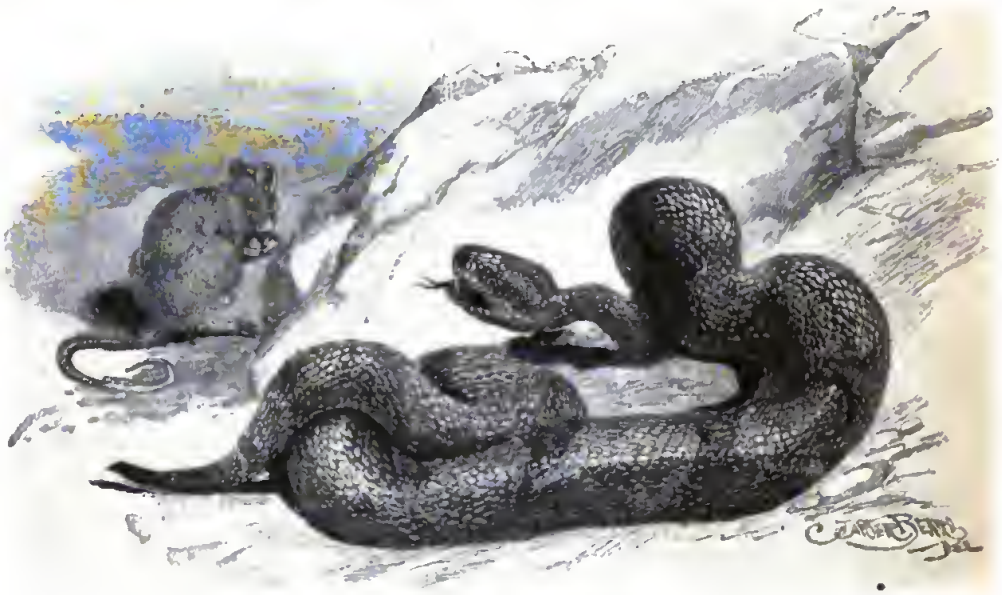


Abb. 6. Mokassinschlange.

bestehende Klapper, mit der die Schlange, wenn sie erregt ist, ein Geräusch macht, das an das Zirpen einer Heuschrecke erinnert.

Die Färbung wechselt sehr. Die Grundfarbe ist graubraun, die Querbinden sind schwarz.

Die Klapperschlangen sollen zwei Meter lang werden, doch sind Exemplare von anderthalb Meter schon recht selten.

In den Vereinigten Staaten findet man diese Schlange überall, doch ist sie in den kultivierten Gegenden seltener als in der Wildnis. Man schreibt das hauptsächlich den Schweinen zu, welche unter den Klapperschlangen furchtbar aufräumen sollen. In den unangebauten Gegenden aber sind die letzteren überaus häufig, und die Ansiedler haben um so mehr ihre Not mit ihnen, als die Klapperschlangen sich mit Vorliebe in solchen Gegenden aufhalten, welche die Farmer zuerst in Angriff nehmen. Gerade in wiesenreichen Flußthälern pflegt es von ihnen zu wimmeln, und die Pioniere der Kultur müssen förmliche Jagden auf sie abhalten, ehe sie es wagen können, ihre Hütten zu errichten und ihr Vieh weiden zu lassen. Glücklicherweise ist die Klapperschlange ein sehr träges Tier, das ebenfalls nicht springen kann, infolgedessen man sie in Amerika auffallend wenig fürchtet. Wer dort einer begegnet, ruht ausnahmslos nicht eher, als bis er sie erschlagen hat. Auch Frauen und Knaben beteiligen sich unerschrocken an dieser Säuberung des Landes. Dabei sind die Klapperschlangen viel stärker als unsere Ottern, und ihre ungleich größeren Giftzähne gehen durch jeden Stiefelschaft, durch das dickste Kleidungsstück.

Im übrigen gilt von der Klapperschlange das meiste von dem, was wir über unsere Ottern sagten. Auch bei ihnen hat man während der Paarungszeit Knäuel von vielen Exemplaren beobachtet; auch bei ihnen kommen die Jungen, gleich nachdem die Eier gelegt wurden, aus diesen hervor und gehen selbständig ihre Wege; auch sie leben in erster Reihe von kleinen Säugetieren, in

zweiter von Lurchen. Ihnen eigentümlich ist ein Menschen und Tieren höchst unangenehmer Geruch, der sich, wenn ihrer viele beisammen sind, zu einem tensliſchen Gestank steigern soll.

Die Wirkungen des Giftes der Klapperschlangen sind überaus furchtbar, ein Gegenmittel gegen dasselbe ist nicht bekannt.

Ungleich mehr als die Klapperschlange fürchtet man in Amerika die Mokassinschlange, die auch Kupferkopf genannt wird (Abb. 6 und 7). Die Grundfarbe dieser nur etwa ein Meter langen Schlange ist kupferbraun mit rotbraunen Querbinden. Sie ist für eine Giftschlange sehr beweglich und scheint viel angriffslustiger zu sein als die Klapperschlange. Man findet sie vorzugsweise auf sumpfigen Wiesen und Weiden, und sie wird hier dem Vieh oft sehr gefährlich.

Größer als der Kupferkopf wird die Wassermokassinschlange, welche anderthalb bis zwei Meter lang wird und in den eigentlichen Sümpfen wohnt (Abb. 8). Sie ist dunkelbraun, mattschwarz oder dunkelolivengrün, und eine Zeichnung tritt kaum hervor. Die Wassermokassinschlange lebt meist im Wasser, schwimmt vorzüglich und kommt nur, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen, auf die Inseln oder an die Ufer. Ihre Nahrung bilden in erster Reihe Fische und Lurche, in zweiter kleine Säugetiere und Vögel. Sie frißt aber auch jede Schlange, deren sie Herr werden kann.

Man fürchtet sie ungemein, denn sie greift jeden Menschen, der ihr Gebiet betritt, ohne weiteres an, und da sie ebenso gewandt wie mutig ist, so ist der Ausgang eines Kampfes immerhin zweifelhaft. Sie versieht es, sich schnell in ein Boot zu werfen, und kann dann natürlich nur durch einen geschickt geführten Schlag getötet werden.

Ungleich schlimmer als im nördlichen Amerika ist die Schlangenplage in Indien. Eine Anzahl der indischen Giftschlangen gibt unsere Abbildung 9 wieder.

In Indien kommen alljährlich über zwanzigtausend Todesfälle, die durch Schlangenbiß verursacht werden, zur Kenntnis der Regierung. In Wirklichkeit ist die Zahl wohl reichlich doppelt so groß, denn aus dem Leben der unteren Volksklassen macht man sich dort nicht allzu viel, und die Opfer der Schlangen gehören naturgemäß in erster Reihe diesen an.

Die meisten Opfer fordert die überall verbreitete Kobra oder Brillenschlange. Die Cobra ist bis anderthalb Meter lang und ist von hellgelber Farbe. Im Nacken hat sie zwei schwarze, hellumrandete Flecken, die wie eine Brille aussehen. Wenn sie den vorderen Teil des Leibes aufrichtet, so kann sie den Hals so aufblähen, daß er wie ein Schild erscheint.

Die Cobra kommt in ganz Indien und auf den umliegenden großen Inseln vor und ist überall häufig. Sie bewohnt mit Vorliebe verlassene Termitenhügel oder Trümmer menschlicher Bauten, an denen es in Indien nicht fehlt, nimmt aber auch mit anderen Verstecken vorlieb. Sie nährt sich vorzugsweise von Lurchen, frißt aber auch Mäuse und junge Ratten.

Die Cobra bewegt sich für gewöhnlich langsam und bleibt auf dem Erdboden, sie kann aber auch klettern und sehr geschickt schwimmen.

Über ihre Fortpflanzung ist nichts Besonderes zu bemerken.

Die Wirkung des Giftes ist eine furchtbare, und Mensch und Tier erliegt ihm in kürzester Frist, falls die Schlange nicht etwa vorher mehrfach gebissen und dadurch ihren Vorrat an Gift ausgegeben hatte. Die indischen Schlangenfänger sollen gegen dasselbe mit Erfolg den sogenannten Schlangenstein anwenden. Es ist das eine kleine

Abb. 7. Kopf der Mokassinschlange

von oben, von vorn und von der Seite gesehen.

Abb. 8. Wasser-Mokassinschlange.

poröse Masse, welche das Blut anzieht und aufsaugt, also in der Weise eines Schröpfkopfes wirkt.

Die Cobra wird in Indien vielfach von den Gauklern gezeigt. Diese verstehen es meisterhaft mit dem gefährlichen Tier umzugehen, und es kommt verhältnismäßig selten vor, daß einer von ihnen seine Künste mit dem Leben bezahlt.

Eine in jeder Beziehung furchtbare Giftschlange ist eine nahe Verwandte der Cobra, die Königshutschlange. Diese erreicht die Länge von vier, ja von vierundeinhalb Metern. Sie ist ungleich gewandter als die Cobra, klettert und schwimmt vortrefflich und greift den Menschen, sofern er sie reizte, ohne weiteres an. Sie verfolgt auch den Fliehenden mit großer Schnelligkeit. Glücklicherweise ist die Königshutschlange, welche dasselbe Verbreitungsgebiet hat wie die Cobra, aber auch auf Neu-Guinea vorkommt, selten. Sie ist oben oliven-, unten blaßgrün mit schwarzen und weißen Querbinden. Der Hals ist, aufgeblasen, verhältnismäßig schmäler als der der Cobra. Sie nährt sich hauptsächlich von anderen Schlangen, gleichviel ob diese ihrerseits giftig sind oder nicht.

Eine kleine, aber überaus gefährliche Giftschlange ist die Asäe (in Ägypten: Efa). Die Afäe, die von dunkelgelber Farbe ist, wird nur sechzig Centimeter lang, ist aber ungemein lebhaft und angriffslustig. Sie hat ein überaus großes Verbreitungsgebiet, denn man findet sie außer in Indien in ganz Arabien, Persien, Palästina,

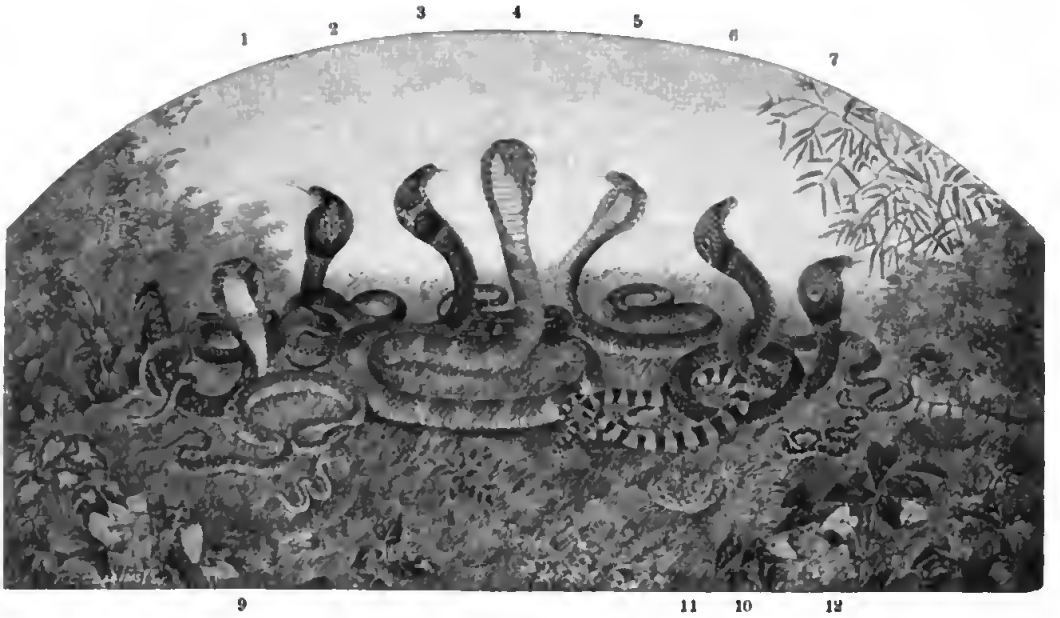


Abb. 9. Indische Giftschlangen.
1) Königshutschlange. 2—7) Spielarten der Brillenschlange. 8) Baumotter (um Nr. 1 herumgeschlungen). 9) Kettenviper. 10) Die Pamo. 11) Der Krait. 12) Afäe.

Nordafrika. Sie ist überall häufig, kommt oft in die Gärten und Häuser und wird infolge ihrer Kleinheit nur zu leicht übersehen.

Sehr schön ist die zwei Meter lang werdende Kettenviper. Die lichtbraune Oberseite zeigt dunkelbraune, blattförmige Flecke, die sich zu einer Kette zusammenschließen. Die Kettenviper findet sich in ganz Vorder- und Hinterindien, kommt aber nicht sehr oft vor und wird, da sie nur beißt, wenn sie angegriffen wurde, nicht sehr gefürchtet. Da sie ein ausgesprochenes Nachttier ist, begegnet man ihr verhältnismäßig selten, doch kommt sie bei Gelegenheit ihrer nächtlichen Wanderungen auch in die Häuser und sucht, wenn der Tag sie überrascht, in ihnen ein Versteck. Sie lebt von kleinen Säugetieren und Vögeln. Auffallend ist, daß diese große Schlange sehr leicht getötet wird.

Nahe Verwandte sind die Pama und der Krait, die man in Indien Bungarschlangen nennt. Die erstere wird zwei, der letztere anderthalb Meter lang. Die Pama ist schwarz mit gelben Querbinden, der Krait oben schwarz oder schwarz mit weißen Querstreifen, unten weiß. Beide sind Tagtiere, und der Krait zumal ist ungemein verbreitet, er richtet daher, obgleich er ungereizt nicht beißt, viel Unheil an. Man begegnet ihm eben nur zu oft und hält ihn überdies, da sein Kopf nur sehr wenig vom Halse abgesetzt ist, leicht für eine ungefährliche Schlange.

Wirklich verhältnismäßig ungefährlich ist die Baumotter. Diese etwa achtzig Centimeter lange, oben dunkel-, unten hellgrün gefärbte Schlange lebt fast ausschließlich in den Laubkronen der Bäume, kommt daher nur ausnahmsweise mit dem Menschen in Berührung. Sie jagt in der Nacht. Ihr Biß ist übrigens sehr gefährlich, denn wenn die Gebissenen dem Gift auch nicht immer erliegen, so pflegt dasselbe doch lange Krankheit nach sich zu ziehen.

Vergegenwärtigen wir uns, daß wir hier nur einen Teil der indischen Giftschlangen kennen lernten, so leuchtet es ein, wie furchtbar die Bewohner Indiens unter diesen Tieren leiden müssen.

Neues vom Büchertiſch.

(Biographiſches und Erinnerungen.)

Von

Paul van Szczepanski.

(Abdruck verboten.)

Zu den höheren Geſichtspunkten vorzudringen, von denen es als ein verdienſtliches Werk erſcheint, die erſte, zweite, dritte und letzte Lesart einer Goetheſchen Verszeile feſtzuſtellen oder der Welt nachzuweiſen, daß eines ſeiner Gedichte nicht am 1. Mai zwiſchen fünf und ſechs Uhr nachmittags, ſondern erſt am 2. zwiſchen ſieben und acht Uhr abends entſtanden iſt, war mir nach nicht verſtattet. Auch zu denen gehöre ich nicht, die eines Dichters Perſon aller menſchlichen Schwächen entkleiden zu müſſen glauben, ehe ſie an ſeinem unſterblichen Werke Freude haben können, und nicht einmal dazu kann ich mich verſtehen, in jeder hingeworfenen Gleichgiltigkeit eines großen Mannes deshalb etwas Beſonderes zu ſehen, weil der große Mann ſeine Namensſchiffre darunter geſetzt hat. So kommt es, daß ich dem, was man Goethe- und Schiller-Litteratur zu nennen pflegt und was die Lebensaufgabe ſo vieler bedeutender Männer nach Goethe und Schiller geworden iſt, in ſeiner Geſamtheit ziemlich ſkeptiſch gegenüberſtehe. Dieſe Skepſis im allgemeinen hat vielleicht dazu beigetragen, das Vergnügen im beſonderen zu verſtärken, das ich an zwei Werken gehabt habe, die gleichfalls dieſer Spezial-litteratur zuzurechnen ſind, denn aus beiden weht ſo etwas wie der Wind der Reaktion, die ja nicht ſelten — nach viel freiſinnigere Leſer, als ich ſelber zu ſein mich rühmen darf, werden mir das zugeſtehen — ihre Berechtigung hat. Das eine iſt eine Briefſammlung mit Einleitung von Dr. Karl Schmidt: „Schillers Sohn Ernſt“ (Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh), das andere des Grafen Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim ſchon vor Jahren erſchienenes, jetzt von Dr. Albert Bielſchowsky vermehrtes und wieder aufgelegtes Buch „Lilli's Bild“ (München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung). Das letztere Buch iſt ganz ſicher nicht aus dem Gefühl heraus entſtanden, daß jede Frau, der der große Goethe einmal ſein Herz geſchenkt hat, der Nachwelt intereſſant ſein müßte, ſondern es entſtand, weil die Litterarhiſtoriker, die an dieſer Vorausſetzung kranken, der Meinung waren, daß diejenigen Frauen, denen der Dichter vorübergehend ſein Herz geſchenkt hat, verpflichtet ſeien, zu dem Schaden nachträglich auch noch den Spott zu tragen. Geſeierten Dichtern kann man es am Ende nicht übel nehmen, wenn ſie ſich in jeder Situation erhaben vorkommen, denn der ewige Weihrauchduft benebelt den Sinn für das Natürliche. Weiß ich doch von einem noch ganz lebendigen Dichter der Gegenwart, die die Dichter ja nicht einmal allzu ſehr verwöhnt, daß er einem jungen Mädchen, dem er zum erſtenmal in Geſellſchaft begegnete, die Stirn küßte und dazu die klaſſiſchen Worte ſprach: „Vergeſſen Sie dieſen Augenblick nie; Meiſter Saundſa hat Sie auf die Stirn geküßt.“ Das Opfer dieſes Attentats ſchilderte mir den Eindruck der Scene folgendermaßen: „Zuerſt dachte ich, ich müßte vor Scham in die Erde ſinken; dann dachte ich, der Kerl iſt verrückt geworden.“ Die Dame hatte ſicher in beidem unrecht, aber wenn nüchterne Litterarhiſtoriker ſpäter meinen ſollten, ihr ſei mit dieſem Meiſterkuß große Ehre geſchehen, ſo haben ſie noch mehr unrecht. Sie haben auch unrecht gehabt, wenn ſie meinten, es ſei eine ganz beſondere Ehre für Lilli Schönemann, ſpätere Frau von Türckheim, geweſen, daß ſie mal Goethes Braut geweſen iſt, und ſie müſſe ſich gefallen laſſen, verkleinert zu werden, um Goethe aus dem Bruch des Verlöbniſſes unangetaſtet hervorgehen zu laſſen. Ein Mann von vornehmer Geſinnungsart kann an dieſem Syſtem Anſtoß nehmen, um ſo mehr, wenn er der Verkleinerten perſönlich nahe geſtanden hat wie Graf Dürckheim der Lilli Schönemann, der er Schwiegerenkel wurde. Und vornehm wie das Motiv der Abwehr iſt auch die Art der Abwehr, denn Graf Dürckheim denkt gar nicht daran, aus der Aufhebung des Verlöbniſſes eine große moraliſche Schuld für Goethe konſtruieren zu wollen. Was ſich übrigens auch nur aus der gleichen Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit heraus thun ließe, aus der die Vergötterer des Menſchen Goethe Lilli Schönemann als unbedeutend und flatterhaft ſchildern. Was Goethe nicht paßte und zur Aufhebung des Verlöbniſſes veranlaßte, war, wie aus dem Dürckheimſchen Bilde ſicher hervorgeht, das Milieu, in dem Lilli Schönemann lebte, — nicht ſie ſelbſt, ſondern ihre von kaufmänniſchen Intereſſen beherrſchte Umwelt, — abgeſehen davon, daß er ſelbſt ſich noch nicht heiratsfähig fühlte; ein Zeitpunkt, der bei vielen Männern durchaus nicht mit der Möglichkeit zuſammenfällt, eine Familie zu ernähren, wie alle Eheſtifterinnen meinen. Einen wie großen Einfluß aber, bewußt oder unbewußt, die Umwelt auf die meiſten heiratsluſtigen Männer ausübt, geht ſchon daraus hervor, daß ganz alleinſtehende Mädchen, wenn meine Beobachtung mich nicht täuſcht, höchſt ſelten ſitzen bleiben, ſelbſt wenn ihnen die verſtorbenen Lieben kein Vermögen hinterlaſſen haben. Sinnige Naturen mögen das für eine freundliche Gutherzigkeit des Schickſals betrachten, das für Verlorenes Erſatz zu ſchaffen bemüht iſt. Da ich das Schickſal kenne, ſtimme ich mehr für männliche Klugheit, welche ahnt, daß zwei ſich leichter verſtändigen, wenn nicht ein Dutzend andere auch nach mitreden wollen. In das Verhältnis Goethes zu Lilli ſcheint ſehr viel hineingeredet worden zu ſein. Aber Graf Dürckheim iſt es gar nicht in erſter Linie darum zu thun, dieſe Liebesgeſchichte noch einmal in ihren Irrungen und Wirrungen aufzurollen. Er will nur nachweiſen,

Digitized by Google

daß seine Großmutter auch in ihren jungen Tagen nicht ein oberflächliches und kokettes Ding gewesen ist, und so zeichnet er einfach und schlicht ihr Bild, wie es sich ihm selber eingeprägt hat, und wie er es aus ihren Briefen und den Erinnerungen ihrer Zeitgenossen ergänzen konnte. Dieses Frauenbild wäre fesselnd und interessant genug, auch wenn nicht auf einem Blatte ihres Lebensbuches der Name Goethe verzeichnet stünde, — nicht um der äußeren Erlebnisse willen, trotzdem auch die sich auf dem Hintergrunde der französischen Revolution bunt genug abspielen, sondern weil Frau Lilli sich in allem Wechsel von einer imponierenden inneren Tüchtigkeit erweist und es verdient, als ein selbständiges Wesen fortzuleben und nicht nur als eine jener vielen Frauen und Mädchen, die der Nachwelt wegen ihrer Beziehungen zu Goethe interessant gemacht worden sind.

Daß Schillers Sohn Ernst in gleichem Maße eine bemerkenswerte Persönlichkeit gewesen sei wie Lilli Schönemann, spätere Frau von Türckheim, will ich nicht behaupten. Denn mehr als einen ehrlichen Streber konn man beim besten Willen aus ihm nicht herausdestillieren, und das schützt die meisten Menschen nicht vor dem Vergessenwerden. Das Verdienst des Herausgebers der Briefe von und an Ernst von Schiller beruht im wesentlichen darin, daß er seinen Helden nicht über den Wert eines strebsamen Durchschnittsmenschen hinaufzupuffen versucht hat. Das Verdienst würde noch größer gewesen sein, wenn der Herausgeber nicht jeden Papierschnitzel der Veröffentlichung für wert gehalten hätte, — ohne Rücksicht auf den Inhalt, der vielfach eben wirklich nur für den Augenblick und für den Adressaten Wert hatte. Ich greife beliebig ein Stück heraus, um zu zeigen, was für mich ohne Interesse ist und von dem ich annehme, daß es wenigen Menschen ein Interesse einflößen kann. Ernst von Schiller schreibt aus Köln am 2. Februar 1837 an seine Tante Wolzogen: „Innigst verehrte Tante, wie lange habe ich nichts von Ihnen gehört! .... Ich treibe hier mein Appellationswesen fort, augenblicklich durch Herrschaft des Hanswurstes unterbrochen, der von heute an bis nächsten Mittwoch hier tobt. Der hiesige Carneval findet wohl nicht seines gleichen in Teutschland; er ergreift auch die ernsten Verhältnisse, d. h. er suspendirt sie. So haben wir z. B. während dreier Tage keine Sitzung. Hier herrschen Grippe (sehr stark) und Entzündungskrankheiten in Menge. Meine Frau und Tochter leiden an beiden, so wie ich selbst; ich hoffe aber, am Mittwoch wieder ausgehen zu können. — Der Schopenhauer ist in Bonn ein Unglück begegnet .... Meine Frau und Tochter empfehlen sich Ihnen zu Gnaden und hoffen bald von Ihrem Wohlsein zu hören. Leben Sie recht herzlich wohl und erhalten Sie Ihre Liebe Ihrem treuen Freunde Ernst." — Solcher Briefe enthalten die vier allerdings nicht übermäßig starken Bände des Werkes eine große Anzahl, und ich meine, es wäre dem Andenken Ernst von Schillers kein Unrecht geschehen, wenn der Herausgeber sie ungedruckt gelassen hätte. Wenn man wenigstens daraus noch erführe, welches Unglück der Schopenhauer begegnet ist, aber der einzige interessante Punkt bleibt im Dunkel. Möglich, daß ein Verehrer Schopenhauers ein Buch über Schopenhauers Mutter herausgibt und in abermals vier Bänden diesen dunklen Punkt aufzuhellen trachtet. Wer nicht ein Spezialinteresse an Ernst von Schiller nimmt — und auch dieser Briefwechsel gibt keinen Aufschluß darüber, weshalb man es an ihm nehmen sollte — steht daher vor einem Kuchen, aus dem die Rosinen herausgepickt werden wollen. Wer sich durchbröckelt, stößt auf manches Lohnende. Vor allem ist es die kernfeste Figur der Caroline von Wolzogen mit ihrem gesunden Urteil, ihrer nüchternen Klarheit und ihrer warmen Liebe für ihres Schwagers Kinder, die uns anzieht. Die Luft in Weimar fand sie schon damals etwas verstaubt, trotzdem Goethe noch lebte und das Goethearchiv noch nicht zu seiner jetzigen Bedeutung als Staubfänger emporgewachsen war. Sie spielt den Schutzgeist der Familie Schiller, und wenn den Kindern des Dichters unverkürzt der Ertrag aus den Dichtungen ihres Vaters zu teil geworden ist, so ist das zum guten Teil Verdienst der Wolzogen. Weniger Teilnahme, als freundschaftlich gewesen wäre, erweist dagegen Goethe den Kindern seines Freundes. Eine Zeitlang scheint es sogar, als ob es zwischen beiden Parteien aus Anlaß der Herausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels zu ernsten Differenzen kommen sollte, und zwischen Goethes Sohn August und Schillers Sohn Ernst kommt es wirklich zu einem energischen Meinungsaustausch. Da muß man sich denn damit darüber hinweghelfen, daß Goethe eben von Größerem in Anspruch genommen war als von dem damals ziemlich ungewiß erscheinenden Schicksal der Witwe und der Kinder seines Freundes, — menschlich schöner wäre es zweifellos gewesen, wenn er über den kleinen Familiensorgen der Hinterlassenen seines Freundes einmal sich selbst vergessen hätte. In etwas wunderlicher Beleuchtung erscheint auch die Geschichte der Beisetzung der Gebeine Schillers in der Fürstengruft zu Weimar in diesen Briefen. Ernst von Schiller ist offenbar nicht ganz überzeugt davon, daß es wirklich die irdischen Überreste seines Vaters sind, die dort ihre letzte Ruhestatt gefunden haben, und den Umständen nach konnte er nicht ganz davon überzeugt sein. Das ist denn für Pietätsmenschen von jener Art, die eine ganz besondere Weihestunde erlebt haben, wenn sie mit dem roten Bädeker in der Hand an den Särgen Goethes und Schillers standen, ein harter Schlag. Aber ich glaube, sie werden ihn verwinden und vergessen; es kommt nur darauf an, daß die Weimaraner selbst nach wie vor mit Überzeugungstreue an dem Glauben festhalten, Karl August, Goethe und Schiller ruhten in derselben Gruft, und daran werden sie es sicher nicht fehlen lassen. Das Buch ist mit vielen Porträts der Nachkommen Schillers und mit Facsimiledrucken ausgestattet.

Außerordentlich vielseitig, lebendig und anregend ist Luise von Kobell in ihrem zweibändigen Werk: „Unter den vier ersten Königen Bayerns" (München. K. H. Beck-

Digitized by Google

sche Verlagsbuchhandlung). Die Verfasserin, in einem von künstlerischen und politischen Interessen belebten Kreise aufgewachsen, später als Gattin des zeitweiligen Kabinettssekretärs Königs Ludwigs II., van Eisenhart, auf einem Platze stehend, wie er günstiger für eine klar beobachtende und lebhaft empfindende Frau nicht gedacht werden kann, ist zugleich eine vorzügliche Erzählerin, eine Meisterin der Unterhaltung, gleich ihrem Landsmann Otto van Völderndarff, zu dessen Münchener Plaudereien diese Lebenserinnerungen gleichsam eine Ergänzung bilden. Wer die einen mit Vergnügen gelesen hat, wird auch die anderen gerne lesen, trotzdem Luise von Kobell nicht über Völderndorffs souveränen Humor verfügt. Der Erzähler Otto von Völderndarff steht über den Dingen, die Erzählerin Luise von Kobell mitten darin, — beides hat für den Leser seinen Reiz, und er tritt ihnen beiden so nahe, daß er sich darüber freut, als er erfährt, daß beide gute Freunde sind. Die umfassende Periode Münchener und bayerischer Geschichte, die Luise von Kobell schildert, ist durch den Titel des Buches bezeichnet. Es liegt nicht an der Darstellung aber am Stoff, sondern daran, daß hier das zeitlich zunächst Liegende uns in seinen Beweggründen noch vielfach unklar ist, wenn uns gerade die Schilderung der Zeit Ludwigs II. am meisten anzieht. Die Vermutung, daß des Königs Krankheit viel zu spät als solche erkannt worden ist, wird auch durch diese Schilderungen bestätigt; seine Menschenscheu war schon im Jahre Siebzig eine ziemlich ausgeprägte, und schon damals hatte die Verfasserin Gelegenheit, seine ausgeprägte Vergötterung des französischen absoluten Königtums zu beobachten. Schon in der ersten Hälfte der siebziger Jahre schildert Luise van Kobell des Königs Leben und Neigungen: „Wie vieles bei diesem Könige eigenartig war, so war es auch seine Lebenseinteilung, denn er richtete sich dabei mehr nach dem Monde als nach der Sonne. Er schlief aber ruhte bis zwölf Uhr mittags, nach beendeter Toilette erledigte er täglich mit seinem Kabinettschef staatliche, zweimal in der Woche mit seinem Hofsekretär finanzielle und in die Künste einschlägige Angelegenheiten, wobei Ludwig II. eine äußerst rasche Auffassung, einen scharfen Einblick in die Verhältnisse und vielen Schönheitssinn bekundete. Er nahm seine Mahlzeiten allein an einem kleinen, unbequemen Ecktischchen in seinem Schreibzimmer ein. Erteilte er nachmittags Audienzen, so speiste der König während des Vortrags seines Kabinetts- oder Hofsekretärs. Von fünf bis sechs Uhr fuhr er spazieren, dann besuchte er das Theater oder unterhielt sich in seinem Wintergarten mit Betrachtung eingesandter Baupläne, Aquarelle oder Kupferstiche. Diese letzteren zeigten meist Interieurs von Schlössern, Auffahrten, Krönungs- und Galawagen, Feste am französischen Hofe aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert und Einzeldarstellungen, z. B. Avec Dieu pour le roi et la patrie. — Marie Antoinette à Trianon. — Marie Antoinette à Versailles. — Marie Antoinette descendant à l'hôtel de ville. — Mit lebhaftem Interesse besah der König auch Trachten- und Reisewerke: Femmes de la cour de Louis XV. — Seigneurs de temps de Louis XIV. — Costumes sous Louis XVI. Ferner Photographien nach den Gemälden Vive le Roy! — Hallali au Vivier du Grès. — Ludwig XIV., als Apollo den Sonnenwagen lenkend. — Die Porträts der französischen Königsfamilien. — Das Theater in Trianon. — St. Cloud. — Résidences royales de France. — Maskau. — Der Kreml. — Der Salon Medicis. — Die Prachtsäle im Stil der späteren französischen Könige aus dem Kurhause in Baden-Baden u. s. w. Des öfteren bekam ich Zusendungen zur Ansicht. So entsinne ich mich noch lebhaft eines Prachtwerkes über Indien, das der König „das Land meiner Sehnsucht" nannte, der Madrider Galerie u. s. w. Den Bildern entsprach die Lektüre des Monarchen: La jeunesse de Louis XIV par A. Dumas fils. — Les fastes de Louis XV. — Salomon par l'abbé Choisy. — La Duchesse Lauzun par la Comtesse Dash. — Les soupers de la régence. — Les maitresses du Roy, — dann die Zeitschriften Mercure de France — Mercure galant, die Werke von Capefigue, von Lamartine und M. C. Dareste, sowie die verschiedensten Biographien der französischen Könige und von Marie Antoinette. Wieder sticht dagen Ludwig II. warmes Interesse für Torquata Tassos Dichtungen ab. Unter den deutschen Klassikern zählten Schiller, Grillparzer und Hebbel zu seinen Lieblingen. Aus Goethes Faust citierte er bisweilen Stellen. Eifrig benutzte er die Kunstgeschichten von Lübke, Kugler, Weiß und Violet le Duc, von welch letzterer der König mehrere Artikel auswendig wußte. Zeitungen las er teils selbst, teils ließ er sich daraus vorlesen. Er verfolgte mit großem Interesse die Vorgänge des Kanzils im Jahre 1870, und die regelmäßige Lektüre der hierüber in der Allgemeinen Zeitung erschienenen Artikel, welche meinem Manne oblag, währte mit den eingestreuten Besprechungen meist bis Mitternacht, auch noch länger, wenn der König an die politischen Fragen persönliche Bemerkungen knüpfte. Bei dem Abschiede gab der König dann und wann einen im Wintergarten gepflückten Veilchenstrauß, eine reizende Schmuck- oder Nippsache an mich mit. Einer offiziellen Hoftafel unterzog sich Ludwig II. meistens nur aus Pflicht, selten aus Vergnügen. War ihm ein Gast nicht sympathisch, so ließ er große Blumensträuße auf die Tafel stellen, damit der betreffende vor Rosen und Kamelien kaum nach zu sehen war. Besuche allerhöchster Herrschaften, selbst wenn er sie verehrte und ihnen anhänglich war, suchte er abzuwenden. Da der König wiederholt an Katarrh, Kopf- und Zahnweh litt, rief er diese Übel gelegentlich auch einmal zur Abwehr der Audienzen herbei, was dazu Anlaß gab, daß die Nachricht über eine Unpäßlichkeit des Königs manchmal auf Ungtauben stieß. Unternahm der König von Berg aus einen Ausflug ins Gebirge, so wurde ihm der Geschäftseinlauf entweder durch einen reitenden Boten nachgesandt, aber der Kabinettschef und der Hofsekretär wurden zum Vortrage in eines

Digitized by Google

der Jagdhäuser auf dem Hochkopf, Brunnenkopf, Herzogstand, Schachen u. s. w. beschieden. Denn der König legte stets einen hohen Wert darauf, daß die Regierungsgeschäfte ohne Aufschub erledigt wurden. Mitunter fand der Vortrag am Fuße eines Berges statt, in Krun, Halbamer, vor allem in der Vorderriß, dem einzigen in der Ebene gelegenen Jagdhaus, das im Frühjahr zuerst schneefrei wurde. Ein paarmal wickelten sich zur Sommerszeit die Staatsgeschäfte vor dem Forsthaus zu Altach am Walchensee ab. Der Förster hatte Haus und Flur von oben bis unten scheuern lassen, Stühle und Tisch in eine Wiese gestellt, eine rote Wolldecke darüber gebreitet, einen riesigen Blumenstrauß darauf postiert, und ehrerbietig wartete dann der Förster der Dinge, die da kommen sollten. Da sprengte der König mit seinem Pferd- und Wagentroß daher. Eisenhart erschien mit seinem Porteseuille, und der Vortrag fand im Freien statt. Die Scenerie war eigentümlich. Im Hiniergrunde der Wiese lagerten die Reitknechte und reihten sich die Fahrzeuge aneinander. Der König setzte sich, im Reisekostüm, die schottische Mütze auf dem Kopf, an den Tisch, rückwärts von ihm, stramm aufrecht, zwei Lakaien, vor ihm stand sein Kabinettschef im schwarzen Frack, den Claquehut unter dem Arm, und berichtete mit lauter Stimme über die von den verschiedenen Ministern eingesandten Anträge und Vorschläge; dann und wann mischte sich das Tönen einer Kuhglocke darein oder das Gekläffe der über ihre Hast erbosten Hunde. Nachdem der König die letzte Entschließung getroffen und die Unterschriften gefertigt hatte, verabschiedete er leutselig seinen Sekretär, gab ein Zeichen, und wie durch eine Zauberformel verschwand die ganze Gesellschaft. Durch die Verlängerung des Landaufenthaltes von seiten des Monarchen hatten die Münchener wenig Gelegenheit, ihn in der Hauptstadt zu sehen. Die Neugierde wuchs, und so oft der König während seines Hierseins die übliche Nachmittagsspazierfahrt in den englischen Garten unternahm, sammelten sich Gruppen von Einheimischen und Fremden im Küchen- und Apothekerhofe, und als der Zutritt in diese Räume während dieser Zeit untersagt ward, im Hofgarten gegenüber dem Saalbau. Die Neugierde fand aber wenig Nahrung, da der König im schärfsten Trab und in geschlossenem Wagen, überdies zurückgelehnt, an der Menge vorüberfauste. Wieviel der König auf Gewohnheit und Ceremonie hielt, beweist, daß er eines Tages seinem Sekretär die Bitte rundweg abschlug, sich während des Vortrages so stellen zu dürfen, daß er durch den aus dem See strahlenden Sonnenreflex nicht geblendet wurde, — mein Mann mußte das peinliche Glitzern und Flimmern aushalten. Ebenso mußte der Stallmeister Hornig oft bei Wind und Wetter von seinem Pferde absteigen, um mit entblößtem Haupte dem König seine Hermelindecke hinaufzuziehen, wenn sie sich etwas verschoben hatte, oder für denselben eine Orange zu schälen. Aber der sich in Gegensätzen bewegende Monarch ließ es sich andererseits auch lebhaft angelegen sein, den Erwähnten Freude zu bereiten.

Voll Güte sandte er ihnen gelegentlich Photographien, Bücher oder andere wertvolle Geschenke. Die Befürchtungen für seine Sicherheit und Gesundheit wies der König energisch zurück. Und doch stand sein Leben oft auf dem Spiele bei seinen nächtlichen Ausflügen. Einmal, bei starkem Schneegestöber, erfaßte den vor Kälte erstarrten Vorreiter, der den Weg nicht mehr von dem Abgrund unterscheiden konnte, eine derartige Verzweiflung bei dem Gedanken, der Monarch könnte verunglücken, und er trüge als Vorreiter die Schuld daran, daß er die Laterne von sich werfen und blindlings davonjagen wollte, „gehe wie es will." Nur dem Stallmeister Hornig gelang es, ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Und so sauste der König, als er im Spätherbst nach Hohenschwangau übergesiedelt, fast Tag um Tag in seinem prunkvollen Wagen oder Schlitten mit den allegorischen Figuren bald durch Nacht und Nebel, bald im hellen Mondlicht über Stock und Stein, dergauf, dergab, an eingeschneiten Gebirgen vorüber, an wilden Schluchten und finsteren Tannen vorbei, an tosenden Bächen und rauschenden Wasserfällen, schnell wie der Sturmwind fuhr er durch Dörfer und Weiler. Die Leute hörten schon von weitem den Hufschlag, verstohlen blickten sie hinter den kleinen Scheiben ihrer Häuser hervor. „Jetzt kommt der König," flüsterten sie. Dann sahen sie einen Fackelschein — ein Schimmern von Gold — die Umrisse einer Krone und schwebender Engel — und das Phantasieleben Ludwigs II. ergriff auch das Landvolk."

Einen autobiographischen Roman nennt Theodor Fontane den ersten Band seiner Erinnerungen, der unter dem Titel „Meine Kinderjahre" bei F. Fontane & Co., Berlin W. erschien. Ich sage, den ersten Band, trotzdem Theodor Fontane in einem kurzen Vorwort meint: „Als es mir feststand, mein Leben zu beschreiben, stand es mir auch fest, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotisches und mehr noch für eine viel Raum in Anspruch nehmende Kleinmalerei mich auf einen bestimmten Abschnitt meines Lebens zu beschränken haben würde. Denn mit mehr als einem Bande herauszutreten, wollte mir nicht rätlich erscheinen." Ich bin fest überzeugt und hoffe zuversichtlich, daß Fontane diesem Vorsatz untreu werden wird. Meine Zuversicht beruht nicht darauf, daß Fontane ein alter Herr ist und alte Herren nicht so bald von sich zu plaudern aufzuhören pflegen, wenn sie einmal von sich zu plaudern angefangen haben. Denn man merkt ihm die Jahre in diesem Buche ebensowenig an wie in irgend einem seiner früheren. Aber ich habe den Eindruck, als wäre der Künstler in Fontane bei diesem ersten Bande warm geworden, und der wird nicht ruhen, bis er noch mehr aus seiner Erinnerungsmappe hervorgeholt und gestaltet hat. Denn nicht die Erinnerungen an sich sind das, was diesem Buche den weitaus ersten Rang unter allen Memoirenwerken verleiht, die in den letzten Jahren erschienen sind, sondern die Art, wie Fontane diese Erinnerungen gestaltet. Fontane gibt ein kul-

Digitized by Google

kurhistorisches Bild von ganz überzeugender Wahrheit, und dabei in ganz anspruchsloser Fassung. Und auch der Titel eines Romans rechtfertigt sich noch durch etwas anderes als durch die Fontanesche Vorsicht, die, wie der Dichter im Vorwort bemerkt, nicht von aus jener Zeit vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage interpelliert werden möchte. Diese Kindheitserinnerungen schildern nämlich ein ganzes Menschenleben, sie haben neben dem Erzähler selbst noch einen Helden, einen Helden, für den der Leser von einer außerordentlich starken Sympathie erfaßt wird. Vielleicht nicht jeder Leser, denn Sympathien und Antipathien sind wunderliche Dinger, die einem anfliegen, man weiß nicht warum, und dem einen ist sympathisch, was den andern antipathisch berührt. Aber mir ist es so ergangen, — wenige Menschen, die mir aus Büchern entgegengetreten sind, haben mir das Herz so warm gemacht wie der eigentliche Held in Fontanes Kindheitserinnerungen. Dieser Held ist Theodor Fontanes Vater. Trotzdem, oder vielleicht gerade weil ihn Fontane durchaus nicht mit überkindlicher Pietät schont, sondern Schatten genug von ihm ausgehen läßt — Schatten, die die späteren Jahre des Familienlebens stark verdüstert zu haben scheinen. Es gibt Menschen, die man trotz aller ihrer großen Eigenschaften nur hochschätzen, aber nicht lieben kann, und andere, die man trotz aller ihrer Schwächen lieben muß. Denn diese Schwächen sind nur die Auswüchse von lauter guten Eigenschaften, die aus irgend einem Grunde über das rechte Maß hinaus gewuchert sind. Zu diesen gehört des Dichters Vater — eine liebenswürdige, sorglos optimistische, großherzige Natur, in ihrer Entwickelung ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen und deshalb schließlich wie ein Schiff, das zu stark geladen hat, in seichtem Wasser auf den Strand geratend.

Auch Otto Roquette hat seine Erinnerungen unter dem Titel „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens“ (Zwei Bände. Darmstadt. Verlag von Arnold Bergstraßer) veröffentlicht. An intimem Reiz läßt sich Roquettes Darstellung mit derjenigen Fontanes nicht vergleichen, an interessanten Geschehnissen und interessanten Köpfen oder vielmehr an bekannten Persönlichkeiten, die auftreten, bietet sie ungleich mehr als der kurze und äußerlich stillste Abschnitt aus dem Leben Fontanes. Die Anspruchslosigkeit der vornehmen Natur hat dagegen Roquette mit Fontane gemein — der Dichter posiert nicht, und man hört ihm daher gern und aufmerksam zu. Eines hat mich überrascht, — daß nämlich Roquette eine starke Betonung auf seine dramatischen Dichtungen legt und seine Novellistik und Lyrik, die ihn doch allein bekannt gemacht haben, sehr von oben herab behandelt. Das läßt den Leser denn ahnen, daß er sich hat bescheiden müssen oder wenigstens niemals zu einer vollen Befriedigung gelangt ist. Es ist nicht Zorn und Groll, den Roquette darüber äußert, sondern ein resigniertes Hinnehmen der Thatsache, daß seine Dramen über die darmstädter Hofbühne nicht weit hinausgekommen sind. Gerade dieses temperierte Gefühl aber macht es vielleicht erklärlich, daß das Publikum sich für den Bühnendichter Roquette niemals leidenschaftlich erregt, sondern nur den Novellisten sanft angeschwärmt hat.

Unter dem Titel „Deutsche Fürstinnen“ veröffentlicht Lily von Gizycki ein Buch (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel), das ganz in den Kreis der weimarischen Spezialstudien gehört und infolge dessen von Menschen, die der Gegenwart ihr Recht gönnen, nur mit starker Überwindung gelesen werden kann. Am meisten hat mich der Essay über die Herzogin Helene von Orleans interessiert, erstens, weil mir die Schicksale dieser Fürstin am wenigsten bekannt waren, zweitens, weil der Weihrauch, in den die Verfasserin ihre Heldin hüllt, mir wenig berechtigt erschienen ist. Daß man vor lebenden Fürsten und Fürstinnen seine Reverenz macht, auch wenn sie menschliches Mittelmaß nicht weit überragen, ist mir ganz erklärlich, weil es eben ganz menschlich ist. Mehr aber, als daß man nach ihrem Tode nichts schlechtes von ihnen sagt, wie von allen Toten, können sie nicht verlangen. Zudem kann man die Prinzessin, da sie nach Frankreich heiratete und zwar aus dem ausgesprochenen Gefühl heraus, der „Enge“ ihres Vaterlandes ledig zu werden, doch höchstens eine französische und nicht eine deutsche Fürstin nennen. Wäre sie die bedeutende Frau gewesen, als die sie Frau von Gizycki schildert, so würde sie sich entweder in der Beschränktheit der heimatlichen Verhältnisse als Meisterin gezeigt haben oder den größeren und unsicheren Verhältnissen, in die sie nach eigenem Wunsch hineinstrebte, sich gewachsen gezeigt haben. Mit seinem wunderbar klaren Blick sah Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, die ganze zukünftige Misere dieses Ehebündnisses voraus und gab seinem Erstaunen über den Entschluß der Prinzessin mit den Worten Ausdruck: „Wie habe ich mich in ihr getäuscht! Weder die deutsche Fürstin erkenne ich in ihr wieder, noch die besonnene, verständige Freundin! — Man mag die Dinge ansehen, wie man will, so bleibt doch Louis Philipp ein Thronräuber, und er und seine Nachfolger tragen unrechtmäßiger Weise die Krone. Seine Dynastie mag sich nun Jahrhunderte lang erhalten oder nicht; — die Art, wie er zur Krone gelangte, wird die Geschichte mit unauslöschlichen Buchstaben als ein Unrecht bezeichnen. — Was treibt sie zu einem Ehebündnis, vor dem, mit Ausnahme sehr weniger Stimmen, alle ihr abrathen?“ — Die Dynastie Louis Philipps hat bald zu regieren aufgehört, und Prinzessin Helene von Orleans ist „still, auf gerettetem Kahn“ in die alte, enge Heimat zurückgekehrt, die ihr zwar keine hochfliegenden Träume verwirklichen, aber doch ein Asyl bieten konnte. Das ist gewiß ein Unglück für sie gewesen, aber doch ein rein persönliches und keines von denen, am deretwillen deutsche Fürstinnen uns als vorbildlich erscheinen.

Digitized by Google

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der kleine Mann auf dem kleinen Bild ist ein sehr getreues Porträt. Sein Name ist verschollen, und hätte die Kunstgeschichte nicht den Namen des Verfertigers des Blattes bewahrt — kein Mensch würde ihn wiederfinden. Aber so wissen wir, daß der kleine Unglückliche Haffmann hieß, der vam Scheitel bis an die Zehe seine runde 33 Zoll nürnbergisch maß. Denn er lebte zu einer Zeit, in welcher noch jede Stadt ihren besanderen Zollstock hatte, der Münchener Fuß 0,292 Meter, der Augsburger Werkschuh 0,296 Meter, der Bamberger Feldschuh 0,280 Meter und der Nürnberger Stadtschuh oder Fuß 0,304 Meter maß. Und weil er in Nürnberg geboren war, maß man ihn nürnbergisch: Zwölf Zoll gaben einen Fuß, 33 Zall alsa 0,836 Meter! Und das ist etwa Tischhöhe.

Hoffmann war in jeder Beziehung ein kleiner Künstler. Und wenn wir ihn auch eifrig über sein Blatt gebeugt vor der Natur studierend sehen — er hat's nicht weit gebracht. Die dünnen, kleinen Beinchen trugen zwar einen dicken, schweren Kopf — aber der Kapf drang nicht durch. Als Haffmann 1849 in Nürnberg starb, hatte er längst den Künstlertraum an den Nagel gehängt. Er war Cammis in einem Cigarrengeschäft geworden. Ich weiß nicht, ob er mit besserem Erfolg „Reutertobak" verkaufte, als er gemalt hatte. Die Kunst, welche 1849 herrschte, hatte er als Jüngling auch schwerlich erstrebt. Seine Jugendideale blieben ganz unerreicht.

Im Jahr 1815 zeichnete ihn sein Freund und Lehrer Jahann Christian Erhard. Der war selbst damals erst 20 Jahre alt, und auch Nürnberger von Geburt. Erhard hatte mehr Welt gesehen und mehr Schulung genossen als sein winziger Freund. Er war 1795 geboren und unter Zwinger an der Nürnberger Kunstschule im Stechen ausgebildet warden. Da kannte er zwar nicht eben viel lernen, denn es ging systematisch und langweilig an dieser Kunstschule zu. Die große Tradition früherer Jahrhunderte war erlaschen, und man stapfte die klaffenden Löcher im Ruhmesschild Nürnbergs mit den Phrasen eines weitspurigen Idealismus zu. Es war eine Zeit, wo es allen graß Denkenden und allen innig Empfindenden in der zeitgenössischen Kunst nicht heimisch werden konnte.

Erhard ging 1816 nach Wien. Dort war damals die berühmteste Kunstschule. Und weil alle, die etwas lernen wallten, ihr zustrebten, wurde dort die Entscheidungsschlacht geschlagen, sammelten sich die „Jungen" zum Ringen gegen die veraltenden Alten. Overbeck war zwar schon aus der Akademie 1806 ausgewiesen warden, war mit seinen Freunden nach Rom gezagen. Aber seine Anregungen waren haften geblieben: Die sanfte, gedankenreiche, anmutige Kunst, welche die Nazarener schufen, wirkte damals in Wien als eine revalutionäre!

Zwei Dinge bewegten die Zeit! Die großen politisch-kriegerischen und die graßen dichterischen Stürme. Die um Cornelius und Overbeck hielten sich an Goethe und die Ramantiker, dichteten selbst Bilder. Erhard dagegen studierte die durchziehenden Franzosen und Kosaken und zeichnete sie so treu, als er nur konnte. Er wollte das Leben ergründen mit seinem Stift und wendete sich zunächst an das fremde, scheinbar „interessantere" Leben. Ähnlich thaten es andere, Zingg und sein Schüler Karl August Richter in Dresden waren auf gleichen Wegen.

Nürnberg und Dresden hatten ja gemeinsam, Sitze eines verkammenden Glanzes zu sein: dart das Mittelalter, hier Barock und Rakaka, an beiden Orten ein kleines Geschlecht, das sich zwischen den Bauten größerer Zeit gemütlich eingerichtet hatte. Da war wenig Schwung und gar keine Thatkraft. Da war wenig Leidenschaft und viel Gemüt, da war man in allem Großen klein und in allem Kleinen groß. Das war ein Gebiet, wo ein Erhard und ein Ludwig Richter erwuchsen. Ludwig Richter kam später. Erhard ist sein Vorgänger, wie sein Vater Karl August Richter ein salcher gewesen war.

Damals, als sie zeichneten, lebte freilich in Dresden Theodar Körner und starb der Nürnberger Buchhändler Palm fürs Vaterland. Deutschland bereitete unter dem Einfluß der pathetischen Dichtung Heldenthaten vor. Die Thaten wurden gethan, und das Pathos behielt das Wort. Die Philister wurden eine Zeit lang verhöhnt oder vergessen. Erst als der Sturm vorbei war, als die Nation wieder die Schlafmütze über die Ohren zag, erkannte sie Ludwig Richter als graßen Mann, als echten liebenswürdigen Spiegel ihrer selbst.

Damals war Erhard tod. Er machte selbst in Rom 1822, siebenundzwanzig Jahre alt, seinem Leben ein Ende. Übermäßiges Studium, hieß es, habe ihn lebensmüde gemacht. Sieht man seine Blätter durch, vertieft man sich in die Darstellung des kleinen Hoffmann, sa versteht man das Wort. Er war Overbeck, Carnelius und Schnorr gefolgt. Er traf sie nicht mehr, wie sie gewesen waren, nicht mehr als jugendlich Suchende, sandern als unter römischem Einfluß zu schnell fertig Gewordene. Sie hatten die alten Vorbilder durch das Naturstudium ersetzen wallen und waren neuen Barbildern in das Garn gegangen. Sie hatten früher das Ideal in sich, in der eigenen Naturerscheinung gesucht und hatten es plötzlich in den alten Meistern var sich erstehen gesehen. Aber Erhard hatte noch seine Nürnberger Philister im Kapf und zeichnete sie mit emsigem Fleiß. Er hörte sa viel van Wahrheit reden und glaubte daher ernsthaft wahr bleiben zu müssen. Das verzieh man ihm nicht. Der Sturmruf nach Schönheit ging über ihn hin, der da meinte, auch Freund Haffmann, so häßlich er war, könne Gegenstand einer schönen Zeichnung sein; der Realismus kam in Verruf. Und Erhard schied freiwillig aus einer Welt, die ihn nicht verstand.

Wissen Sie, was die Franzasen intime Zeichnung nennen? Am kleinen Haffmann können Sie's

sehen! Daß der Kopf des Krüppels zu groß für den Körper, die Ohren zu graß für den Kapf sind, das wird jeder bessere Zeichner darstellen. Das Profil hat Erhard nur treu nachzuzeichnen gehabt. Aber das winzige Kneifen des Mundes beim Zeichnen, das Blinzeln des Auges über dem unförmigen Backenknochen — da ist mit einer feinen Linie viel gesagt. Mehr noch in der Gestalt: der Rock ist modisch, so „schlecht" sitzen mußte damals ein Rock, sollte er „gut" sitzen. Aber die eckige Bewegung, das ängstlich Gekniffene des zeichnenden rechten Armes, das zeigt den die Bewegung durch das dickste Tuch hindurch den Körper empfindenden Künstler an. Man decke sich einmal den Oberkörper zu und betrachte nur die Beine: es sind unverkennbar die eines Knirpses und würden sie zehnmal vergrößert.

Das Blatt ist sehr madern, weil es sehr selbständig empfunden und sehr wahr ist. Madern bleibt eben, was aus jugendlichem Geist entstand. Und doch ist sie nun achtzig Jahre alt, diese Zeichnung!

A. Raudnitz ist von Geburt aber doch seiner künstlerischen Schulung nach ein Dresdener, wenn er gleich jetzt in München lebt. Durch das Fenster auf seinem Bilde „Ein gelehriger Schüler" sieht man ja auch die Marmarstatuen des Dresdener „Graßen Gartens." Er denkt sich alsa sein Bild dorthin, wa einst König August der Starke um sein Palais sechs kleine Häuschen versammelte, jedes mit einer allerliebsten Wohnung, in welcher man sich ein paar Stunden in kleiner, ganz kleiner Gesellschaft wohl sein tassen kann. Draußen ist Sommer und sannen sich Palmen des Gewächshauses: drinnen wäre es ein bißchen langweilig, wenn das hübsche Fräulein nicht Gesellschaft hätte. Grundlos zog sie das schönste Seidenkleid nicht an und schmückte sich aufs deste. Sie erwartet wohl geiehen zu werden. Doch einstweilen muß Schwesterchen und der Papagei aushelfen, bis der rechte Augendlick kommt, beide zu vergessen. Draußen die Marmarstatue stellt den Kentaur Nessus dar, der die Dejanira entführt. Undekannte antike Herrschaften! Aber es ist ein starker Mann, der sie in nervigen Fäusten emporhebt, und Dejanira findet es sichtlich so nett, einmal mit sanfter Gewalt entführt zu werden...

Warum nur die Maler die Schafe so lieben? Verboekhoven, Brendel, Jacque, Millet, Holman Hunt — die Reihe ist endlos — malten von allen Tieren am liebsten das Schaf. Otto Gebler, wieder ein Dresdener von Geburt, der jetzt in München lebt, ist ihr würdiger Nachfalger. Das Schaf ist eben ein Schaf, ein Naturprodukt ohne viel Geist, ein Herdenvieh ahne eigne Gedanken, eine Wählerschaft, die hinter einem Parteiführer hertäuft. Das Schaf ist kein Charakter, sandern nur ein Stück belebte Natur, ein graßes Tier mit kleinem Gehirn, animalisch einfach in seinem Ideenkreis. Herr Gebler hat im Stall Studien gemacht. Der Malkasten, die Palette mit frischen Farben, der — nicht salonfähige — Hut und das Skizzenbuch liegen da. Schnauzel sollte Wächter sein. Da bricht die Herde herein, blökend, doch vor dem Neuen im Stall stutzend: so viele gegen einen! Schnauzel, der Kluge, weicht tapfer einen Schritt zurück! Ein paar Skizzen aus Mari ten Kate's Zeichenbuch und unter ihnen Schnauzel ins Menschliche übertragen. Er droht mit dem Steinwurf, der Bäckerdursche rechts auf dem Blatte, aber er fürchtet sich nicht minder als der Hund unter dem Stuhl. Sein Blick geht nach oben, die Linke deckt ängstlich die Brust. Es ist ein großer ungeschlachter Kerl, der ihm gegenüber steht, und das Drohen mit dem Stein ist mehr Angst als Übermut. Mari ten Kate lebt in Amsterdam, dach sind Werke, welche diesen Namen tragen, oft auf deutschen Ausstellungen zu sehen gewesen. So war in München 1892 das Bild, „Der Böglein Christkind," Mädchen am Fenster, die die im Schnee hungernden Vögel füttern, vielleicht etwas süßlich, vielleicht etwas kakett. Aber in den Skizzen prickelt Leben und wirkt sicheres Können. Sie sind dem Augenblicke abgelauscht und im Augenblicke entstanden.

Und nun bringen wir nach dem Weidmanne ein Blatt von einem seiner berühmtesten Freunde, van Christian Kröner. Wenn der Nichtjäger sich um Gottes Willen nicht auf das Glatteis begeben sall, über Wild zu reden, ehe er das besandere Deutsch der Mannen des heiligen Hubertus erlernt hat, so soll nach mehr der Künstler die Hand fern halten vom Tierbild, welcher im Walde und auf der Flur nicht heimisch ist. Kröner glaubt man es, daß er es selbst sah, wie die Hirsche aus dem Wald „austreten", um zu „äsen". Wie sie sich scheu umsehen nach einer Gefahr — ganz so scheu, wie beim Niederschreiben dieser Zeilen der leider nicht weidmännisch gebildete Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 33.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Nun ist es gut! — Kein Prunken noch und Prangen,
Jedoch sein Atem kräuselt schon die Flut,
Sein weicher Schleier weht; — er kommt gegangen!
Er naht, der milde Lenz! — Nun ist es gut!

Frida Schanz.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 8, April 1894.

Die Prinzessin.

Eine Erzählung
von
Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Wir saßen an einem schönen Juliabend unserer drei in meinem kleinen Gärtchen bei einander, die Herren Adami und Arnsberg — beide Professoren der Medizin — und ich. Unsere Frauen und Kinder weilten schon seit acht Tagen in der Sommerfrische, die Herren aber wurden durch ihre Kollegien in dem heißen Leipzig festgehalten, während mich die Erkrankung eines Kollegen an die Stadt fesselte.

In dem großen Garten, von dem der meinige nur ein Teil war, herrschte reges Leben. Alle Hausgenossen waren ins Freie gekommen und bethätigten sich in ihrer Weise in ihren Abteilungen, die nur durch niedrige Zäune voneinander getrennt waren. Hier saß die Familie plaudernd beisammen; von dort her klang das Brausen der Gießkannen, aus denen die von der Tageshitze verschmachteten Blumen übergossen wurden, zu uns herüber; da endlich drehten sich die Kinder im Reigen und sangen dazu mit hellen Stimmen das Lied von der Merseburger Glocke. Dazwischen hinein flötete eine Amsel von der Spitze eines Birnbaums, und kreischten die Mauersegler, die sich um die hohen Dächer jagten.

Wir plauderten von allem Möglichen, und das Gespräch kam schließlich, ich weiß nicht mehr wie, auf den Einfluß, den die Naturtriebe auch auf die Höchstgebildeten ausübten, ohne daß diese sich dessen irgend bewußt würden.

„Wir pflegen diese Einwirkungen sehr zu unterschätzen," meinte Adami. „Wir glauben nur zu oft zu schieben, wo wir doch nur geschoben werden. Ich habe hierfür ein Beispiel erlebt, das mir, solange ich lebe, unvergeßlich bleiben wird."

„Erzählen! Erzählen!" riefen Arnsberg und ich.

„Das kann geschehen!" war die Antwort. „Kannten Sie meine Cousine Margarete Ostinghusen?"

„Sie meinen die Tochter des Oberpastors, ‚die Prinzessin?' Aber natürlich," versetzte ich.

„Himmel, war das Mädchen schön!" rief Arnsberg. „Freilich eine verzweifelt kalte Schönheit. Und das machte die Geschichte doch noch viel unerklärlicher, als sie ohnehin war."

„Haben Sie ‚die Prinzessin' näher gekannt, meine Herren?"

Es erwies sich, daß Arnsberg die berühmte Schönheit nur von der Straße und aus dem Theater kannte. Ich war ein paarmal in Gesellschaft mit ihr zusammengewesen, ohne sie doch näher kennen gelernt zu haben.

„Nun ja. Sie lebten ja auch erst seit einem halben Jahr in Riga, als die Geschichte passierte."

„Allerdings, aber ich entsinne mich noch sehr wohl des Aufsehens, das sie in der Stadt erregte."

„Von dieser Geschichte will ich eben erzählen. Und Sie dürfen nicht ungeduldig werden, wenn ich dabei weit aushole. Das gehört zur Sache."

„Ganz im Gegenteil. Hier heißt es: Je länger, je besser."

„Die Prinzessin," begann Adami, „war eine meiner allerältesten Bekannten, denn wir verbrachten schon die Tage miteinander, als wir neun Monate alt waren. Wir badeten in jenem Jahr, wie die Unserigen alljährlich, in Reeksting, wo unsere Mütter, die Schwestern waren, sich immer ein heiß ersehntes Stelldichein gaben. Nun hatte es der Zufall so gefügt, daß Margarete und ich an demselben Tage geboren waren, ein Umstand, der die Schwestern sehr beglückte.

„Fünf Jahre lang sind wir in jedem Sommer zusammen gewesen, aber ich habe fast gar keine Erinnerung an jene Zeit behalten. Nur zwei untereinander nicht zusammenhängende Bilder leben noch in mir fort. Das eine zeigt mir das im heißen Sonnenbrande ganz unbewegt daliegende Meer. Margarete und ich haben uns im Schatten eines auf den Strand gezogenen Bootes eine Grube gegraben und spielen darin. Unser altes Christinchen sitzt neben uns auf dem Sande und strickt. Plötzlich hören wir laute Rufe und ein schnell näher kommendes Dröhnen. Christinchen, die sich etwas aufrichtet, stößt einen Schrei aus und sinkt zurück. Gleichzeitig fliegt eine dunkle Masse über uns weg, wir hören einen schweren Fall und werden von einer Sandmasse überschüttet.

„Wir waren einer großen Gefahr entgangen. Der Pastor Lichtenberg, ein bärenstarker Mann, hatte eine Vorliebe für wilde Pferde. In diesem Sommer benutzte er die Strandferien dazu, um einen Rappen, ein ganz unbändiges Tier, einzufahren. Der Hengst hatte nun bei einer Ausfahrt den Wagen zertrümmert und war dann, die Deichseln hinter sich herschleppend, am Meeresufer dahin gestürmt. Wunderbarerweise war es dem Tier gelungen, über das hohe und breite Boot wegzusetzen. Sprang es zu kurz, so mußten wir von seinen Hufen zerschmettert oder von dem umstürzenden Boot erdrückt werden.

„Der Vorgang hatte sich so schnell abgespielt, daß er uns erst zum Bewußtsein kam, als der herbeieilende Pastor und Christinchen ihrem Entsetzen über die Gefahr, in der wir geschwebt hatten, lauten Ausdruck verliehen. Ich brach nachträglich in ein großes Geschrei aus, Margarete aber blieb auch dann ganz ruhig, als unsere Mütter und sonstige weibliche Anverwandte und Zugethane hinzukamen und sich unter Freudenthränen darüber ergingen, wie wir beide, die wir an demselben Sonntag geboren, nun auch gemeinsam einer so furchtbaren Gefahr entgangen wären. Ich sehe noch durch die meinen Augen entströmenden Thränenfluten Margaretens langes, schmales, von lichtblonden Locken umrahmtes Gesichtchen, aus dem die großen blauen Augen verwundert zu den Umstehenden aufschauten. ‚Aber warum weint Ihr denn?' fragte sie mit ganz ruhiger Stimme. ‚Es ist uns ja nichts geschehen.'

„Ich erinnere mich, daß ihre Kaltblütigkeit mir gewaltig imponierte.

„Das zweite Bild: Wir beide betraten eines Abends in Begleitung von meinem Christinchen und ihrer Lisbeth eine Waldblöße, in deren Mitte sich ein Haferfeld befand. Lautes Schelten eines Mannes und ebenso lautes Klagen einer Frau hatten uns herbeigelockt. Wir sahen nun, wie ein Bauer eine magere, graue Kuh, die er in seinem Felde gefunden hatte, an einem Horn fortführte, während die Besitzerin des Tieres ihn anflehte, es frei zu geben. Als die Frau uns gewahr wurde, lief sie auf unsere Wärterinnen zu und beschwor sie, ihre Bitten mit den ihrigen zu vereinigen. Der Bauer blieb nun auch stehen und erging sich, die Kuh immer am Horn festhaltend, in wüsten Schimpfreden. Sein vom Zorn gerötetes Gesicht erfüllte mich mit einem lebhaften Angstgefühl, das sich noch mehr steigerte, als der rohe Mensch dem sich sträubenden Tier einen furchtbaren Tritt in den Leib versetzte. Margarete aber sprang vor und schlug dem Mann mit einem langen Stück Reisig, das sie zufällig in der Hand trug, ins Gesicht.

„Der Mensch ließ vor Schreck die Kuh fahren und blickte starr auf das kleine Mäd-

Digitized by Google

chen, das, ohne mit der Wimper zu zucken, vor ihm stand und ihn mit zornfunkelnden Augen ansah.

„Die Sachlage war immerhin kritisch, denn wenn sich auch ein Herrenkind damals in unsrer Heimat viel erlauben konnte, so war doch nicht abzusehen, wozu der Zorn den ohnehin schwer gereizten Mann hinreißen konnte.

„Glücklicherweise erschienen in diesem Augenblick unsere Mütter auf der Waldblöße. Der Bauer beklagte sich bei ihnen und erhielt ein Schmerzensgeld, das durchaus besänftigend gewirkt haben muß, denn er küßte den Damen die Ärmel und nickte auch der kleinen Sünderin ganz freundlich zu.

„Ich vermute, daß diese Ereignisse in den letzten Sommer fielen, den wir zusammen am Strande verlebten. Infolge eines beginnenden Lungenleidens vertrug meine Tante später die Seeluft nicht mehr und mußte die warme Jahreszeit auf einem Landhause in der Nähe von Riga verleben. Mit diesem Leiden hing es wohl auch zusammen, daß die Rigischen Verwandten uns nie besuchten, während meine Mutter oft wochenlang bei ihnen verweilte. Auch als meine Mutter — bei der die schreckliche Krankheit einen überaus schnellen Verlauf nahm — ebenfalls an der Schwindsucht starb, kamen sie nicht zur Beerdigung. Meine Tante mag wohl schon sehr leidend gewesen sein.

„Ich sah die Familie Ostinghusen erst wieder, als ich dreizehn Jahre alt war. Man glaubte damals in der gleichmäßigen, feuchten Wärme der Kuhställe ein Mittel gegen die Lungenschwindsucht gefunden zu haben, und wer von den Kranken es thun konnte, richtete sich in einem solchen Stall ein Zimmer ein. Ich weiß nicht, ob die Ostinghusen sich dieserhalb an meinen Vater gewandt hatten, oder ob der Vorschlag von ihm ausging, jedenfalls wurde ein Teil unseres Viehstalles durch eine Holzverkleidung in ein Zimmer verwandelt, das durch Tapeten einen möglichst wohnlichen Anstrich bekam und einen eignen Eingang vom Garten her erhielt.

„Sie können sich denken, wie sehr die Aussicht auf diesen Besuch der Verwandten mich aufregte. Ich hatte sie ja fast ganz vergessen, aber in der tiefen, kaum je gestörten Einsamkeit unseres Landlebens war ein solcher Besuch ein Ereignis ersten Ranges. War doch Tante Ostinghusen die einzige Schwester meiner angebeteten seligen Mutter. Aber nicht nur das. Die Verwandten übten auch in ihrer Eigenschaft als Rigenser eine gewisse Anziehungskraft aus. Sie wissen ja, wie wir Kurländer zu unsern baltischen Großstädtern stehen, oder doch wenigstens standen. Die Rigenser waren für uns der Inbegriff der Feinheit, aber wir Barbaren verhielten uns zu dieser spöttisch, denn sie hatte für uns immer einen Stich ins Komische. In diesem Fall mußte freilich von vornherein zugegeben werden, daß die Ostinghusen eine verzweifelt alte Familie waren. Sie war, wie ich aus dem Munde meines Vaters wußte, 180 Jahre länger im Lande als die unsrige. Aufrichtend für uns wirkte anderseits, daß die Ostinghusen ihren Stammbaum vielfach durch Handel befleckt hatten, während meine Ahnen von der Feder- wie von der Kunkelseite ausnahmslos ‚Litteraten', d. h. akademisch Gebildete gewesen waren.

„In großer Spannung stand ich eines Morgens vor der gewaltigen C-Federkutsche, vor die der Kutscher unsere vier fetten Braunen spannte. Mein Vater musterte Kutsche und Pferde sorgfältig, bedrohte Christian, der in Sachen des Branntweins nicht ganz zuverlässig war, nachdrücklich und entließ dann das Fuhrwerk, das schwerfällig davonschwankte. Er selbst begab sich darauf in das für die Tante bestimmte Zimmer und unterwarf es zum so- und sovieltenmale einer eingehenden Prüfung. Diese Art Sorgfalt lag durchaus nicht in der Art des männlichen, herben Mannes und machte auf mich einen großen Eindruck.

„Ich verbrachte den übernächsten Tag in großer Spannung und trieb mich den ganzen Nachmittag über in dem Teil des Gartens umher, der an den von der Landstraße kommenden Weg stieß, obgleich die interessanten Verwandten vor Sonnenuntergang nicht eintreffen konnten. So war denn auch wirklich die Nacht schon hereingebrochen, und der Nebel lag schon weiß über den Wiesen, als ich endlich unsere Glocke vernahm. Ich stürmte ins Haus, um das Eintreffen der Gäste zu verkünden, und stand dann atemlos neben meinem Vater und meiner Tante Wynmann, die bei uns die Wirtschaft führte, als der Wagen endlich vor der Freitreppe hielt. Es entstiegen

ihm die drei Ostinghusen und die alte Lisbeth.

„Ich hatte beim Abendessen Gelegenheit und Zeit, die ersten drei nach Gefallen zu studieren. Der Oberpastor war damals einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Sein langes, schmales Gesicht zeigte den reinsten niederdeutschen Typus: an die mächtig gewölbte Stirn schloß sich eine gerade Nase. Die Augen waren weit geöffnet und von blauer Farbe. Der Mund war klein, das Kinn rundlich und in der Mitte gespalten. Aschblondes Haar fiel in üppigster Fülle bis auf die Schultern herab und wurde von Zeit zu Zeit durch eine hastige Bewegung mit der schmalen, weißen Hand von der rechten Schläfe zurückgestrichen. Er hatte eine tiefe Stimme von unbeschreiblichem Wohllaut und sprach ein höchst gewähltes Deutsch, ganz ohne den Tonfall unserer Sprache. Die ganze Persönlichkeit hatte etwas Weibliches, zumal wenn man ihn neben seiner Frau sah, die — sie war wie meine Mutter auch eine Cousine meines Vaters — unsere scharfen Adamischen Züge zeigte. Bei uns haben ja wieder die Frauen in ihrer Hagerkeit und durch den dünnen, festgeschlossenen Mund leicht etwas Männliches. Das traf bei meiner Tante, deren Wangen eingefallen waren und deren tief liegende, dunkle Augen in dem Feuer der Schwindsüchtigen glühten, noch besonders zu. Sie sprach wenig, hatte ihren kurischen Tonfall ganz unverfälscht beibehalten und gab sich auch ganz schlicht und natürlich.

„Die Tochter war das Ebenbild ihres Vaters und warf auch mit seiner Bewegung von Zeit zu Zeit die langen Locken zurück, ihr Wesen aber war von dem seinigen sehr verschieden. Während er nämlich, bei aller Würde, sehr lebhaft war und viel sprach, hatte das dreizehnjährige Mädchen eine ungemein gemessene, kühle Art, und sie sprach eigentlich nur, wenn sie angeredet wurde. Dann freilich redete sie mit demselben berückenden Wohllaut wie der Vater und ebenso gewählt wie dieser.

„An diesem Abend trug der Oberpastor die Kosten der Unterhaltung. Er begann mit munteren Reiseeindrücken, erzählte dann ausführlich von der letzten großen Gesellschaft beim Generalgouverneur, dem lebensfrohen Fürsten Suworow, und berichtete dann allerlei Interessantes aus dem Leben der großen Stadt. Mir erschien das alles wie eine Offenbarung aus einer anderen, mir völlig fremden Welt. Es kam mir nicht unnatürlich vor, daß ein Mädchen, welches in dieser Welt erwuchs, anders war als meine übrigen Cousinen, aber ich empfand doch auch eine Art Abneigung gegen Margarete. Diese that ihrerseits nichts, um sich mir zu nähern.

„Als wir schließlich das Ehepaar in ihr eigenartiges Heim geleitet hatten und durch den dunkeln Garten wieder dem Wohnhaus zuschritten, hörte ich, wie mein Vater leise zu meiner Tante Wynmann sagte: ‚Mein Schwager ist ganz derselbe Narr, der er immer war, aber auch Dorothea ist ganz die Alte, Liebe.‘

„Der Oberpastor reiste am folgenden Tage ab und kam nur alle drei bis vier Wochen auf ein paar Tage wieder. Er erwies dann seiner Frau und seiner Tochter ritterliche Aufmerksamkeit, beschäftigte sich aber nicht allzu viel mit ihnen und widmete seine Zeit meist Tante Wynmann. Uns fiel das auf, die Frauen schienen das aber nicht anders gewohnt zu sein.

„Zwischen Margarete und mir wollte sich keinerlei Verhältnis herstellen, obgleich ihre Mutter sehr gütig gegen mich war. Diese sah es gern, wenn ich sie besuchte, und erzählte mir dann aus ihrer Jugend, von meiner Mutter oder von denjenigen unserer Vorfahren, die sie noch gekannt hatte. Diese Stunden, an die ich noch immer denken muß, sobald ich an einem Rinderstall vorübergehe, hätten sehr genußreiche sein können, wenn ich nicht aus Margaretens apathischem Wesen — sie verließ das Zimmer, wenn ich kam, oder griff nach einem Buch — hätte schließen müssen, daß ich ihr nicht willkommen war. Bald kam es denn auch zu Konflikten.

„Obgleich mein Vater und meine Tante Wynmann bei mir sehr auf gute Manieren hielten, so lebten wir infolge des schroffen Charakters des ersteren doch viel zu einsam, als daß ich Gelegenheit gehabt hätte, sie mir wirklich anzueignen. Nun übte die außerordentliche Regelmäßigkeit der Züge Margaretens einen großen Zauber auf mein mir angeborenes, starkes Schönheitsgefühl aus. Infolgedessen starrte ich sie bei Tisch

Digitized by Google

beständig mit einer so naiven Unverschämtheit an, als ob sie nicht ein lebendes Mädchen, sondern eine Marmorstatue war. Ich entsann mich später, daß sie mir ihren Unwillen über diese Belästigung auf verschiedene Weise ausdrückte, aber selbst als sie mich eine ganze Weile ebenso unverwandt anblickte wie ich sie, kam mir ihre Absicht nicht zum Bewußtsein, ich erfreute mich vielmehr nur daran, daß diese lieblich gerundeten Wangen, diese so schön geneigte Stirn sich nun auch noch rot färbten, und daß diese blauen Augen nun auch noch eine dunkle Schattierung zeigten, die ihnen einen ganz neuen Reiz verlieh. Das ging wohl eine Woche so fort, bis Margarete eines Mittags mit ruhiger, aber lauter Stimme sich folgendermaßen an meine Tante Wynmann wandte: ‚Liebe Tante, sage doch dem Vetter, er möge mich nicht so unverwandt anstarren. Es ist mir lästig.‘

„Mein Vater wurde feuerrot und schickte mich sofort vom Tisch weg. Ich kann mir nicht denken, daß Margarete ihm besonders sympathisch war, der sonst so rauhe Mann übte aber dieser Familie gegenüber jede Rücksicht.

„Ich vermied von jetzt ab jedes Zusammensein mit Margarete. Das war nicht allzu schwer, da ich in Kreiklingen zugleich mit den Söhnen des Herrn von Fuchs unterrichtet wurde und bis dahin eine gute halbe Stunde reiten mußte. Trotzdem kamen wir noch einmal scharf aneinander. Ich verschlang damals neben allen anderen, mir zugänglichen Büchern auch eine populäre Physiologie — wenn ich nicht irre, war es die von Leves — und wurde dadurch angeregt, vivisektorische Studien an Fröschen zu treiben. Ich hoffe, daß mir die Grausamkeit meines Verfahrens nicht zum Bewußtsein kam; jedenfalls überwand aber meine Wißbegierde alle Bedenken. So saß ich denn eines Abends wieder auf einer versteckt liegenden Rasenbank und hatte einen Frosch unter dem Messer. Plötzlich wurden mir Messer und Frosch aus den Händen geschlagen, und vor mir stand, kreidebleich, mit ganz schwarz funkelnden Augen Margarete. Sie mochte in der naheliegenden Himbeerplantage geschmaust und von dort aus mein Treiben beobachtet haben. ‚Du bist ein scheußlicher, unbarmherziger Tierquäler‘, keuchte sie, ‚Gott allein kann dich nach Gebühr strafen‘.

„Sie blieb einen Augenblick vor mir stehen, als erwartete sie eine Antwort, da ich sie aber nur schweigend anstaunte — denn meine Seele war voll Verwunderung darüber, daß sich ein Menschenantlitz unter dem Eindruck der Leidenschaft so verändern konnte — so wandte sie mir schließlich den Rücken und ging langsam davon.

„Wir gingen uns nun den Rest des Sommers über erst recht aus dem Wege.

„Da die Stallkur den erwarteten Erfolg nicht hatte, und die Krankheit meiner Tante nur zu schnelle Fortschritte machte, so nahm ihr Aufenthalt bei uns ein unerwartet schnelles Ende. Noch ehe der Herbst das Laub gelb färbte, wurde wieder die Kutsche angespannt, und die Verwandten kehrten nach Riga zurück. Nach wenigen Wochen erhielten wir die Nachricht, daß ein Blutsturz meine Tante getötet habe.

„Meine Begegnungen mit Margarete waren durchaus unfreundlicher Art gewesen, das schöne Kind hatte aber trotzdem einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich mußte, zumal wenn ich nach der Schule die lange heimwärts führende Birkenallee herunterritt, oft an Margarete denken. Es lag etwas eigentümlich Fesselndes in dieser Natur, die unter einem durchaus gleichmäßigen, kühlen Äußeren eine wilde Leidenschaftlichkeit barg. Ich rief mir dann alle Einzelnheiten ihres Verhaltens der Mutter gegenüber ins Gedächtnis. Sie hatte sich immer als eine überaus aufmerksame Pflegerin erwiesen und die Zärtlichkeit der Kranken auch erwidert, diese war aber nie von ihr ausgegangen, und sie hatte auch in diesem Verhältnis eine kühle Wohlerzogenheit bewahrt. Wie hing das zusammen, da ich doch wußte, wie leidenschaftlich sie empfand?

„Ich legte mir das schließlich dahin zurecht, daß die städtische Kultur eben schon in der Jugend alles natürliche Empfinden ertöte, und gab mir alle Mühe, das rätselhafte Mädchen möglichst bald und möglichst ganz zu vergessen.

„Das wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß sich mit dem Tode meiner Tante die Beziehungen zu den Ostinghusens mehr und mehr lösten. Mein Vater mochte sie, wenn er — was selten geschah — nach Riga kam, wohl noch besuchen, er war aber ein wortkarger Mann geworden, und ich kann

mich nicht erinnern, daß er einmal von ihnen erzählt hätte.

„Ich hörte den Namen erst wieder nennen, als ich fünf Jahre später nach Dorpat kam. Es waren damals mehrere Ostinghusen bei den Rigensern, und mit einem von ihnen, Christel — dem jetzigen Rechtsanwalt — freundete ich mich an.

„Im Kreise der jungen Patriciersöhne wurde von Margarete, die sie schon damals ‚die Prinzessin' nannten, oft gesprochen. Sie galt für eins der schönsten Mädchen der Stadt, aber auch für überaus kalt und unzugänglich. Das bestätigte auch Christel. Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß die meisten der jungen Herren mehr oder weniger in sie verliebt waren.

„Von ihrem Vater war immer nur mit einer gewissen Heiterkeit die Rede. Er hieß in diesen Kreisen ‚der Bojazzo der himmlischen Heerscharen', und man behauptete, daß einer seiner Amtsbrüder, ein genialer, alter Herr, ihm diesen Spitznamen angehängt habe.

„Christel erzählte mir, daß der Oberpastor der Abgott der vornehmen Damenwelt und daß er immer von einem ganzen Stabe von Frauen umgeben sei. Namentlich drei Damen: eine geschiedene Generalin Remlingerode, eine verwitwete Baronin Bockinghof und ein älteres Fräulein von Vesenberg sollten ihn eigentlich nur für die Nacht verlassen. ‚Sie treiben einen vollständigen Kultus mit ihrem Götzen,' erzählte Christel, ‚und dieser läßt sich mit Vergnügen von ihnen verehren. Die alte Tante Minna, die im Hause repräsentiert, kommt neben den dreien gar nicht auf.'

„Ich fragte, wie sich denn Margarete zu diesem Stabe verhalte.

„‚Eigentlich gar nicht,' war die Antwort, ‚du kennst sie ja. Sie ist gegen jedermann gleich liebenswürdig und höflich, aber jedermann hat auch gleich sehr das Gefühl, daß er ihr verzweifelt gleichgiltig ist.'

„Diese Mitteilungen waren nicht dazu angethan, mich zu einem Besuch bei dem Oberpastor anzuregen. Ich unterließ ihn deshalb auch, wenn ich Riga passierte. Erst als wieder fast fünf Jahre vergangen waren, und ich nach den letzten Ferien nach Dorpat zurückkehren wollte, um dort mein letztes Examen zu machen, begegnete mir der Oberpastor zufällig in der Scheunenstraße. Er erkannte mich sofort, begrüßte mich mit den üblichen drei Küssen und war überraschend herzlich. Die Seinigen waren noch am Strande, und er ruhte nicht eher, als bis ich ihm versprach, um vier Uhr am Dampfboot zu sein und mit ihm nach Bilterlingshof zu fahren. ‚Wie wird Margarete sich freuen, dich wiederzusehen!' rief er noch, als wir uns trennten.

„Diese Annahme erschien mir sehr zweifelhaft, es gab für mich aber keine Möglichkeit, den in solcher Weise erbetenen Besuch zu unterlassen.

„Um dreiviertel auf vier Uhr war ich auf dem Dampfschiff. Ich hatte eben auf dem Hinterdeck Platz gefunden, als ich auch schon den Oberpastor in Gesellschaft von drei Damen von der Schalpforte her auf das Schiff zusteuern sah. Wahrhaftig, das mußte der Generalstab sein. Die eine der Damen, eine große, volle Blondine mit dem Kopf eines Generals aus den Tagen Friedrichs des Großen, trug eine zusammengelegte Aktenmappe unter dem Arm. Die zweite, ebenfalls groß und voll, aber brünett und mit einem sanften Gesichtsausdruck, hielt in der Rechten eine gestickte Reisetasche. Die dritte, eine lange, hagere Person, schritt mit einem Klappstuhl in der Hand einher.

„Der Generalstab sah gar nicht so übel aus, und vor zwanzig Jahren waren die Damen gewiß hübsch und reizvoll gewesen.

„Der Oberpastor stellte mich der Generalin, der Baronin und der Baronesse vor und nahm dann auf dem von der letztgenannten mitgebrachten Klappstuhl Platz. Er hatte sich bis auf ein paar leicht angedeutete Furchen in den bartlosen Wangen und einige Krähenfüße um die Augenwinkel garnicht verändert. Wie er so unter den drei Damen, die kein Auge von ihm verwandten und ihn immer darauf beobachteten, ob sie ihm nicht irgend eine Handreichung thun konnten, dasaß und dazwischen mit der schlohweißen Hand das Haar zurückwarf, erschien mir sein Spitzname in der That nicht übel gewählt.

„Der Oberpastor erkundigte sich erst sehr liebenswürdig nach meinem Vater und den sonstigen kurländischen Verwandten und erzählte dann aus seiner Studentenzeit. Was er mitteilte, waren die altbekannten Geschichten aus den Tagen, in denen Kraftström Kurator der Universität war, die Damen

schienen sie aber noch nie gehört zu haben, wenigstens lachten sie, daß ihnen die Thränen über die Wangen liefen. Obgleich es ganz unmöglich war, einem Vortrag mit mehr Aufmerksamkeit zu lauschen, als es von allen dreien geschah, so machte doch immer die eine die andere noch auf die betreffende Pointe aufmerksam, indem sie die Hand auf ihren Arm legte oder sie bedeutungsvoll anblickte.

„Ich sagte mir unwillkürlich, daß auch ein sehr verständiger Mann, nachdem er drei Wochen in dieser Gesellschaft zugebracht hatte, ein ausgemachter Narr werden müsse. Nicht, daß diese Frauen etwa einfältig gewesen wären; durchaus nicht, aber die Verehrung, die sie für den Mann in ihrer Mitte empfanden, war so rückhaltlos, daß dieser notwendig jeden Maßstab für die Bedeutung seiner Worte verlieren mußte.

„Wir wurden am Anlegesteg in Bilterlingshof nicht erwartet und gingen zu Fuß durch den Wald der Villa des Oberpastors zu. Ich bemühte mich, den Damen die Mappe, die Reisetasche und den Klappstuhl abzunehmen, überzeugte mich aber bald, daß ich ihnen damit ein großes Opfer zumutete.

„Der Oberpastor bewohnte eine geräumige Villa ganz im Osten, nach Bullen zu. Als wir in ihr eintrafen, trat uns nur die Schwester des Oberpastors, Tante Minna, entgegen. Margarete war, wie uns erzählt wurde, zu Verwandten nach Majorenhof gefahren. Man schien sie nicht weiter zu vermissen.

„Tante Minna war eine alte Dame, der man die frühere Schönheit noch sehr wohl ansah. Sie glich ihrem Bruder, der aber bedeutend jünger war als sie. Die langen, silbergrauen Locken paßten gut zu den regelmäßigen Gesichtszügen. Die Dame hatte die sympathischen Manieren einer Rigenserin aus gutem Hause und machte einen angenehmen Eindruck.

„Wir hatten kaum um den im Freien gedeckten Kaffeetisch Platz genommen, als auch schon das von der Straße in den Garten führende Pförtchen in ununterbrochene Bewegung geriet. Eine Dame folgte der anderen, die Frau Generalkonsul der Frau Konsul und dieser wieder die Frau Baronin. Alle diese Damen traten nur „auf einen Augenblick" ein, um „dem lieben Herrn Oberpastor" einen guten Abend zu wünschen, ließen sich aber erbitten, Platz zu nehmen, und rührten sich dann nicht mehr. Bald saß unser Wirt da wie ein Hahn, der mit einem Dutzend Hennen im Schatten eines Strauches der Ruhe pflegt.

„Tante Minna nahm sich meiner freundlich an. Sie nannte mir erst die Gäste, deren Namen ich bei der Vorstellung selbstverständlich nicht verstanden hatte, und gab mir dann einen kurzen Überblick über die Geschichte der Ostinghusen. Nun sind ja diese eine Ehrfurcht erweckende Familie, aber dergleichen pflegt für den nicht unmittelbar Beteiligten wenig interessant zu sein, und ich bekenne, daß ich nicht ohne Erleichterung an das Schiff dachte, das in zwei Stunden abging.

„Da hielt ein Wagen vor dem Gitter und brachte Margarete.

„Sie war ganz weiß gekleidet und hatte ein leichtes Strohhütchen auf dem vollen Blondhaar, das sie auch jetzt in langen, ihr weit auf die Schultern herabwallenden Locken trug. Sie war in der That ein blendend schönes Mädchen. Ihr edles Antlitz, das vollendete Ebenmaß ihrer hohen Gestalt, die Ruhe ihrer Bewegungen — alles dieses bewirkte, daß sie den Beschauer wahrhaft gefangen nahm. Ich begriff jetzt, daß die männliche Jugend ihrer Kreise der ‚Prinzessin' zu Füßen lag.

„Margarethe schien mich gleich erkannt zu haben, wenigstens war sie gar nicht überrascht, als ihr Vater mich ihr zuführte. ‚Ich freue mich, dich wiederzusehen!' sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit, nahm neben mir Platz und richtete die üblichen Fragen an mich.

„Sie übte wieder einen großen Reiz auf mich aus, und ich mußte mich zusammennehmen, um sie nicht wieder anzustarren wie vor zehn Jahren. Jetzt that es mir leid, daß mein Schiff schon so bald ging. Als ich aufbrach, forderte der Oberpastor mich auf, doch für die Nacht sein Gast zu sein, und meinte, die erforderlichen Utensilien könne ich mir ja von Christel Ostinghusen holen. Als ich unentschlossen vor mich hinsah, sagte Margarete mit ihrer melodischen Glockenstimme: ‚Bleibe doch, Vetter!' Das gab den Ausschlag, ich blieb und wurde dafür gleich belohnt, indem Margarete sich erbot, mich zu Christel zu

Digitized by Google

begleiten. Dieser wohnte bei seinen Eltern in der Kolonie, wir hatten also einen verhältnismäßig weiten Weg zurückzulegen.

„Es war ein wundervoller Abend, und die lange Straße, die wir entlangschritten, atmete jene Heiterkeit, die diesen Strandort, in dem nur die gute Gesellschaft wohnt, und wo jeder jeden kennt, auszeichnet. Alle Leute, die auf den Veranden saßen, oder die uns auf dem hölzernen Bürgersteige begegneten, grüßten uns freundlich, überall in den Gärten hörte man fröhliches Lachen oder das Jubeln der spielenden Kinder. Ich bemerkte, daß mehrfach junge Herren, die uns begegnet waren, umkehrten und uns in einiger Entfernung folgten.

„Wir waren noch nicht lange unterwegs, als ich auch den Schlüssel zu Margaretens unerwartet entgegenkommendem Verhalten erhielt. ‚Wie du deiner seligen Mutter gleichst,' rief sie, indem sie mich mit einem warmen Blick ansah. ‚Dein Anblick macht mir die schöne Zeit, in der unsere Mütter noch lebten und uns liebten, wieder lebendig.'

„‚Und uns liebten!' Ich dachte an den Kreis, den wir eben verlassen hatten, an den Generalstab, und ein heißes Mitleid mit dem schönen, stolzen Mädchen an meiner Seite stieg in mir auf. Im übrigen blieb das Gespräch auf der Oberfläche, und das änderte sich auch nicht auf dem Rückwege, den wir am Meer entlang nahmen. Schon das immerwährende Grüßen ließ die Unterhaltung stets von neuem abbrechen.

„Im Hause des Oberpastors ging es zu wie in einem Taubenschlage. Es war ein stetes Kommen und Gehen, meist von Damen, es erschienen aber auch einige ältere Herren. Es fiel mir auf, daß nicht Margarete den Thee machte, sondern die Frau Generalin. Erstere stand übrigens, soviel ich sehen konnte, zum Generalstab durchaus freundschaftlich, behandelte die Damen aber wie Hausgenossen, denen gegenüber man keine besonderen Umstände zu machen braucht.

„Der folgende Morgen war herrlich klar und sonnig, und er wurde in meinen Augen noch schöner, als Margarete mich nach dem Kaffee aufforderte, mit ihr in den Wald zu gehen. Wir verfolgten eine Weile die nach Bullen führende Straße und bestiegen dann eine hohe Düne. Hier ließen wir uns am Fuß einer mächtigen Kiefer auf einem mitgebrachten Plaid nieder.

„Ich hatte das Meer seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und es ging mir bei seinem Anblick gerade so wie gestern Margarete, als sie mich erblickte, ich mußte an die Zeit denken, da unsere Mütter noch lebten. So wie die See heute vor uns lag, so hatte ich sie aus jenen Tagen in der Erinnerung: eine endlose blaue Wasserfläche, die gegen den Horizont hin scheinbar aufstieg und immer dunkler wurde. Im Vordergrunde erschien das Wasser grün und wurde von vier, dem Lande parallel laufenden gelblichen Streifen, den durch das Wasser durchschimmernden Sandbänken, durchschnitten.

„‚Wie schade, daß die beiden Schwestern nicht neben uns sitzen!' sagte ich unwillkürlich.

„‚O Gott ja!' erwiderte Margarete mit einem schweren Seufzer, und ich sah ein Paar Thränen über ihre Wangen rollen.

„Ich blickte unwillkürlich schnell weg und schaute hinaus auf das Meer.

„‚Du wirst dich damals,' begann Margarete nach einer Weile, ‚gewundert haben, daß ich so wenig zärtlich gegen meine Mutter war. Glaube nicht, daß ihre Liebe mich nicht beglückte und daß ich sie nicht erwiderte, es war mir nur leider nie verliehen, meinen Empfindungen Ausdruck zu geben.'

„‚Deine Mutter wird das gewußt haben.'

„‚Gewiß wußte sie es, aber es hat sie doch oft gekränkt, obgleich sie es sich nicht merken ließ. Wie sollte auch diese offene, gerade Natur mein Verhalten ganz verstehen?'

„Wie seltsam war doch dieses Mädchen! Sie sprach zu mir so vertraulich, als ob ich ihr Bruder gewesen wäre!

„‚Du solltest dir deshalb keine Gewissensbisse machen,' nahm ich wieder das Wort. ‚Niemand kann aus den Grenzen, die ihm sein innerstes Wesen zieht, heraus.'

„‚Nein, niemand kann aus diesen Grenzen heraus,' sagte Margarete nachdenklich, ‚aber es ist traurig, wenn die Natur diese Grenzen gar so eng gezogen hat. Und es ist doppelt traurig, wenn der einzige Mensch, der uns liebte, sich an ihnen die wunde Brust noch wunder stieß.'

„‚Wie du redest, Margarete! Du, die alle lieben, die dir nahe kommen!'

Digitized by Google

Rosen und Trauben. Nach dem Aquarell von Catharina Klein.

Digitized by Google

„Sie sah mich durchdringend an. Ich las in ihrer Seele, und ich verstand die Frage, die in ihren Augen stand. Sie hieß: Bist du auch in mich verliebt?

„Hatte ihre Art mich wirklich in einen vertrauten Bruder verwandelt? Jedenfalls antwortete ich: ‚Ich bin seit einem halben Jahre verlobt, Margarete. Mit einem Mädchen, das ich mit jedem Herzschlag lieben werde, solange ich lebe.‘

„Ein dritter, der mich hätte reden hören, würde an meinem gesunden Verstande gezweifelt haben, ich war aber meiner Sache ganz sicher.

„Margarete atmete erleichtert auf. ‚Halte mich nicht für undankbar,‘ fuhr sie fort. ‚Ich weiß, daß mein Vater mich liebt, — in seiner Weise, und daß die Verwandten, die Freundinnen mich lieben — in ihrer Weise, aber was will das gegen die Liebe einer Mutter sagen!‘

„‚Gewiß, meine Art war auch ihr zum Teil fremd, denn ich, ich war anders als sie, und doch hielt mich ihre starke Seele umfangen — wie — wie — wie mit Mutterarmen. Das werde ich nun nie wieder haben.‘

„‚Du hast kein rechtes Verhältnis zu deinem Vater?‘

„‚Nein, Hermann. Siehst du, mein Vater hat mich herzlich lieb, und er thut, was er mir an den Augen absehen kann, um mich zu erfreuen, aber wir haben uns im Grunde nichts zu sagen. Du darfst ihn nicht falsch beurteilen, Hermann. Seine unselige Eitelkeit wird ihn dir vielleicht in einem lächerlichen Licht erscheinen lassen, aber er ist wirklich ein guter, aufrichtig frommer Mann, und er ist auch nicht unbegabt. Es bleibt nur bei ihm alles seltsam auf der Oberfläche. Ich glaube nicht, daß ihn je eine Frage ernstlich beunruhigt hat. Er hat gewiß für jede, die an ihn herantrat, einen Bibelspruch, eine Sentenz bereit gehabt, die sie für ihn erschöpfend beantwortete. Er hat nur das eine Bedürfnis, sich schrankenlos verehrt zu sehen. Und in diesem Punkt kann ich mit den drei Damen nicht konkurrieren.‘

„‚Stört dieses Verhältnis dich nicht sehr?‘

„‚Nein, im Gegenteil. Ich glaube, daß, wenn der Generalstab nicht wäre — so nennen die Leute die drei — so würden wir beide mehr darunter leiden, daß wir uns nicht verstehen. Oder richtiger, ich würde mehr darunter leiden. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt, auch zu Hause einsam meines Weges zu gehen und mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich auf mich beglückende Liebe verzichten muß.‘

„‚Du wirst sie einmal in der Brust eines geliebten Mannes wieder finden.‘

„‚Ich glaube das nicht. Bisher wenigstens ist mir das Gefühl, das die Dichter Liebe nennen, vollständig fremd geblieben.‘

„‚Aber du hast schon oft Liebe eingeflößt.‘

„‚Gott sei es geklagt, ja. Aber du glaubst nicht, wie schrecklich das ist, Hermann, wenn jeder — wenn von den jungen Leuten, die sich dir nähern, einige — sich unter dem Einfluß deines Äußeren plötzlich in vollständige Narren verwandeln, die thörichtsten Reden führen und dich unverwandt anstarren.‘

„Margarete schwieg und errötete über und über.

„‚Du denkst an den Denkzettel, den du mir damals gabst,‘ sagte ich lächelnd. ‚Er war wohl verdient und ist überdies längst vergessen.‘

„‚Verzeih’,‘ sagte sie, indem sie mir die Hand reichte, ‚aber du kannst dir nicht denken, wie schrecklich es ist, so angesehen zu werden. Ich hoffe, man merkt es mir nicht an, aber ich leide im Ballsaal, im Konzert, im Theater unsäglich darunter. Aber nun genug von mir. Jetzt mußt du mir von deiner Braut erzählen.‘

„Und ich erzählte Margarete von Agnes, wie ich es gethan haben würde, wenn sie meine Zwillingsschwester gewesen wäre.

„Als wir den Wald verließen, war es mir, als ob ich träumte. Schienen wir doch in wenigen Stunden zu wirklichen Freunden geworden zu sein!

„An der Frühstückstafel fanden wir wieder eine ganze Anzahl Gäste, und da auch Christel mit noch ein paar Kommilitonen gekommen war, so hatte mein Zusammensein mit Margarete ein Ende. Wir verbrachten die heißen Stunden unter gemeinsamem Geplauder auf der Veranda und unternahmen nach dem Essen einen Spaziergang nach Majorenhof. Ich wollte mich dort von der Familie verabschieden.

„Unterwegs ging ich mit dem Ober-

Digitized by Google

pastor, der sich von mir die eben aufkommende Darwinsche Theorie auseinandersetzen ließ. Er erwies sich in der sich hieraus ergebenden Unterhaltung als ein sehr verständiger Mann, und ich kann nicht leugnen, daß auch die Damen des Generalstabes mich durch das verständnisvolle Interesse, mit dem sie meinen Ausführungen folgten, angenehm überraschten. Zumal die Generalin, die sichtlich eine ebenso feingebildete wie hochbegabte Frau war.

„In Majorenhof hörten wir eine Weile der Musik zu und begaben uns dann an den Fluß, um mein Dampfschiff zu erwarten. Es waren eine Menge Menschen am Anlegesteg, und da jeder von uns Bekannte unter ihnen fand, so waren wir bald auseinander geraten. Die ‚Undine', die von Dubbeln her den Fluß herunterkam, war schon ganz nahe, während gleichzeitig ein kleineres Schiff, das wohl nach Mitau ging, mit vollem Dampf stromauf lief. Wie gewöhnlich trieben sich eine Anzahl Jungen in kleinen Booten auf dem Fluß herum, um sich von den durch die Dampfer aufgerührten Wellen schaukeln zu lassen. Eins von diesen Booten geriet nun zwischen die von beiden Schiffen aufgewühlten, gegeneinander rollenden Wogen und kenterte.

„So erzählte man mir später, denn ich hatte, mich mit mehreren Kommilitonen unterhaltend, den Vorgang nicht wahrgenommen. Erst als die versammelten Menschen laut aufschrieen, wandte ich mich um und sah entsetzt das kielaufwärts treibende Boot, neben ihm einen Kinderkopf und noch nahe am Ufer Margarete, die eben ins Wasser gesprungen war und nun schnell auf das Kind zuschwamm. Wir folgten unserer drei ihrem Beispiel, aber ich bekenne, daß es mir mehr um sie als um die Kinder zu thun war. Sie schwamm übrigens vorzüglich und blieb vollständig kaltblütig. Sie hatte den einen Jungen zuerst erreicht, als wir ihn ihr aber abnehmen wollten, wehrte sie uns ab und rief, wir sollten nach dem andern sehen. Der tauchte denn auch richtig wieder auf und fiel Christel und Hessenhagen in die Hände, die ihn glücklich ans Ufer brachten.

„Sie können sich die Aufregung denken, die während dieses Rettungswerkes am Ufer und auf der ‚Undine' herrschte. Bei dem allgemeinen Wirrwarr sah ich nur noch, daß irgend ein Herr Margarete, der man den Jungen abgenommen hatte, seinen Sommerpaletot überwarf und daß eine Anzahl Damen sie in die nächste Villa geleiteten. Wir männlichen Retter wurden von einem liebenswürdigen Ratsherrn in eine andere gebracht und sahen uns bald unter großer Heiterkeit in Kleidern, die für einen sehr umfangreichen Herrn berechnet waren. Man hatte die größte Lust, uns zu behandeln wie Matrosen, die an einem stürmischen Novembertage per Raketenapparat von einem Wrack gerettet waren, und die Dame des Hauses ruhte nicht eher, als bis jeder von uns ein paar Gläser Grog im Leibe hatte. Das Beste an der Sache war, daß alle Anwesenden Margaretens Lob aus voller Seele verkündeten.

„Es war schon ganz dunkel, als der Oberpastor und Margarete mich endlich abholten, und ich, der ich mittlerweile von Christel Kleider erhalten hatte, mit ihnen nach Hause fuhr.

„‚Rede du doch mit ihr,' begann der Oberpastor, sobald der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte. ‚Das thörichte Mädchen ist über ihre tapfere That totunglücklich.'

„Sie hatten Margarete in einen Regenmantel gesteckt und ihren Kopf so mit einem Tuch umwickelt, daß ich, auch wenn es noch hell gewesen wäre, nichts von ihrem Gesicht hätte sehen können.

„‚Worüber bist du unglücklich, Margarete?' fragte ich.

„‚Ach, es war so unsäglich dumm von mir,' war die Antwort. ‚Ihr waret ja doch alle da und hättet die dummen Jungen natürlich herausgezogen. Ich verlor leider in dem Augenblick, da das Bot umschlug, alle Besonnenheit.'

„‚Du brauchst dich dessen nicht zu schämen,' erwiderte der Oberpastor.

„‚Gewiß nicht,' fügte ich hinzu.

„‚Ihr habt gut reden,' war die Antwort, ‚ihr seid Männer. Eine Frau soll aber nie thun, was sie ins Gerede bringen kann. Nie.'

„‚Aber beste Margarete, wenn du nun allein zu schwimmen verstanden hättest?'

„‚Das wäre etwas anderes gewesen. In diesem Fall mußte ich mir aber doch sagen, daß ich mich ganz unnötig ins Gerede brachte.'

„‚Wer weiß, mein Kind,' meinte der

Pastor. ‚Es ist schon mancher in Gegenwart einer Volksmenge ertrunken, unter der sich mehr als ein Schwimmer befand.‘

„Margarete schwieg. Nach einer Weile fragte sie: ‚Wollt ihr mir einen großen Gefallen thun?‘

„‚Nun?‘

„‚Kommt ihr wenigstens nie wieder auf das Ereignis des heutigen Abends zurück. Ich werde seinetwegen ohnehin noch genug Spießruten laufen müssen.‘

„Wir versprachen, ihren Wunsch zu erfüllen, der Oberpastor blieb aber seinem Versprechen nicht ganz getreu, denn er hielt zu Hause, ehe wir uns trennten, eine kurze Andacht ab, in der er in einem schönen, aus dem Herzen kommenden und zu den Herzen gehenden Gebet Gott dafür dankte, daß er sein Kind gnädig behütet hatte.

„Margarete küßte ihm nach der Andacht die Hand und ließ sich dann von Tante Helene, deren Augen ganz rotgeweint waren, zur Ruhe geleiten.

„Am anderen Morgen verließ ich das Haus, das ich mit so geringen Erwartungen betreten und in dem ich so schöne Stunden verlebt hatte, und kehrte über Riga nach Dorpat zurück. Auf meine Bitte schrieb Agnes an Margarete und erhielt von dieser eine sehr freundliche Antwort, eine Korrespondenz ergab sich aber aus diesem Briefwechsel nicht. Ich rechnete auf ein Wiedersehen mit Margarete nach absolviertem Examen, es fügte sich aber, daß ich auf der Heimreise nur eben durch Riga passierte und mich dann nach kurzem Aufenthalt bei meinem Vater nach Würzburg begab, wo eben der große Magnet Scanzoni ungezählte Mediziner anzog.

„Ich weilte seit ungefähr einem Jahre in Würzburg, als mein Vater mir mitteilte, daß sein Schwager Ostinghusen gestorben sei. Ich wurde von der Nachricht sehr ergriffen und schrieb sogleich an Margarete und zwar so herzlich, wie mir zu Mute war. Die Antwort, die nach einiger Zeit eintraf, war sehr freundlich gehalten, aber sie wirkte doch auf mich ernüchternd. Auf den von mir angeschlagenen Ton warmer Freundschaft war Margarete nicht eingegangen, ja, es schien mir, als ob ihr Brief absichtlich so gefaßt sei, daß eine Antwort meinerseits kaum möglich war. Ich suchte mich in einen gewissen Unwillen hineinzureden, aber ich empfand doch mehr Schmerz als Ärger. Im übrigen nahmen mich Wissenschaft und Leben während der nächsten Jahre, die ich in Würzburg und Wien verbrachte, zu sehr in Anspruch, als daß ich allzu oft an Margarete hätte denken können. Die Erinnerung an sie erwachte erst zu neuem Leben, als Christel Ostinghusen mir mitteilte, daß der Rat von Riga mir auf Betreiben seines Vaters eine neugeschaffene Stelle am städtischen Krankenhause anvertrauen wolle. Mit einem Schlage standen nun die krummen, engen Straßen der alten Stadt vor mir und mit ihnen das Bild des Mädchens, das mich so oft angezogen und wieder abgestoßen hatte.

„Ich wußte aus Christels Briefen, daß Margarete nach dem Tode des Vaters in sehr guten wirtschaftlichen Verhältnissen zurückgeblieben war und mit ihrer Tante Helene einen eigenen Hausstand führte. Ich wußte auch, daß sie noch immer viel umworben war und häufig Bewerbungen ablehnen mußte. Mehr aber wußte ich nicht.

„Margarete empfing mich, als ich sie besuchte, mit verwandtschaftlicher Wärme, ich fühlte aber doch, daß sich der einst auf der Düne geknüpfte Faden nicht weiter gesponnen hatte. Es stand etwas zwischen uns. Ich fragte nach ihrem Vater, sie nach dem meinigen — von unseren Müttern war mit keinem Wort die Rede. Unsere Herzen schwiegen.

„Das blieb auch so, als ich am nächsten Sonntag zugleich mit einigen ihrer Verwandten bei ihr speiste. Ich war ein gern gesehener Vetter — nicht mehr.

„Margarete bewohnte mit Tante Helene als Ehrendame eine Etage an der Düna. Man hatte von ihren Fenstern den Anblick des schönen Stromes und des bunten Treibens auf dem Kai, und es war für ein Paar Rigenserinnen gewiß sehr hübsch, so zu wohnen. Die Damen machten kein Haus, aber die Zahl ihrer Verwandten war so groß, daß sie doch viel Verkehr hatten.

„Die letzten Jahre waren an Margarete spurlos vorübergegangen, und nur sie selbst erinnerte mich bisweilen daran, daß sie mit mir im siebenundzwanzigsten Lebensjahre stand. Sie motivierte ihr Fernbleiben von den Musseбällen mit ihrem Alter und sprach mitunter mit einer gewissen Ostentation von ihrer Thätigkeit im Interesse

des Frauenvereins. Nach dem Tode des Oberpastors hatte sich der Generalstab aufgelöst. Zwei der Damen hatten die Stadt verlassen, die Generalin aber war Präsidentin des Frauenvereins geworden und entwickelte als solche eine ebenso energische wie segensreiche Thätigkeit. Margarete fungierte als ihr eifriger Adjutant.

„So vergingen mehrere Monate. Ich traf Margarete bei Christels Vater, dem Ratsherrn Ostinghusen, bei Christel selbst, der nach vergeblichem Werben um Margarete eine niedliche kleine Frau aus guter Familie geheiratet hatte, und in anderen ihr verwandten Familien. Ein paar Mal speiste ich auch bei ihr, aber immer mit anderen zusammen.

„Da geschah es eines Tages, daß ich bei einem Rundgang durch die mir unterstellten Säle des Krankenhauses von einem kranken Knaben angeredet wurde: ‚Sie erinnern sich wohl meiner nicht mehr, Herr Doktor?'

„‚Ich entsinne mich nicht, Sie schon einmal gesehen zu haben, mein Junge,' war meine Antwort.

„‚Sie sind meinetwegen sogar ins Wasser gesprungen, Herr Doktor. Damals, als Fräulein Ostinghusen mich aus der Aa zog.'

„Da ich den Jungen seinerzeit keines Blickes gewürdigt hatte, konnte ich ihn nicht wiedererkennen. Ich nahm aber natürlich neben ihm Platz und unterhielt mich eine Weile mit ihm. Er bat mich schließlich dringend, seiner Lebensretterin herzliche Grüße zu überbringen.

„Am folgenden Tage hatte ich in der inneren Stadt zu thun und ging zu Margarete. ‚Ich bringe dir einen Gruß von einem alten Bekannten,' sagte ich beim Eintreten.

„‚Nun?' fragte sie.

„‚Von dem Jungen, den du damals in Majorenhof aus der Aa zogst.'

„Margarete errötete über und über, und ich sah an ihrem Gesichtsausdruck, daß diese Erinnerung sie überaus peinlich berührte. Es währte eine ganze Weile, bis sie sich so weit gefaßt hatte, um: ‚Wirklich? Wo sprachst du ihn?' hervorstoßen zu können.

„Ich erzählte ihr nun, nachdem wir uns gesetzt hatten, wie ich zu dem Jungen gekommen war, sah aber, daß Margarete über die Sache gar nicht fortkommen konnte.

„‚Verzeih,' sagte ich endlich offen, ‚daß ich dich, ohne es zu wollen, verletzt habe. Ich ahnte nicht, daß dir die Erinnerung an jene Augenblicke auch jetzt noch peinlich ist.'

„Margarete warf mit der bewußten Handbewegung ihre Locken von der rechten Schläfe zurück und sah mir voll ins Gesicht. ‚Das war es nicht allein, Hermann,' sagte sie.

„‚Was meinst du, Margarete? Ich verstehe dich nicht.'

„‚Sei ehrlich, Hermann. Hat es dich nicht unangenehm berührt, daß ich damals auf der Düne dir, den ich doch kaum kannte, mein Inneres enthüllte?'

„Da hatte ich nun den Schlüssel für ihr Verhalten. Diese keusche, herbe Natur hatte alle die Jahre lang darunter gelitten, daß sie sich einmal, ganz gegen ihre Art, aufgeschlossen hatte.

„‚Margarete,' erwiderte ich, ‚du hast mich damals durch das Geschenk deiner Freundschaft ebensosehr beglückt, wie du mich später dadurch betrübtest, daß du sie mir entzogst.'

„‚Sie mochte wohl fühlen, daß es sich so verhielt, wie ich sagte. ‚Sei mir nicht böse, aber ich hatte, nachdem du fort gefahren warst, die unangenehmste Empfindung,' war ihre Antwort. ‚Es erschien mir so, als ob ich dich überrumpelt, mir deine Freundschaft erlistet hätte. Ich bin sehr einsam, und ich bin nicht glücklich, aber ich möchte lieber tausend Tode sterben, als jemand mit meinem Vertrauen belästigen.'

„‚Mein Gott,' rief ich, ‚habe ich denn irgend etwas gesagt oder gethan, was dich auf diesen Verdacht bringen konnte? Und bei wem solltest du wohl mit mehr Fug und Recht einen Anschluß suchen als bei mir? Waren unsere Mütter nicht Schwestern? Und können wir nicht hoffen, daß sie segnend auf uns herabblicken?'

„In dieser Stunde wurden Margarete und ich zum zweiten Mal Freunde. Und nun für immer.

„Ich kam jetzt oft zu Margarete und lernte sie genau kennen. Sie war ein selbständiger Charakter, aber kein selbständiger Geist und in Urteil wie in Vorurteil ein Kind der Kreise, in denen sie aufgewachsen war. Ihre Vaterstadt war ihr im Grunde die Welt, und sie begriff es

Digitized by Google

gewiß nicht recht, wie jemand, der außerhalb der Schatten von St. Petri, St. Jakobi und dem Dom geboren wurde, lebte und starb, wirklich glücklich sein konnte. An dem Leben „der Stadt", so nannte man ja in ihrer Welt Riga schlechthin, nahm sie den lebhaftesten Anteil. Die übrigen baltischen Provinzen galten ihr schon nicht für ganz ebenbürtig, während sie England diesen Rang einräumte. ‚Ganz waschechte Ladies und Gentlemen findet man außer bei uns doch nur noch in England,' äußerte sie einmal vertraulich. Sie hatte in England oft bei Verwandten gelebt, beherrschte die Sprache vollständig und liebte die Litteratur ebensosehr wie die Menschen. Sie hatte mit ihrem Vater mehrfach Deutschland, Österreich und die Schweiz bereist, aber die Eindrücke, die sie dort empfing, waren keine angenehmen gewesen. Gegen alle Osteuropäer empfand sie die lebhafteste Abneigung, und diese erstreckte sich auch auf die Deutschrussen. Sie versicherte oft, daß es sie schon krank mache, wenn sie gezwungen sei, eine deutsche Petersburgerin längere Zeit sprechen zu hören. Wir neckten sie oft damit, daß wir sie mit nachgeahmtem russischen Accent anredeten. Auch unsere Letten, deren Sprache sie ebensowenig verstand, wie das Russische, waren ihr unangenehm, und sie hielt nur deutsche Dienstboten.

„Margarete las nur wenig und immer nur englische Bücher. Gewöhnlich Bulwer, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, Thakeray und Dickens. Meist stickte sie oder machte Plattstichарbeiten, in denen sie eine große Meisterin war.

„Tante Helene war in allem das etwas vergröberte Ebenbild Margaretens. Sie kam in ihren Interessen über das Persönliche nirgends heraus. Sie wußte von jedem deutschen Rigenser, wer sein Großvater und seine Großmutter war, und sie kannte jede Adresse. Für sie gab es keine Straßennamen, keine Hausnummer. Der und der wohnte im Schulzeschen oder Müllerschen Hause. Daß jedermann die Lage dieses Hauses kannte, nahm sie als selbstverständlich an. Das ideale Moment war bei ihr außer durch das Interesse an der Familiengeschichte durch die Liebe zur Musik vertreten. Sie war eine ebenso tüchtige wie eifrige Klavierspielerin.

„Margarete ist übrigens auch viel musikalischer, als man glauben sollte,' erzählte sie mir oft. ‚Wenn wir am Abend allein zu Hause sind, muß ich ihr stundenlang vorspielen. Sie legt dann ihre Arbeit weg, blickt unverwandt ins Licht, und die ganze Welt versinkt ihr in Tönen.'

„Das Bild stand oft vor meiner Seele. Versank Margarete dann die Welt wirklich in Tönen? Ich glaubte es nicht.

„Das langsame Hinsiechen meines Schwiegervaters, das meine Heirat immer wieder hinausschob, setzte meine Geduld auf eine harte Probe. Da fand ich denn an Margaretens freundschaftlichem Trost den besten Halt. Sie begriff es, daß Agnes den einsamen alten Mann unter diesen Umständen nicht verlassen wollte, und sie billigte es durchaus. ‚Das ist einer der Fälle, in denen wir an unsere Pflicht zu denken haben und an nichts anderes.' So sagte sie, und ich wußte, daß sie im gleichen Fall gehandelt haben würde wie Agnes

„Wir waren in vielen Stücken verschiedener Meinung. Ich war ihr, der Lutheranerin im Stil eines Kliefoth und Philippi, oft nicht orthodox genug, und meine damalige Vorliebe für die Geschichte und Litteratur Rußlands war ihr ein Greuel. Als ich sie um die Erlaubnis bat, ihr die Übersetzungen einiger Gedichte von Puschkin und Lermontow vorlesen zu dürfen, schlug sie mir meine Bitte rund ab. Auch meine Liebe für die Letten nahm sie nur hin wie eine unerklärliche Verirrung. Doch das störte unser Verhältnis nicht.

„Ich lernte damals am Bergschen Tisch, an dem ich teilnahm, den Regierungsrat Burnholt kennen. Er mochte ungefähr zehn Jahre älter sein als ich und stammte aus unserem Oberlande, hatte aber in Riga das Gymnasium besucht und hatte auch in Dorpat nicht zu den Kurländern, sondern zu den Rigensern gehört. Er war ein sehr feiner, liebenswürdiger Mann voller Bildungsinteressen, und wenn man mit ihm allein oder in kleinem Kreise zusammen war, unterhielt man sich vortrefflich. In größeren Gesellschaften hielt er sich zurück und kam nicht recht aus sich heraus. Dieser Herr war, wie ich bald erfuhr, seit vielen Jahren ein leidenschaftlicher Verehrer Margaretens, doch hatte er, obgleich er viel in den Ratskreisen verkehrte, nie um sie geworben. Gab

Digitized by Google

es aber irgend eine öffentliche Veranstaltung, an der Margarete voraussichtlich teilnahm, so fehlte der Regierungsrat gewiß nicht im Saal. Das war unter unseren Tischgenossen allgemein bekannt. Traf er mit Margarete in Gesellschaft zusammen, so vermied er es durchaus, sich ihr zu nähern, wer aber Bescheid wußte, bemerkte wohl, wie es in seinen schwarzen Augen aufblitzte, wenn der Zufall ihn zu ihrem Nachbarn gemacht hatte, und wie das Blut ihm in die bräunlichen Wangen stieg, wenn er sich mit ihr unterhielt. Er gehörte keiner bekannten Familie an und sprach auch nie von Angehörigen irgend welcher Art. Oberländer, die ich nach ihm fragte, sagten, daß sie nur wüßten, daß seine Eltern kleine Leute in Illurt gewesen wären. Sein beträchtliches Vermögen sei ihm erst, als er schon Student war, durch Erbschaft von einem in Petersburg lebenden Verwandten zugefallen.

„Auch mir gegenüber bewahrte der Regierungsrat seine Reserve, und obgleich Margaretens Name an unserer Tafelrunde naturgemäß mitunter genannt wurde, so hätte ich aus seinem Verhalten durchaus nicht entnehmen können, daß er sich für sie mehr interessierte, als jeder andere auch.

„Nun gab der Klub ‚Euphonie', dem wir alle angehörten, damals in jedem Winter einen Ball, und Christel Ostinghusens kleine Frau hatte es sich — ich weiß nicht mehr warum — in den Kopf gesetzt, daß Margarete und ich ihn in diesem Jahr auch besuchen sollten. Sie ruhte nicht eher, bis Margarete sich nach vielem Sträuben bereit erklärte.

„Wir tanzten im Wöhrmannschen Saal, und der Regierungsrat, der auch anwesend war, bat Margarete um den Kotillon. Mir ging gleich der Gedanke durch den Kopf, daß er am Ende des Toggenburgertums überdrüssig geworden sein könne, und er that mir herzlich leid. Ich beobachtete ihn unwillkürlich. Er tanzte während der Rundtänze nicht allzu oft mit Margarete, bat aber, als wir vor dem Kotillon an kleinen Tischen speisten, sich uns anschließen zu dürfen. Margarete, die zwischen ihm und mir saß, schien Ähnliches zu fürchten wie ich, sie verhielt sich wenigstens ihm gegenüber viel zurückhaltender als sonst. Der Regierungsrat seinerseits trank, ganz gegen seine Gewohnheit, schnell und viel und wurde sehr lebhaft. ‚Ich habe eine schwere aber doch schöne Jugend hinter mir,' erzählte er. ‚Mein Vater war ein armer Schuhmacher und schlug sich nur schwer durch das Leben, aber er und meine Mutter waren die ehrenwertesten Leute. Nie gab es einen redlicheren Mann als meinen Vater oder eine gewissenhaftere, reinlichere Frau als meine Mutter. Wie blitzblank sah es immer bei uns aus und wie lieblich sangen die Vögel, die mein Vater in selbstangefertigten Käfigen hielt! Die unerschöpfliche Liebe meiner Eltern ließ mich all die Beschwerden immer wieder vergessen, die unsere Armut uns auferlegte. Sobald ich an einem Ledergeschäft vorübergehe und den ihm entströmenden Geruch einatme, steht unser kleines, niedriges und doch so sonniges Heim vor mir.'

„In diesem Stil ging es fort, und die Absicht des Mannes lag auf der Hand. Margarete sollte, wenn er um sie warb, wissen, wo er herkam.

„Ich warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf Margarete, die schweigend zuhörte. Es fiel mir auf, daß sie unverwandt auf die Hände des Herrn blickte, die dieser übereinandergelegt auf dem Tischrande hielt. Es waren wohlgestaltete, wohlgepflegte Hände, die auf der Seite der kleinen Finger einen ziemlich starken, schwarzen Haarbesatz zeigten.

„Der Regierungsrat erzählte uns noch in sehr ansprechender Weise von dem Tode seiner Eltern und berichtete schließlich, daß eben, als er ganz verwaist war, eine völlig unerwartete Erbschaft ihn selbständig machte. Sie rührte von einem Bruder seines Vaters her, der es in Petersburg vom schlichten Schuster zum Inhaber eines höchst einträglichen Schuhwarengeschäfts gebracht hatte.

„Als die Tafel aufgehoben wurde, ergriff Margarete meinen Arm und zog mich schnell bei Seite. ‚Um Gotteswillen,' flüsterte sie mir zu, ‚der Herr will mir einen Antrag machen. Das darf um keinen Preis geschehen. Wir müssen gleich fort.'

„Da war nun nichts zu machen. Ich entschuldigte meine Cousine bei dem erbleichenden Regierungsrat mit heftigen Kopfschmerzen, und wir saßen zehn Minuten später im Schlitten.

„‚Laß uns noch etwas ins Freie fahren', bat Margarete.

„Ich gab dem Kutscher einen entsprechenden Befehl, und wir fuhren der Alexanderpforte zu.

Digitized by Google

„Es war eine kalte Winternacht, und die Sterne bedeckten funkelnd das ganze Himmelsgewölbe.

‚Es ist doch entsetzlich', begann Margarete, nachdem wir eine Weile schweigend dahingefahren waren, ‚daß ich auf so viele Männer diese unselige Anziehungskraft ausübe. In diesem Fall glaubte ich bestimmt, daß der Herr die völlige Aussichtslosigkeit seiner Liebe einsähe. Und nun hätte er es mir um ein Haar doch nicht erspart, ihm einen Korb geben zu müssen'.

„‚Der Regierungsrat ist aber ein sehr liebenswürdiger Mann', sagte ich unwillkürlich, ‚und auch die Art, wie er heute von seiner geringen Herkunft sprach, gefiel mir gut. Auch, daß er es that.'

„‚Gewiß, gewiß. Obgleich es doch eine entsetzliche Vorstellung ist, das Kind eines Schusters zu sein und durch den Geruch von Leder an seine Jugendjahre erinnert zu werden.'

„‚Es ist schließlich gleichgiltig, was unsere Eltern waren, Margarete. Der Regierungsrat selbst ist ein Gentleman, und seine Eltern waren ja doch auch offenbar sehr ehrenwerte Leute.'

„‚Meinst du wirklich, daß das gleichgiltig ist? Bei euch Männern mag das ja so sein, aber wir Frauen empfinden in diesem Punkt anders. Ich wäre schon nie über seine Hände weggekommen.'

„‚Wie meinst du das? Er hat doch sehr hübsche, wohlgepflegte Hände!'

„‚Ja, ja, aber weißt du — sie sind so mit schwarzen Haaren bewachsen. Ich hätte bei ihrem Anblick immer an Schusterpech denken müssen.'

„Wir schwiegen wieder eine Weile. ‚Hast du dir nie einen Mann ausgemalt, den du etwa lieben könntest?' fragte ich schließlich.

„‚Früher mitunter,' gab Margarete heiter zur Antwort. ‚Ich wäre kein Mädchen gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte. Aber das ist lange her, und mein Held hat sich mir nie gezeigt.'

„‚Und wie sollte er beschaffen sein?'

„‚Erstens mußte er natürlich aus sehr guter, sehr alter Familie sein. Du weißt, wie ich das meine, Rigenser oder sonst aus sehr guter, bürgerlicher Familie. Selbstverständlich aus baltischer. Zweitens mußte er sehr wohlhabend sein und eine durchaus unabhängige Stellung einnehmen. Einen Beamten oder sonst einen Menschen mit Vorgesetzten hätte ich nie heiraten können. Drittens war er natürlich ein tadelloser Gentleman.'

„‚Und wie sah er aus?'

„‚Groß, schlank, blond, blauäugig. Ich bin meinem Ideal, soweit es sich um sein Äußeres handelt, oft genug begegnet, zumal in England.'

„Wir lachten und kehrten schließlich in sehr vergnügter Stimmung in die Stadt zurück.

„Es vergingen Frühling und Sommer, ohne daß aus dieser Zeit etwas zu berichten wäre. Im Herbst aber stellte sich bei Margarete ein Husten ein, der mich stark beunruhigte. War sie doch von der Mutter her erblich belastet. Auch der alte Staatsrat Wagenbauer, Margaretens Hausarzt, wurde unruhig. Wir redeten ihr zu, in den Süden zu gehen, sie wollte aber davon nichts wissen. Wir mahnten nun wenigstens zu großer Vorsicht beim Ausgehen, aber sie schlug auch diese Ermahnungen so ziemlich in den Wind. Als ich ihr einmal unter vier Augen hierüber Vorstellungen machte, erwiderte sie: ‚Du hast gut reden, Hermann. Wenn du am Abend zu Hause bist, so mußt du eben arbeiten. Wie anders ich! Wenn wir den Abend allein verbringen, dann spielt Tante Helene, und ich hänge meinen traurigen Gedanken nach.'

„‚Warum „traurigen" Gedanken, Margarete?'

„‚Mein Gott, wie sollten sie nicht traurig sein? Ich bin so überflüssig in der Welt. Wende mir nicht meine Armen ein, gewiß, ich thue ja manches für sie, aber wenn ich nicht da wäre, würden sie auch nicht zu Grunde gehen. Es ist hart, einsam zu sein, wenn man nicht glücklich ist.'

„Da war schlecht trösten. Ich that alles, was mir meine herzliche Zuneigung für die Freundin irgend eingab, aber was konnte ich ihr bieten!

„So kam das neue Jahr heran. Wir hatten das Weihnachtsfest gemeinsam bei Christels Eltern sehr schön verlebt, nach demselben aber war so abscheuliches Wetter eingetreten, daß Wagenbauer Margarete Stubenarrest verordnete. Der bereits zugefrorene Strom war wieder aufgegangen, das Eis trieb in großen Schollen stromab. Dabei stürmte es entsetzlich, und der Regen fiel in Strömen. Ich hatte Margarete versprochen, den Sylvesterabend bei ihr zu verbringen, ich war daher sehr unglücklich, als mich am Nachmittag ein Telegramm nach Mitau rief. Das einzige Kind meines

Digitized by Google

Abſchied. Nach dem Gemälde
(Mit Genehmigung der Photogra

on Robert Poetzelberger.
bischen Gesellschaft in Berlin.)

liebsten Freundes war an der Diphtheritis schwer erkrankt, und Steinhagen bat mich flehentlich, zu ihm zu eilen.

„Es war schon dunkel, als ich endlich zu Margarete konnte, um sie von meinem Ausbleiben zu benachrichtigen. Es schien ihr sehr nahe zu gehen. ‚Wie schade,‘ sagte sie, ‚ich hatte mich so auf das Zusammensein mit dir gefreut. Ach, es wird so einsam sein! Aber ich sehe ein, daß ich dich nicht zurückhalten kann. Gott behüte dich, Hermann!‘

„Die Eisenbahnbrücke war damals noch nicht gebaut, und wenn im Winter die Holzbrücke abgefahren war und kein Eis stand, vermittelten Dampfer den Verkehr mit der Mitauer Vorstadt, von der aus die Züge nach Kurland gingen. Bei dem ziemlich starken Eisgang hatte man statt der gewöhnlichen Dampfer die ‚Communication‘ eingestellt, ein überaus starkes Schiff. Es war rabendunkel, als ich mit noch ein paar Dutzend Menschen den Dampfer betrat und zur Kommandobrücke emporkletterte. Der Kapitän, der alte Rathmannshausen, war ein guter Bekannter von mir. Zwei meiner Freunde hatten den Sommer über in seinem hübschen Heim in der Glockenstraße von Hagelsberg gewohnt, und wir hatten an schönen Abenden manches Glas Grog mit ihm geleert. Es war der Schmerz seines Alters, daß er, der einst alle Oceane durchkreuzt hatte, auf seine alten Tage einen Flußdampfer führen mußte und noch dazu einen, der für gewöhnliche Wasserverhältnisse zu tief ging und deshalb von Zeit zu Zeit auf den Grund geriet. Jetzt war seine Aufmerksamkeit ganz durch die Führung des Schiffes in Anspruch genommen, und er beschränkte sich als Antwort auf meinen Gruß auf ein verdrießliches Knurren.

„Der Alte ließ den Dampfer eine Strecke stromabwärts gleiten, um nachher die Eisschollen in spitzerem Winkel zu treffen. So kamen wir bis vor Margaretens Haus. Ich sah deutlich das Licht in ihrem Salon, und ich blickte nach ihm, solange mein scharfes Auge es erkennen konnte. Margaretens Schicksal lag mir schwer auf der Seele. Welche Fülle nicht nur von Liebe, sondern auch von Liebesleidenschaft ruhte in diesem scheinbar so kühlen Mädchen und verlangte nach Bethätigung! Früher oder später mußte dieses Herz einmal sprechen. Wehe ihr, wenn dann ihre Liebe einem Unwürdigen galt! In wirrer Flucht zogen alle die Fälle an mir vorüber, in denen ältere Mädchen oder Witwen meiner Bekanntschaft ihre Liebe an Abenteurer, an Taugenichtse, an halbe Knaben verschwendet hatten. ‚Es ist hart, einsam zu sein, wenn man nicht glücklich ist.‘ Arme Margarete! Sie war ihr Leben lang einsam und nicht glücklich gewesen! Und auch jetzt, wo bot sich ihrer Thatkraft ein wirklich befriedigendes Arbeitsfeld!

„‚Herr Gott, Schockschwerenot!‘ fluchte der alte Rathmannshausen neben mir. ‚Da wären wir beinahe auf den gottverfluchten Pfahl gerannt, den die verdammte Schweinebande hat stehen lassen. Es ist um des Teufels zu werden, Herr Doktor! Ich kam mal aus Savannah heraus, nur ich und der Steuermann an Bord und ein Dutzend Lotsen, die mir die Segel stellten. Meine ganze Mannschaft, die desertiert war, hatte mir die Polizei in den Hafenkneipen zusammengesucht und gebunden an Bord gebracht. Jetzt fluchten die Kerle unter der geschlossenen Luke und drohten, uns über Bord zu werfen, sobald sie an Deck kämen. ‚Wollt Ihr es wirklich wagen, Kapitän?‘ fragt der Oberlotse, wie die Lotsen sich in den Kutter herunterlassen. ‚Ich frag' den Teufel darnach,‘ sag' ich, und schraub' die Luken auf. Die Kerle kamen herauf, sanft wie die Lämmer. Aber so was kann man nur auf See, wo der Wind einem die Courage zuweht. Wer in so einem verdammten Graben fahren muß, wie ich hier, der wird schließlich ganz dumm! Weiß Gott, ich laß den verfluchten Kasten noch einmal so auflaufen, daß ihn zehn Schlepper nicht wieder schwimmend kriegen. Solch enges Fahrwasser hält auf die Dauer kein Deubel aus. Das macht toll!‘

„Die Eisschollen stießen gegen das Schiff, daß es in allen Fugen dröhnte, aber wir kamen glücklich herüber, und ich erreichte auch noch den Zug.

„Ich war den ganzen Tag über auf den Beinen gewesen und jetzt so müde, daß ich in eine Art Halbschlaf verfiel. Es war mir, als ob ich neben Margarete saß. Sie beachtete mich aber gar nicht, sondern starrte mit kummervollem Gesicht in die Lampe und wiederholte von Zeit zu Zeit: ‚Es ist hart, einsam zu sein, wenn man nicht glücklich ist.‘ Tante Helene aber bewegte den Oberkörper hin und her und sprach immer

wieder: ‚Als der erste Holländer den zagenden Fuß auf die Dünakante setzte und den Blick fragend auf dem Turm von St. Petri ruhen ließ, waren unsere Vorfahren schon seit hundert Jahren im Rat!‘ Ich hatte sie diese wunderliche, geschraubte Phrase, die sie wer weiß woher hatte — in ihrem Hirn war sie gewiß nicht entstanden, vielleicht stammte sie aus den Aufzeichnungen eines ihrer Vorfahren — ein paarmal aussprechen hören. Jetzt wunderte ich mich, daß sie sie immer wieder hersagte. Aber das war eine Eigentümlichkeit aller Anwesenden, denn auch der alte Rathmannshausen, der mit den Händen auf dem Rücken am Ofen lehnte, sprach immer wieder: ‚Solch enges Fahrwasser hält auf die Dauer kein Deubel aus. Das macht toll!‘ Schließlich fing ich selber an: ‚Das Unglück steht vor der Thür! Das Unglück steht vor dir!‘ und nickte dazu in einem gewissen Takt, nach dem sich auch die anderen richteten, mit dem Kopf. Es war der Takt, in dem die Wagenfenster rasselten.

„Da fuhren wir in den Bahnhof. Ich richtete mich auf, und der Spuk war verschwunden.

„Steinhagens Junge machte uns tüchtig zu schaffen. Drei Tage und drei Nächte kämpften wir um sein Leben. Schließlich siegten wir. Darüber kam mein Vater zur Stadt, der von meiner Anwesenheit in Mitau gehört hatte, und ich blieb ihm zuliebe noch ein paar Tage da.

„Als ich nach Riga zurückkehrte, war die Überfahrt noch immer schwierig, und es war sieben Uhr geworden, bis ich in der Stadt war. Ich fuhr unter diesen Umständen in die Euphonie, um dort ein Beefsteak zu essen. Im Billardzimmer spielte Christel mit ein paar Herren Billard. Wie er mich sieht, macht er ein Gesicht wie die böse Zeit, kommt auf mich zu und fragt leise und mit Grabesstimme: ‚Nun, was sagst du denn dazu?‘

„‚Wozu?‘

„‚Zur Verlobung.‘

„‚Zu was für einer Verlobung?‘

„‚Weißt du denn noch von nichts?‘

„‚Aber mein Gott, nein, ich weiß von nichts. Ich war sechs Tage in Mitau und habe keine Zeitung in die Hand genommen. Wer hat sich denn verlobt?‘

„‚Margarete.‘

„‚Mit dem Regierungsrat?‘

„‚Nein.‘

„‚Mit Otto Regelow?‘

„‚Nein.‘

„‚Nun, mit wem denn?‘

„‚Mit einem wildfremden Herrn.‘

„Ich war starr vor Schreck. Wir gingen ins Lesezimmer, das leer war, und Christel erzählte: ‚Du weißt vielleicht, daß die Frau des Bürgermeisters Breitfurth eine Schwester hat, die an einen Kurländer Schick, den Direktor der Sternwarte in Irkutsk, verheiratet ist. Am Montag abend sind wir bei Breitfurths, d. h. meine Eltern, wir beide, Tante Helene und Margarete. Wir finden dort einen Fremdling, einen kaiserlich russischen Staatsrat, der auf den Namen Montag hört, Beamter zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur von Ostsibirien und von der Frau Geheimrätin in Irkutsk an ihre Schwester empfohlen ist. Er ist ein kleiner untersetzter Herr, brünett, spricht deutsch wie ein Russe, fühlt sich ganz als solcher, ist höchst selbstbewußt und hat einigermaßen plebeje Manieren. Wir sind noch keine Viertelstunde beisammen, als er uns auch schon seine Lebensgeschichte erzählt hat. Man hat ihn eines Montags in einem Körbchen auf der Treppe eines Baron Imhof, der Gouverneur von Pensa war, gefunden. Die Imhofs, die keine Kinder hatten, nahmen ihn an Kindesstatt an, ließen ihn auf den Namen Montag taufen und in Moskau studieren. Ich kann nicht leugnen, daß der Kerl so weit ganz amüsant war. Du weißt ja, wie schon solche ‚Montags‘ sind. Das thut, als ob es mit uns aufgewachsen wäre. Am Dienstag war ein großes Diner bei Jakob Regelow, und man hatte Frau Breitfurth zuliebe den Staatsrat auch eingeladen. Er führte Margarete zu Tisch. Ich dachte, sie würde außer sich sein, statt dessen unterhält sie sich vortrefflich und kommt aus dem Lachen über die Scherze des Herrn gar nicht heraus. Nach Tisch legen die Breitfurths es meinen Eltern so nahe, daß sie es gern sehen würden, wenn sie ihren Gast auch etwas fetierten, daß diese nicht umhin können, uns alle für Mittwoch zu Tisch zu bitten. Hier wiederholt sich das Stück mit Margarete. Sie ist mit Ehren-Montag ein Herz und eine Seele. Wie ich am Donnerstag vom Rathaus nach Hause komme, stürzt mir meine Frau hochrot entgegen. Tante Helene ist dagewesen und hat unter Thränenströmen erzählt, daß

Margarete sich soeben verlobt hat. Verlobt mit Herrn Montag, kaiserlich russischem Staatsrat und Beamtem zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur von Ostsibirien!'

„Bist du denn bei ihr gewesen?'

„‚Mein Gott, schließlich ja. Die Eltern, meine Frau — alle bohrten so lange, bis ich gestern nachgab. Es läßt sich ja auch gar nichts mehr dabei thun. Die Anzeigen wurden noch am selben Abend versandt.'

„‚Ist er evangelisch?'

„‚Ja, das ist er allerdings. Seine Frau Mutter hat ihm, als sie ihn aussetzte, einen Zettel mit auf den Lebensweg gegeben, nach dem er auf den Namen Karl lutherisch getauft worden ist. Also evangelisch ist er, aber sonst ein greuliges Ekel!'

„Ich fuhr am anderen Tage, sobald ich mich losmachen konnte, zu Margarete. Der Herr Staatsrat war bei ihr, und sie führte mich ohne jede Blödigkeit mit vor Glück strahlenden Augen ihm zu. ‚Jetzt weiß ich, was Liebe ist!' rief sie, ‚und ich wußte es, nachdem ich zwei Stunden mit Karl zusammengewesen war.'

„Christel hatte den Herrn gut beschrieben, er war in der That kein Adonis. Ich muß aber betonen, daß er ein unterrichteter Mann und ein sehr guter Gesellschafter war, d. h., für den, der an seiner rückhaltlosen, nichts respektierenden Art keinen Anstoß nahm. Da ich diese Art in den Tod nicht leiden kann, war meine Anerkennung rein theoretischer Art. Er war übrigens gegen mich ganz besonders herzlich und infolgedessen auch besonders — nun, sagen wir — ‚vertraulich'. Er streichelte mich und betätschelte mich, als ob ich ein Pferd und er mein Reiter gewesen wäre.

„Ich brach, sobald es ohne Margarete zu kränken geschehen konnte, auf und fuhr traurig nach Hause. Würde der unsympathische Mann Margarete glücklich machen? Konnte aus einem so fundamentalen Wechsel des Empfindens überhaupt ein Glück erblühen? Und endlich — konnte Margarete mit ihrer Anlage zur Lungenschwindsucht im Klima von Irkutsk leben?

„Welch ein ungeheures Aufsehen diese Verlobung ‚der Prinzessin' in der ganzen Stadt erregte, haben Sie ja selbst erfahren. Sie werden ja wohl auch gehört haben, wie bald die Hochzeit der Verlobung folgte. Die weitere Familie, die über das Ereignis entsetzt war, blieb ihr fern, der Ratsherr und Christel aber erschienen, wenn sie auch dastanden wie geknickte Lilien. ‚Da glaube einer nicht an das Behexen,' flüsterte der Ratsherr mir zu. ‚Die „Prinzessin" heiratet schließlich diesen Mann!'

„Ich war Margaretens Marschall. Kurz vor der Trauung nahm sie mich beiseite und dankte mir für alle die Freundschaft, die ich ihr erwiesen hatte. Sie war tief ergriffen.

„‚Bist du glücklich?' fragte ich.

„‚O, unbeschreiblich,' erwiderte sie. ‚Ich habe nie geahnt, daß die Menschenbrust so viel Glück beherbergen kann, und ich will es um diesen Preis gern ertragen, daß die Menschen mich verurteilen.'

„Als wir das Paar am Abend auf den Bahnhof brachten, umarmte sie mich und flüsterte mir zu: ‚Nicht wahr, Hermann, wir bleiben unter allen Umständen Freunde? Das sind wir schon den Schwestern da droben schuldig.' Der Herr Staatsrat verabschiedete sich von mir mit drei Küssen und klopfte mir noch einmal so oft auf den Rücken.

„Ich sah dem sich entfernenden Zuge lange nach. Ich glaubte nicht, daß ich Margarete noch einmal wiedersehen würde. Und doch sollte es geschehen.

„Wir korrespondierten nicht allzu lebhaft mit Margarete, aber ich erhielt und schrieb doch alle paar Monate einen Brief. Margarete konnte ihr Glück nicht genug preisen, ihren Mann nicht genug rühmen. Letzterer sei ja nach unseren steifen baltischen Begriffen — so schrieb die ‚Prinzessin'! — mitunter ein wenig frei, aber er wäre von unbeschreiblicher Herzensgüte, und sie könne die Klarheit seines Denkens und die Tiefe seiner Bildung nicht genug bewundern. Auf meine Fragen nach ihrer Gesundheit ging sie nicht ein.

„Ich wurde in dieser Zeit, so sehr ich Margarete auch liebte, doch von ihr abgezogen. Die Leidenstage meines armen Schwiegervaters gingen endlich zu Ende. Es kam meine Heirat, dann der Ruf nach Würzburg und meine Übersiedelung dahin. Zwei Jahre später kam ich hierher. Gleichzeitig wurde Montag als wirklicher Staatsrat nach Moskau versetzt.

„Es war mir selbst entgangen, und ich wurde erst von meiner Frau darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der letzten Zeit Margaretens Handschrift verändert hatte. Als ich die Briefe daraufhin ansah,

Digitized by Google

erſchrak ich. Das waren nicht mehr die feſten, gleichmäßigen Schriftzüge von früher. Die Frau, deren Hand dieſe Buchſtaben geſchrieben hatte, war krank, ſehr krank. Aus dem Inhalt der Briefe ließ ſich das freilich nicht erſehen. Dieſer war ſo ſonnig und heiter wie immer.

„Wie das ſo im Leben geht, zwei Tage nach dem Abend, an dem wir die Veränderung in Margaretens Handſchrift beſprochen hatten, traf ein Brief von ihr ein. Sie war bereits in Berlin und unterwegs nach Mentone. ‚Ich fürchte, daß die Krankheit weiter vorgeſchritten iſt, als man mir zugibt,‘ ſchrieb ſie, ‚und ich glaube, daß Mentone mir ebenſowenig helfen wird wie weiland Euer Kuhſtall meiner Mutter, aber da Karl und die Ärzte wünſchen, daß ich hin gehe, füge ich mich. Da Karl mich begleitet, iſt es ja auch einerlei, wo ich ſterbe. Wenn ich nur meinen letzten Atemzug in ſeinen Armen aushauchen kann.‘

„Es war ein ſchöner Septembertag, als wir das Ehepaar vom Berliner Bahnhof abholten. Der erſte Blick ſagte mir, daß Margarete verloren war, und ich mußte es als ein Glück empfinden, daß ich ihr nicht unvorbereitet entgegentrat.

„Wir begrüßten uns wie Geſchwiſter, und auch Montag gab ſich natürlich ganz wie ein Bruder. Er behandelte eigentlich jeden Menſchen wie einen ſolchen. Er war ſtärker geworden, und ſein Haupthaar hatte ſich gelichtet. Nur gerade über der Stirn war ein Schopf dichten ſchwarzen Haares ſtehen geblieben, was den ohnehin nach oben ſich verengenden Kopf noch ſpitzer erſcheinen ließ, als er ſchon war. Die kleinen Augen blickten noch ſo klug und munter wie bisher. Er ſchlug denn auch auf der Fahrt einen heiteren Ton an und wußte allerlei aus Berlin zu erzählen, was ihm von ſeinem ruſſiſchen Standpunkt aus als luſtig aufgefallen war.

„Margarete ruhte unterdeſſen ſchweigend im Fonds des Wagens und blickte mich unverwandt liebevoll an. Ich verſtand, was ihre Augen mir ſagten: Es war ein aus tiefſtem Herzen kommender Dank für die Freundſchaft, die ich ihr während der großen Kataſtrophe ihres Lebens und nach derſelben bewieſen hatte.

„Die böſe Krankheit hatte ihr liebes Geſicht arg verwüſtet, aber ihre Augen blickten trotz der tiefen Schatten, die ſie umgaben, im alten Feuer.

„Als wir vor unſerem Hauſe angekommen waren — das Ehepaar wohnte bei uns — trug der Staatsrat die große Frau die beiden Treppen hinauf, als ob ſie ein kleines Mädchen geweſen wäre. Man ſah, daß er ſie ſchon oft ſo getragen hatte und daß es ihm eine Freude war, ſie ſo tragen zu können und ſo tragen zu dürfen.

„Er und ich hatten noch an demſelben Abend eine Unterhaltung unter vier Augen. ‚Ich weiß, daß ich eine Sterbende begleite,‘ ſagte er, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und niederging. ‚Die Moskauer Ärzte erklären das, und die Berliner Geheimräte ſagen das auch. Wohl, aber ich denke, das es Gretuſchka leichter werden wird, an der Riviera zu ſterben als in Moskau. Mein Gott, ſie hat mir zu Liebe in Irkutsk gelebt! Da ſoll ſie wenigſtens in einem Lande ſterben, in dem auch im Winter Blumen blühen.‘

„Der Mann ſah mich, während er ſprach, nicht an, ſondern blickte mit leicht gerunzelter Stirn auf den Teppich unter ſeinen Füßen.

„‚Wer ſo lange hat glücklich ſein dürfen wie wir,‘ fuhr er fort, ‚darf ſich nicht beklagen, wenn Gott ihm den Kameraden von der Seite nimmt. Wie viele Menſchen werden alt und ſterben und haben keine ſo glückliche Stunde verlebt wie wir Jahre und Jahre. Wer darf da klagen!‘

„‚Wer darf da klagen!‘ wiederholte er noch einmal. Dann fiel er mir plötzlich um den Hals und ſchluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Der Mann war mir in tiefſter Seele unſympathiſch. Trotzdem ergriff mich ſein Schmerz. Wir hatten nichts anderes miteinander gemeinſam als die Liebe zu Margarete, aber dieſe ſchlug eine Brücke von einem Herzen zum andern.

„Wir ſaßen lange tiefbewegt neben einander. Er hielt meine Rechte feſt, ſtreichelte ſie wie die eines Kindes und weinte ſich aus. Als wir dann wieder zu den Frauen gingen, war er wieder der Witzbold und Anekdotenerzähler.

„Das Ehepaar blieb mehrere Tage bei uns, und ich hatte Gelegenheit, den Staatsrat näher kennen zu lernen. Er war in allem das Gegenteil von dem Ideal, das Margarete mir einſt entworfen hatte, aber, wie ich ſchon ſagte, ein kluger und unterrichteter Mann, der die Welt auf ſeine Weiſe anſah.

Digitized by Google

„‚Im Abendlande,‘ entwickelte er mir auf einem Spaziergang durch das Rosenthal, ‚im Abendlande gilt jetzt nicht die Autorität, sondern die Majorität. Nicht der einzelne hat zu entscheiden, sondern eine Körperschaft: Ein Parlament, eine Kommission, eine Behörde. Dadurch wird die Autorität einerseits, das Gefühl der Verantwortlichkeit andererseits abgeschwächt. Wo viele verantwortlich sind, trägt im Grunde keiner die Verantwortung. Bei uns in Rußland ist das anders. Bei uns in Rußland hat nur einer zu befehlen, der Kaiser, aber er weiß sich Gott gegenüber verantwortlich für das, was er thut. Unter ihm befehlen einzelne Beamte, und sie sind dem Kaiser verantwortlich. Bei uns gilt nicht das Gesetz, sondern die Person. Das Gesetz aber ist tot, während die Person lebendig ist. Das Gesetz kann sich dem einzelnen Fall nicht anpassen, der Beamte aber kann das wohl. Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Als wir noch in Pensa lebten, war da ein evangelischer Pastor, ein Kurländer, ein unruhiger Mann, der immer mit den Beamten prozessierte. Mein Pflegevater, der Gouverneur, sagte einmal zu ihm: ‚Wo steht denn geschrieben, daß Sie recht haben, Herr Pastor?‘ ‚Im Gesetzbuch, im zehnten Bande, Excellenz.‘ ‚Bringen Sie mir doch morgen Ihr Gesetzbuch, Herr Pastor!‘ Ich denke, wo will der Alte hinaus? Am anderen Tage bringt der Pastor richtig den zehnten Band und reicht ihn meinem Pflegevater. ‚Mein Recht steht in dem und dem Paragraphen, Excellenz,‘ sagt er. Der Alte nimmt den Band, setzt sich darauf, lacht und sagt: ‚Wo ist nun Ihr Recht?‘ Sehen Sie, lieber Professor, nach dem Paragraphen im Gesetzbuch war der Pastor im Recht, aber nach dem Paragraphen, den Gott guten Menschen ins Herz geschrieben hat, war er im Unrecht. Und mein Pflegevater wußte, daß er recht handelte, als er Gott mehr gehorchte, als dem Gesetzbuch. Darum liebe auch ich die Autokratie und diene ihr mit Lust.‘

„Eine Verständigung gab es hier nicht, wir gehörten zwei verschiedenen Welten an. So beschränkte ich mich darauf, den aufmerksamen Zuhörer zu spielen.

„Zu einem intimen Gespräch mit Margarete kam ich erst am Abend vor ihrer Abreise. Meine Frau verhalf uns zu diesem Alleinsein, indem sie den Staatsrat unter irgend welchem Vorwande auf die Straße lockte.

„Margarete lag auf der Couchette in meiner Frau Boudoir, und ich hatte auf einem Sesselchen neben ihr Platz genommen. Die scheidende Sonne streifte eben noch die Bilder an der Wand und beleuchtete hell das Porträt meiner Mutter.

„‚Ich werde die Schwestern bald wiedersehen‘, sagte Margarete mit einem wehmütigen Lächeln. ‚Karl weiß nicht, daß ich mir über meinen Zustand keine Illusionen mache, ich sehe aber ganz klar. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Wenn man zu zweien und glücklich ist, lebt und stirbt es sich leicht. Nur der Gedanke an meinen armen Karl, der allein zurückbleibt, drückt mir das Herz zusammen.‘

„‚Du warst ganz glücklich, Margarete?‘

„‚Ganz glücklich. O wenn du ihn kenntest wie ich, würdest du nicht so fragen. Ich begreife ja, daß seine Art, die so ganz anders ist als die euere, euch abstoßen muß. Aber er ist der edelste Mensch, immer bereit zu helfen, wo Not ist, furchtlos eintretend, wo Unrecht geschieht. Du glaubst nicht, wie in Irkutsk, wo das Vertrauen des Generalgouverneurs ihn allmächtig machte, die Bösen ihn fürchteten und die Guten ihn liebten. Wie gut und fromm er aber wirklich ist, das weiß niemand besser als ich, der er so glückselige Jahre bereitete. Und wie schön ist es, daß er alles sich selbst verdankt! Und wie stolz bin ich deshalb auf ihn!‘

„So sprach sie fort, und ich hörte ihr zu, bis die anderen zurückkamen, und der Staatsrat sich bemühte, das Sächsisch, das man in der Niederlage der Meißner Porzellanfabrik sprach, lustig nachzuahmen.

„Am anderen Tage reiste das Ehepaar ab, und drei Monate später verschied Margarete sanft in den Armen ihres Gatten. Jetzt ruht sie längst auf dem Friedhof der Dom- und St. Petri-Gemeinde zu Riga unter ihren Vorfahren, denen sie im Leben auf eine so seltsame Weise entfremdet wurde. Der Staatsrat aber lebt noch als Direktor eines großen Waisenhauses in Moskau.“

Die Sonne war, während der Professor erzählte, untergegangen. Die Familien, die in den Nachbargärten ihr Wesen trieben, waren nach und nach davongegangen, und statt der Mauersegler huschten die Fleder-

Digitized by Google

mäuſe um die hohen Giebel des alten Hauſes, über denen eben der Mond heraufſtieg. Um den Schirm der Lampe, die man uns gebracht hatte, tanzten große, ſchwarz-weiße Schmetterlinge, und von fern her klang das Rauſchen der großen Stadt gedämpft zu uns herüber. Es war ſo recht eine Stunde, um einem ſeltſamen Menſchenſchickſal nachzuſinnen.

Beim Abendeſſen kam kein rechtes Geſpräch mehr in Gang, und wir trennten uns bald. Ein jeder von uns hatte den ſtillen Wunſch, allein zu ſein mit ſich und mit ‚der Prinzeſſin'.

Schäferſtunde.

Von Ernſt Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Waldeinſamkeit! Und tiefe Mittagsruh'.
Durchs grüne Laubdach zittern Sonnenſtrahlen.
Der Käfer ſchläft am Blatt, am Fels die Eidechs,
Die Vögel ruhen aus vom ſüßen Sang,
Und ſchläfrig niederſenkt den zarten Kelch
Die wunderholde blaue Glockenblume.
Kaum noch vom Waldesſaum herübertönt
Des Hirten Sang, verklingend, wie im Herzen
Nachlebt Erinn'rung jugendlicher Liebe....

„Erwach'! Wo träumſt du hin? Nun iſt es Winter.
Die Äſte deckt nur weißer, kalter Schnee,
Grau iſt der Himmel und vereiſt der Quell,
Und ſtatt der Mittagsſonne wärmt dich jetzt
Nur der Kamin mit ſeinen roten Gluten!"

Verzeih', mein Lieb! Ich träumte dir im Schoß.
Ich las in deinem ſüßen Angeſicht
Ein ſeilig Märchen von Waldeinſamkeit,
Und deine blauen Augen ſchienen mir
Wie ſtille, wunderſame Zauberblumen....

Abb. 1. Der Leuchtturm auf Longstone, einst die Wohnstätte von Grace Darling.

Die Seevögel auf den Farn-Inseln.

Text und Momentaufnahmen von **Benj. Wyles**-Southport.
Geschnitten von **Paul Krey**-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

„Ganz unmöglich, lieber Herr. Es ist kein Boot zu Hause!"

„Wie geht das zu?"

„Unsere Männer und Boote sind alle draußen beim Fischen."

Das war die Begrüßung, mit der wir bei unserer Ankunft in einem kleinen, aus einigen „Seehäusern" bestehenden Weiler empfangen wurden, der als letzter der bis an die See reichenden Ausläufer zur Dorfgemeinde Nord-Sunderland gehört.

An einem wundervollen Sommermorgen ist es, anfangs Juni. Wir sind mit der Lerche aufgestanden und nach einem frugalen, hastig eingenommenen Frühstück von Bamborough, unserem letzten Nachtquartier, zu Wagen herübergekommen. Einige hundert Meilen haben wir bereits zurückgelegt, um die Farn-Inseln zu besuchen und, wenn es sich machen läßt, einige Bilder von den wilden Seevögeln, die die Inseln bewohnen, aufzunehmen. Bamborough liegt der Karte nach den Farn-Inseln am nächsten, und wir hatten die Absicht, von dort unsern Ausflug ins Werk zu setzen. An Ort und Stelle mußten wir jedoch die unangenehme Überraschung erleben, daß die hier überall ungeschützte Küste so vom Wind bestrichen wurde, daß es unmöglich war, ein Boot auf See zu halten. So blieb uns nichts übrig, als die drei Meilen bis zu dem Fischerdorf, an der Küste entlang, zu Wagen zurückzulegen, in der Hoffnung, hier ein Boot zum Übersetzen zu finden. Und nun waren alle Bote auf hoher See!

Das waren keine erfreulichen Aussichten. Doch nur nicht den Mut verloren, wir haben aus schlimmeren Lagen noch immer einen Ausweg gefunden. In den meisten Orten gibt es einen Menschen, der Einfluß genug hat, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Diesem Manne begegneten wir hier in der Village Hostelry. Ihn, den Gemeindevorstand und Inhaber der Dorfschenke, den Boteigner und begütertsten Grundbesitzer am Platze, weihten wir in unsere Schwierigkeiten ein. Ein Kriegsrat wurde gehalten, und bald stoben gut unterrichtete Boten nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Da tauchte ein Boot am Horizont auf und trieb auf uns zu. Seine Beute an Krebsen und Hummern war im Handumdrehen über Bord geworfen und zappelte hilflos im Sande. Noch ein wenig Geduld, und die Fahrt konnte beginnen.

Betrachten wir uns, um uns das Warten abzukürzen, dieses Stückchen von Englands Nordostküste, auf dem wir stehen, etwas näher. Einst, in den Jahrtausenden grauer Vorzeit, deren Ereignisse wir nur noch in Felsbildungen zu entziffern vermögen, als die Erdkruste in halbflüssigem Zustande noch in Abkühlung begriffen war und zuckte wie die Haut auf kochender Milch, die man vom Feuer genommen, brachte ein plötzlicher Aufruhr in der Natur über England und weit in die Nordsee hinein gewaltige Veränderungen. Seine Folgen kann man noch an dem Hügel beobachten,

von dessen Gipfel das Schloß von Bamborough heute in mächtigen Quadern zum Himmel strebt, und an den Inseln, die meilenweit in die Nordsee hinein zerstreut liegen. Diese alle sind vulkanischen Ursprungs, und ob Stürme und Regen von tausend Wintern sie abgeschliffen und umgeformt haben, die Gebilde einer einst flüssigen Masse sind an Blasen und Rissen noch zu erkennen.

Diese Riffe, wenig bekannt und vergeblich auf Karten zu suchen, werden von den die hohe See befahrenden Schiffen ängstlich gemieden. Und doch hat so manches Schiff trotz aller Vorsicht hier sein Grab gefunden. Der Leuchtturm, der zur Warnung für die Schiffer sich auf der Insel Longstone weiter draußen erhebt (siehe Abb. 1), hätte, wenn er sprechen könnte, seltsame Geschichten von Kämpfen zu erzählen, aus denen die durch manchen Sturm geprüfte Mannschaft nicht immer als Sieger hervorging. Hier war es, wo nach einer von heftigstem Sturm durchtobten Nacht ein junges Mädchen, die Tochter des Turmwächters, bei Tagesgrauen menschliche Stimmen und Rufe um Hilfe zu vernehmen glaubte. Gespannten Ohres lauschend wird ihr die Befürchtung zur Gewißheit. Sie weckt ihren Vater, der mit seinem Fernglas die Reste eines großen Fahrzeuges entdeckt, das eine halbe Meile entfernt an den spitzen Riffen in Stücke gegangen ist und in dessen Takelage sich Männer geflüchtet haben. Kein anderes Hilfsgerät ist zur Stelle als das eine dünne Tau, an dem die Lebensmittel auf den Leuchtturm gezogen werden; niemand ist da als der Turmwärter, um das Boot flott zu machen. Daß er allein die Rettung nicht versuchen kann, ist sicher. Das brave Mädchen besteht aber darauf, ihren Platz an des Vaters Seite einzunehmen, und das Boot steuert auf das Wrack zu. Die Überlebenden, neun an Zahl, werden unter unsäglichen Schwierigkeiten gerettet, und heute ist Grace Darlings Name der gefeiertste unter den Heldinnen der Geschichten und Lieder, wenn auch sie und ihr Vater längst auf dem Kirchhof schlafen, der auf dem Festlande unter dem Schlosse sich angenistet hat.

Was an diesen vulkanischen Inseln interessant ist, beschäftigt in der Hauptsache den Freund der Naturwissenschaft. Da Handel hier nicht getrieben wird, sie sich auch für Ackerbau nicht eignen, findet der wilde Seevogel auf ihnen ein ungestörtes und seiner Lebensweise zusagendes Heim. In vergangenen Zeiten herrschte der Aberglaube, daß die Vögel unter dem besonderen Schutze des heiligen Cuthbert ständen; dieser fromme Mann hatte sich auf die größte der Inseln zurückgezogen, um den Rest seiner Tage in ernsten Betrachtungen und Gebet zu verbringen, und die Kunde, daß er die Vögel unter seine wunderwirkende Pflege genommen, war in jenen Zeiten hinreichend, um diesen sowohl als ihren Eiern Unantastbarkeit zu sichern.

In unseren Tagen des Zweifels und des ruhelosen Ringens war der Schutz des heiligen Cuthbert wirkungslos geworden, und die Vögel waren durch die Verheerungen, die sündhafte Menschen unter ihnen anrichteten, dem Aussterben preisgegeben; es stand jedermann frei, an ihren Brutstätten zu landen. Da trat eine Anzahl mit Gemeinsinn begabter Männer zusammen, bildete einen Verein zu ihrem Schutze und nahm die Inseln in Pacht. Jetzt stehen während der Brutzeit Wächter an den Hauptplätzen, und nur mit einer schriftlichen Erlaubnis versehenen Besuchern wird gestattet, zu landen und Eier mitzunehmen.

Kräftig umweht uns die ozonreiche Brise.

Wir Armen, die wir in menschenreichen Städten unsere Kräfte vergeuden, mit ewig gespannten Nerven und wundem Hirn, ohne daran zu denken, daß die allgütige Natur wiederbelebende Kräfte für uns bereit hält! Der sagenhafte Antaeus, der Erde Sohn, erneute in seinem Kampf mit Herkules seine Kraft jedesmal, wenn er fiel und seine Mutter Erde berührte. Liegt nicht für uns Herdenmenschen eine tiefe Weisheit in dieser Fabel!

Scharf durchschneidet unser Boot die tanzenden blauen Wellen, und eine Stunde Segeln bringt uns an unsern ersten Landungsplatz, den „Braunen Mann“ (siehe Abb. 2). Wir steuern das Boot in eine kleine Bucht, die, von einem vorliegenden Felsstück verdeckt, uns erst jetzt sichtbar wird. Die Küste besteht aus wild über- und durcheinander geschobenem, mit Seegras und allerhand Flechten durchsetztem Geröll. Wie wir an das Land steigen, erhebt sich ein unbeschreibliches Getöse, ein tolles Geschrei

Digitized by Google

Abb. 2. Brutstätten am „Braunen Mann."

von Möven, Tauchern, Seeschwalben und anderen Bewohnern der Inseln, die uns in der Zahl von vielen Tausenden gellend und schreiend umkreisen. Der Lärm, die Menge und — die Zahmheit der Vögel wirken zunächst sinnverwirrend. Erst nach und nach werden wir gewahr, daß eine gewisse Ordnung dieses dem Anschein nach ungebundene Durcheinander regelt, Ordnung und anerkannte Unterordnung: die Inseln sind unter die verschiedenen Vögel in deutlich erkennbar getrennte Ansiedelungen geteilt, jede Art hat einen ihr zugewiesenen Wohnort, und keine wagt sich auf eines Nachbarn Gebiet.

Die Überlieferung will, daß der heilige Cuthbert die Inseln unter ihre verschiedenen Bewohner dergestalt verteilte. In unseren Tagen gehen wir den Gesetzen der Natur nach, um zu finden, daß die verschiedenen Gestaltungen des Bodens dem Geschmacke der einzelnen Arten zugesagt haben.

Wie wir auf das hohe, die Spitze bildende Plateau hinaufklettern, wird uns der vulkanische Ursprung des Felsens immer deutlicher erkennbar. Tiefe Sprünge und Spalten durchfurchen das harte Gestein nach allen Richtungen; einige sind kaum weit genug, um Samenkörnern Halt zu geben, die eine dünne Vegetation zu schaffen versuchen, andere laden geradezu zu einem Ausgleiten und Verrenken des Fußgelenkes ein. Manche sind von ganz beträchtlicher Weite und zeigen die Schicht der einst flüssigen Masse scharf durchschnitten. Hie und da hat sich ein oder das andere Kraut die größte Mühe gegeben, Blüten zu treiben, am häufigsten und hellsten leuchten uns die weißen Blüten des blasigen Leimkrautes entgegen. Sonst ist, abgesehen von einer kleinen gelben Flechtenart, der Felsen meist kahl. Aber ob auf nacktem Felsen oder zwischen sparsam wachsendem Kraut — die Möve findet einen Platz für ihr Nest; ungeschützt gegen Wind und Wetter, den Blicken jedes Vorübergehenden ausgesetzt, legt sie darin in der Regel drei Eier (s. Abb. 3). Wenn wir uns nähern, erheben sich die Vögel unter aufgeregtem Geschrei von ihrem Nest und umkreisen uns, ja einige scheinen sich auf uns stürzen zu wollen; gehen wir vorüber,

so nehmen sie sofort ihren Platz ruhig wieder ein.

Die Möven scheinen bei Auswahl ihrer Brutorte unzugänglichen Stellen den Vorzug zu geben, ohne auf deren sonstige Lage viel zu achten. Einen großen Gegensatz zu diesen hochgelegenen, vom Winde umfegten kahlen Felsen bieten einige ihrer weiteren Lieblingsplätze. Das kurze Moos, das die kleine schwarzköpfige Möve bevorzugt, ist mögen die jungen, mit flaumigem Daun bekleideten Mövchen wohl ein behagliches Heim finden. Die Nester werden erstaunlich dick gebaut; manchmal zwei oder drei auf einer Hufe. Die Jungen laufen uns vor den Füßen herum, und auf trockenem Erdreich oder Gras, deren Färbung sich die ihres Kleides sehr anpaßt, muß man sich in Acht nehmen, sie nicht zu treten.

Die Eier der verschiedenen Mövenarten

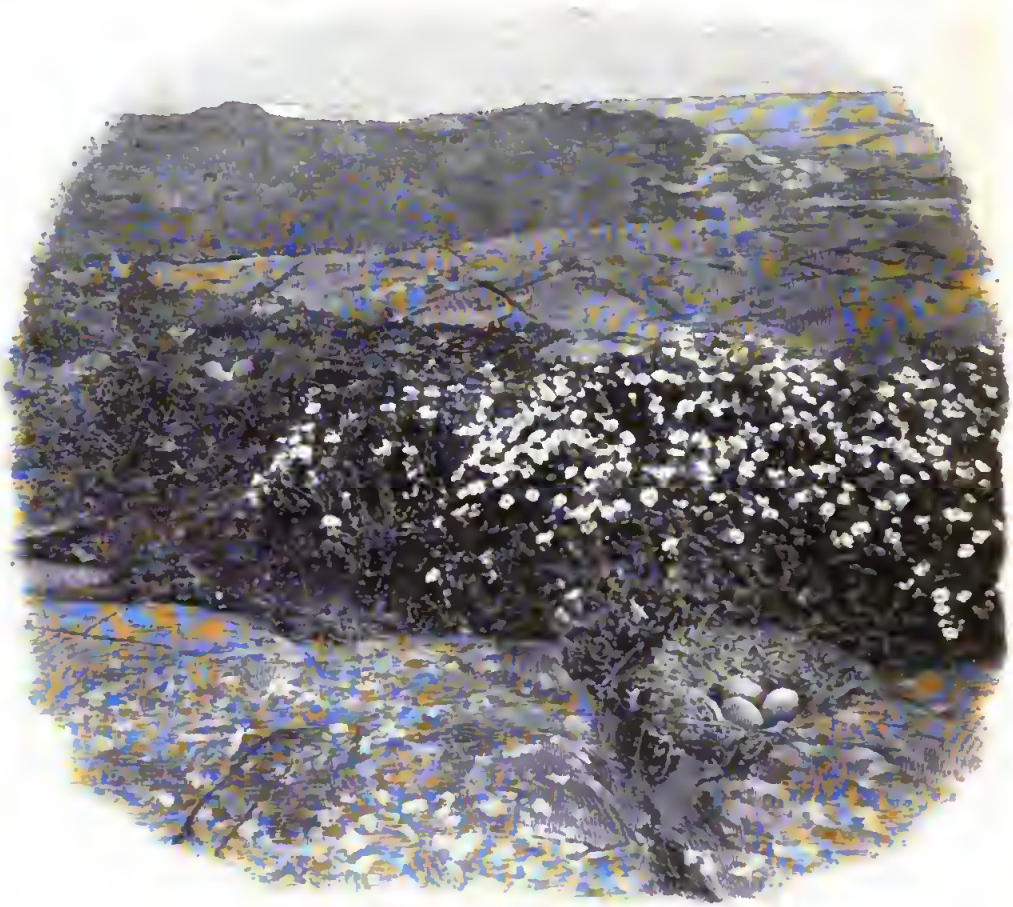


Abb. 3. Mövennester auf den Farn-Inseln.

dafür ein Beispiel. Dies wächst kaum an höher als der Seespiegel gelegenen Stellen und ist so weich wie ein Federbett. Auf einem Strich dünn geschichteten, rölligen Torfes, der spärlich mit Heide und groben Gräsern bestanden ist, bauen sie ihre Nester. Bleibt man einen Augenblick stehen, so drückt der Torf sich zusammen, und unter dem Fuße quillt Wasser hervor; macht man einen Sprung, so schwankt und zittert der Boden. Auf diesem weichen Torfgrund sind nicht leicht zu unterscheiden; alle haben eine grünlich-braune Färbung mit dunkleren Flecken. Man behauptet, daß sie vielfach zu einer Täuschung des Publikums benutzt werden. Die ihnen ähnlichen Eier des Regenpfeifers nämlich gelten in England als hervorragende Delikatesse, und man findet Körbe mit Möveneiern, die für solche ausgegeben werden, in den Läden von London W zu nicht üblen Preisen ausgestellt. Vielleicht sind Möveneier ebenso schmackhaft wie die

Abb. 4. Brütende Lummen auf den „Zinnen."

des Regenpfeifers; es kann aber kaum das Richtige für ein Ding sein, der Regel nach für ein anderes verkauft zu werden.

Der Möve eigentümlich ist die Gewohnheit, noch während des Brütens Eier zu legen, so daß man nicht selten ausgeschlüpfte Vögel und verhältnismäßig frische Eier in einem und demselben Neste findet.

Hat einer meiner Leser jemals mit umwickeltem Kopf und in einem vor Anker liegenden Bot, als die Wellen beim Steigen und Fallen einige Fuß auf- und niederschaukelten, die Seekrankheit gehabt? Dem Verfasser war diese Erfahrung vergönnt, und er kann nur davon abraten, sich ihr auszusetzen. Ich nehme als bekannt an, daß der Photograph, wenn er alle Platten aus seinem Schieberkasten verbraucht hat, sie durch frische ersetzen und daß dies natürlich derart vor sich gehen muß, daß die Platten vor dem Einfluß des Tageslichtes bewahrt bleiben. Die einzige Möglichkeit, die Operation vorzunehmen, bot hier ein sogenanntes „Zelt," das heißt: Um Kopf und Arme wurden schwere Stoffe gehängt, die dicht genug waren, um das Eindringen von Licht zu verhindern. Auch an einem heißen Tage ist der Aufenthalt in einer solchen luftdichten Kapsel nicht gerade beneidenswert — auf einem schaukelnden Boote aber ist Seekrankheit binnen zwei Minuten die unausbleibliche Folge. Mit seltener Schnelligkeit, unter Schnaufen und Prusten füllte ich meinen Kasten von neuem und beeilte mich, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, während meine Begleiter unterdessen in aller Bequemlichkeit einen Imbiß eingenommen hatten.

Einer der merkwürdigsten Punkte auf den Farn-Inseln ist die unter dem Namen „die Zinnen" bekannte Felsengruppe. Vier oder fünf gewaltige Spitzen aus schwarzem Basalt erheben sich, vom Festland und untereinander durch tiefe Spalten, durch welche die Wogen rollen, getrennt, kerzengerade aus der See. Auf ihren abgeplatteten Spitzen und den nächst gelegenen breiteren Abhängen nisten die Lummen. Sie sitzen dicht zusammengedrängt, beinahe so nahe aneinander, wie sie überhaupt sitzen können (s. Abb. 4). Ihre Beine sind weit zurückgesetzt, so daß sie aussehen, als ständen sie senkrecht und auf dem Schwanze. Ihre Farbe ist schwarz und weiß, und einige haben einen weißen Ring um die Augen, der sie aussehen läßt, als trügen sie eine Brille. Jeder Vogel sitzt auf seinem einen Ei, das er behutsam zwischen die Beine stellt. Eier von gewöhnlicher Form würden von diesem kahlen, tischartigen Plateau unfehlbar herabrollen und einige hundert Fuß tiefer in Atome zerstieben; dieses Schicksal bleibt jedoch dem Ei der Lumme dadurch erspart, daß es, sehr breit an der Basis, nach oben sehr spitz zuläuft, also eher von konischer, als ovaler Form ist. Bekommt es einen Stoß, so dreht es sich wie ein liegender Kreisel um sich selbst, ohne sich erheblich von der Stelle zu bewegen.

Man kann beobachten, wie einige der brütenden Vögel sich große Mühe geben, das Ei in eine ihnen bequem dünkende Lage zu bringen. Mit Flügel und Schwanz rücken sie es hin und her, bis sie sich überzeugt haben, daß es ganz bedeckt wird. Anderen scheint die ganze Geschichte nicht den geringsten Spaß zu machen, und wenn sie sich nicht vor der Gesellschaft schämten, ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, so wären sie längst auf und davon und hinter Häringen her. Einmal strecken sie den einen Fuß oder Flügel aus, dann den andern, erheben sich vom Nest, dehnen und recken sich und sehen dabei schrecklich gelangweilt und merkwürdig menschenähnlich aus.

Wer das Getöse, das Lummen vollführen, einmal in seinem Leben gehört hat, wird es sicher nicht wieder vergessen. Man hört keinen einzelnen Schrei, sondern nur ein lautes, nachhaltiges Dröhnen, zu dessen Erzeugung die ganze Ansiedelung beiträgt, und das in der Ferne erstirbt wie das Rollen des Donners, unterbrochen von Augenblicken gänzlicher Stille. Dabei ist der Laut von einem eigentümlichen, schwingenden Steigen und Fallen, wie das Vibrieren einer Saite und mag, um die Geisterstunde gehört, von Abergläubischen wol anderem als irdischem Ursprung zugeschrieben werden. Sollten wir hier nicht die wirkliche Unterlage für die vielen Erzählungen von sonderbaren Geräuschen haben, die die bekannten ältesten Seeleute gehört haben wollen?

Die kleineren Vorsprünge auf diesen Basaltfelsen werden von Pärchen der Dreizehen-Möve bevorzugt, wohl mit den anmutigsten und hübschesten aller Seevögel. Sie zeigen die äußerste Sorgfalt bei der Wahl

Abb. 5. Brütende Eider-Ente.

ihrer Brutstätte und bauen, wenn sie einen recht gemütlichen Winkel gefunden haben, ein ziemlich umfangreiches Nest. Da kann man sie mit rückwärts gedrehtem Kopf und den gelben Schnabel halb in die bläulichgrauen Rückenfedern gesteckt, beim Brüten beobachten, und sie sehen dabei viel besorgter aus als ihre Verwandten von der großen Möven-Familie oder das lärmende, allen Komfort verachtende Lummenvolk.

Auf der andern Seite des „Braunen Mannes" kann man hier und dort unter dem Schutze eines Steinhaufens oder einer von der Natur gezimmerten Mauer das Nest der Eiderente finden, das mit großer Sorgfalt gebaut und mit aus ihrer eigenen Brust gepflückten Daunen ausgefüttert ist. Frau Ente war zu Hause, als wir unsern Besuch machten, und ließ sich bereit finden, uns zu ihrem Bildnis zu sitzen (siehe Abb. 5). Das war in der That mehr, als wir erwartet hatten, denn es handelte sich nicht nur um den photographierenden Eindringling, sondern es mußten auch noch zwei meiner Begleiter, da gerade eine kräftige Brise diese allem Wind und Wetter ausgesetzte Höhe bestrich, die camera vor dem Umgeblasenwerden schützen. Hier wiederum sind wir dem heiligen Cuthbert Dank schuldig, denn er war es, wenn wir der Legende Glauben schenken, der die Eiderente lehrte, sich während der Brutzeit zahm und ruhig zu verhalten. Ihr Gatte hat wie andere Männer die guten Lehren vergessen und trollt, da er ohnedies dem Menschengeschlecht nicht über den Weg traut, von dannen und seinem Vergnügen nach. Es soll übrigens zu seinen Gunsten nicht ungesagt bleiben, daß er sich selten weit von der Brutstätte entfernt, vielmehr immer in der Nähe ist, um seine Gattin, sobald sie das Nest verläßt, zu vertreten oder, wenn sie sitzt, ihr einen Leckerbissen zuzutragen. Sobald die Ente ihr Nest verläßt, bespritzt sie die Eier mit einem scharfen, übelriechenden, gelben Öl, wie man annimmt, in der Absicht, die räuberischen Übergriffe ihrer Nachbarin, der schwarzköpfigen Möve, zu verhindern, die die nicht gerade freundschaftliche Gewohnheit hat, fremde Eier auszutrinken.

Zwei andere Inseln, die Nord- und Süd-„Warmses" werden vom Larventaucher bewohnt. Den Felsengrund deckt hier eine Schicht lockeren Torfes; in diesen graben sich die Larventaucher ein, und das Weibchen legt ein schmutzig-weißes Ei. Man kann mit dem Arme hineingreifen und den Vogel herausziehen, aber nicht ohne daß er zur Verteidigung seines Heims ein scharfes Gefecht liefert. Ohne einige tüchtige Schmarren wird es nicht abgehen, denn das Weibchen weiß Schnabel und Pfote recht gut zu gebrauchen; läßt man sie los, so watschelt sie ungesäumt mit einer Siegermiene in ihr Nest zurück.

Der Anblick eines Larventauchers in seiner Heimat hat etwas unendlich Erheiterndes. Der kleine runde Körper hält sich kerzengerad auf weit auswärts gedrehten Füßen, sein Schnabel ist außer jedem Verhältnis zu seiner Körpergröße und von leuchtend warmer Färbung. Eine Anzahl dieser kleinen Geschöpfe mit ihren übergroßen Schnäbeln, die sie wie Knaben aussehen lassen, die sich ungeheure falsche Nasen umgebunden haben, mit einer wahren Leichenbittermiene in einer Reihe aufgepflanzt stehend, ist von überwältigender Komik.

Der nächste Besuch, den wir abzustatten haben, gilt dem Brutplatz der anmutigen Seeschwalben. Diese Stätten haben seit alter Zeit einen üblen Leumund, — beschwor doch der heilige Cuthbert hier alle die bösen Geister, die ihm nachstellten! Sind sie heute nach seinem Tode wieder zu lautem Lärmen auferstanden? In der That, ein ohrenbetäubendes Willkommen empfängt den Besucher, doch es ist nichts Schlimmeres, als der scharfe Schrei von Myriaden von Seeschwalben der gemeinen, arktischen und Sandwich-Spielarten, die um ihn herum wirbeln. Ihre Schwingen und Gabelschwänze sind von blitzenden Farbenstreifen durchzogen und gekreuzt. Vielleicht gibt es keinen Vogel, der schöner gezeichnete Flügel hat, als die Seeschwalbe. Ihre Heimat trägt, wie die Tierchen selbst, einen artigeren, liebenswürdigeren Charakter, als die der anderen Insassen, die wir seither beobachteten. Anstatt abschüssiger Felsen finden wir hier ein langsam ansteigendes, mit in allen Farben spielendem Sand bestreutes Ufer. Wie wir aus dem Boot gestiegen sind und das Ufer betreten, schallt uns ein Warnungsruf nach: „Geben Sie Acht, Sie treten auf die Eier!" Wir machen Halt und suchen — ohne Eier zu finden. Erst nachdem man sie uns gezeigt, und das Auge sich etwas

Digitized by Google

Abb. 6. Ein Schwarm aufgeſcheuchter Möven.

an die Täuſchung gewöhnt hat, bemerken wir, daß der Strandkies geradezu mit Eiern überſät iſt, deren Farbe ſich dem Grunde, auf dem ſie liegen, vollſtändig anpaßt. Kein Verſuch, ein Neſt zu bauen oder die Eier ſonſt zu verbergen, iſt gemacht; gerade, daß ſie ſo offen daliegen, iſt ihr beſter Schutz. Für die photographiſche Kamera bot die ungeheure Geſchwindigkeit, mit der die Seeſchwalbe ihre Fittiche zu brauchen weiß, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten.

Inzwiſchen war das Tageslicht am Verbleichen, und der Wind ſetzte immer heftiger ein, ſo daß wir uns eilen mußten, unſre letzte Halteſtelle, den Megſtein, das Heim der Kormorane, zu erreichen. Dieſer iſoliert ſtehende Felſen ſieht aus, wie wenn er durch vulkaniſches Feuer vom Meeresgrunde in die Höhe geſchleudert wäre. Er iſt von tiefen Spalten und Furchen durchſetzt und läuft unter dem Meeresſpiegel in zackige Riffe aus. Eine Landeſtelle gibt es nicht, ſo daß es nur bei ruhigſter See möglich iſt, ſich ihm mit einiger Sicherheit zu nähern. Heute hat der Wind mehr und mehr zugenommen, und die See, die von einem fernen Sturm aufgewühlt iſt, läßt unſer Boot fußhoch ſteigen und fallen. Wir blicken über Bord, ſehen die zackigen Riffe und die langen Arme der Flechten, die in dem bewegten Waſſer auf- und niederwogen, und verſpüren durchaus nicht den Wunſch, da hinein zu geraten. Die Parole heißt alſo: Nicht näher herangehen, als ratſam iſt; das Segel wird gerefft, und die Ruder werden zur Hand genommen. Für eine Aufnahme muß der Augenblick benutzt werden, währenddeſſen das Bot ſich auf der Spitze des

Wellenkammes hält, — im nächsten ist es zu spät. Inzwischen sehen die Vögel unsern Vorbereitungen zu, einige treibt die Neugierde bis an den Wasserspiegel. Plötzlich erheben sie sich in schwerem Fluge, — werden die anderen ihnen folgen? Glücklicherweise nicht, einige Platten werden exponiert, und das Resultat ist besser als es sich unter so schwierigen Umständen hoffen ließ.

Kormorane im Nest passen vollständig in ihre Umgebung hinein, sie sind wie die Felsen schwarz, unförmig, abstoßend. Der große Körper mit seinem locker sitzenden Kleide, der Kopf auf einem Schlangenhals, der in ewiger, sich windender Bewegung ist, das grüne, feucht schillernde Auge über einem Hakenschnabel — das alles setzt sich zu einer Erscheinung zusammen, die den andern Seevögeln so unähnlich ist, als denkbar. Zu diesem unerfreulichen Anblick stimmt ein gewisser Schwefelgeruch, der von dem Vogel ausgeht. Milton sagte vom Satan: „er sitzt da wie ein todbrütender Kormoran.“ Die unglaubliche Gefräßigkeit dieses Tieres hat bei einer Ansiedelung, wie die am Megstein, allerdings den Tod von einer ungeheuren Menge von Fischen zur Folge. Der Vogel hat die Sonderheit, viel Kalk auszuscheiden, so daß die Felsen um das Nest herum aussehen wie weiß gestrichen, die Nester selbst werden aber davon frei gehalten. Diese sind von beträchtlicher Größe und erheben sich hoch über den Boden; die langen, schmalen Eier sehen aus wie schlecht aus Kalk geformt; von innen gesehen, schimmert die Schale in einem schönen, lebhaften Grün.

Wie wir das Segel hissen und das Bot zur Heimfahrt klar machen, werden wir gewahr, daß der auf hoher See wütende Sturm, dessen Grundwogen wir wohl spürten, uns Gesellschaft leisten wird. Ein Wirrsal grauer Wolken spiegelt sich im Wasser, Sturmvögel eilen mit Geschrei an uns vorbei, ganze Schwärme von Larventauchern verschwinden unter dem Wasser. Spritzer und Gischt ergießen sich über uns, gegen die schnell übergeworfene, mit Öl getränkte Decken sich machtlos erweisen. Unser Boot schießt nur so dahin, der Megstein sinkt tiefer und tiefer, und zu unsrer Rechten heben sich die Zinnen und Türme des Schlosses von Bamborough scharf gegen den Abendhimmel ab. Nicht lange, und wir fahren fröhlich in den ersehnten Hafen ein.

Diese Nacht schlafen wir den Schlaf des Gerechten in der Schenke unsres Freundes, namens Cuthbertson, wie wir jetzt erfuhren. Ob er ein Nachkomme des frommen Cuthbert war, haben wir ihn nicht gefragt und uns damit begnügt, ihn für einen braven Mann zu halten. Hatte er uns nicht am Tage ein Boot und ein Bett für die Nacht gegeben? Ruhig ließen wir den Sturm an Thür und Fenstern rütteln; wir waren mit unserm Ausflug gerade zu Rande gekommen und brachten die Aufnahmen mit, wegen derer wir uns aufgemacht hatten — ob mit oder ohne Glück, muß der Leser entscheiden.

Alte und Junge.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

V.

Diesmal fuhren die Campens alle drei zum Rendezvous nach Berlin — galt es doch, die Braut kennen zu lernen. Hasso war auf dem Friedrichsbahnhof zur Abholung. Er sah strahlend glücklich aus, und die ehrliche Freude, nun auch die Seinigen wiederzusehen verdrängte zunächst alle andern Empfindungen. Aber schon in der Droschke begann er die Toiletten von Mutter und Schwester mit einem etwas besorgten Blick zu mustern.

Sie hatten sich beide für Berlin neu equipiert, und Hasso schloß seine Musterung in Gedanken mit einem: „Es geht.“ Da zog Hanna die Hand aus dem Muff.

„Ach,“ sagte er ein wenig verlegen,

Digitized by Google

„verzeih, Hanna, aber — hast du nicht ein Paar Dänische bei dir?“

„O, drei Paar, ganz lange und ganz neue!“

„Dann thue mir den Gefallen, zieh eins davon an. Mizi kann die sogenannten Winterhandschuhe nicht leiden, sie moquierte sich gestern im Coupé über eine Dame, die welche trug“ — —

„Ist Mizi moquant? Das thut mir leid! Aber meine Dänen sind im Koffer, ich kann ihr den Anblick dieser „gefütterten“ nicht ersparen.“

„Mizi ist keine Spur moquant, nur, wie ich Euch schon früher sagte, etwas verwöhnt und sehr chic — wart', ich kaufe unterwegs ein paar Dänen, dort an der Ecke kommt ein Handschuhladen.“

„Kerl, du bist verrückt,“ rief Herr von Campen laut auflachend, „verlangst du von mir etwa auch, daß ich im „Bibi“ ankomme — mitgebracht habe ich ihn natürlich, aber den ersten Kuß bekommt mein Schwiegertöchterchen in spe unter diesem Filz — dieselbe Façon, die Bismarck trägt — was Besseres kann es doch nicht geben! Und nun sieh dich nicht erst nach dem Handschuhladen um, daraus wird nichts, wir kommen und wollen genommen sein, wie wir sind!“

Es war eine leichte Wolke, die von den Handschuhen ausgehend, die Wiedersehensfreude etwas verschattete, aber als der Wagen vor dem Hôtel hielt und ein Herr mit kurzgeschorenem grauem Haar den Kellner beiseite schob und erklärte. „Die Herrschaften packe ich mir selber aus — ich bin nämlich der Schwiegerpapa unseres lieben, prächtigen Hasso“ — da war die Wolke fort, und heller Glückssonnenschein strahlte wieder aus den Augen der Campens.

Baron Steinhaus legte nach herzlicher Begrüßung Frau Gustchens Arm in den seinen.

„Zu gnädig, daß Sie uns so auf halbem Wege entgegenkommen,“ sagte er, sie die Treppe hinaufführend, „es wäre doch unsere Pflicht und Schuldigkeit gewesen, nach Ulmencamp zu kommen.“ — —

„O, das sollen Sie im Sommer kennen lernen, wenn es hübsch ist, jetzt können wir keinen Staat damit machen!“

Er antwortete mit einer liebenswürdigen Redensart, aber es klang alles so frisch und natürlich, was er sagte, daß man geneigt war, jede Höflichkeit für eine Herzlichkeit zu nehmen. Hanna atmete förmlich erleichtert auf, denn sie hatte sich ein wenig vor dem vielgerühmten Chic geängstigt und dachte nun: „Wenn sie alle so sind, läßt sich mit ihnen auskommen.“ Oben war eine Thür nach dem teppichbelegten Korridor hin geöffnet, und im Rahmen dieser Thür erschien jetzt eine Dame von etwa 40 Jahren, deren feine Züge noch verrieten, wie schön sie gewesen sein müsse, und deren liebenswürdiges Lächeln eine kleine bitterlich-süße Beimischung hatte.

„Meine Frau,“ sagte der Baron, und

„Welche Freude, Sie alle hier zu sehen,“ antwortete eine etwas gedämpfte Stimme — „meine liebe Baronin — und die liebe Fräulein Hanna, und Sie, lieber Baron — wir haben schon so viel von Ihnen allen gehört!“

Sie hatte die Damen umarmt, und Herr von Campen sagte, ihre Hand küssend:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen im ersten Augenblick mit einem Widerspruch entgegentrete, meine Gnädigste, aber ich muß gegen den Titel protestieren. Sie haben Ihr Töchterchen einem einfachen Edelmanne verlobt.“ —

„O,“ machte die Baronin in einem Tone, als bäte sie um Entschuldigung, wisse es aber eigentlich besser, und jetzt erst trat aus dem Nebenzimmer eine schlanke Mädchengestalt in enganliegendem, graublauem Kostüm, das lichtblonde, etwas krause Haar in einen goldglänzenden Knoten aufgesteckt, das zarte, sonst vielleicht etwas blasse Gesichtchen jetzt von leichter Röte überhaucht.

„Da ist meine Mizi!“ rief Hasso, und ein allgemeines Umarmen folgte. Dann Fragen und Antworten, wobei eines das andere genau beobachtete, denn eigentlich ist man einander doch wildfremd und soll sich von nun an als verwandt betrachten. Dann ziehen die Campens sich in ihre Zimmer zurück, um den Reisestaub abzuschütteln.

„Wie nett ist dein Papa,“ sagte Mizi, ihren blonden Kopf an Hassos Schulter lehnend.

„Du wirst sie alle lieb gewinnen, mein Liebling, ihre große Einfachheit darf dich

Digitized by Google

nur nicht wundern, man ist da oben in Ostfriesland eben so." —

„Ohh —," machte Mizi, und die Mama bemerkte in liebenswürdig singendem Tonfall: „Einfachheit ist ja etwas so Schönes, lieber Hasso."

Dann ging Hasso zu seinen Eltern hinüber, und die Baronin strich mit ihrem Taschenkamm über Mizis Haar und zupfte an ihren Röcken, an deren Sitz sie stets etwas auszusetzen hatte. „Ede Wallkotsch hat heute abgeschrieben," sagte sie dabei in wehmütigem Tone, „es wird ihm doch schwer, dich als Braut wiederzusehen, denke ich, deshalb will er nicht kommen."

Mizi lächelte.

„Ach, der Ede! Ich würde niemals einen Civilisten heiraten, Mama!"

Die Baronin seufzte.

„Er wäre doch eine sehr gute Partie gewesen, und wenn mein Bruder und Jeanne keinen Sohn haben, fällt das Majorat auch noch einmal an ihn!"

Mizi biß die Lippen zusammen.

„Warum hat Ede den Abschied genommen?" sagte sie. „Übrigens hat er auch niemals Ernst gemacht, das weißt du ja, Mama!"

„Du hast ihm gar keine Zeit dazu gelassen, du bist ja noch so jung!" meinte die Mama in vorwurfsvollem Ton. „Es wäre eine ganz andere Versorgung gewesen."

„Nun bin ich aber doch verlobt," erwiderte Mizi ungeduldig.

„Ein reizender Käfer, die Mizi," bemerkte auf der andern Seite des Hotels Herr von Campen, „was werde ich stolz auf mein Schwiegertöchterchen sein."

„Wie lieb werde ich sie haben, wenn sie unsern Hasso glücklich macht —" sagte Frau Gustchen.

Hanna, die damit beschäftigt war, die Koffer zu öffnen und die nötigen Toilettenstücke, darunter auch die „Dänischen," auszupacken, sagte gar nichts. Während sie Mizi umarmte, hatte sie ein Duft von new mown hay, Toilettenwasser und Brennscheren umgeben, der ihr unheimlich war, doch sie wollte nicht vorschnell urteilen. Eine halbe Stunde später traten sie in etwas aufgefrischter Reisetoilette in den Salon der Baronin, wo der Theetisch gedeckt war. Wieder flogen die prüfenden Blicke hin und her, und die Unterhaltung war zuerst etwas gezwungen. Dann vertieften die Herren sich in wirtschaftliche Fragen. Die Damen besprachen die Ausstattung, und Hanna saß neben dem Brautpaar, das ein Vergnügungsprogramm für die nächsten Abende entwarf.

Hasso hatte sofort das schwesterliche „Du" zwischen den beiden Mädchen eingeführt, was beiden noch so unbequem war, daß sie direkte Anreden möglichst vermieden. Es stellte sich heraus, daß Hanna „Des Meeres und der Liebe Wellen" im Schauspielhause, Mizi die Pantomime „Helgoland" im Cirkus sehen wollte, und nach längerer Debatte, in welche jedes der Mädchen bereit war, nachzugeben, entschied Hasso sich „zunächst" für den Cirkus. „Und übermorgen" fuhr er fort, „Wallenstein im Schauspielhause."

Ein freudiges „Oh" von seiten Hannas und ein: „Aber nicht wahr, ins Adolf-Ernst Theater gehen wir auch" von seiten Mizis, worauf wieder Hassos Entscheidung zu Gunsten „Adolf-Ernst's" folgte, da dieses Berliner Spezialität sei, während man „den Wallenstein überall sehen könnte."

„Und wann gehen wir ins Museum?" fragte Hanna. Mizi erklärte, das sei nicht durchzumachen und schlug einen Besuch im Panoptikum vor.

Hasso hörte mit halbem Ohr nach der immer lebhafter werdenden Debatte zwischen den Vätern hin.

„Ja, natürlich!" rief Herr von Campen, „wir leiden bei uns oben durch dieselben wirtschaftlichen Kalamitäten ebenso wie Ihr, aber alles in allem genommen sind wir Gutsbesitzer mit unsern Einnahmen doch immer noch besser daran, als unsere Väter es waren, nur die Ansprüche, die wir machen, sind größer geworden."

„Gewiß, aber die müssen größer werden bei zunehmender Kultur," entgegnete der Baron, „ich halte das für einen Fortschritt, nicht für einen Nachteil!"

„Ich habe auch nichts dagegen, wo es sich um eine wirkliche Erhöhung der Lebensfreude handelt — aber wir haben so viel konventionelles ‚muß', von dem man nichts hat und das eine Menge kostet. Und warum muß ich nachmachen, was der oder jener Bankier meinetwegen aus England mit herüber gebracht hat, wenn ich nicht die Mittel dieses Bankiers habe? Wir ahmen

Digitized by Google

die Geldleute nach, und das bricht uns den Hals, denn wir haben nicht ihre Mittel! Ich sehe aber nicht ein, warum wir das nicht zugeben! Wer das Gefühl, sein eigener Herr zu sein, den uneingeschränkten Genuß von Wald und Feld, von Luft und Licht, nicht höher schätzt als den modischen Kram, der soll überhaupt nicht Landwirt werden!"

„Da bin ich doch anderer Ansicht, mein verehrter Freund," und der Baron holte grade zu einer Auseinandersetzung seiner Auffassungen aus, als seine Gattin ihn unterbrach.

„Die Herren vernachlässigen uns ganz über ihren wirtschaftlichen Gesprächen," sagte sie mit einem, alle Anwesenden in gleicher Liebenswürdigkeit streifenden Lächeln, „mein Mann hat eine Vorliebe für Diskussionen, ich sage immer: der Reichstagsabgeordnete in der Westentasche."

„Na, vielleicht auch bald mal in Wirklichkeit!" ergänzte der Baron, und die Unterhaltung wurde allgemeiner.

„Ich begreife doch nicht, wo Willy bleibt," sagte die Baronin und setzte erklärend hinzu: „Unser Sohn ist jetzt hier zur Turnschule kommandiert."

„Boxschule!" flüsterte Mizi Hanna zu.

„Er sollte heute Abend auch hier sein," fuhr die Baronin fort, „damit Sie doch gleich alle kennen lernten — unsre Jüngste mußten wir ohnehin einer Erkältung wegen zu Hause lassen. —"

In diesem Augenblick kam der Erwartete, ein schlanker, gut aussehender Mensch in der kleidsamen Uniform seines Regimentes, und entschuldigte sein spätes Erscheinen mit so vielen Gründen, daß die Vermutung nahe lag, es werde keiner davon recht stichhaltig sein. Aber man war nicht kritisch ihm gegenüber, und er setzte sich neben Hanna und erklärte, er müsse sie unterhalten, denn sie habe sich neben dem Brautpaar gewiß schon sterblich gelangweilt, Brautpaare seien immer langweilig. Hanna verteidigte ihren Bruder und Mizi, aber am Ende überließ man doch die beiden einander, und Hanna hörte bald mit wirklichem Interesse die Beschreibung eines Künstlerfestes an, das Willy Steinhaus durch besondere Protektion, wie er behauptete, mitgemacht hatte.

„Wie unsere Jugend sich gut unterhält," sagte die Baronin zu Frau von Campen, mit einem unendlich sanften Blick; „aber, was ich sagen wollte — Zwiebelmuster ist doch etwas veraltet, ich meine, wir suchen eins der entzückenden neuen Muster in der Königlichen Porzellanmanufaktur aus!"

So verging der Abend. Die beiden jungen Herren verließen zusammen das Hôtel.

„Du Heimtücker hast mir ja nie gesagt, daß deine Schwester eigentlich eine Schönheit ist," sagte Willy, seinen Arm in den Hassos schiebend.

„Findest du das? Mizi ist doch tausendmal hübscher!"

„Bräutigamsaugen! Beide Blondinen, aber beide ein gänzlich verschiedenes Genre! Mizis dünne Taille flößt mir immer einen Schrecken ein —"

„Aber Willy, Mizi hat die entzückendste Figur, die ich kenne!"

„Mizi ist überhaupt Mondschein, und deine Schwester hat mehr so etwas von der Sonne, die leuchtet und wärmt und sich doch nicht nahe kommen läßt — d. h. die Sonne blendet, wenn man sie zu sehr betrachtet, und deine Schwester wirft Einen mit irgend einer ganz einfachen, klaren und richtigen Bemerkung einfach aus dem Sattel, wenn man zu keck vor ihr herumkapriolt."

„Ich bin ganz erstaunt, dich so urteilen zu hören, denn eigentlich chic ist Hanna doch nicht" —

„Was heißt chic? Lange Fingernägel, Parfüms, Pariser Korsetteuse und Pariser Friseurkünste — alles Blendwerk der Hölle. Ein junges Mädchen, das frisch und drall wie eine aufplatzende Rosenknospe ist, braucht so was nicht. Natur, Natur — das ist doch das Wahre! Ich sage dir, Hasso, die Schnürerei und all das andere, das ist Unsinn. Ich habe hier Weiber studiert, es ist doch eben 'was anderes, das hiesige Leben und die Simpelei in der Provinz. Na, ich habe ein paar Schauspielerinnen gesehen — am frühen Morgen, weißt du, bei Sonnenlicht, nachdem sie am Abend schön wie Göttinnen waren — Donnerwetter, was war das für ein Unterschied! Und seitdem lasse ich mir kein X mehr für ein U machen. Rasse und Gesundheit — das verlange ich, wo ich mich zur Anerkennung von Schönheit bequemen soll. Und das hat deine Schwester, und keine von deinen Photographieen gibt annähernd den Teint, die Augen und das Haar

wieder. Was sind das für Zöpfe — und ich würde mich für die Echtheit verbürgen, denn an dieser Hanna ist alles echt!"

Hasso hörte ihn mit geteilten Empfindungen an. Einerseits freute ihn die Anerkennung von Hannas Vorzügen, dann ärgerte ihn aber auch die Hintenansetzung Mizis.

„Meine süße kleine Mizi, ihr flockiges Seidenhaar ist mir lieber, als Hannas dicke Zöpfe," sagte er.

VI.

Am nächsten Tage war das Programm des Brautpaares inne gehalten worden. Hanna hatte mit den andern gelacht. Sie hatte ja noch so wenig gesehen, daß alles sie amüsierte. Und sie konnte so herzlich, so selbstvergessen lachen, daß Willy Gelegenheit hatte, zu konstatieren, sie besitze zu allen andern Vorzügen auch noch die prachtvollsten weißen Zähne und habe es nicht nötig, bei den lustigsten Stellen das Spitzentaschentuch an die Lippen zu drücken, wie Mizi das that.

Am Abend, als er im Zimmer seines Vaters noch eine Cigarre rauchte, wobei der Baron das Deficit des letzten Monatsabschlusses seines Sohnes beglich, fragte dieser:

„Sage 'mal, in was für Verhältnissen sind die Campens eigentlich?"

Der Baron machte den Schlußstrich unter seine Rechnung und sagte:

„Die Campens? O, in recht guten, glaube ich, aber mein teurer Freund und Gönner ist etwas knauserig."

„So? Na — was wird er denn an Zulage geben?"

„Er behauptet, sechstausend Mark jährlich sei sein Maximum, ich werde mich also zu der gleichen Summe entschließen müssen, denn unter zwölftausend Mark jährlich kann ein verheirateter Offizier bei Eurem Regiment doch nicht durchkommen."

„Nein, allerdings, das ist nur so gerade, was einer braucht — da muß er sich schon zu allerlei Einschränkungen bequemen," sagte Willy sehr langsam und strich, mit gerunzelten Brauen, die Asche seiner Cigarre ab.

„Na, aber," begann er dann wieder, „das Ulmencamp soll doch ein altes Familiengut sein —"

„Natürlich und schuldenfrei —"

„Ah — das ist doch eigentlich heutzutage eine sehr günstige Ausnahme — und der Alte hat doch nur die zwei Kinder."

„Freilich, aber du hast ja gehört, was er für Ansichten hat — antediluvianisch."

„Man muß ihn halt modernisieren."

Der Baron zuckte die Achseln.

Am nächsten Tage war Willy „verhindert," die Seinigen zu begleiten. Dafür nahm er nachträglich noch eine Einladung zu einer Gesellschaft an, zu der er eigentlich schon abgesagt hatte. Aber er langweilte sich dabei und hatte eine schlechte Nacht darauf, in der lange Zahlenreihen, die er vor sich sah, sobald er die Augen schloß, ihn nicht einschlafen ließen. Am Morgen hatte er eine längere Unterredung mit einem hannoveranischen Kameraden, der zwar nicht begriff, weshalb Willy Steinhaus plötzlich so viel Interesse an den ländlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der äußersten Westmark des Reiches nahm, ihm aber doch willig Rede stand. Und nach der Überlegung, daß bei den Campens denn doch ein ganz solider Hintergrund sein müsse, und daß sechstausend Mark zwar allerdings wenig, aber doch immerhin das „Notwendige" seien, ging er wieder in das Hotel und stellte sich den Seinigen für den Abend nicht ohne ein gewisses Gefühl von Rührung über seinen eigenen „Idealismus", wie er das nannte, zur Verfügung. Derselbe wurde nun an diesem Abend auf eine kleine Probe gestellt, denn die beiden Familien hatten beschlossen, doch noch „Des Meeres und der Liebe Wellen" im Schauspielhaus zu sehen, und Willy fand das einen scheußlichen „Reinfall", nachdem er das Stück einmal vor Jahren gesehen und es als „furchtbar öde" in der Erinnerung behalten hatte. Trotzdem ging er mit und wußte es so einzurichten, daß er neben Hanna saß. Und diese war so ehrlich entzückt von der Schönheit der Dekorationen und der Sprache des ersten Aktes, daß er fand, er habe dem Stücke doch unrecht gethan. Es war, als sei Hannas lebhaftes Mienenspiel, die andächtige Versunkenheit und ab und zu das Aufleuchten ihrer Augen der beste Kommentar des Stückes für ihn, denn er unterhielt sich ganz gut, während Mizi gähnte und angegriffen aussah, wie immer, sobald sie sich langweilte. Hassos heimliche Hände-

Digitized by Google

drücke unter dem Theaterzettel, der zwischen beiden lag, schienen kein genügendes Palliativ.

Nun kam die Turmscene mit Leanders flehentlichen Bitten um einen Kuß. Um Hannas Nasenflügel zuckte es, wie von verhaltener Ungeduld. „Gefällt Ihnen das nicht?“ fragte Willy.

„Er wimmert zu viel!“ sagte sie kurz.

„Aber er muß sie doch erweichen!“

„Nein, wenn sie ihn liebt, *schenkt* sie ihm den Kuß, so etwas *erbettelt* man nicht!“

„Sssst“ — klang es von rechts und links, das geflüsterte Gespräch unterbrechend.

Hanna blickte erschrocken um sich, Willy legte, über den Mahnruf lächelnd, den Finger auf den Mund.

„Schneidige kleine Person, Herz auf dem rechten Fleck,“ dachte er, „übrigens avis au lecteur.“

Es gefiel ihm auch, daß sie am Schluß nur mit lebhafter geröteten Wangen und großen ernsten Augen den Vorgängen auf der Bühne folgte und nicht wie Mizi das Spitzentuch gebrauchte.

„Ich muß immer weinen, wenn sie alle sterben,“ sagte Mizi, „eines hätte doch wenigstens am Leben bleiben können!“

„Was meinen Sie dazu?“ fragte Willy, als sie auf der Straße waren, um sich zu Fuß in ein benachbartes Restaurant zu begeben.

„Ich finde es schön, daß *beide* sterben, und — gerecht.“

„Wie streng Sie sind, Fräulein Hanna. Es ist doch kein Unrecht, sich lieb zu haben.“

„Wenn man einer heiligen Pflicht dadurch untreu wird, doch! Erst kommt die Pflicht, und dann muß man für seine Liebe leben — oder sterben — je nachdem!“

„Oo!“ machte Willy.

„Kindliche Auffassungen!“ dachte er dabei, „aber sie stehen ihr ganz gut!“

Am nächsten Morgen besuchte man den Kunstsalon von Schulte.

„Es soll eine ‚Marie Antoinette‘ da sein von einem neuen holländischen Maler, es wird was Besonderes daraus gemacht, und das Bild hat in Paris einen Preis bekommen.“

Irgend jemand hatte das gesagt, aber die Campens hatten nicht sonderlich darauf geachtet. Nun standen sie vor dem Bilde, das die unglückliche Königin in der Zeit ihres Glanzes und ihrer blühendsten Schönheit darstellte, wie sie, von wenigen Hofleuten gefolgt, eine Kartenlegerin aufsucht. Der lachende Leichtsinn der höfischen Gruppe bildete einen scharfen Gegensatz zu dem ahnungsvollen Grauen, das sich in den Zügen der alten Kartenlegerin, die hier offenbar wirklich die Zukunft voraussah, aussprach, und die einzelnen Köpfe waren so lebensvoll, die Behandlung des Kolorits so glücklich, daß das Bild sich in der That wie ein Stück *wirkliches* Leben zwischen den anderen *gemalten* Sachen hervorhob.

„Wunderbar, geradezu wunderbar!“ flüsterte die Baronin, die bei allen Kunstgenüssen eine Art von Mäcenenmiene aufsetzte. Die Campens schwiegen. Der breite goldene Rahmen trug ein Schild mit dem Namen: Geerd Erichsen. Das Schild war nur klein, man konnte es allenfalls übersehen. Frau von Campens Blick flog fragend und ängstlich zu Hanna hinüber. Sie stand blaß, mit leuchtenden Augen, vor dem Bilde. Aber ihre Lippen waren fest geschlossen, kein Ton, kein Wort verriet ihre Erregung. „Sie hat den Namen gelesen!“ dachte Frau Gustchen mit einem leisen Seufzer, und ein zweiter Blick flog hinüber zu ihrem Mann. Der stand mit finster zusammengezogenen Brauen da — und schwieg ebenfalls.

Das Brautpaar war vor einigen Pferdebildern stehen geblieben, und späterhin übersah Hasso den Namen.

So war von Geerd nicht weiter die Rede, und bei der Table d'hôte, zu der sich auch Willy einfand, erschien Hanna unbefangen und unverändert.

„Berlin thut das Seinige, sie kommt hier auf andere Gedanken!“

Das war die Schlußfolgerung, die der alte Campen zog, und das gab ihm seine bei Schulte schwer erschütterte gute Laune zurück. An die Table d'hôte schloß sich unmittelbar der Theaterbesuch, und als man zurückkehrte, blieb man noch im Restaurationssaale gemeinschaftlich vereint, um den Thee zu nehmen. Es war von der Rückreise die Rede, und Herr von Campen ging in sein Zimmer, um sein Kursbuch zu holen.

Da fand er Hanna — in Thränen fassungslos schluchzend, den Kopf in die Hände gedrückt.

Seit sie erwachsen war, hatte er sie nie

Digitized by Google

weinen sehen. Er war entsetzt. Fast leidenschaftlich riß er sie in seine Arme.

„Hanna, mein Kind, mein Kind, was ist das? Was ist geschehen?“

Einen Augenblick weinte sie noch still an seine Schulter gelehnt. Dann richtete sie sich auf und sah ihn an.

„Verzeih, Papa, aber — ich konnte nicht anders. Ihr solltet es alle nicht merken, ich dachte, ich würde stark bleiben, bis es Nacht — bis ich allein wäre. Aber —“ und unter erneuten Thränen seinen Hals umschlingend: „Ach Papa, Papa, wenn du doch wüßtest, wenn ich dir's doch sagen könnte, wie — wie lieb ich Geerd habe!“

Also das war es! Dieses unglückliche Bild! Er strich erschüttert und zugleich ärgerlich und fast verlegen über ihren Scheitel. „Du bist doch meine vernünftige Tochter, du weißt, daß es nicht Eigensinn von mir ist, daß ich triftige, so voll- und schwerwiegende Gründe habe — —“

„Ja, Papa, ich weiß, daß du das Beste willst, aber — das wäre anders, wenn du wüßtest, wie lieb ich ihn habe!“

„Kind, Kind, in der Jugend irrt man sich so leicht in betreff der Tragweite solcher Empfindungen — aber weine nicht so, ich kann das nicht sehen, und ich muß doch vernünftig bleiben, für dich mit, und unten werden sie auf uns warten — —“

„Ja, ja, du mußt hinuntergehen,“ rief sie, sich gewaltsam fassend, „ich kann es nicht, sage nur, mir wäre schlecht zu Mute, ich müßte Ruhe haben — das ist keine Lüge, und sage, sie möchten mich entschuldigen.“

„Aber du kannst doch hier nicht allein bleiben, ohne Thee — —“

„O, essen kann ich doch nichts, und es wäre mir so schrecklich, wieder zu den anderen zu müssen, o so schrecklich — und dann — sie würden sehen, daß ich geweint habe.“ Das letzte Argument gab den Ausschlag. Herr von Campen kehrte mit schwerem Herzen zur Gesellschaft zurück.

VII.

Im Mai war Hassos Hochzeit. Die Baronin hatte es „beim besten Willen nicht mehr möglich machen können,“ vorher nach Ulmencamp zu kommen. Dafür sollte das junge Paar auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise dort vorsprechen.

Die Campens waren vollzählig zur Feier in Halkenau, Frau Gustchen und Hanna in Berliner Toiletten, gegen die selbst Hasso nichts einzuwenden fand, nur hätte er für Hanna eine andere Frisur gewünscht. Aber sie weigerte sich nun einmal, die Brennschere anzuwenden.

„Hat sie auch nicht nötig,“ erklärte Willy, als sich eine Diskussion darüber im Familienkreise entspann, „wem das Haar so schön angewachsen ist, der braucht keine Kräuselung.“

Hanna lächelte ihm dankbar zu. Sie schienen sich überhaupt sehr gut zu verstehen, wie Herr von Campen für sich mit einer gewissen Genugthuung und einem erleichterten Aufatmen bemerkte. Und wenn er auch bei näherer Bekanntschaft manches an den Steinhaus auszusetzen hatte und der Luxus im Hause ihm manches stille Kopfschütteln abnötigte — der Willy war doch ein „netter Kerl,“ und tausendmal besser als „der andere.“

Strahlende Maisonne glänzte über dem Hochzeitstage, und als der Zug sich ordnete, um durch die reichbekränzte und beflaggte „Ehrenstraße“ nach der Dorfkirche zu ziehen, die nur durch einen Parkstreifen vom Schlosse getrennt war, da betrachtete der alte Campen das schöne junge Paar, das dem Brautpaar zunächst folgte, mit einem feuchten Schimmer in den Augen. Da schritten sie hin, die beiden Kinder, die ihm, neben der treuen Gefährtin seines Lebens, das Liebste auf der Welt waren, beide strahlend in Jugend und Schönheit, einem beglückten und beglückenden Liebesleben entgegen — sein Hasso an Mizis Seite, seine Hanna mit Willy Steinhaus.

Das zweite Paar, das hinter Braut und Bräutigam herging, war Graf Ede Wallkotsch und Mizis jüngere Schwester — er mit einer Stirn, die schon bis auf die Mitte des Hinterkopfes hinüberreichte, und einem spöttisch überlegenen Lächeln auf den Lippen — sie fast noch ein Kind, mit großen, neugierigen, blauen Augen in die Welt hineinblickend. Der Bruder der Baronin Steinhaus war der Majoratsherr Graf Wallkotsch, und da er kinderlos war, galt Graf Ede als sein künftiger Erbe.

„Da es Mizi nicht wurde — vielleicht

Digitized by Google

wird Elmi nun seine Frau!" dachte die Baronin Steinhaus, mit hoffnungsvollem Blick diesem Paare nachsehend.

Und die Maisonne strahlte über dem Brautzuge, als wolle sie dafür sorgen, daß keine Schatten aufkämen, wenigstens nicht an diesem Tage.

Dennoch — es mußte wohl Schatten geben, die sie nicht zu bannen vermochte. Willys übermütige Laune, sein glückliches Lächeln, mit dem er der Schwester zur Kirche gefolgt war, schienen seit der Rückkehr aus derselben verschwunden. Er kam wohl seinen Pflichten als Sohn des Hauses und Brautbruder nach, er lachte sogar ein paarmal überlaut auf, aber wer ihn schärfer beobachtet hätte, würde die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, bemerkt haben. Im allgemeinen war jedoch die Stimmung eine zu animierte für schärfere Beobachtung. Dennoch — als er nach Tisch aus dem heitern Kreise verschwand und die Baronin von den manchmal ganz plötzlich auftretenden Kopfschmerzen ihres armen Sohnes sprach, die ihn auch heute befallen hätten, da glitt ein fragend erschrockener Blick des alten Campen zu seiner Tochter hinüber. Und als bei hereinbrechender Dämmerung ein Feuerwerk im Garten aufflammte und die Gesellschaft sich in Gruppen zerstreute, um den Maiabend und das Feuerwerk im Freien zu genießen, da zog der alte Herr Hannas Arm in den seinen.

„Was ist mit Willy Steinhaus?" fragte er leise.

Sie senkte den Kopf.

„Ich habe es ja nicht gewußt, Papa, ich sah ihn wie einen zweiten Bruder an, und — und" —

„Nun? Was ist zwischen euch gewesen?"

„Beim Verlassen der Kirche hat er mir etwas gesagt, Papa!"

„Nun, und du?"

„Ich habe mit dem Kopf geschüttelt."

„Und damit hat er sich abschrecken lassen?"

Etwas wie Geringschätzung und Empörung zugleich grollte in der Stimme des Alten.

„Nein, Papa," erwiderte Hanna, noch leiser, „er fing dann noch einmal an" —

„Brav!" murmelte der Alte; aber sie fuhr fort:

„Da habe ich ihm gesagt, daß ‚das' nicht sein könnte, nicht jetzt und nicht später, weil — ich einen anderen liebte!"

„Das — das hast du ihm gesagt! Wie kannst du mir das anthun, Hanna!"

Eine Strahlengarbe schoß dicht vor ihnen auf, in ihrem Schein sah er, wie ihre Augen voller Thränen standen. Dabei waren sie mit einem klagenden Ausdruck auf ihn gerichtet, der ihm ins Herz schnitt.

„Ich konnte ja nicht anders, Papa!"

Zum erstenmal empfand er diesen Augen und dieser Stimme gegenüber etwas, das einem Selbstvorwurf glich. Zum erstenmal war er Hanna gegenüber seiner Sache nicht mehr sicher.

Eine fröhliche, plaudernde und lachende Gruppe drängte sich zwischen sie. Aus einem entfernten Teil des Gartens hörte man Willys Stimme überlaut klingen. Er schien seine Kopfschmerzen überwunden zu haben und ein Hoch auf das abfahrende Brautpaar auszubringen, denn viele Stimmen fielen in seinen Ruf ein, und gleich darauf hörte man das Rollen eines Wagens.

VIII.

Hanna stand am Fenster ihres Zimmers und blickte über den Garten hin, in dem die Rosen wieder in voller Blüte standen. Da kam über den Wiesenweg, der über die Walddüne nach dem Bahnhof hin führte, eine schlanke Männergestalt daher geschritten. Die Erscheinung eines, wie es schien, elegant gekleideten Fremden war etwas so Ungewöhnliches auf diesem, direkt nach dem Garten führenden Pfade, daß Hanna dem Näherkommenden gespannt entgegenblickte. Fremd schien er nicht zu sein, denn mit schnellen, festen Schritten kam er, ohne sich zu besinnen, über die Brücke in den Garten — Hannas Atem stockte, ihr Herz schlug einige schnellere Schläge — schwankend, mit den Händen unwillkürlich nach dem Fensterbrett greifend, als bedürfe sie einer Stütze, stand sie einen Augenblick da, und jubelndes Glück und verzehrende Angst stritten in ihrem Herzen um den Vorrang. Dann riß sie sich los, und wie ein gescheuchter Vogel flog sie die Treppe hinab — nicht ihm entgegen, den alle ihre Wünsche herbeisehnten und von dessen Kommen sie doch nichts gewußt hatte, sondern in das Zimmer ihres Vaters.

Digitized by Google

Aus unseren Studienmappen:

Meranerin. Bleistiftzeichnung von Katharina Schäffner.

Aus unſeren Studienmappen:

Meraner. Bleiſtiftzeichnung von Katharina Schäffner.

Aus unſeren Studienmappen:

Meranerin. Bleiſtiftzeichnung von Katharina Schäffner.

Aus unſeren Studienmappen:

Meraner. Bleiſtiftzeichnung von Katharina Schäffner.

Herr von Campen saß vor seinem Schreibtisch mit Rechnungen beschäftigt.

Sie trat an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter.

„Papa“ —

Er wandte sich um und erinnerte sich, daß sie einen Spaziergang verabredet hatten.

„Nun, Kleine, kommst du, mich zu holen — aber — wie siehst du aus?“ — unterbrach er sich plötzlich mit einem Blick in ihr Gesicht. Und er sprang auf, als habe ihre Aufregung sich ihm plötzlich mitgeteilt. „Was ist?“

„Papa, Geerd kommt —“

„Was? Er schreibt dir?“

„Nein, er schrieb mir nicht und hat mir keinerlei Mitteilung gemacht. Aber ich habe ihn von meinem Fenster aus gesehen, und ich weiß, er kommt hierher, zu dir, und deshalb bin ich hier.“

„Hanna!“

Er umfaßte ihre Handgelenke und sah ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem sie erbebt wäre, wenn sie sich auch nur eines Hauches von Unwahrheit bewußt gewesen wäre.

„Hast du ihn gesprochen, Hanna?“

Sie erwiderte seinen Blick voll und ruhig. „Nein, Papa, denn ich weiß, wenn Geerd so kommt, so fällt die Entscheidung hier, bei dir, und was ich ihm zu sagen habe, kannst du — kann alle Welt hören.“

Im selben Augenblick wurde kurz an die Thür geklopft. Gleich darauf stand Geerd Erichsen im Zimmer. Die feste Haltung, in der er über die Schwelle getreten war, schwankte einen Augenblick, als er sich so unerwartet Hanna gegenüber sah. Es flammte in seinen dunklen Augen auf, wie von verhaltener Erregung, aber er bezwang sich — nur ein schneller, grüßender Blick flog zu ihr hinüber, und sie gewann es über sich, ihm mit einem ermutigenden Lächeln zu antworten, das ihm zu sagen schien: „Fürchte nichts, sprich frei heraus!“ Da sah er ihren Vater an. Der alte Herr stand wortlos, bewegungslos vor ihm, die Stirn in eine finstre Falte zusammengezogen, die Arme über der Brust gekreuzt, ganz Abwehr, ganz Verneinung.

„Sie zürnen mir, weil ich zu Ihnen komme trotz allem,“ sagte Geerd, „und doch würden Sie einem Schiffer, der seinen kostbarsten Schatz im Meere verlor, nicht zürnen, wenn er in das feindliche Element herabtauchte, um — —“

„Ich bitte zur Sache!“ unterbrach der Alte mit grollender Stimme.

„Verzeihen Sie,“ erwiderte Geerd etwas leiser, dann fuhr er fort: „Sie haben recht, ich will ohne Umschweife kurz und sachlich sein. Von meinen Gefühlen brauche ich nicht zu reden, die sind Ihnen genugsam bekannt.“

„Leider!“ klang es von den Lippen des Alten dazwischen.

Geerds Stirn rötete sich ein wenig, aber seine großen, ausdrucksvollen Augen ruhten voll auf dem Gesicht seines Gegners, während er fortfuhr: „Ich begreife Ihre Sorge, die Hand Ihrer Tochter in die eines Mannes zu legen, dessen Wappen und Vermögen allein seine Palette und sein Pinsel ist, aber Ihrer Sorge steht das Glück und Unglück zweier Menschen gegenüber, das von Ihrem Worte abhängt, und um den sachlichen Punkt zu berühren: Ich bin der arme Junge nicht mehr, der vor Jahren Ihr Haus verließ. Mein Name beginnt in der Kunstwelt einen guten Klang zu haben, ich habe im Lauf des Winters durch Aufträge der englischen Aristokratie immerhin den Anfang dazu gemacht, ein Vermögen zu erwerben, und es sind mir so viel neue Aufträge geworden, daß meine nächsten Jahreseinnahmen nicht nur auskömmliche, sondern glänzende sein werden. Ich rühme mich dessen nicht,“ fuhr er schneller sprechend fort, „o wahrhaftig nicht, ich weiß, daß ich mehr Glück hatte, als viele andere, die ebenso tüchtig sind, aber eben dieses Glück macht mir Mut. — Herr von Campen, ich würdige alle Gründe, die Sie von Ihrem Standpunkte aus gegen eine Verbindung Ihrer Tochter mit mir haben, ich habe sie ernst und ehrlich erwogen und habe mich ebenso ernst und ehrlich geprüft, dennoch — ich weiß es, ich begehe kein Unrecht an Ihnen und an Ihrer Tochter, wenn ich Sie heute bitte: Geben Sie mir Hannas Hand!“

Er schwieg. Seine klangvolle Stimme hatte doch zuletzt in tiefer Ergriffenheit ein wenig gezittert, seine Augen schimmerten feucht. Hanna lehnte in stummer Bitte ihren Kopf an die Schulter ihres Vaters.

Da grollte die alte Stimme noch einmal auf: „Und weshalb kamen Sie da-

Digitized by Google

mals, vor einem Jahre, wie ein Dieb hierher, heimlich, nur um — —“

„Heimlich war es nicht, Herr von Campen, denn Sie erfuhren es ja, während ich noch hier war, und erfuhren es auf meinen Wunsch. Und da ich Hanna seit vier Jahren nicht gesehen hatte, war es wohl natürlich, daß ich zuerst Klarheit und Gewißheit in betreff ihrer Gefühle suchte. Hätte ich sie damals nicht unverändert gefunden, ich wäre gewiß nicht wieder in Ihren Weg getreten. Herr von Campen, — mein Glück allein hätte ich still zu Grabe getragen — für das ihre werde ich kämpfen, solange ich lebe.“

„Schön, mein Herr Erichsen, wenn ich nun aber dasselbe sage, wenn auch ich für Hannas Glück, das ich nicht in der Vereinigung mit Ihnen sehe, kämpfen will, solange ich lebe — was werden Sie dann thun?“

Fast lauernd blickten die Augen unter den grauen Brauen auf den jungen Mann. Fast hätte er gewünscht, daß derselbe sagte: „Ich werde dann auf Ihren Tod warten wie auf eine Erlösung,“ denn das wäre ein Beweis für die Roheit gewesen, von der er behauptete, daß sie in Geerd schlummern müsse, und die Wirkung auf Hanna wäre nicht ausgeblieben. Geerds und Hannas Blicke begegneten sich wie in stummer Zwiesprache.

„Nun, was würden Sie thun, mein Herr Erichsen?“ wiederholte der Alte seine Frage.

„Ich würde weiter arbeiten, mein Leben weiter ausbauen, damit es Hannas würdiger würde,“ klang es endlich von Geerds Lippen, und Hanna, die bisher geschwiegen hatte, rief in einem so leidenschaftlichen Tone, wie ihr Vater ihn nie von ihr gehört hatte:

„Und ich werde warten und dich lieb behalten, Geerd, immer, immer, bis Papa selbst erkennt, daß wir zu einander gehören!“

Ein aufleuchtender Blick Geerds antwortete ihr, und zwischen den beiden jungen erregten Gesichtern gingen die Augen des Alten fragend, prüfend, zweifelnd hin und her, und plötzlich zuckte es um die grauen Brauen und, wie wenn die Sonne schweres Wettergewölk zerteilt, wichen die finsteren Falten einem Zuge, der fast einem Lächeln glich.

Seit Hassos Hochzeit wußte er ja, wie es um Hanna stand, und in diesem Augenblick gefiel ihm Geerd eigentlich viel besser, als er das je für möglich gehalten hatte. Seine freundliche, den Sonnenschein liebende Natur drängte ihn, die letzten Verstandesskrupel über den Haufen zu werfen, und angesichts der beiden erwartungsvoll und flehend auf ihn gerichteten Augenpaare trug sein Herz, gegen das er sich schon seit einiger Zeit nur mit aller Kunst verteidigt und verschanzt hatte, den Sieg davon. „Na, dann ist's freilich besser, ich sehe es bald ein, daß Ihr zu einander gehört!“ kam es halb grollend, halb froh über seine Lippen, und im nächsten Augenblick fühlte er sich von vier Armen umschlungen, und zwei überglückliche Menschenkinder hingen an seinem Halse.

Da öffnete Frau Gustchen, die Johann aus dem entferntesten Teil des Gemüsegartens geholt hatte, um ihr den seltsamen Besuch anzukündigen, leise und vorsichtig die Thür.

„Hanna, Geerd!“ rief sie aufjubelnd, als sie die Gruppe vor sich erblickte, „und — mein Alter, mein lieber Alter, Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

IX.

„Wie werden Hasso und Mizi es aufnehmen?“ sagte am andern Tage Herr von Campen zu seiner Frau.

Wenn er in die glücklichen Gesichter der beiden Verlobten blickte, konnte er seinen gestrigen Entschluß nicht bereuen, aber so recht geheuer war ihm die Sache doch noch nicht, und sobald er allein war, kamen ihm allerlei zweifelnde, grübelnde Gedanken.

Nicht so Frau Gustchen. Sie war sicher, Geerd würde Hanna glücklich machen, und das war ihr genug.

„Hasso und Mizi, —“ wiederholte sie, „na, weißt du, Alter, manchmal haben die Dinge doch viel bessere Seiten, als man anfangs merkt.“

Er sah sie verwundert an, da ihr Gedankengang ihm nicht klar war, aber sie fuhr unbeirrt fort:

„Als Hasso uns schrieb, daß er auf Mizis Bitten hin die Alpenreise aufgegeben habe und statt dessen mit ihr nach Paris gegangen sei, da war ich beiden böse, ihm wegen seiner Schwäche, ihr wegen ihrer Eitelkeit — denn nur aus Eitelkeit hat

Digitized by Google

sie ihre Hochzeitsreise nach Paris gemacht, und an die Rheinreise, die sie hinterher machen wollten, glaube ich auch nicht, denn Mizi wird alles Geld auf Toiletteneinkäufe ausgegeben haben — na, aber, was ich sagen wollte, etwas Gutes ist doch dabei herausgekommen: Sie haben von Geerd als Künstler sprechen und haben ihn rühmen hören. Als Hasso uns das im vorigen Briefe schrieb, da habe ich mich mit der ganzen Pariser Fahrt ausgesöhnt, denn so ein Lob, in der Fremde und gar von Ausländern gehört, das wirkt mehr, als wenn er hier die schönsten Bilder ausstellt."

„Hm!" machte Herr von Campen und sah zum Fenster hinaus. Dann drehte er sich um, legte die Hand auf die Schulter seiner Frau und drückte einen kräftigen Kuß auf ihre Stirn.

„Für dumm habe ich dich niemals gehalten, Gustchen, und dumm war, was du eben sagtest, auch nicht, aber — schilt mir nicht auf die Mizi. Sie ist ein gutes Kind, und wenn sie 'n bißchen eitel ist — na, sie ist ja auch hübsch und jung!"

„Das ist Hanna auch. —"

„Ja, Hanna!" Er sagte das in einem Tone, als sei jeder Vergleich mit Hanna von vornherein ausgeschlossen.

„Im übrigen werde ich in Mizi natürlich immer das Beste zu sehen suchen," fügte Frau Gustchen hinzu, als fühle sie das Bedürfnis, ihre vorherige Äußerung wieder gut zu machen. Es war sonst nicht ihre Art, ohne Notwendigkeit so viel zu sagen, aber die Verlobung und die Aussicht, auch das andere Paar wiederzusehen, erregte sie. Nun lief sie mit ihrem Schlüsselbund eilig davon, denn sie behauptete, man könne alle Tage die telegraphische Ansage Hassos erwarten, und sie müsse alles für das junge Paar bereit halten.

„Sie haben ja noch acht Tage Zeit und wollen doch noch die Rheinreise machen," sagte Herr von Campen, aber — am Abend kam wirklich die Depesche, welche die Ansage für den nächsten Tag enthielt.

„Gut, daß wir heute Zeit hatten, uns das alles zu sagen, was wir uns seit fünf Jahren schuldig geblieben waren," flüsterte Hanna Geerd zu, „nun wollen wir auch morgen recht nett sein, aber — du bleibst doch noch hier, bis nach dem Besuch der Geschwister."

Er lächelte.

„Weil doch noch ein Rest zu sagen bleibt?" erwiderte er neckend und dann, sie in seine Arme schließend: „Wenn wir zusammen blieben, bis wir uns nichts mehr zu sagen hätten, gäbe es keine Trennung mehr."

Sie blickte ihm in die Augen.

„Nein, du lieber Lieber! Und gar zu viel Trennung soll's auch nicht mehr zwischen uns geben, hoffe ich!"

Am nächsten Tage trafen Hasso und Mizi um die Mittagszeit ein. Schon auf dem Bahnhofe empfing Herr von Campen sie mit der Nachricht von der Verlobung, er wollte die ersten Fragen so bald als möglich hinter sich haben. Aber diese Fragen blieben aus, das Paar nahm die vollendete Thatsache eigentlich ziemlich ruhig auf. Hasso machte wohl zuerst ein etwas erschrocknes Gesicht, dann aber sagte er nur, seinen Schnurrbart aufzwirbelnd:

„Wunderliches Ding, die Hanna, also mit Erichsen, mit Erichsen, Nun, da Ihr's zugegeben habt ..."

Mizi verhielt sich zunächst völlig gefaßt, sie war nur, wie sie sagte, furchtbar neugierig, Ulmencamp zu sehen.

„Da liegt es vor uns!" sagte Hasso, als der Wagen aus dem Wald herauskam.

Mizi zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, dann sagte sie mit einem Lächeln, das an die Liebenswürdigkeitsfalten ihrer Mutter erinnerte:

„Zu nett!"

Und mit diesem Wort schien sie die Formel gefunden zu haben, die heute auf alles paßte. Das alte Haus und die uralten Ulmen am Rande des Wallgrabens, der künftige Schwager und die in bräutlichem Glück strahlende Hanna, ebenso wie die schmale, dunkle Wendeltreppe, die zu den Fremdenzimmern führte und wegen der Hasso eine förmliche Entschuldigung vorbrachte — es war alles „zu nett." Daß die Cretonnevorhänge und der persisch gemusterte Teppich im Fremdenzimmer eben so neu waren wie der große Marmorwaschtisch mit dem Zwiebelmusterporzellan, konnte sie nicht wissen, und Hasso machte sie nicht darauf aufmerksam, es schien ihm alles auch so nur kaum genug für seine Mizi.

„Du wirst hier sehr vorlieb nehmen müssen," sagte er im ersten Augenblick, wo

Digitized by Google

sie allein waren, „es ist alles etwas primitiv, aber alte Leute lassen nicht gern von ihren Gewohnheiten, und dieses Ulmencamp ist ein so stiller Winkel“ — —

Sie stand vor dem Spiegel und zog ihre Stirnlöckchen noch einmal über die Brennschere, die sie dann sorglos auf den spiegelblank polierten Tisch legte, unbekümmert um die schwarzen, häßlichen Flecke, die darunter entstanden.

„O wirklich, Hasso, ich finde alles zu nett, natürlich, wenn wir einmal herkämen, müßte es ja ganz, ganz anders werden, aber vorläufig ist es so originell, wirklich, zu nett!“

„Wenn wir einmal herkämen!“ wiederholte er und sah sie mit einem glücklichen Lächeln an. Sie sah auch gar zu niedlich aus, in dem spitzenbesetzten weißen Frisiermantel, dessen weite Ärmel ihre zierlichen hübschen Arme frei ließen. Er dachte nicht daran, daß, wenn „sie einmal herkämen, ganz und für immer,“ seine Eltern tot sein müßten, er dachte nur, daß dieses junge, reizende Geschöpf es als ganz selbstverständlich betrachtete, daß sie in der Ulmencamper Einsamkeit mit ihm hausen würde, und daß er sie dann ganz allein für sich haben sollte, ohne Vettern und Basen und Kameraden, die ihrer in der Garnison mit tausend Ansprüchen warteten. „Es würde dir hier nicht zu einsam sein?“ fragte er glücklich und ein wenig gerührt.

„O, die Bahn ist ja so nahe, und die Verbindung mit dem Rhein und den Nordseebädern ist so bequem,“ antwortete sie, ohne eine Ahnung von seinen Empfindungen zu haben, „ich bin überzeugt, es würde sich ganz gut hier leben lassen.“ Und im Zickzackflug ihrer Gedanken fügte sie im selben Atem hinzu: „Übrigens, er ist gar nicht übel, der neue Schwager, weißt du, und es ist eigentlich ganz chic, einen bedeutenden Künstler in der Verwandtschaft zu haben, noch dazu einen, der in Paris lebt.“

„Das ist herzig von dir, meine Mizi, daß dich der bürgerliche Schwager nicht choliert,“ rief Hasso erfreut und schlang den Arm um die schlanke Gestalt seiner jungen Frau, deren Kopf er an sich zu ziehen suchte. Sie hielt beide Hände schützend über ihre Locken.

„Nicht doch, Hasso, du ruinierst ja meine ganze Frisur,“ wehrte sie sich, „lege dir lieber zu Tisch eine andere Kravatte um, die deine ist etwas verstaubt, und der neue Schwager ist so patent“ — —

Hasso lachte laut auf.

„Zu komisch, Geerd Erichsen, und patent“ —

„Aber sieh ihn dir doch an,“ eiferte sie, „seine Fingernägel, seine Wäsche, sein Kravattenkniff, alles so chic wie möglich“ — und dann wieder abspringend in ganz anderer Tonart: „Nicht wahr, Hasso, du sagst es dem Papa heut noch, daß wir uns bis auf den letzten Heller verausgabt haben und er uns flügge machen muß zur Weiterreise, sonst muß ich nach Hause telegraphieren.“

„Aber Kind, wo denkst du hin, natürlich hilft Papa hier uns aus, aber, aufrichtig gesagt, es wäre doch besser gewesen, wir hätten die Spitzen nicht gekauft!“

„O, Hasso, Vorwürfe — nun doch noch Vorwürfe!“

Ein feuchter Schleier legte sich über die blauen Augen, den Hasso eilig fortküßte.

„Bewahre, meine süße Mizi, es war nur ein dummer Stoßseufzer, wahrhaftig kein Vorwurf, und du wirst so entzückend in der Spitzentoilette sein, daß es mich viel zu stolz machen wird, um an das dumme Geld, was wir dafür gegeben haben, denken zu können!“

„Aber, nicht wahr, du sagst es dem Papa heute noch?“

„Wenn es dich beruhigt, ja, heute Abend!“

Sie nickte ihm lächelnd zu, während sie ihre Toilette beendete. Dann, mit einem halben Blick zum Fenster hin, das auf den, von den drei Flügeln gebildeten Hof hinaus ging, sagte sie: „Diese beiden häßlichen Flügel wären das erste, was fort müßte, wenn wir einmal herzögen.“

„Wenigstens verändern müßte man sie,“ meinte er.

„Nein, sie müßten ganz fort, aus so etwas Altem wird nie etwas Ordentliches,“ erklärte sie, einige Tropfen Heliotrop auf ihr Taschentuch gießend.

Hasso war ihrem Blick gefolgt. Ja, natürlich, schön waren sie nicht, die beiden Seitengebäude, die sich so gar keine Mühe gaben, sich äußerlich dem Mittelbau anzupassen. Er selbst hatte schon Ähnliches gedacht, aber seltsam — jetzt, wo Mizi das aussprach, berührte es ihn unangenehm. Und der Wunsch regte sich in ihm, ihr

Digitized by Google

etwas zu zeigen, das ihr gefiele, das sie bewundern müßte.

„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit bis zu Tisch," sagte er, „komm, Mizi, ich will dir etwas in einem dieser Flügel zeigen, das dich vielleicht interessieren wird."

„Werde ich mein Kleid dabei auch nicht schmutzig machen?" fragte sie.

„Nein, nein, sauber ist es hier überall," rief er, „bedenke, wir sind ja halbe Holländer und in der Sauberkeit ganze!"

Sie stiegen die Treppe hinab, und er führte sie durch verschiedene Korridore in einen großen und sehr hohen Raum, der durch auffallend breite Fenster erleuchtet wurde, vor denen ein gedeckter Tisch stand. Mehrere Leute, die dort gesessen hatten, erhoben sich beim Eintritt des jungen Paares, und ein ältlicher Mann in der Tracht der friesischen Bauern ging Hasso entgegen und reichte ihm die Hand.

„Good'n Tag ooch, Junge-Heer," sagte er, „ick sün dar ook all weer."

„Ja, Michel Jürgens, war kame y heer?" antwortete Hasso, unwillkürlich platt sprechend, wie er es von seiner Kinderzeit gewöhnt war, dann, sich Mizis erinnernd, fügte er hinzu: „Das ist meine Frau, Michel Jürgens, sie versteht kein Platt, und darum" —

„Süh, süh, de Junge-Frouw, min Willkommen bei uns!" und er reichte auch Mizi die Hand, die diese etwas zögernd, mit einem fragenden Blick auf Hasso, nahm. Und der fragende Blick schweifte von Hasso hin über den ganzen Raum, an dessen weißgetünchten Wänden allenthalben Zinngefäß und blaues Steingut blitzte und von dessen brauner Holzdecke ein seltsamer, aus Hirschhorn geformter Leuchter herabhing, während die eine Ecke, die bis zur Hälfte der Höhe mit Kacheln ausgesetzt war, von einem riesigen Kochherde ausgefüllt wurde, an dem ein rotwangiges Landmädchen herumhantierte.

„Ja, ick bün man auf den Rückweg von Leer," sagte der Bauer, „und da wollte ich mal bei dem Herrn Nachbar vorsprechen und sehen, wie die Sachen hier stünden, und meine Frau ist auch da — komm her, Aun-Trien, du kennst ja den Jung-Heer auch."

Eine Frau, die ebenfalls am Tisch gesessen hatte, kam heran, und nachdem Hasso mit beiden gesprochen hatte, sagte er erklärend zu Mizi:

„Sieh, das ist hier so der Brauch, die Küche ist Gemeineigentum, und ebenso selbstverständlich, wie mir in jedem Bauernhaus, das ich betrete, sofort eine Mahlzeit vorgesetzt wird, ebenso ungeniert setzt sich auch jeder Landsmann, den seine Geschäfte hier vorbeiführen, in unsere Küche an den gedeckten Tisch. Für die angrenzenden Bauern ist mein Vater überhaupt nicht der .Herr', wie bei uns im Osten, sondern der .Nachbar'.

Mizi zog die Lippen etwas kraus und drängte dem Ausgang zu.

„Nun?" fragte Hasso draußen erwartungsvoll.

„Weißt du, ich finde das eine sehr unbequeme Einrichtung," sagte sie, „und den schönsten Raum im ganzen Hause zur Küche zu machen, das ist doch zu sonderbar."

„Aber es ist ein schöner Raum, nicht wahr?"

„Natürlich, nur durch diese Art der Einteilung eigentlich doch wertlos."

Hasso war enttäuscht. Nur zögernd öffnete er noch eine Thür, an welcher sie vorbeikamen.

„Wirf hier noch einen Blick hinein, Mizi, bitte."

Sie blieb stehen und sah in einen ebenfalls ziemlich großen Raum, dessen Wände mit Bücherrepositorien angefüllt waren. Dazwischen hingen alte Bilder und standen unscheinbare Schränke mit vielen Fächern.

„Das ist die sogenannte Bibliothek," sagte Hasso, „die Bücher sind alle uralt, noch in Schweinslederbänden, wie du siehst, und in den Schränken sind Reiseerinnerungen von Ur- und Ur-Urgroßvätern, die Seereisen gemacht und davon allerhand Zeug mitgebracht haben."

Er war an einen der Schränke herangetreten und hatte eine Schieblade geöffnet.

„Die alten Herren haben mit peinlicher Genauigkeit ihre Raritäten aufgeschrieben," sagte er, ein vergilbtes Blatt entfaltend, „Muscheln von der französischen und spanischen Küste, getrocknete Seesterne, Bambusrohr, ein Stück vom Reisemantel, sogar eine Blechdose mit Schiffszwieback ist da notiert, alles an und für sich wertlos, aber die Sachen sind so uralt, daß sie deshalb ehrwürdig sind."

„O, also nichts von wirklichem Wert,"

Digitized by Google

ſagte Mizi, die zuerſt mit einem intereſſierten Ausdruck Haſſo gefolgt war, jetzt aber leiſe gähnte. „Und die Bilder ſind auch alle fleckig und ſchadhaft, und trotz deiner gerühmten holländiſchen Sauberkeit habe ich doch das Gefühl, hier Staub einzuatmen. Wie kann man nur ein ganzes Zimmer mit ſo wertloſem altem Kram füllen!“

„Als Kinder waren wir doch ſehr glücklich hier,“ ſagte Haſſo.

„Ja, als Kinder,“ meinte ſie, „da verſteht man ſo etwas nicht, aber wir erwachſenen Menſchen wiſſen mit ſolchem Moderkram nichts anzufangen.“

Sie blickte um ſich.

„Das wäre ein ganz nettes Garderobezimmer, mit genügendem Wandraum für große Schränke. Weißt du, Haſſo, ſo ein Kleiderſchrank, wie Johanna Wallkotſch ihn hat, das wäre mein Ideal! Aber in einer Stadtwohnung hat man dafür keinen Raum.“

Er nickte zerſtreut.

Alſo die alte Bibliothek gefiel ihr ſo wenig wie die alte Küche. Er war eigentlich unzufrieden mit Mizi, aber während ihre zierliche Geſtalt vor ihm durch den Korridor hinhuſchte, dachte er auch ſchon wieder:

„Eigentlich hat ſie nicht unrecht mit allem, was ſie ſagte, und am Ende iſt es auch nur ein Reſtbeſtand von ganz unzeitgemäßer Sentimentalität, der mich an den alten Winkeln einen gewiſſen Reiz finden läßt! Von Mizi, die hier nicht aufgewachſen iſt, kann ich das nicht verlangen.“

Er folgte ihr in das Eßzimmer, wo die Eltern ſchon waren.

„Haſſo hat eine Wanderung durch das ganze Haus mit mir gemacht,“ ſagte ſie, „zu nett iſt das alles, wirklich zu nett!“

„Wenn ich nur erſt unſre Geldverlegenheit gebeichtet hätte,“ dachte Haſſo, und die Ausſicht auf dieſe Beichte verdarb ihm die Freude des Beiſammenſeins doch weit mehr, als er es ſich, oder gar Mizi, eingeſtand. Und daß dieſe, bis zur letzten Abendſtunde verſchobene Beichte am Ende wohl mit einem Kopfſchütteln, aber doch gütig aufgenommen wurde, obgleich kurz vorher zufällig von den ſchlechten Viehpreiſen und den dadurch verringerten Einnahmen von Ulmencamp die Rede geweſen war, das machte die Sache für Haſſo nicht leichter. Im Gegenteil, eine ſtrenge Strafpredigt wäre ihm eigentlich lieber geweſen, denn dieſer gegenüber hätte er hundert Entſchuldigungen vor ſich ſelbſt gefunden, während nun die Entſchuldigungen ihm fadenſcheinig vorkamen, und er ſich ſelbſt alle die unangenehmen Sachen vorhielt, die ſein Vater ihm nicht vorgeworfen hatte.

Mizi küßte nur ihren Schwiegerpapa auf beide Backen und ſtreichelte mit einem „Nicht böſe ſein, Papachen“ über ſeinen ergrauenden Bart. Dann erzählte ſie von der „entzückenden Reiſe,“ die ihre Tante Jeanne Wallkotſch im letzten Winter nach dem Orient gemacht, und von den Teppichwundern, die ſie mitgebracht habe, und es klang faſt, als wolle ſie ſagen: „Bin ich nicht rührend anſpruchslos, daß ich mich mit einer Pariſer Fahrt und einigen Toiletteneinkäufen begnüge?“ Sie ſprach überhaupt gern von den Wallkotſch. Der Wallkotſche Geſchmack und die Wallkotſchen Lebenseinrichtungen ſchienen für Mizi der Maßſtab zu ſein, nach dem ſie urteilte, und die erſte Scene zwiſchen dem jungen Ehepaar fand ſtatt, als Haſſo eines Tages bemerkte, Mizi ſei nun doch aber keine Wallkotſch.

Da dieſer Tag gerade derſelbe war, an dem das Pärchen von Ulmencamp abreiſte, und Mizis rotgeweinte Augen dem Abſchied zugeſchrieben wurden, ſo blieb dieſe erſte Meinungsverſchiedenheit Geheimnis, und Haſſo, der wirklich darunter litt, Mizi weinen zu ſehen, that ſein möglichſtes, um ſie ſeine unbedachte Äußerung bald wieder vergeſſen zu machen. Hatte er es ſich doch als beſondere Überraſchung ausgedacht, daß Mizi beim Eintreffen in ihrem neu eingerichteten Quartier einen Toilettentiſch vorfinden ſollte, der genau nach Wallkotſchem Muſter von Haſſo beſtellt worden war. Dieſe Ausſicht tröſtete ihn, und er fuhr wohlgemut mit ſeiner jungen Frau der alten Garniſon entgegen.

„Nun?“ fragte Hanna Geerd, als beide von der Station zurückkehrten, wohin ſie das Paar begleitet hatten, und:

„Nun?“ fragte er zurück.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Wir wollen lieber nichts weiter über dieſe beiden Menſchenkinder ſagen,“ ſchlug ſie vor, „es iſt beſſer ſo. Aber wir wollen ihnen wünſchen, daß ſie glücklich werden.“

Digitized by Google

X.

Der Sommer war dahingegangen, Herbst und Winter waren ihm gefolgt, und jetzt erfüllte Veilchenduft die Luft, und die alten Eichen des Soonwaldes an den Ufern der Nahe hatten ihren lichtgrünen, atlasglänzenden Frühlingsschmuck angelegt.

„Hohiho!“ jauchzte eine fröhliche Stimme oben auf einer Waldblöße. Das Echo nahm den Klang auf und gab ihn zurück.

Geerd Erichsen blickte hinab über die niedere Fichtenschonung, die zu seinen Füßen das Waldthal bedeckte, und hinauf zu der gegenüberliegenden Höhe, wo, von mächtigen Eichenwipfeln umrauscht, eine Burgruine stand. „Steht sie nicht da, wie ein dunkles Fragezeichen in all der knospenden, lichten Frühlingsfreude?“ sagte er sich umwendend.

„Wir können ja nachher hinübersteigen und sehen, was sie uns zu sagen hat,“ antwortete eine ebenso fröhliche Stimme, und eine kleine Frauenhand glitt ordnend über verschiedene Frühstücksgegenstände, die ein Bauernbursche aus einem Korbe entnahm und die sie auf ein weißes, über das Moos gebreitetes Tuch stellte.

„So, monsieur est servi,“ rief Hanna dann aufspringend und zu Geerd eilend. „Willst du denn über dein ruinenhaftes Fragezeichen das Frühstück vergessen?“

Er schlang den Arm um ihre Schultern. „Nein, wahrhaftig, ich habe sogar einen Löwenhunger!“

„Da hast du auch deine Schnitte, Franzel, und ein Glas Wein,“ sagte Hanna zu dem Burschen, der vergnügt mit beidem davontrollte, um es außer Hör- und Sehweite des Paares zu verzehren. Hanna nahm die Veilchen, die sie während ihrer Morgenwanderung gepflückt hatte, und streute sie über das weiße Tuch.

„So,“ lachte sie, „das ist der Überfluß, denn du weißt:

Erst im Überfluß
Liegt wirklicher Genuß!“

„Womit aber nicht gesagt ist, daß ein Glas Rheinwein und westfälisches Schwarzbrot mit Schinken nicht auch Genüsse sind,“ meinte er und hob sein Glas.

„Der Frühling soll leben und unsere Liebe — ach Hanna, was ist die Welt doch schön!“

Ihre frohen Augen antworteten ihm mit einem glücklichen Aufleuchten, und ihre Gläser klangen zusammen.

„s ist doch die rechte Zeit für eine Hochzeitsreise und der rechte Ort,“ sagte er, seinen Kopf an ihre Schulter lehnend. „Die Vögel und Schmetterlinge im Walde, sie sind alle auf der Hochzeitsreise, und wir sind in der besten Gesellschaft, meinst du nicht?“

Er blickte lächelnd in ihr jugendfrisches Gesicht, das sich bei seinen Worten lebhafter rötete, und sie verschloß ihm den fragenden Mund mit ihren weichen Lippen.

Dann sprang sie auf, zerrieb ein Stück Brot in ihrer Hand und streute es um sich her.

„Noch ein Überfluß,“ sagte sie, „damit unsere kleinen Kameraden doch auch etwas haben!“

Er sah ihr stillglücklich zu, und schon kam ein rotbrüstiges Vögelchen und begann die Krumen aufzupicken. Ein zweites folgte sogleich.

„Ich sage es ja, sie sind alle zu zweien,“ meinte Geerd, „und die Gesellschaft ist mir lieber als die schwarzbefrackten Hotelkellner, die einen darauf hin taxieren, wie lange man wohl verheiratet ist, und ihre nichtswürdigen Glossen machen.“

„Sei still, Geerd, wir haben ja keine hier, warum sollen wir uns welche herphantasieren.“

„Thue ich auch nicht, aber ich freue mich immer wieder unserer schönen Idee, eine Studentenreise in die Berge zu machen, anstatt die ausgetretenen Hochzeitsreisegeleise zu befahren. Weißt du, Hanna, erst hatte ich etwas Gewissensbisse und kam mir sehr egoistisch vor, weil ich dich so ganz allein für mich haben wollte, anstatt dir etwas von der Welt zu zeigen, nach dem langen, einsamen Winter, den du in Ulmencamp durchlebt hattest“ — —

„Willst du dich jetzt entschuldigen, wegen deines ‚Egoismus‘?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, und da du mich eigentlich besser kennst, als ich mich selbst kenne, so weißt du ja längst, daß ich ein verstockter Sünder bin . . .“

„Und ich vergebe dir trotzdem großmütig —“

„Und weil ich deine innersten Wünsche

Digitized by Google

Reiherbeize. Nach dem

emälde von G. Eggena.

Reiherbeize. Nach dem

Gemälde von G. Eggena.

Digitized by Google

eigentlich doch mit dieſer Art von Reiſe getroffen habe —"

„Woher weißt du denn das?"

„Am Ende kenne ich dich auch ein wenig — ich ſage nicht ganz, denn eine Frau iſt eigentlich nie recht auszukennen — aber ein wenig doch."

Und dieſes Thema war ſo intereſſant, und es fand ſich, daß ſie einander noch ſo viel zu ſagen hatten, daß ſie darüber die Zeit und den Franzel vollſtändig vergaßen. Endlich, als die kürzer werdenden Schatten und die zunehmende Wärme ihnen doch auffielen und ſie ſich erinnerten, daß der Mittag heranrückte, ſprangen ſie auf.

Sie fanden den Franzel feſt eingeſchlafen hinter einem Haſelbuſch — er war kein ſchwarzbefrackter und neugieriger Kellner!

Während ſie noch vor ihm ſtanden und über ſein rotes, verſchlafenes Geſicht lachten, erklang plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihnen.

„Weidmanns Heil!"

„Weidmanns Heil, Herr Oberförſter," rief Geerd ſeine Mütze ſchwenkend, dann, den Herankommenden näher betrachtend, ſetzte er unwillkürlich hinzu: „Aber Sie ſind 's ja gar nicht!"

Der Fremde, der einen grünen Rock, einen zerknitterten Jagdhut und einen grauen Bart trug, lachte.

„Ja, der Oberförſter Blankert aus dem hieſigen Revier bin ich freilich nicht, aber Oberförſter bin ich auch und der Bruder des hieſigen bin ich und habe mich im Walde verſtiegen und möchte nun wiſſen, wie ich das Forſthaus erreiche, und da ich Sie hier lachen hörte —"

„Ach, von Ihnen haben wir ſchon gehört, Sie ſind der Bruder Otto aus der Oberförſterei an der Ems," unterbrach ihn Geerd, „da wird unſer alter Herr ſich freuen, und der Junge da, den wir gerade in die Oberförſterei zurückſchicken wollten, wird Ihnen den Weg zeigen . ."

„Ja, wie kommen Sie denn aber in die Oberförſterei, in der Sie ſo gut Beſcheid zu wiſſen ſcheinen?"

Und die ſcharfblickenden Augen unter den grauen Brauen blickten fragend in die jungen, frohglänzenden Augen vor ihm.

„Ja, wir — wir ſind die Gäſte Ihres Bruders, oder eigentlich die Gäſte des Soonwaldes, und bei Ihrem Bruder haben wir nur das Eckzimmer inne, das kleine gelbe auf der anderen Seite des Flurs iſt noch frei, Tante Lottchen hat es uns gezeigt" — —

„Tante Lottchen? Sie meinen meine Schweſter? Aber in St. Hubertus' Namen, Herr, wer ſind Sie denn eigentlich?"

„Lieber Herr Oberförſter, das müſſen Sie nicht verlangen, daß ich Ihnen meine und meiner Frau Viſitenkarte hier im Walde abgebe, Ihr Bruder wird's Ihnen ſchon erzählen, wie wir einander auf dem Rheindampfer kennen und auch ſofort lieben lernten, und daß wir ein paar vergnügte und glückliche Menſchen ſind!"

„Ja, ſo ſehen Sie wahrhaftig aus — haben auch Urſache dazu," ſagte der Alte mit einem Blick auf Hanna, „alſo, dann ſehen wir uns wohl in der Oberförſterei, und ich kann mir ſchon denken, daß man mit Ihnen bald bekannt wird!"

„Gewiß, Herr Oberförſter, das Leben iſt ſo kurz, man muß nicht ſo viel Zeit mit Präliminarien verlieren!"

„Iſt recht, na alſo, Weidmanns Heil!" Er ſchwenkte den zerknitterten Hut und folgte Franzel.

„Warum ſagteſt du ihm nicht unſere Namen?" fragte Hanna.

Geerd lachte.

„Ach, das iſt ſo langweilig, und im Walde gilt ein anderer Komment, als im Salon. Komm, Liebling, jetzt gehen wir, die alte Ruine nach ihren Rätſeln zu befragen, und in zwei Stunden treffen wir den Alten in der Oberförſterei beim Mittageſſen. Iſt er übrigens nicht ein eben ſolcher Prachtkerl wie ſein Bruder? Dieſe Figuren, dieſe Augen mit den hundert luſtigen Linien darum herum — und dieſe wundervollen Hüte! Gib acht, ich male ein Bild, da kommen die beiden drauf, und Lottchen mit der Kaffeekanne, und du als ſchmuckes Jägertöchterlein mit dem Spinnrad, und die beiden Dachſel und der Hühnerhund Tyras, und das ſoll mir das deutſche Publikum erobern, wie die Marie Antoinette mir die Franzoſen gewonnen hat — und Jägerlatein wollen wir es nennen, hurra! Die Kunſt haben wir vorhin bei unſerm Trinkſpruch vergeſſen, ſie ſoll auch leben, hoch! Nicht wahr, Liebling?"

„Natürlich, die Kunſt zuerſt!"

„Nein, zuerſt die Liebe, und dann alle die vielen guten Menſchen — die allen

Pessimisten zum Trotz noch auf der Welt herumlaufen, o, ich weiß noch eine Menge Trinksprüche, einer immer schöner, als der andere!"

„Höre Geerd, ich glaube es ist gut, daß wir keinen Rheinwein mehr hier haben, für all die schönen Sprüche!"

„Aber Kind, du glaubst doch nicht etwa, der Rheinwein hätte mich begeistert, alias berauscht? Eine Flasche, die ich noch dazu mit dir ganz christlich geteilt habe? Aber wie berauscht ist mir freilich ein wenig zu Mute, berauscht vom Frühling, vom Glück — Hohio!" Und in hellem Jauchzer klang seine Stimme in den Wald hinein und weckte das Echo wieder. Und jetzt nahm Hanna den Ton auf und gab ihn halb singend weiter, als müsse sie ihre Stimme vermischen mit den hundert jubilierenden Vogellauten im knospenden, frühlingsduftigen Walde.

Sie sahen sich an und lachten, eines über die Fröhlichkeit des anderen, und dabei stiegen sie Hand in Hand zur Burgruine hinan, kletterten zwischen dem alten Gestein umher, in Gedanken Kemenaten und Zwinger neu erbauend, und endlich rasteten sie auf den Resten einer zerbröckelten Mauer und blickten von ihrem hohen Sitz durch eine Luke, die die Waldbäume offen ließen, in ein fernes Thal, über dem heller Sonnenglanz lag.

„Nun mußt du mir etwas erzählen," bat Hanna, „etwas von der schönen Lady Beth, die du zuletzt in England maltest."

„Ja so — die war wirklich sehr schön, Hanna, wenn wir erst in unserm eignen Nest in Düsseldorf sein werden, sollst du Skizzen sehen, die ich von ihr machte. Du wirst doch nicht etwa eifersüchtig werden?"

„Bewahre, da würde ich dich ja gar zu eitel machen, und dann — du hast mich ja doch nicht vergessen, trotz aller dunkeläugiger Französinnen und schönen Ladies, also, erzähle!"

„Du bist nicht bloß mein Liebling, du bist auch noch die allervernünftigste Frau, die ich kenne! Also, gib acht, jetzt kommt: ‚Kapitel Lady Beth.'" Und er erzählte, während sie mit klaren Augen und manchmal mit einem leisen Lächeln zuhörte.

Sie kannte die Welt nicht, von der er sprach, aber sie kannte ihr eignes Herz und das des geliebten Mannes. Und aus dieser Kenntnis heraus beurteilte und verstand sie in ihrer eignen Weise, was er erzählte, und die Einfachheit und Klarheit ihrer Auffassung erschien ihm weit erhaben über die philosophisch-geistreich-kokettierenden Plaudereien, die ihm wohl ab und zu in den verschiedenen Salons imponiert hatten.

„Ich werde so klug, wenn du mir erzählst," sagte sie.

„Und ich werde so gut, wenn ich dich über mein Geschwätz urteilen höre," behauptete er.

Und von jeder solcher Wanderung kehrten sie mit dem frohen Gefühl zurück, daß ihre Herzen sich noch näher zusammen gefunden, ihre Seelen sich noch besser verstehen gelernt hatten, denn die Natur, die sie umgab, schob sich nicht störend zwischen sie, wie Menschenworte und Blicke das so leicht thun, sondern spann sie immer fester ein in ihre Zauber, deren größter und süßester ja die Liebe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schweigen.

(Abdruck verboten.)

Nun um mich her die Schatten steigen,
Stellst du dich ein, willkommnes Schweigen,
Du, aller tiefsten Sehnsucht wert.
Sehr hab' ich unter Lärm und Last
Des Tags nach dir, du scheuer Gast,
Wie einem lieben Freund begehrt.

Das wirre Leben ist verklungen,
Zu Höhen ging und Niederungen
Längst jeder laute Schall zur Ruh'.
Urstimmen, die der Tag verschlang,
Erklingen, mystischer Gesang —
Ja, süßes Schweigen, rede du.

Was über deinen stillen Mund
Aus einem rätseltiefen Grund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang' die feinen Silberstrahlen
Verborgner Quellen selig auf.

Gustav Falke.

Digitized by Google

Im Weichbilde von Konstantinopel.

Von **B. Schulze-Smidt.**

(Abdruck verboten.)

Jeder Sterbliche hat sein Steckenpferd, und es ist gut, daß sich immer noch Holz genug in der Welt findet, um der abwechselungsbedürftigen Menschheit neue zu schnitzen und die alten brauchbar zu erhalten!“ In einem der thörichtsten Bücher, die ich je gelesen habe, findet sich dieser eine gute Spruch und deshalb bewahre ich dem erzdummen Machwerke auf chinesischem Papier gedruckt und in Marzipantorten-Einband ein mildes Andenken. Denn ich selbst gehöre zu den stärksten Steckenpferdreitern, und mein Steckenpferd ist mit Blumenketten aufgezäumt, es hat sonnenglänzende Augen und galoppiert am liebsten unter blauem Himmel durch linde Lüfte, bei Lerchentriller und Nachtigallenschlag. Es heißt kurzweg: „Lenzfahrt.“

Ja, der Lenz und die weite, schöne Welt, die thun es mir miteinander an, Jahr für Jahr. Und während ich heute im trauten Stübchen des Landhauses droben auf dem „öden Karst“-Sitze in den Schnee der Kirschblüte vor mir hinausschaue und dem Plätschern des Aprilregens gegen mein Fenster lausche, denke ich zurück an den wundervollen Frühling und seine Farbenpracht, seinen Blumenduft vor einem Jahre um diese Zeit. — Er war ein mächtiger Zauberer, der seine gleißenden Netze über die üppigen Ufer des Bosporus auswarf und seinen Wunderstab zum goldenen Horn und zu den lachenden Inseln im Marmarameere hinüberstreckte, so daß die prächtige Hügelstadt Konstantinopel wie in einem blumengestickten Mantel aus der Ritterzeit prangte, dessen Spitzenkragen aus den runden Kuppellinien der zahllosen Moscheen, den feinen und kecken Zacken der weißen Minarets gewoben war. Alles das sehe ich vor mir.

Unser Ruderboot — keine prosaische Barke, sondern ein vogelleichtes spitzschnabliges Kaïk aus des Sultans Vergnügungsflotille — schießt heran, die sechs Ruderer heben und beugen sich gleichmäßig, und ihre tiefbraunen Gesichter unter dem betroddelten Tarbusch stechen scharf vom flockigen Schneeweiß der leichten und flatternden Gewänder ab. Pembesari heißt der klare in sich gekrauste Stoff, durch den die Haut der kräftigen Körper wie Bronze schimmert. Jetzt landen sie; ein einziger, lauter Atemzug scheint aus den sechs Kehlen zu kommen, als sich die Ruder zum Anlegen senken. Gottlob: die Hälfte unserer harrenden Gesellschaft findet das Kaïk zu lebensgefährlich, die Ruderer zu wildäugig und ruft, am begrasten Ufer irrend, nach Pferden, Eseln und Wagen zur Heimkehr in die perotischen Hôtels bei der hochsommerlichen Glut. Schließlich bleibe ich mit einem verliebten Hochzeitsreisepärchen und mit Halil-Efendi zurück. Das Pärchen sitzt europäisch in enger Umschlingung und genießt sich selbst und sein intimes Glück, ich schwelge Natur, und Halil-Efendi erklärt mit seinem feinsten Lächeln, seinem weichen, langsam gesprochenen Französisch und stetem Hineinmischen seines hochgelobten Gottes: „Inschallah,“ „Maschallah,“ „Wallah“ u. s. w. Wir beide sitzen türkisch und haben uns zur unvermeidlichen Cigarette entschlossen. Die Türkei liegt soweit ab von Deutschland und sie verbrüdert heute die beiden Nationen in uns zwei Naturschwärmern, die der Bosporus wiegt. — Halil-Efendi ist maßlos stolz auf seine Heimat, und er hat alles Recht dazu angesichts ihres paradiesischen Liebreizes im Frühlingsblühen.

Der Bosporus tiefblau, durchquert von opalisierenden Streifen und Zickzacklinien, dem Kielwasser der zahllosen großen und kleinen Fahrzeuge, die auf und ab kreuzen. Wir thun es ihnen gleich; das Glück hat uns die fürstliche Barke bis zum abendlichen Muezzinruf gespendet, und das küssende Pärchen hinter uns wird uns drüben in Beglerbey verlassen. Das ist auch unser Ziel für heute, allein wir gedenken noch einen Blick nach Skutari hinüberzuthun, ehe die Sonne untergeht. — Soweit das Auge reicht, sind die Ufer des Bosporus einem gesegneten Gartengelände gleich, und der Blick zurück auf die Stadt ist ein Märchen. Schimmernd im Gold- und Kupfergrün ihrer Kuppeln streckt sich rechts die Spitze des Serails ins Meer hinaus, zur Linken die reichen weitgedehnten Gebäude von Dolmabagtsche, daran reihen sich die Häuser der Vorstadt Béschiktasch, wo der Barbarossa

des türkischen Volkes, Cheireddin, der unbezwingliche Seeräuber, seit fast tausend Jahren im Platanenschatten schläft. Einst, so sagt sich das Volk, wenn der verfinsterte Mond bluttriefend am Himmel steht und von der stärkeren Sonne siegreich bekämpft wird, erhebt sich Cheireddin wieder aus seinem Grabe und holt mit fünf Riesenschritten die ungeheure Eisenkette aus dem Hofe hinter der Irenenkirche. Dann spannt er sie über den Bosporus hinweg, von Béschiktasch nach Skutari, und die Kette wird den stürzenden Mond aufhalten. Denn ob er auch die ganze Erde verderbt, die heilige Stadt muß er verschonen. — Jenseits Béschiktasch und des herrlich-edlen Tschiraganpalastes, baut sich eine kleine Moschee von entzückender Anmut ins blaue Wasser hinein, die von Ortaköi (Abb. 1). Sie ist das Zierlichste, was man sehen kann; ein Würfelbau in eleganten Verhältnissen, die Ecken von stumpfen Turmpfeilern bewehrt, an die sich flache Halbbogen schließen; eine einzige, luftig geschwungene Kuppel überwölbt das Ganze, und zwei ausnehmend schlanke, tief kannelierte Minarets mit marmorgeschnitzten Galerien für den betenden Muezzin ragen hoch darüber empor in den sonnenverklärten Himmel. Das Dorf Ortaköi erscheint als ein fortgesetzter Park an sanftgewellten, lachend-grünen Hügeln hin. Die flachen, dunklen Schirmwipfel der Pinien breiten sich neben den lichtrotblühenden Judasbäumen aus, Mandel, Pfirsich und Glycinie mischen ihre zarten Farben, den Rasenboden besternt die weiße Narzisse, der violette Asphodel, die schwefelgelbe Jonquille und dazwischen die brennendpurpurne wilde Tulpe mit schneeigen Deckblättchen in ganzen Scharen. Reizend und heiter ist das Alles zu Füßen der Landhäuser: der „Jäli" der türkischen Großen. Im Übrigen ist Ortaköi ein Judendorf mit armenischen Elementen durchsetzt. Aus allen Fenstern der wenig reinlichen Wohnungen schauen neugierige, schwarzäugige Gesichter mit Hakennasen, und Halil Efendi, der ein geschworener Judenhasser ist, winkt zum jenseitigen, asiatischen Ufer hinüber und sagt: „Was wollen Sie an denen sehen, Efendim, die Ihren Heiland ans Kreuz genagelt und uns von Geburt an einen Widerwillen des Fleisches erregt haben?"

Ein Wink seiner schmalen Hand und wie ein gutgeschnellter Pfeil fliegt unser Kaïk zum asiatischen Ufer hinüber, dorthin, wo ein schneeiger Prachtbau: Beglerbey-Serai, sich im dunkelblauen Wasser spiegelt (s. Abb. 1).

Hier landen wir, nachdem wir die Abfahrt des fremdengefüllten Dampfers unter gemütlichem Schaukeln abgewartet haben. Das Dorf liegt in der tiefsten Stille, der Fastenmonat Ramasan hält die hungergeplagte, träge Bevölkerung im schattigen, wohlverwahrten Daheim der bunten Häuschen. Wie eigenartig und sauber sie dreinschauen! Teilweise sehr alt, über dem niederen Erdgeschoß — (rosa, lichtgrün, blaßblau gestrichen) weit ausladende, von grauen hölzernen Strebepfeilern gestützte Stockwerke, die Fenster streng vergittert, die Gitter oder Kafesi originell gemustert: Netzwerk und Arabesken in hübscher Abwechselung. Am Quai wandelt ein stoischer Muselmann hin und her, mit Zahnschmerz behaftet, denn er hat das geschwollene Gesicht über Turban und Fes noch mit einem gelben Katzenfelle umwickelt und bietet in dumpfer Ergebung köstlich duftende Blumensträuße feil, Narzissen, Hyacinthen und langstengligen Asphodel. Nun kommt eine niedliche, kleine Türkin, weißbestrumpft, auf klappernden gelben Pantöffelchen die steile Dorfstraße bergab, eilig zum Quai gelaufen. Ihr leichtes, rosenrotes Seidengewand rauscht und bläht sich im Winde; sie wiegt sich in den Hüften wie eine hübsche Sommerblume, die keinen haltenden Stab hat, und mit dem winzigen, hennahgefärbten Händchen greift sie den klaren Muslinjaschmak unter den sehr großen, leuchtenden Braunaugen zusammen, die neugierig aus ihrer dunklen Ummalung hervorspähen. Trotz aller Eile kommt die Kleine doch ein bischen zu spät. Da rauscht der Dampfer von dannen und sie lehnt sehr ergebungsvoll am Brückengeländer. In einer halben Stunde fährt ein anderer Dampfer vorüber: „Kismet! — Warten ist nicht sterben."

Wir sind froh und dennoch in einer Art von stummer Trunkenheit befangen, als wir in der Halle des Treppenhauses von Beglerbey-Seraï stehen, in erquickender Kühle, von imponierender Pracht berauscht. Dies Schloß ist ein schöner Traum aus tausend und einer Nacht, ein Märchen der Scheherezade. So heiter, so phantastisch, so

überreich — man möchte geblendet ausrufen: Zuviel! zuviel! und wüßte doch nicht, was fehlen dürfte. Die enormen Spiegelfenſter werfen das goldene Licht da draußen, im Widerſchein der blauen Flut, faſt elektriſch hell in die luftigen Säle, die von Atlas und Moſaik glänzen und ſchimmern, wo der Fuß in unſchätzbaren Teppichen verſinkt, und die Plafonds ſich als bunte Kuppeln emporſchwingen, deren Arabesken und Steinmuſter ſo leicht und willkürlich durcheinanderplafond bläulich ſchimmert, weil durch ſeine Klarheit der Himmel hereinzudringen trachtet. — Wir eilen durch den verwilderten Terraſſengarten, der wie ein einziger, rieſiger Veilchenſtrauß duftet, zum Kaïk zurück. Unſer Liebespaar will ſeine Turteltaubenſeligkeit noch am Anblick des gefangenen Tigers ſtärken, der droben im Garten ſein nutz- und freudloſes Daſein friſtet. — Wir laſſen uns am Ufer hin auf Skutari zu gondeln. Hinter uns verdämmert das Marmorſchloß, und die

Abb. 1. Moſchee von Ortaköi und, am jenſeitigen Geſtade, Palaſt von Beglerbey.

laufen und ſich ſchieben, als hätte eine launiſche Hand ſie hingeworfen. Und doch wie ſtreng das Geſetz der Kurven und Linien, Ranken, Blätter und Rhomben, das dieſe reizenden Malereien beherrſcht. — Das Ganze von einem ſchwelgeriſchen und farbendürſtenden Luxus, den unſer Abendland nicht kennt. — Und dann zu ebener Erde eine ſtille, kühle Marmorhalle, ſäulengetragen, Ruheſitze rings um das Baſſin mit der Fontäne und den üppig wuchernden Pflanzen in Steingefäßen, die Bäder, deren Alabaſterfernen Ruinentürme von Anadoli- und Rumeli-Hiſſar verſinken; wir paſſieren das jüdiſche, ganz in Grün und Blumen verſteckte Kusgundſchuck, an deſſen Ufer gerade der Großrabbiner, ein ernſtblickender Spaniole, einſam luſtwandelt, dem nahen Nachtigallenthale „Bülbülderesi“ zu. Wir umfahren einen Teil der „goldenen Stadt Uskûdar“, deren mächtige Moſcheen, ragende Minarets und alte Häuſer ſich bergauf und übereinander türmen und landen unweit der kleinen Moſchee, die den Eingang

Abb 2. Aus dem Bojuk-mesaristan, dem großen Friedhofe zu Skutari.

in den „heiligen Wald der Klage“ bewacht, in den ungeheueren Begräbnishain der Gläubigen. — Unser kaiserliches Kaïk fliegt davon, zurück nach seiner Station Dolmabagtsche, und wir treten unsere Wanderung an. Zwar nicht zu Fuß. Ein paar flinke Gäule müssen uns tragen, damit wir so recht in die Tiefe der Gräberkolonie unter den Cypressen eindringen können, ohne uns allzusehr zu ermüden. — Ein zerlumpter Derwisch auf einem Eselchen trottet ein Weilchen stillschweigend hinter uns drein, nimmt unser Almosen in Empfang und macht dann ungebeten vor diesem und jenem Grabsteine den Erklärer und Berichtiger. Er sieht sehr fanatisch aus und redet immer im Tone eines Gereizten.

„Lassen Sie ihn reden, Esendim, die Klugen können auch von den Thoren lernen, wenn die Thoren heilig vor ihrem Gotte leben,“ sagte mir Halil-Esendi, und so traben wir selbdritt fürbaß.

Wie ihn schildern, diesen melancholischen Wald der ernstesten Bäume, die in ihrer riesenhaften, schwarzen Starrheit gen Himmel streben wie Säulen am Hause des Todes? (s. Abb. 2.) Und dieser Himmel ist so köstlich blau und heiter; seine Sonnenstrahlen fließen an den hellen Cypressenstämmen hinab, lassen die krausen Goldschnörkel der Koransprüche auf den neuen Grabsteinen funkeln, erwärmen liebevoll die grauen und rötlichen Flechten, das grüne Moos, das ganze niedere Pflanzengewirr, welches die uralten, gefallenen Denkmäler am Boden überzieht. Wohin der Blick schweift, der Fuß irrt, gehen breite Straßen und schmale Steige scheinbar ins Unendliche, und zu Tausenden und Abertausenden erheben sich die schräggestellten Grabsteine. Keine liebende Sorge schmückt sie, keine Blume umblüht sie, kaum, daß einmal ein verflogenes Vögelchen zirpend auf ihnen Rast macht. Jedes Grab hat in der Regel zwei Steine, den hohen, gen Osten gerichtet, für des Haupt des Entschlafenen, und den niederen, entgegengesetzten am Fußende. Fes, Turban oder der Spitzhut des Derwisches bezeichnet die Männergräber, Blumen, voll erschlossen, Knospen, Fruchtkörbe, leere Muscheln, die der Frauen und

Mädchen; ein einziger, ſehr alter Grabſtein, von dem ich, während unſere Pferde graſen, Moos und Dorn zurückſchiebe, endet in ein roh gemeißeltes, zuſammengeballtes Kinderhändchen. Der Derwiſch, der, immer murrend und murmelnd an unſeren Ferſen haftet, entziffert mir die rührende, kaum mehr leſerliche Grabſchrift:

„Zeïneb, die Mutter, bat ihr Kind der Schmerzen:
Dein Leben halte feſt! — Zu ſchwach des kleinen
Schuldloſen Hand; — denn weh! Trotz Zeïnebs Weinen
Hat Allah ſie gelöſt vom Mutterherzen."

— — — — — — — — — —

An dieſer Stelle iſt es ſo ſtill und dunkel wie in einer Kirche um Nachtfall. Die Cypreſſen ſtehen ſo dicht, daß kein Sonnenſtrahl zwiſchen ihren Wipfeln einen Durchſchlupf findet, die Luft iſt ſchwül und feucht, der Erdboden ſehr weich und elaſtiſch, ſo als ſei er unter der Decke von Moos und Gras hohl. Hier könnte kaum noch eine neue Ruheſtatt Platz finden, Stein drängt ſich an Stein, die Marmorplatten der wenigen vornehmen Gräber ſind tief eingeſunken. — Plötzlich erhebt ſich von einem derſelben — er trägt einen wunderſchön gearbeiteten Kopfſtein mit Krönung reicher Blumen und Arabesken — eine graue, ſchwankende Geſtalt (ſ. Abb. 3). Ihr Haupt iſt in einen ſchmutzigen Jaſchmak gewickelt, aus ihrem Antlitz ſtarren tote, halb eingetrocknete Augen bewegungslos aus ihren Höhlen, die Hand, die den Stab hält, iſt faſt fingerlos. Stumm wiegt ſie den Körper hin und her — das iſt ihr Betteln.

„Haide. Miskin!" „Packe dich, Ausſätzige!" ruft unſer kleiner Pferdetreiber voll Entſetzen, und die Ärmſte taſtet ſich mit einer erſtaunenden Geſchicklichkeit und Haſt fort von uns, den Glücklichen, und verſchwindet zwiſchen dem dämmernden Gewirr der Stämme und Steine ſo raſch, daß es meiner Findigkeit kaum möglich iſt, ſie mit meinem Almoſen noch zu erreichen. — Dann aber habe ich mich vollſtändig verirrt und vermag meine Begleiter nicht wiederzufinden, bis dieſelben urplötzlich, an einer weit entfernten Stelle, zu mir ſtoßen. Sie zeigen mir auch das elende Heim der Ausſätzigen, an einer der Hauptſtraßen gelegen. Dort ſteigt der Derwiſch von ſeinem Eſelchen und geht um den ummauerten Hof und das verfallene Portal mit Sultan Mahmuds, des Reformators Namenzug darüber, ins Innere dieſes Hauſes der Qual im Walde der Klage. Wir verziehen ein paar Minuten und dann ſehen wir den Derwiſch und den Iman, den Pfleger der Ausſätzigen, mitſammen ins Freie treten. An der langen Brunnenröhre verrichten ſie ihre Waſchungen und helfen den herbeiwankenden „Gezeichneten von des Unglücks Hand" desgleichen zu thun. Vom Weſten her wirft jetzt die Sonne blutrotes Licht in das Reich des Schattens, und ſchon beginnt der Imam das ſchrille, klagend-eindringliche: „Allah ekber!", „Gott iſt groß!" des abendlichen Gebetes.

Es iſt hohe Zeit, daß wir unſere Pferde ſcharf antreiben, um zum letzten Dampfer noch zur Landungsſtelle des nahen Haider-Paſcha zu gelangen. — Aber nein, Halil-Efendi hat einen beſſeren Plan, da er Redjeb, meinen bevorzugten Ruderer oder Kaïkdji, am Ufer entdeckt. Wir rudern auf großen Umwegen am lieblichen Kadikjöi und der umbuſchten, leuchtturmtragenden Landzunge Fanaraki vorüber nach Galata zurück, wo wir im Sternenſchein landen. Morgen wird uns Redjeb ſchon früh zu einer großen Tagestour erwarten: wir wollen die heilige Stadt Ejub beſuchen und über Aïwan-Seraï die alten Mauern verfolgen.

„Zum heiligen Ejub!" Ungefähr mit

Abb. 3. Ausſätzige Bettlerin auf dem Friedhof zu Skutari.

der steigenden Sonne, die in jenem roſigen Nebeldunſte, der große Hitze verkündet, über den ſchwarzen Cypreſſen von Skutari emporſchwebt, brechen wir auf. Halil-Efendi feſtlich angethan; denn er will einen hochgeſtellten Freund, einen großen Schriftgelehrten, zu Ejub beſuchen. Der dunkle Kaftan, den er als Ulema an Stelle der fränkiſchen „Stambulina“, des langen Oberrockes, trägt, hebt ſich ſchön vom hellſeidenen durchſteppten Untergewande, der „Hirka“, und das blendendweiße Turbantuch iſt vom feinſten Muslin, der Leibgurt von ſchwerſter Seide. Er hat auch ſeinen prächtigſten „Tisbeh“ in der läſſigen Hand, die roſenkranzartige Perlenſchnur des Zeitvertreibes, dreiunddreißig runde, goldgefaßte Amethyſte. — Redjeb wartet ſchon mit dem Kaïk an der Galatabrücke, und er hat ſeinen Freund mitgebracht, Aſſim-Agha, Kaïkdji wie er ſelbſt und ein Sänger, ein von Allah Erkorener, ein Begnadeter! Maschallach! Maschallach *)! — Redjeb weiß, daß die „Hanum-Efendim“ (die Dame; meine Wenigkeit!) den Geſang liebt. Nun wohl: Aſſim-Agha wird ihr zur Läuta ſingen nach Begehr, „nur für ein Bakſchiſch: ein Trinkgeld, Efendim,“ er wird im Kaïk mit Redjeb die Ruder führen, und er iſt leicht wie ein Knabe von ſieben Jahren!

Halil-Efendi hebt bejahend die Hand, und wir machen's uns auf türkiſche Art in den arg zerſeſſenen Polſtern bequem. Aſſim-Agha („Gül-Hanende“, „den Sänger der Roſen“ nennt ihn das Volk) iſt ein ernſtmelancholiſcher Jüngling, tiefbraun von Haut, braunlockig und mit ſonderbaren Blauugen, ſchwarzbewimpert, ein echtes Poetenantlitz. Ich habe übrigens mehrfach blaue Augen in dieſen ſüdlichen Geſichtern bemerkt. Aſſims Tracht iſt auch phantaſtiſcher als die des biederen Redjeb in der roſageblümten Kattunjacke und den ſorglos zerſchliſſenen Pumphoſen.

Dahin gleitet unſer Schiffchen wie beſchwingt. Leicht windet ſich's zu Anfang zwiſchen den Ketten und Tauen verankerter Segler hindurch; da und dort ertönt das helle, angezogene: „Warda! — Hab' acht!“ — Nun werden die hohen Wellen durchſchnitten und übertanzt, die der vorbeirauſchende Dampfer hinter ſich erregt, wir paſſieren die alte Mahmudbrücke und verlaſſen den Handelshafen. Ringsumher ſchlürft das trunkene Auge Bild auf Bild in dieſer wonnigen Morgenfrühe voll Duft, Himmelsblau, Himmelsglanz! Was nützt alles Schildern? Wer dies einzige, unvergleichliche Panorama am blauen Meereswaſſer nicht erſchaut, kann ſich keinen Begriff von ſeiner Abwechſelung, ſeiner großartigen und maleriſchen Schönheit machen. Es iſt eine Harmonie der Umriſſe, der Farben, der ſchimmernden Pracht und des maleriſchen, abgeblaßten Verfalls, der noch kein Pinſelſtrich und kein Lichtbild auch nur annähernd gerecht ward. Wohl im Detail — aber das Ganze! Im Ganzen liegt eben die überwältigende Wirkung.

*) Ausruf der Bewunderung.

Abb. 4. Türkiſche Bäuerin auf dem Friedhof zu Ejub. (Goldenes Horn).

Abb. 5. Ausblick vom Friedhofe zu Ejub (Goldenes Horn).

Wir haben das ſtille, griechiſche Fanar, das verkommene Balat der Juden und Zigeuner, ſchon im Rücken. Uns zur Linken erſcheint die Moſchee von Deſterdar, gegenüber auf kahler Höhe das traurige Meer grauer Steine des Judenfriedhofs von Südlüdſche. Und da ſind ſchon die Bergeypreſſen des heiligen Ejub.

Halil-Efendis Freund ſteht bereits an der Landungsbrücke, ein feiner, kalt- und ſcharf blickender Greis, der über mich völlig hinwegſieht. Er erwartet ganz augenſcheinlich, daß ſein Freund bei ihm ſpeiſt, mit ihm diskuriert und in ſeinem Hauſe nächtigt. Mein liebenswürdiger Freund ſteckt mithin arg in der Klemme. Da bemerkt Aſſim-Agha, demutsvoll grüßend, daß er eine Wenigkeit Franzöſiſch verſtehe und rede — er ſei heute ein freier Mann und werde die Hanum-Efendim überall geleiten bis zur Gebetsſtunde des Abends. Dann müſſe er drüben zu Stambul in der Sultan-Ahmed-Moſchee ein Gelübde halten.

So werden denn Entſchuldigungs- und Beruhigungsreden getauſcht, Redjeb begibt ſich ins Kaffeehaus, um Schach zu ſpielen, die gelehrten Freunde wandeln, mit graziöſen Geſten redend, fürbaß die Hauptſtraße entlang, mein Roſenſänger nimmt ſeine Lauta; er ſteckt ſie ſeitwärts in den Gurt und bittet in einem Franzöſiſch ſein ſollenden Kauderwelſch um die Erlaubnis, mir den Weg zeigen zu dürfen.

Zuerſt durchs Städtchen. Das mutet mich in ſeiner Anmut und Ruhe, mit den vergitterten Fenſtern, den ſchönen Brunnenhäuſern, Kapellen und Moſcheen türkiſcher und origineller an, als alles, was ich bisher geſehen. Unter der Bevölkerung kaum ein leiſer Anklang an abendländiſche Tracht und Gewohnheit. Bis zum Wickelkindchen im mütterlichen Arm herab ausgeprägter türkiſcher Typus, fremdartig-bunte Gewandung. Wir biegen in eine ſteil aufſteigende Berggaſſe ein, ſtill, kühl und ländlich. Die grauen und roſa Häuschen von Glycinien und blutroten, üppig knoſpenden Roſen berankt, uns zur Seite ein tiefes, grünendes Thal voll von Terebinthen, blühendem Rotdorn und blühenden Judas-

bäumen, duftendem Lorbeer und ſchattenden Pinien. Die Nachtigallen jauchzen und ſchluchzen da drunten, und eine Knabenſtimme ſingt in langgezogenen Trillerkadenzen irgend ein Volkslied. Aſſim kennt es, er hat es ſelbſt gedichtet, und er wird es mir gleich beſſer ſingen, dort oben unter den Cypreſſen.

Die Stadt liegt hinter uns, um unſere wandernden Füße wogt das Frühlingsblumenmeer der üppigen Wieſe. Wer nennt ſie alle, die Sternchen und Flöckchen, die vaterkäppchen auf ihren Knieen (ſ. Abb. 4). Nun ſind wir auf der Höhe! Seitab vom Café, in dem ich mich ſpäter zu erfriſchen gedenke, ſtrecken wir uns unter den Bogen einer kleinen Kapellenruine ins Gras (ſ. Abb. 5), mein Sänger nimmt die Läuta und ſingt ein Lied nach dem andern mit wahrhaft gottbegnadeter Stimme, und ich horche ſtumm und vertiefe mich in den Niederblick, deſſen lachende Schönheit am Herzen des unerbittlichen Todes zum Weinen paradieſiſch erſcheint.

Abb. 6. Friedhof an der Stadtmauer von Konſtantinopel bei Aiwan-Serai (Goldenes Horn).

ſich mit dem feinhalmigen Graſe miſchen? Ein ganzes Kapitel Botanik möchte man ſchreiben. Zu Häupten dieſer holden Flora ernſte Rieſencypreſſen, in deren himmelanſtrebenden Wipfeln die niſtenden Wildtauben rukſen und girren, und zwiſchen dem Blumenſegen Stein an Stein — die meiſten eingeſunken und verwittert. — Keine Seele begegnet uns, nur eine junge, anmutige Frau ſitzt, in ihren fliederfarbenen mit Gelb geſtreiften Feredje gewickelt, zwiſchen den Gräbern und plaudert mit ſüßer Stimme zu dem dicken Bübchen in Kaftan und Großvaterkäppchen auf ihren Knieen (ſ. Abb. 4). Nun ſind wir auf der Höhe! Seitab vom Café, in dem ich mich ſpäter zu erfriſchen gedenke, ſtrecken wir uns unter den Bogen einer kleinen Kapellenruine ins Gras (ſ. Abb. 5), mein Sänger nimmt die Läuta und ſingt ein Lied nach dem andern mit wahrhaft gottbegnadeter Stimme, und ich horche ſtumm und vertiefe mich in den Niederblick, deſſen lachende Schönheit am Herzen des unerbittlichen Todes zum Weinen paradieſiſch erſcheint.

Welch ein Bild! — Die weite azurene Fläche des goldenen Hornes, in duftiger Ferne die Häuſerterraſſen von Stambul und Galata im Kranze ihrer ſanft gewellten Hügel, am klaren Himmel die Silhouette der Moſchee Hagia Sophia mit den hohen Minarets und andere Kuppeln, andere Türme, Marmorpaläſte, Cypreſſendunkel und Frühlingsgrün, wohin das Auge ſchweift, und dem zu Füßen das frohe Leben der leichten Kaïks über den Waſſerſpiegel hin, das Kommen und Gehen der ſtolzen Segler, der eilenden Dampfer. Eine Ewigkeit hätte

Abb. 7. Zigeunerzelt an der Stadtmauer von Konstantinopel.

man schauen mögen. Aber der Tag schreitet zum Mittage vor! Wir, oder besser gesagt, ich allein tafele von den bescheidenen Vorräten, die Assim unten in Ejub für mich besorgt hat: eine Scheibe Brot, ein Stück scharf gesalzenen Ziegenkäse, ein paar süße Orangen und eine Handvoll geröstete Kichererbsen. Assim steht im Ramasan: dem Fastenmonat. Vor Sonnenuntergang darf er weder essen noch rauchen, noch seine Lippen mit Wasser benetzen. Gleichmütig schaut er mir zu, klimpert auf seiner Läuta eine schwermütige Melodie und singt dazu langsam und feierlich, daß sein liebliches Schelmenliedchen zur Ode wird:

„Feigen
Bot mir Eminé van grünen Zweigen,
Aber deren keine nahm ich an —
Heilig, Allah, ist der Ramasan!
Mandeln
Wollte diese Böse mir verhandeln.
Solche Bosheit ist nicht wahlgethan —
Heilig, Allah, ist der Ramasan!
Trauben
Hielt sie mir zum Munde, könnt ihr's glauben.
Weckte aus dem Durst mir wilden Wahn —
Heilig, Allah, ist der Ramasan!
Nüsse
Wies die Schelmin mir — da stahl ich Nüsse!
Durst'ge Lippen, schlürft euch satt daran!
Heilig, Allah, ist der Ramasan!"

— — — — — — — — — — —

Und nach diesem Fasttagsliede pilgern wir wieder bergab, zurück durch die Stadt und dann im Kaïk mit langsamen Ruderschlägen, den schlängelnden Gestaden des Ufers folgend, nach dem idyllischen Dorfe Aïwan-Serai, Assim-Aghas Heimat. — Ein sonniges, poetisches Plätzchen, trotz der räudigen Hunde und schmutzigen Gassen. Überall rieselnde Brunnen, herrliche Platanen, graues mächtiges Steingetrümmer von Ranken überwuchert. Hier ist Assim ganz zu Hause, und die Straßenkinder hüpfen hinter ihm drein, daß er mit seiner Läuta anzusehen ist wie der Rattenfänger von Hameln in Verkleidung. Durch lauter Winkelhöfchen und Schlupfpförtchen leitet er mich mit Cheref, seinem munteren Bruder, im Gefolge, bis wir abermals auf einen ganz kleinen Friedhof gelangen, der von hohen, düsteren Zinnenmauern eingehegt ist, und dessen Gräber unter lauter blühendem Flieder versteckt sind. Nur zwei oder drei riesige Cypressen erheben sich dazwischen, und seitab rauscht eine heilige Quelle in der Tiefe eines Kellerhäuschens hart an der Mauer (s. Abb. 6).

Meine beiden Türken ziehen den fest zusammengerollten Shetsadé, den Gebetsteppich, unter dem Kaftan hervor, knieen, ohne sich im geringsten um meine An-

weſenheit zu kümmern, ſeitab auf dem Teppichſtreifen nieder, das Antlitz nach Oſten gekehrt, und verrichten mit Armausbreiten, Niederwerfen, Beugen und Erheben ihre lange Mittagsandacht. Ich lauſche unterdes dem fernen, auf- und abtrillernden Gebetrufe des Muezzins von der Muſtafa-Moſchee herüber. Es liegt eine große Würde in dieſer ſtrengen und inbrünſtigen Andacht des türkiſchen Volkes, die ſich keinerlei Störung nahekommen läßt.

Dann endlich kommen wir aus dem Gewinkel und Gewirr der Gäßchen von Aïwan-Serai ins Freie, und nun dehnen ſich die Rieſenſchutzbauten des Theodoſius und des Heraklios in unabſehbarer Länge vor uns aus, eine enorme, bergauf und bergunter ſich ſchlängelnde Linie von Doppelmauern, bezinnt, betürmt, längſt zu Ruinen geworden im Laufe von anderthalb Jahrtauſenden und dennoch in ihren dräuenden, mächtigen Reſten von imponierender Großartigkeit und Majeſtät. In die Turmriſſe hinein haben ſchöne Schattenbäume ihre Wurzeln geſchlagen, von den Zinnen nieder hängen ganze Gewinde der blutroten, vollblühenden Roſen mit dunkler Clematis und lichter Asklepia gemiſcht, die breiten Breſchen ſind mit Epheu und Immergrün ausgefüllt, die feuchtgebliebenen Gräben zu Asphodeloswieſen geworden, und von den Thoren klettern graziöſe Schlingpflanzen herab, zwiſchen denen ſchillernde Eidechſen hin und wieder huſchen.

Drei Stunden wandern wir ſo in der brütenden Hitze; wie ein Panorama rollt ſich die Landſchaft vor uns auf. Felder und Wieſen dehnen ſich am Wege hin, Brunnenhäuſer, dunkle Kirchhöfe, halbmondgekrönte Moſcheen, ſchlanke Minarets, Dörfer mit bunten Menſchengruppen. Eine lange Strecke iſt totenſtill und ganz öde; hier erſcheinen die Mauern verfallener als zuvor. Aus der Ferne tönt Nachtigallenſchlag an mein Ohr; jetzt verſchlingt ihn ein greller Lärm, und da haben wir ſie ja, die raſtloſen Paria des Orients, die Zigeuner: „Tſchingane“ nennt ſie der Türke. In ganzen Horden niſten ſie hier zwiſchen den einſamen Mauern des Altertums, unbehelligt, frech, liſtig und diebiſch, und ſchlagen ihre Zelte auf, wo es ihnen gefällt (ſ. Abb. 7). — Die ganze Zigeunerſcene aus Preciosa und dem Trovatore hockt im grellen Sonnenlicht vor unſern Augen. Alle ſind ſie da unter dem zerfetzten, braungelben Leinendache: die Großmutter am brodelnden Keſſel, aus dem unerklärliche Übelgerüche aufſteigen, deren Grundparfüm zwiſchen Hammeltalg und Knoblauch anmutig die Mitte hält, der ſtruppige Vater am improviſierten Ambos, die nackten Buben, die den grenzenlos mageren Eſel und die drei verzottelten Pferdchen peinigen, und die üppigen Dirnen, die ſich faulenzend im Graſe ſtrecken. Auch die geſchäftige Mutter, die ſich emſig forſchend mit dem kohlſchwarzen Krauskopfe ihres Vorjüngſten beſchäftigt, während das Jüngſte, ein herziges Kerlchen, zwiſchen Stock und Stein neben ihr herumkollert, fehlt nicht zum traditionellen Bilde aus den Räubergeſchichten unſerer ſeligen Jugendzeit.

Abb. 8. Tanzende Zigeunerinnen an der Stadtmauer von Konſtantinopel.

Die ganze unſaubere Geſellſchaft gerät bei unſerem Näherkommen in Aufruhr. Die beiden Dirnen: ſie tragen weite Bauſchbeinkleider, gelbgeſtreifte Schärpen und geſtickte Bulgarenjäckchen über ſchmutzſtarrenden Hemden, ſchnellen vom Boden auf und ſtürzen uns in den Weg, ihr „Rom“

Abb. 9. Das Mahadjirdorf bei Statlan Kumkapu am Marmarameer.

und ein arg verſtümmeltes Türkiſch wälſchend, ein näſelnder, kreiſchender Singſang mit dumpfen Gaumentönen gemiſcht. — Was nützt Aſſims entſetztes: „Haide git!“ — „Schert euch hinweg!“, was Cherefs entrüſtetes Fauſtdrohen? An mein Kleid, an Aſſims Kaftan hängen ſich die zwei wilden Grazien wie die Kletten, lachend, bettelnd, fluchend, ſchmeichelnd. Keine Möglichkeit, ſie abzuſchütteln. Endlich gewahren ſie Aſſims Läuta.

„Ai! Ai! Wir wollen tanzen, du ſollſt ſpielen!“ — Und die ſchlankſte der zwei Wildkatzen holt ſchon die Caſtagnetten aus dem Gürtel: die andere lacht mit all ihren zweiunddreißig Perlenzähnen und winkt nach dem Zeltlager hinüber. Sieh, da kommt ſchon die „Mutter“, ein trübäugiges grobes Weib, in Kopftuch und buntgemuſterter Albaneſenſchürze, das Tamburin mit klingelnden Schellen in der Hand. Aſſims leichtes Sängerblut überwindet die türkiſche Grandezza in ihm, meine Bitte kommt dazu, und ſo organiſiert ſich die kleine Balletvorſtellung unter Gottes blauem Himmel, vor dem Hintergrunde der grauen, roſenumſchlungenen Trutzmauern, als Couliſſendekoration das Zeltlager und die Cypreſſen eines engen, verödeten Kirchhöfchens zur Seite des gekuppelten, weißen Bethauſes, des „Mesdſchid“ eines Derwiſchordens.

Verbrüdern jedoch mag ſich der hochmütige „Sohn des Gerechten“, der Türke, nicht mit den „Töchtern der Schweine“, den Tſchingané. Aſſim ſitzt möglichſt ſeitab von ihnen unter der höchſten Cypreſſe; die ſeltſamen Blauaugen hat er halbgeſchloſſen, und nun ſpielt er zum Tanze der Dirnen auf, zwiſchen denen das Weib mit dem Tamburin hockt, den Takt ſchlagend mit klopfendem Finger und die Schellen ſchüttelnd zu Aſſims Melodieen (ſ. Abb. 8). — Die Dirnen klappern leiſe ihre Caſtagnetten gegeneinander und drehen ſich dazu langſam, trippelnden Fußes, um die eigene Achſe. Ein merkwürdiger Tanz! Äußerſt einförmig, jede Bewegung weich und läſſig, der Oberkörper, ſamt den bald klappernden, bald gegeneinander klatſchenden Händen in ſteter Aktion. Aber die Geberden des

Abb. 10. Insel Halki aus der Gruppe der Prinzeninseln im Marmarameer.

Mundes, das fordernde, üppige Lächeln, das stetige und blitzende Feuer der Augen, der aufblühende Purpur der bräunlichen Sammetwangen — darin liegt eine Verschwendung unmäßigster Leidenschaft. Dazu nun Assims Musik und Gesang. Heiß und kalt rinnen mir die Töne durch Hirn und Adern. Denkt euch die Klänge einer Guitarre heller und schärfer, die einen in sechs Halbtöne zerbrochenen Akkord unablässig wiederholen und da und dort zwischen die dritte und vierte Note eine unregelmäßige, emporsteigende Kadenz schieben, die trillerartig in höchster Höhe ausklingt. — Diese Kadenz bildet gleichsam das rohe Schema für die Melodie des Liedes, und das Ganze wirkt, so absatzweise vorgetragen, immer wieder von der monoton klagenden Begleitung unterbrochen und zerrissen, quälend melancholisch. Das Zigeunerlied selbst entzieht sich, seiner zwanglosen und nackten Sinnlichkeit halber, der textlichen Mitteilung.

Ich gebe den Tänzerinnen, als sie geendet haben, eine ziemlich große Silbermünze, aber das genügt ihnen nicht. „Oro!“ schreit die eine hinter uns drein, und die andere ruft sogar auf Deutsch: „Gold! Gold! Gib Gold!“ Da ihr Gebettel fruchtlos bleibt, verfolgen sie uns noch lange unter den infamsten Schimpfreden mit staubaufwirbelnden Laufschritten. Am ausdauerndsten von der ganzen braunen Sippschaft ist ein Mädchen von zehn oder elf Jahren, nur mit einem Hemdfragmente bekleidet, das ihm kaum über die Brust hinabreicht. Auf dem Arm trägt es ein bezauberndes, ganz nacktes Murillo-Bübchen, dessen Augen wie Onyx in bläuliches Perlmutter gefaßt sind. Das Dirnchen bleibt uns bettelnd und schimpfend zur Seite, bis wir beim Thore Silivri-Kapusi den Pfad nach der Bahnstation Psamatia am Marmarameer einschlagen. Da endet augenscheinlich das Reich dieser Paria. Das Hemdenteufelchen speit ergrimmt hinter uns drein und schreit aus voller Kehle ihr: „Uscht! dischi köpek, uscht! it oglu it!“ „Packe dich, Hündin! Packe dich, Hundesohn!“

In Psamatia ist's noch viel zu früh für den Abendzug, den wir zu benutzen denken: wir nehmen also wieder unsere Zuflucht zu unserm geliebten Kaïk, zumal

Abb. 11. Die Bucht von Prinkipo.

wir noch im Mohadjirdorf der Station Kumkapu Halt machen wollen, um dort jenen flaumigen, durchsichtigen Pembesaristoff, den die Ruderer an heißen Tagen tragen, direkt vom Webstuhl zu kaufen. — Ein merkwürdiges und elendes Dorf, das auf einem jäh ins Marmarameer hinabschießenden und in alten Zeiten stark untermauerten Küstenvorsprunge liegt, angesichts der fernen, blauduftigen Prinzeninseln mit dem Schneehaupte des Olympos von Brussa hinter ihnen aufragend (s. Abb. 9). Diese kleine Kolonie der armen „Mohadjirs", der kriegvertriebenen Eingewanderten aus Rumelien, drängt ihre Häuschen so eng aneinander, wie bange Vögelchen im Neste. Man begreift kaum, wie einzelne Menschen, geschweige denn ganze Familien, in den winzigen Baracken Luft, Licht und Unterkunft für des Lebens geringste und bescheidenste Notdurft finden. Die unglaublichsten Dinge sind als Material zu Bau und Bedachung verwendet. Petroleumkisten aus Blech, Faßdauben und Böden, Zuckerhutpapier, Papptafeln mit Adressen und Signaturen aus aller Herren Ländern, Kistendeckel, Strohdecken und Bastmatten. Backsteine und Felsbrocken dazwischen gefügt, und welch eine Auswahl von Mörtelsurrogaten! Lehm, Erde, Mist, Lumpen und Moos, und die spärlichen Fenster in allen möglichen Formen und Einrahmungen. Dennoch: selbst dies elende Dörfchen verabsäumt Mutter Natur nicht ganz. Blütenbäume breiten ihre weißen und rosigen Zweige über so manches Dach, all das Gerümpel und Gemäuer ist von grünrankendem Unkraut überwuchert, das seine lila Lippenblüten und goldgelben Sternchen fröhlich dem Lichte geöffnet hat.

Auch in der ärmlichen Hütte, die wir ungefähr auf allen Vieren kriechend betreten müssen, herrscht Frieden und Freude. Ein gar zu hübsches, rührendes Bildchen. Da steht ein sehr stolzblickender, ganz knabenhafter Bursch am Webstuhl und wirft sein Schiffchen eifrig zwischen den Fäden hin und her. Heute, so erzählt er uns lachenden Mundes, ist er zum erstenmal Vater geworden; gerade am neunzehnten Jahrestage seiner eigenen Geburt ist ihm der Sohn in aller Frühe geboren. Die junge Mutter, ein hübsches, blasses Ding von kaum vierzehn Sommern, sitzt ganz munter auf dem Strohpolster neben ihrem Gatten, das den

Divan des Hauses vorstellt, und stopft ihrem schreienden, krebsroten Erbprinzchen einen Zipfel ihres Schleiertuches in den kleinen, hungrigen Schnabel.

„Allah sei gepriesen: er muß sich gedulden, mein Sohn!" sagt der glückliche Vater. „Sie haben beide noch nichts genossen, die Mutter und das Kind, seit es die Wände beschrie, Efendim. Wir sind im Ramasan — gelobt seien die Satzungen des Propheten!"

Ich lasse mir die Rolle feinen, rotgestreiften Schleierstoffes, die gerade vollendet ist, vom Webstuhl abschneiden und nicke der kindlichen Mutter zu, die ihrem Kleinen sorgsam das Gesichtchen verdeckt; denn wer kann's wissen, ob ich, die Fremde, die Jesusanbeterin, nicht etwa den bösen Blick habe? Dann bezahlen wir reichlich, ohne das übliche Feilschen, das eigentlich nur ein Fünftel der Forderung des Händlers anerkennt, und machen uns endgültig auf den Heimweg nach Stambul-Pera.

Der Abendzug läuft gerade in die Station Kumkapu ein mit europäisch-civilisierten Waggons und Kondukteuren. Der meinige spricht sogar deutsch und gibt sich sogar als Wiener „Schani" zu erkennen. — Assim-Agha und seine Lauta haben mich verlassen, der Volkssänger hat eine unüberwindliche Abneigung gegen Dampfroß und Dampfboot. Er will in der nahen Ahmed-Moschee sein Abendgebet verrichten, bei seinem Bruder, dem „Briefschreiber" zu Stambul, nächtigen und morgen in sein ländlich-liebliches Dorf Aiwan-Seraï zurückkehren. — Von dort gedenkt ihn ein „Großer" als Siegelbewahrer mit sich nach Paris zu nehmen, aber Assim-Agha ist heute noch zu stolz, um ein Diener der Großen werden zu mögen! Er ist es aber dennoch einen Monat später geworden!

Die Krone aller Frühlingsschönheit aber trägt doch die paradiesische Inselgruppe Kizil-Adalar im Marmarameere, die Prinzeninseln. — Zu ihnen hinaus bringt mich noch ein hochsommerlicher Maitag am Schluß meiner zwei herrlichen Monate im Lichte des Halbmonds. Jener Tag, schon halb von Abschiedswehmut erfüllt, schwebt meiner Erinnerung vor wie eine entzückende Phantasmagorie, von goldnen Schleiern umwallt. Ich sehe das kornblumenblaue, wellenlose Meer — eine Platte aus Lapislazuli, und auf dieser Platte erheben sich wie Edelsteine die Inseln und Inselchen. Zuerst die roten Felsen von Proti und das gelblich getönte Antigoni, dann schiebt sich das zweigeteilte Halki vor (s. Abb. 10), smaragden mit der Fülle alter Pinienwälder, heiter belebt sein Strand und Hafen von Handeltreibenden und Schiffen aller Art, und dann laufen wir in die Bucht des reizenden Prinkipo ein (s. Abb. 11). Eine schönere Verschmelzung von Natur und Kultur, Idylle, Stillleben und reicher Eleganz habe ich selten gesehen. Villa reiht sich an Villa, hügelansteigend; man sieht bei den meisten die anmutigen Linien der Architektur kaum vor lauter Rosen und Reben — der Duft dieser hundertartigen Rosen und der Weinblüte, der Orangen, Reseden, Heliotrop und Lilien umfängt uns so stark wie die Wellen eines Stromes. Und als wir dann, die endlosen Platanenalleen zwischen Stadt und Land hinter uns lassend, im Freien wandeln, ist die Gegend so still und gleichsam unberührt, als sei sie kaum erst aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen. Steil gehen wir bergan, immer an diesem wundervollen Meere hin, immer am schroffen Hange zwischen Pinien und Oliven, blühendem Lorbeer und wilden Rosen, groß wie Mohnblumen; Malven, Melisse und Lavendel wuchern uns zu Füßen. Weit blicken wir hinaus bis zur schwarzen Linie des großen Skutarikirchhofs am östlichen Horizonte.

Droben auf dem Berge rasten wir im griechischen Mönchskloster Hagios Georgios, wo uns die frommen Papas in gelben Pelzen und hohen, geraden Mützen freundlich empfangen. Hierher werden „Rasende" und „Verdunkelte" gebracht und gefunden an „Wasser und Gebet". Einen dieser Armen entläßt man heute, einen jungen Menschen mit rotem Gesichte, verzerrtem Munde und ungleich blickenden Augen. „Siehe, wie er die Seinigen erfreuen wird!" sagt mir der Mönch Arkadion, ich jedoch sehe die Freude nicht, sondern den baldigen Rückfall in die Manie, die er hier in der Stille und Klosterzucht einstweilen ausgetobt hat.

Wir treten noch in die kleine, wunderthätige Kirche voll von steifen Heiligen, sanftäugig und goldbekleidet. Eins der alten Bilder ist ganz schwarz, stumpfnasig

Digitized by Google

und stumpffingerig geworden von den vielen Küssen der Andächtigen. Rings darum her Glieder, Herzen, ganze Puppen in Wachs und Silber. Ein Kevlaar im Marmarameer.

— — — — — — — — — — —

Mit Rosen beladen, kehrten wir nach Pera zurück. Über der Sophienmoschee sank die goldene Sonne hinter glühenden Wolken zur Ruhe. — Und mit ihr versank mein Frühling in Konstantinopel. Der nächste Tag wendete sein Gesicht wieder nach Norden und hieß mich folgen.

Das Schnabeltier.

Von

Christian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Es gibt Tiere, bei deren Anblick wir unwillkürlich an die Zeit denken, da eine völlig anders gestaltete Fauna den Erdball bewohnte als heute. Wer je ein erwachsenes Nilpferd den ungestalteten Leib über festes Land tragen und das ungeheure Maul mit den daumdicken, häßlichen Zähnen öffnen sah oder Zeuge war, wie ein Riesenkänguruh in gewaltigen Sprüngen über eine Rasenfläche setzte, wird das empfunden haben. Es ist uns, als ob wir träumten und diese Ungestalten Erzeugnisse unserer Phantasie sein müßten. Aber diesen Eindruck rufen nicht nur die Riesen unter den Tieren hervor, auch unter den kleinen Geschöpfen fehlt es nicht an solchen, deren Gestalten aller überlieferten Vorstellungen zu spotten scheinen. Vielleicht das seltsamste führen wir heute unseren Lesern in vortrefflichen Abbildungen vor — das Schnabeltier.

Nimm den Rumpf des Marders, den Schwanz des Bibers, die Krallen des Dachses, die Schwimmhäute eines Fischotters, den Sporn eines Hahnes, den Kopf einer Ente, einschließlich des Schnabels, die Backentaschen eines Hamsters, setze daraus ein Geschöpf zusammen, das etwa 50 Centimeter lang ist, und du hast das Schnabeltier. Wer das sonderbare Geschöpf, das einen dunklen Pelz trägt, zum erstenmal sieht, erschrickt unwillkürlich und zwar nicht nur der Mensch, sondern auch der Hund oder die Katze. Und doch ist das Schnabeltier die harmloseste Kreatur, die froh ist, wenn man sie in Ruhe läßt, und sich nicht einmal wehrt, wenn die Hand des Menschen sie ergreift.

Das Schnabeltier bewohnt die Flüsse des südöstlichen Australien und siedelt sich hier mit Vorliebe in toten Armen oder in seenartigen Erweiterungen der Ströme an. Wo gewaltige Bäume ihre dichten Laubkronen über solche verlorene Gewässer wölben, wird man das Schnabeltier sicher antreffen. Es ist ein Dämmerungstier, das in der Regel nur nach Sonnenuntergang seiner Nahrung nachgeht und nur an solchen schattigen Stellen sich wohl auch am Tage im Wasser tummelt. Dabei sind seine Sinne überaus scharf. Es sieht und hört unglaublich weit und taucht, sobald es irgend Gefahr fürchtet, sofort und für lange unter. Mit Vorliebe treibt es sein Wesen in trübem, schlammigem Wasser und wagt sich nur selten an solche Stellen, an denen dasselbe durchsichtig ist. Das bringt schon seine Nahrung mit sich, die aus allerlei Wasser-Insekten besteht, die es von den Stengeln und Wurzeln der Wasserpflanzen ablest oder durch Gründeln mit dem feinfühligen, nervenreichen Schnabel aus dem Schlamm hervorholt. Die Falte an der Schnabelwurzel kommt ihm hierbei vortrefflich zu statten, indem sie gewissermaßen als Parierstange dient und verhindert, daß das Pelzwerk des Kopfes mit dem Schlamm in Berührung kommt. Die erbeuteten Insekten kommen zunächst in die Backentaschen und werden erst später verzehrt. Das Schnabeltier schwimmt, dank seiner Schwimmhäute, vortrefflich und ist im Wasser recht in seinem Element, muß aber nicht nur von Zeit zu Zeit — mindestens alle sieben Minuten — an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen, sondern auch das feste Land aufsuchen können. In einem halbvollen, tiefen Wasserfasse ertrinkt es in überraschend kurzer Zeit.

Der Bau des Schnabeltieres liegt am Ende einer langen Röhre, die am Flußufer unter Wurzelwerk und überhängendem Gras

Schnabeltiere.

beginnt und deren Eingang nur schwer zu finden ist. Die Röhre läuft aufwärts, wird, je näher sie dem Kessel kommt, um so schmaler und ist oft in Windungen angelegt. Sie ist zwanzig, dreißig, ja selbst fünfzig Fuß lang und wird mit den Vorderpfoten gegraben, deren Krallen bei dieser Arbeit über die sonst überragenden Schwimmhäute vorstehen und für diesen Zweck ein vorzügliches Instrument abgeben. Der Kessel selbst ist geräumig und mit trockenen Wasserpflanzen ausgefüttert.

Einem Europäer ist es unmöglich, den Eingang zu diesen Bauten zu entdecken, die unglaublich scharfen Sinne der australischen Eingeborenen wissen ihn aber leicht zu finden. Sie essen auch das thranig schmeckende Fleisch der Schnabeltiere, während die in Australien lebenden Europäer es verschmähen.

Obgleich man das Schnabeltier bereits seit 1799 kennt und obgleich das wunderbare Geschöpf in seiner Heimat keineswegs selten ist, war man in Bezug auf seine Fortpflanzung doch bis in die jüngste Zeit im Ungewissen. Die als kundig erscheinenden Eingeborenen behaupteten nämlich mit größter Bestimmtheit, daß dieses Tier außer seinen anderen Sonderbarkeiten auch noch die habe, daß es Eier lege. Da das Schnabeltier nun zweifellos ein Säugetier war — das Saugen der Jungen wird dadurch möglich, daß der Schnabel derselben anfangs ganz

weich ist und erst allmählich erhärtet — und da man ferner in den Bauen stets nur Junge, nie aber Eier fand, so nahm die Wissenschaft an, daß es sich seitens der Eingeborenen um Flunkereien handle. Der berühmte englische Naturforscher Benett reiste zweimal eigens nach Australien, um diese Frage zu entscheiden, und auch er erklärte das Eierlegen der Schnabeltiere für eine Fabel (1860). Und doch hat sich herausgestellt, daß die australischen Eingeborenen recht und die Männer der Wissenschaft unrecht hatten. Als nämlich der Reverend Hagenauer am Ufer des Avon einen Bau aufdeckte, fand er in demselben außer einem männlichen und einem weiblichen Schnabeltier zwei offenbar eben gelegte Eier, deren weiche Schalen von weißlicher Farbe waren. Diese gingen unmittelbar nach der Auffindung auf, und es kamen die noch ganz nackten, fleischfarbenen und unvollkommen entwickelten Jungen hervor. Obgleich diese noch blind waren, waren sie doch immerhin weiter vorgeschritten als die Jungen der Beuteltiere, die bekanntlich erst im Beutel der Mutter ihre späteren Formen annehmen, bei der Geburt zu sein pflegen. So weisen die Schnabeltiere zu allem übrigen auch noch auf die Beuteltiere, die Känguruhs, die Opossums u. s. w. hin.

Der Fund des Herrn Hagenauer ist um so merkwürdiger, als bis dahin nie irgend welche Reste von Eiern in den unzähligen ausgegrabenen Bauen gefunden wurden. Auch ist es zunächst noch unerklärt, warum die Jungen schon in so unreifer Form in die Welt gesetzt werden. Da aber die Sachkunde des Herrn Hagenauer ebenso unzweifelhaft ist wie seine Wahrheitsliebe, so wird man es als eine Thatsache hinzunehmen haben, daß die Schnabeltiere, mindestens unter Umständen, Eier legen.

Erlegung eines Schnabeltieres.

Die Jagd auf die Schnabeltiere ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Zunächst pflegen die mit hohem Gras bewachsenen Ufer der Altwasser, in denen sie leben, von giftigen Schlangen zu wimmeln. Vor denen kann man sich schützen, aber schlimmer

sind die Myriaden von Mücken, die in der beginnenden Dämmerung dem unbewegten Gewässer entsteigen und in Augen und Nase des Jägers geraten. Und doch muß er sich, will er anders zum Schuß kommen, durchaus unbeweglich verhalten, denn das Schnabeltier sieht und hört, wie schon erwähnt wurde, vorzüglich. Ging der Schuß fehl, so taucht das Schnabeltier, indem es eine Art Purzelbaum macht, blitzschnell unter, und der Jäger kann dann ruhig nach Hause gehen, denn an diesem Abend zeigt sich das Wild gewiß nicht wieder. Nur selten wird ihm das Glück zu teil, das Treiben des Schnabeltieres längere Zeit zu beobachten. Glaubt sich dieses nämlich ganz sicher, so bleibt es wohl auf der Oberfläche liegen und zieht die langen Grannen seines Pelzwerkes durch den Schnabel wie eine Ente ihr Gefieder.

Da das unter den Grannen liegende Wollhaar der Schnabeltiere sehr dicht ist, bedient man sich bei der Jagd verhältnismäßig sehr groben Schrotes. Man schießt in dem Augenblick, in dem das Tier wieder auftaucht.

Das teils an Ottern-, teils an Seehundsfell erinnernde Pelzwerk ist in Australien sehr beliebt, und man sieht es oft zu Pelzkragen und Mützen verarbeitet.

Gefangene Schnabeltiere bleiben, wie sich bei ihrer Nahrung von vornherein annehmen läßt, nicht lange am Leben. Nach Europa ist, soviel wir wissen, nie eins lebend gelangt, und es läßt sich auch kaum hoffen, daß das je geschehen wird. Wie sollte man ihnen auch während der durch alle Zonen gehenden Überfahrt Wasserinsekten schaffen?

Die in Australien gefangen gehaltenen wurden während der kurzen Zeit ihres Umgangs mit Menschen verhältnismäßig schnell zahm. Wie weit da das beginnende Siechtum mitsprach, bleibe dahingestellt.

Der Mann von Wasungen.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Von

C. Worms.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Es wird doch nichts Schlimmes, Pate?“ flüsterte Gertrud.

„Schnickschnack,“ murrte Fischer verdrießlich und klatschte mit dem Lappen in's Wasser. „So ein Schlesier kommt wieder auf. Gib mir mal die Lumpen her. Wer ist denn das Frauenzimmer an der Wand?“

„Seine Mutter. Die Augen hat er von ihr. Sie muß so lieb und gut wie er gewesen sein.“

„Lieb und gut, hm! Mutter, so? Dachte eher an so eine Art von Liebelei, haha.“

„Das ist nicht recht von — uns, Pate?“

„Was, Jungfer Naseweis?“

„Daß wir ihn verschimpfieren, uns lustig über ihn machen. Er hat uns gern, und aus dem Brand hat er mich auch getragen.“ Trotzig schürzte sie die Unterlippe und sah herausfordernd hinüber. Der Physikus schluckte eine rauhe Antwort hinunter, da der Wunde sich plötzlich herumwarf und Unverständliches murmelte. Aber gleich atmete er ruhiger, als Gertrud die Hand sanft auf sein Haupt legte. Fischer war aufgestanden und ging durchs Zimmer, wobei er allerdings schon nach drei Schritten an den Ofen stieß. Plötzlich stand er vor seinem Zaunkönig still, hob ihr Kinn mit dem Zeigefinger empor und schaute sie tief und treuherzig an: „Weißt du auch, daß es sich nicht schickt?“ raunte er leise, aber bestimmt.

„Was denn, Pate?“ Er wies nachlässig auf den Kranken: „Das da, bei nachtschlafender Zeit. Geh, geh, wirst flügellahm sein, Zaunkönig, duck' dich unter. Werde schon wachen, daß er nicht aus dem Bett springt.“

Er hatte einen eigensinnigen Einwand erwartet, aber gehorsam strich sie die Kissen noch einmal glatt und schlug ihr Fürtuch um die Schultern. Das ärgerte ihn eigentlich wieder.

Digitized by Google

„Er fiebert doch nicht?"

„Er soll sich nur unterstehen," brummte Fischer zwischen den Zähnen. „Muß er denn gleich fiebern? Ins Bad muß er, sobald die Schwalben da sind, und das weit fort, hinter dem Schwarzwalde, auf ein Jahr wenigstens. Geh', Kind, und frag' nach der Einquartierung. Fünf bis sechs Mann auch für euch. Daß sie mir keine Schnauzbärte unter vierzig Jahren hereinlassen." — „Warum, Pate?" — „Weil die alle so naseweis sind wie du, verstanden?" Ein unterdrücktes Kichern klang vom Bodenraum her. Der Physikus fuhr sich über die Stirne und ließ sich schwerfällig wieder am Bett nieder. Das hatte noch gefehlt, daß der Schlesier sich mit seinen Faxen als Lebensretter aufspielte. Wie eine Heuschrecke war er ja in die Flamme gesprungen. Wer hatte ihn darum gebeten? Lebensrettung ist auch Privatsache, bleibt in der Familie, das sollte er morgen zu hören bekommen. Er wechselte den Verband und starrte fragend auf die hageren Wangen des Schlafenden. Ja, war es denn möglich? War das da vor ihm ein Mann? Fünf Fuß höchstens, ein Grashalm konnte nicht dürrer sein. Wo blieb dann sein System, das die Männer nach der Elle maß?

Aus der Ferne hörte er den Taktschritt der Gothaer, die endlich zur Ruhe gingen. Ihm fiel dabei der unverschämte Hauptmann ein, der die Trude hatte begucken wollen. Das war wohl auch so einer. Und Trude selbst? Die begriff er erst recht nicht. War sie nicht wie ein Haus mit offenen Fenstern? Aber wagte man heranzutreten, so fielen leise die Vorhänge davor. Der große Hans schüttelte den Kopf. Da werde einer aus dieser Jugend klug.

8. Die Meininger!

Der Buchfink pfiff es von der Linde, der Storch klapperte es von seinem Nest herab, daß die Gothaer da wären, und die Stare plapperten und lachten dazu. Sie schienen die Oberaufsicht über die Invasionsarmee zu führen, denn Benkendorf war sofort wieder als unentbehrlich an die Seite seiner Gothaer Durchlaucht zurückgerufen worden, nachdem er noch flugs die Hauptwache vor dem Schlundhause aufgestellt und auf dem Markt einen kleinen Artilleriepark errichtet hatte, bestehend aus vier fünfpfündigen Schlangen mit Gabelprotzen und Ladeschaufeln und sechs dreipfündigen Regimentsstücken nebst Rüstwagen und Munitionskarren. Dem ehrlichen Benkert hatte das arg mißfallen, trotzdem daß er jetzt sogar das Recht hatte, einen betrunkenen Gothaer abzuführen, was die Kokarde an seiner Mütze besagte. Aber auf seinem Marktplatze konnte er sich gar nicht mehr zurecht finden; hier stieß er im Halbdunkel an eine Fourchette oder rannte sich das Knie wund an einem aufgeklappten Charnier, dort stolperte er über eine Kanonenkugel. Er hatte große Lust, alle Gothaer zu den Pietisten zu rechnen, die ihm bekanntlich wie seinem Roland das Leben schon sauer genug machten.

Auch Flörke und Buddeus, die augenblicklich Höchstkommandierenden, hatten aus Gotha Verstärkung herangezogen; Flörke ein paar Daunenkissen und Buddeus einen Medizinkasten an Stelle eines Medikus, weil der ungeschliffne Fischer ihm den empörenden Rat gegeben, sein leidendes Organ mit Talg zu schmieren. Nun hätten sie immerhin, da Meiningen auf sich warten ließ, die Zeit trefflich anwenden können, auf Rauchs Rat die jungen Truppen etwas todesmutiger zu stimmen, sintemal die meisten darunter noch nicht erfahren hatten, wie die Patronen zu öffnen, das Zündkraut auf die Pfanne und nachgehends in den Lauf zu bringen sei. Aber hatte Serenissimus das Schießen nicht verboten? Also nichts wider die Disziplin! Dagegen hatte auch der unternehmende Leutnant nichts einzuwenden gewußt, nur mit den Achseln gezuckt und die Sache Serenissimo und demnach dem Herrgott anheimgestellt. Kamen nun aus den umliegenden Ortschaften durch Spione turbulöse Gerüchte, daß z. B. in Schweina sich Landvolk zusammenziehe, für zwei Tage mit Brot versehen oder daß in Frauenbreitungen die Miliz sich mit Heugabeln bewaffnet, so trafen laut Stafette sofort Verstärkungen aus Gotha ein. Einmal hatte sich die Armee sogar auf die schwindelnde Höhe von 485 Mann verstiegen; aber schwanden die Gerüchte, so schwanden auch die Ersatzmänner, und da Bewegung in freier Luft gesund sein soll, so war es eine Lust, hin und her zu defilieren, zumal wenn es nach einem Regenschauer nicht allzu staubig war.

Digitized by Google

Nur ein einziger, sehr bestimmter Befehl hatte den Weg von Meiningen nach Wasungen gefunden, daß nämlich die Back- und Schlachthäuser und Brauereien geschlossen werden sollten. Als aber der Feind für sein gutes Geld aus den nahen hessischen Ortschaften Fourage holte, da waren an einem schönen Maientage auf dem Schlundhause zum Entsetzen des Bürgermeisters einige Dutzend barfüßige Rangen mit offnem Mund und offnen Höschen als Deputierte ihrer Väter erschienen. Triptrap, triptrap war's die ausgetretenen Holzstufen hinaufgegangen, kichernd und stichelnd unter allgemein verständlichen Püffen, allen voran Toni als Sprecher. Die Gewerke wollten sich so was nicht gefallen lassen, es entginge ihnen der Verdienst, und somit hatte der Schlachtermeister die Insubordination angefangen, indem er ein frisch abgestochenes Ferkel den Subdelegierten mit einer Widmung vor die Thür gesetzt. Also wieder ein Sieg teutscher Libertät!

Damit hatte die Verbrüderung begonnen. Die Wasunger Mütter ließen ihre Jüngsten sorglos auf den Armen eines feindlichen Kriegers hüpfen, schon luden einige Stadtväter ihre Bedrücker zu einer L'hombrepartie ein, sogar die höheren Töchter fanden, daß Gothaer Dragoner beim Tanz ganz flott zu schwenken wüßten. Den Höhepunkt hatte die Eintracht erreicht, als man im Schwan dem scheidenden Benkendorf eine solenne Gasterei veranstaltete, wozu sogar der Rat, wenn auch ohne Amtsketten, herabgestiegen war, um dem Chef für treffliche Kriegsführung ohne Kontribution und sonstige Querelen zu danken. Den Großvatertanz hatte der Veteran mit Frau Maria eröffnet, mit einem Anstand, daß letztere noch nach einem Jahr Frau Cäsarea versicherte, sie habe nie eine so warme Hand in der ihren gefühlt. Der muntre Rauch hatte so feurige Blicke geworfen, daß die adelige Ratmansburg ihren sechs Genossinnen erklärte, sie wolle demnächst aufs Land hinaus, um den jungen Mann nicht unglücklich zu machen, denn einen Landesfeind könne man doch nicht enkouragieren. Da war es auch gewesen, wo Ruprecht Brandis das Herz bis zum Halse klopfte, als er das blonde Apothekerkind zum Tanze geführt, während sein treuer Görg dem Stadtphysikus einen Heidelberger Schwank nach dem andern erzählt. Einen rheinischen Tanz hatte er der Gertrud anzeigen wollen, als er sie aber zu verwegen um die Hüfte gefaßt, da hatte sie ihm rund und nett erklärt, daß hierzulande andre Sitte wäre, und ihr Pate hatte von Studentenkrawallen gerade genug gehört. Aber eingeleitet war nun einmal die Sache im allgemeinen und speziellen, und unvergeßlich war jedem Anwesenden der Augenblick geblieben, wo Benkendorf mit erhobenem Glase die Subdelegierten gefragt, ob sie sich getrauten, in derselben brüderlichen Weise den Posten zu maintenieren und Flörke für beide mit einem unvergleichlichen „Ja!" geantwortet hatte.

Aber noch einer schied aus Wasungen, das war der Konrektor mit der Narbe auf der Stirn und dem Bewußtsein einer That im Herzen. Und gerade jetzt mußte er in die Fremde, wo die Buben auf der Straße sich stolz ihren Lehrer zeigten, wo sogar die Soldaten vor ihm stehen blieben, wenn er Sonntags als Organist zur Orgel hinaufstieg. Aber der unausstehlich liebenswürdige Physikus hatte ihm so selbstverleugnend seinen Sparpfennig angeboten, hatte so grauslich von Verdichtung der Schleimhäute und Kontraktion des Herzens gesprochen, daß er es sich selbst schuldig zu sein glaubte. Der Schwarzwald als Verbannungsort war für seine melancholische Stimmung gerade recht, auch Tacitus und die Flöte sollten mit, aber sonst war doch recht viel Trauriges drum und dran. Was werden die Schwalben sagen, wenn sie, um die Steinrosetten der Mauer schwirrend, sein Zimmer leer fänden, wer sollte seinen Epheu begießen? Und dann noch . . .

Aber da saß er schon eines Morgens in der schweren Reisekutsche und ließ am Mittelthor, das er laut Paß passieren durfte, nur noch einmal halten, als er am blühenden Syringenstrauch Gertrud und Annemarie mit wehenden Tüchern stehen sah. Solch eines Aufhebens, stotterte er, hätte er sich von den liebwerten Jungfern gar nicht versehen. Ihm wurde plötzlich so weichmütig ums Herz, — Fischer hatte wohl recht mit der Kontraktion — daß er die blonde Gertrud um ihr Tüchlein bat zum freundlichen Gedächtnis an — ihren Vater und den Klostergarten. Aber geschwind hatte der Ausbund von Ehrbarkeit gemeint, daß ihr Tuch wegen der vielen Thränen wohl

Digitized by Google

erst in die Wäsche müsse, das ihrer Freundin aber proper und frisch aus dem Schubfach käme. Dabei hatte sie es schon der errötenden Annemarie aus den Fingerspitzen gezogen und in den Wagenschlag geworfen. Da hatte der Konrektor zum erstenmal seine Schülerin genauer angesehen und bemerkt, daß sie mindestens ebenso hübsche Augen hätte wie die andere und daß das zierliche Tuch mit den gestickten Buchstaben so zart nach Veilchen duftete. Ja, er bedauerte plötzlich lebhaft, daß es nicht bei Böhlers gebrannt.

„Vergessen Sie uns nicht," hatte Gertrud gerufen, „und schönsten Dank noch, daß Sie mich nicht verbrennen ließen." Annemarie hatte nur traurig genickt, aber dieses Nicken verfolgte den Scheidenden noch lange, als er schon im Staub der Landstraße verschwunden war, und die Schwalben lustig hinterher zwitscherten.

„Da hast du mein Tuch," tröstete Gertrud schelmisch die erzürnte Freundin, deren Thränen jetzt herabflossen. „Weißt du, Amri, besserer Rat kommt immer auf Reisen. Ja, was willst du mehr?"

„In ein Kloster möchte ich. Weißt du eins, Trude?"

„Sankt Blasien im Schwarzwald ist ein berühmter Ort, aber nicht für lutherische Nonnen. Weißt du, wenn's gar zu schlimm mit deinem Herzen wird, schickt dich der Pate gar dem Konrektor nach. Fürs erste solltest du es mit dem sterbenden Cato versuchen, der soll ja voll eitel Fassung und Selbstbeherrschung sein. Das fünfte Buch im dritten Fach, du weißt. Die Mutter sieht's wohl nicht, die steckt jetzt tief in Politik. Und wenn auch, du schiebst dann flugs deine Bibel drüber und liest laut aus dem ersten Buch Mosis."

„Aber er denkt nur an dich, von mir will er nichts wissen."

„Einbildung, nichts als Einbildung! Das ist so wie mit den Staren im Frühjahr, die flattern auch zuerst zu fremden Nestern, ehe sie ihr Häuschen erkennen. Deinem Konrektor fehlt nur noch die Richtung. Bis dahin könntest du dich ja in einen andern verlieben. Was meinst du zu einem Gothaer?"

„Ein Rheinländer thut's wohl auch?" schmollte Annemarie und lächelte doch unter Thränen, weil Gertrud trotzig ihr Tüchlein schwenkte, als wolle sie eine Hornisse abwehren. „Wenn du mir ihn leihen solltest," fügte sie etwas tückisch bei.

„Nimm ihn, ich schenke dir ihn unbesehen."

Es mochte wohl die erste Sonnenhitze sein, die Gertruds Wangen so rosig färbte, als jetzt die beiden Mädchen am Stadtgraben entlang wanderten. Sie sprachen nicht mehr; Annemarie fand die Luft entsetzlich schwül, und Gertrud hatte vollauf zu thun, Wegewart und Schlüsselblumen zum Strauß zu sammeln. Was ging sie auch die Laune eines verliebten Mädchens an! Sie ärgerte sich, daß sie mitgegangen war. Denn seitdem sie die Finger in Politik hineingesteckt, hatte sie viel zu thun, um Stoff für die Sitzungen in der Apfelkammer zu sammeln. Denn die hatte sie sich nicht nehmen lassen, wenn auch ringsum in der Trockenkammer, Webstube, sogar im Milchkeller Gothaer logierten, auch der Leutnant Rauch voraussichtlich in nächster Zeit in des Konrektors leerer Zelle. Den konnte sie aber nicht leiden, weil er es mit Brandis hielt. So war ihr das Kloster eher verleidet. Aber reichen Ersatz fand sie dafür in und um Wasungen, und bald nickte dem Klosterfräulein jeder Gothaer auf der Hauptwache zu, dem sie einen Apfel zugesteckt hatte. Hier hatte sie einer armen Soldatenfrau — denn auch die holde Weiblichkeit war aus der Heimat nachgekommen — Linnen zur Wäsche anvertraut, dort einem kranken Fähnrichsjungen einen heilkräftigen Trank gereicht. Und erst da draußen um die Maienluft herum! Da regte es sich seit einigen Tagen geheimnisvoll, mit den Eidechsen um die Wette spionierte sie im alten Geröll, behielt aber fürs erste alles sein für sich. Samstags um sechs Uhr morgens hatte sie einen jungen Bauer im Grase liegen sehen, der sie gefragt, wie weit es bis dahinunter wäre. Dann hatte er das Städtchen mit so großen Augen übersehen, fast so groß wie die des Rheinländers, nur so schwarz waren sie nicht gewesen. Merkwürdig, schon wieder kam ihr dieser Fremde in den Sinn, und denken wollte sie doch nicht an ihn. Mag Annemarie ihn haben, warum auch nicht, was ging es sie an? Um beide zu vergessen, griff sie, zu Hause angelangt, nach ihren Eimern und trat auf den Platz hinaus. Da war's noch still zu so früher Stunde. Eben

Digitized by Google

hatte sie das kalte Brunnenwasser geschöpft und ihr Tragholz mit den Eimern kräftig auf den Nacken geladen. Das Blondhaar war ihr dabei über das erhitzte Gesicht gefallen. Aber wie ein Stich ging's ihr durchs Herz, als sie jetzt, sich aufrichtend, wehrlos zwischen ihren Eimern, die beiden Gothaer Freunde in militärischer Haltung vor sich sah. Es war schwer zu entscheiden, ob die Metallplatten an ihren roten Rabatten oder ihre Augen heller im Sonnenschein blitzten.

„Rumdideldum, schrum-schrum!" kommandierte Rauch im Trommelton und vertrat ihr den Weg. „Achtung, salutiert vor dem Kräuterweiblein von Wasungen!"

„Nehme Er sich in acht vor dem bösen Blick," zürnte Gertrud und warf mit einer heftigen Kopfbewegung ihr Haar zurück.

„Nicht von nöten, verhext sind wir schon," meinte der Leutnant schmunzelnd, „jetzt kommt die Entzauberung, Kontribution in Feindesland."

„Will Er gleich Feld geben, oder soll ich durchsetzen?"

„Alle Wetter, Herzlein, so im Sturm geht das nicht. Weiß Sie, daß Sie in dieser Lage sich auf Gnade und Ungnade ergeben muß? Wenn ich mir von den taufrischen Lippen da ein Röslein pflückte . ."

„So kann Er das Kriegshandwerk auch von mir lernen." Mit einer heftigen Bewegung hatte sie sich dem Übermütigen entzogen, eine kecke Welle aus dem linken Eimer ergoß sich über seine blanken Gamaschen, daß er leichtfüßig zur Seite hüpfte. Gertrud fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, und ärgerte sich besonders über den durchdringenden unverschämten Blick des Hauptmanns, der schweigend, scheinbar teilnahmlos beiseit stand. Sie mußte ihn reizen, gleichviel wodurch, und so fuhr sie spöttisch fort: „Er sieht, daß auch ich zu schwenken verstehe, trotz einem Rheinländer von Geburt. Jetzt hätte Er fast verdient, daß ich obgedachten Kuß dem stillen Kameraden da schenke, der so lammfromm zu warten weiß, bis der Musje mit seinen Impertinenzen fertig ist."

„Wüßte nicht, daß ich die Jungfer um einen Kuß gebeten," versicherte Ruprecht Brandis mit wahrhaft stoischer Ruhe. Görg riß die Augen auf, und Gertrud biß sich auf die Lippen. Die dunklen Augen forschten eigensinnig in ihrem Gesicht weiter und wollten sich nun einmal nicht senken. Sie schüttelte zornig den Trotzkopf, daß ihr weißes Halstuch auf die Fliesen glitt. Dann maß sie den Philosophen von oben an mit einem königlichen Blick, als hätte sie Diamanten scheffelweis zu verschenken. Er rührte sich nicht. Verächtlich zuckte sie mit den Achseln.

„Pflegt man in den Rheinlanden da unten sich nicht zu bücken, wenn einem ehrbaren Mädchen ein Tuch entfällt?"

„Wenn man es absichtlich hat fallen lassen, nein."

Tapfer schluckte sie die Thränen herunter, zumal da jetzt Wasser genug in kleinen Bächen aus den Eimern floß, so sehr zitterte sie vor innerer Erregung. Aber standhalten wollte sie um jeden Preis. So setzte sie ärgerlich ihre Last hin, wickelte sich das Tuch langsam um die Hand und erwiderte schnippisch: „Ja, das muß wahr sein, Höflichkeit wächst in den rheinischen Weinbergen nicht. Ist eine saure Traube für manchen sogenannten Mann. Das sagt mein Pate auch. Er weiß doch, daß der Stadtphysikus mein Pate ist," fügte sie drohend hinzu. Aber auch das blieb ohne Eindruck, denn mit einem bedauernden Achselzucken verneigte sich der tölpische Geselle: „Werde nicht ermangeln, nach dem Taufschein zu fragen, wenn ich ihn brauchen sollte. Bislang ist mir nur bekannt, daß wir Wasungen um der Jungfer willen nicht eingenommen haben."

Unerhört! War das noch einer von den Männern, die sie bisher allesamt als feig verlacht? Hatte das verwöhnte Sonntagskind je solche Sprache gehört? Mit kurzem Auflachen faßte sie nach ihrem Gerät, und ehe sie die Pforte erreicht, rannen zornige Thränen über ihre Wangen.

Aber auch Görg hatte sprachlos zugehört. „Mensch, bist du toll!" rief er jetzt im Ton des Hofpredigers von Meiningen und schnappte nach Luft, „das will werben, scharmuzieren und ist grob wie ein Besenstiel, der über den Blocksberg schleift. Habe doch mein Lebtag genug karessiert, mit Schürzen geliebäugelt und Tanten Ständchen gebracht trotz einem Märzkater. Aber die Strategie ist mir fremd. Wo bleibt da die Logik? Wo die Kombination?" Schweigend hatte Ruprecht der hohen Mädchengestalt nachgesehen und nur einmal die Hand ge-

Digitized by Google

hoben, als ob er sie halten wollte. Nun schöpfte er vom Brunnen mit hohler Hand und drückte sich das kalte Naß an die brennende Stirne.

„Du bist ein Narr mit deinen Kombinationen," schalt er gutmütig lächelnd und klirrte mit seinen Sporen, „die taugen für Schankmamsellen und Professorentöchter. Aber hier haben wir Natur, urkräftig wie aus dem Erdinnern entsprungen. Hier heißt es kaltblütig sein, wenn's einem auch siedend über den Rücken zum Hirn hinauf zuckt. Versuch's, stelle dich an die Quelle der Werra und streichle sie, ob sie fein säuberlich stille halten wird. Sie lacht dich noch unten im Thale aus."

„Hm, ja so," näselte Görg ernüchtert, „ausgehungert soll die Festung werden. Reservepulver hat sie aber in Menge; gib acht, daß sie nicht vor der Kapitulation explodiert. Na ja, magst recht haben. Dazu muß man Philosoph sein und sein corpus juris kennen."

„Görg, du lieber, alter Geselle," jubelte Ruprecht mit überquellendem Gefühl und umschlang den Freund, „ich weiß nicht, mir ist so verdammt frühlingsmäßig zu Mut. Ich könnte die Sonne vom Himmel stehlen wie eine Honigsemmel vom Tisch des Zuckerbäckers. Mir ist, als ob die Vögel nur für mich singen, die Blumen nur für mein Teufelsmädchen blühen müßten. Hei, wenn heute die Meininger kämen! Ich wollte den Butlar in die Pfanne hauen und ihn wie einen leeren Bierkrug umstülpen. Weißt du, als die Dirne mich eben mit ihren lieben, haßsprühenden Augen ansah . . ."

„Da wolltest du auch ausholen? Bruderherz, haue du lieber die Meininger, überlaß mir das Übrige . . ."

„Wohin?"

„Zum Vater der Hexe, natürlich, jetzt muß er mich bei sich einquartieren. Wir freien nicht hinter der Hecke, wir werben in aller Form."

„Görg, nur jetzt kein Schelmenstück! Du verdirbst alles."

„So, meinst du? Weil ich Einfaltspinsel dir den ersten Kuß verschaffen wollte. Und dumm war's doch von dir, daß du nicht zugriffst. Jetzt hast du bis zur Brautkammer eine Meile mehr."

„Was soll's mit dem Alten?"

„Geh, Ruprecht, du fragst zu viel. Trommle deine Kompanie zusammen und mache laut Flörke und Buddeus deine Streiserei in den Werragrund. Es soll viel unehrlich Volk um die Stadt schleichen. Ich sitze unterdes bei Papa Hopf und spüle für dich den Staub aus der Kehle."

„Und ziehst ihm dabei die Würmer aus der Nase?"

„Nachdem ich ihm eine solche gedreht, hast recht. Vater Nathanael braut lieber Arkana als Latwerg und bedient den faulen Heinz. Da ich selbst in Heidelberg als Geheimbündler pneumatische und elementare Kniffe betrieben habe, so mag ich mich als Sonntagskind recht bald auf seinem Schoß einquartieren. Hübsche Perspektive, was? Und jetzt marsch und bringe mir zwei Meininger gebraten zur Vesperkost."

Gesagt, gethan. Während Ruprecht dem Tagesbefehl gemäß mit klingendem Spiel zum Mittelthor hinausrückte, stand Görg ehrbar im Apothekererker und starrte den sprachlosen Hopf an, der eben in seinem Schuldbuche eine besondre Rubrik für Serenissimus Friedrich III und seine Armee aufzustellen gedachte. In dröhnendem Fall glitt der Pappdeckel herab und die Stahlbrille von der Nase des Apothekers. Er hatte einen Querkopf voll leichtfertiger Witze zu sehen gemeint, und nun stand da eine unheimlich ruhige Gestalt, beschrieb mit den Eidesfingern zwei bedeutungsvolle Kurven um das Haupt, legte in Kreuzesform die Zeigefinger auf die Lippen und murmelte prophetisch: „Schamhamphoraſch." Und noch einmal und zum drittenmal tönte es dumpf: „Schamhamphoraſch." Es war kein Zweifel, der ersehnte Apostel, er war gekommen. Den Angstschweiß auf der Stirn, ahmte der Ratsherr von Wasungen die Fingerzeichen nach, als weitere rätselhafte Worte sein Ohr berührten: „Cesset, cesset, Nathanael Hopf! . . . Himmel oben, Himmel unten; alles oben, alles dieses unten. Dieses nimm und werde glücklich."

„Im Namen der strikten Observanz, bist du der Ritter vom triumphierenden Schwan?" — „Im Namen der heiligen irdischen Liebe, Nathanael Hopf, es gibt keinen Ritter vom Schwan. Teufelswerk ist zerstört, dein eigner Hexenofen durch höhere Fügung zertrümmert. Ich grüße dich mit dem Brudergruß der Illuminaten, die der Tugend auf Erden den Tempel bauen."

Digitized by Google

„Und welches Zeichen forderst du? Ein Haarbüschel . . .“

„Nathanael Hopf, spärlich genug sind sie auf deinem Scheitel. Die fama fraternitatis roseae crucis hat dich bestrickt. Das ist Räucherwerk für den Hexensabbat. Du kannst nicht unser werden.“

„So unterweise mich, Mann des Wissens, laß mich lernen, du wirst zufrieden sein.“

„So will ich unter dein Dach kommen und nach dem Rechten sehen.“

„Was soll ich thun?“

„Sei immer menschlich gegen deine Brüder,“ fuhr Görg mit hohlem Pathos fort, griff wie geistesabwesend nach dem vollen Deckelkruge auf dem Tisch und leerte ihn mit einem Zuge, „auch gegen deine Feinde. Geistesfrische, höhere Erkenntnis verleiht die Betrachtung der Tugend. Wenn du ein Kind haben solltest . . .“ — „Gertrud, meine Tochter, was soll's mit ihr?“ — „Wenn, wenn du eine Tochter haben solltest,“ betonte Rauch mit fürchterlicher Ruhe und nickte schwermütig, da er merkte, daß er etwas zu schnell vorgerückt, „verschanze sie nicht hinter der Selbstsucht eines selbstgefälligen Vaterherzens. Laß ihr freien Willen bei jeder Wahl, im Namen der irdischen Liebe. Besinne dich, alter Mann.“ Und noch eine volle Stunde ließ er ihm trotzdem keine Zeit zur Besinnung, denn so lange dauerte der höhere Unsinn einer- und begeisterte Leichtgläubigkeit andrerseits, bis Görg, seiner Illuminatenrolle herzlich müde, endlich befriedigt zu dem leicht erlangten Stübchen des Konrektors hinaufstieg. Seelenvergnügt hörte er noch auf der Stiege, wie sein Biedermann heiser nach Gertrud rief und einen frischen Humpen für den da oben bestellte. Aha, die Menschlichkeit beginnt, dachte er. Aber eigensinnig klappte dort unten die Thür wieder zu und übertönte das Schelten des gestrengen Herrn Vaters. Den Humpen habe ich nicht verdient, kalkulierte der junge Offizier und warf sich aufs Bett, um nach dem anstrengenden Freundesdienst ein wenig zu schlummern. Im Traum sah er Gertrud, die ihm die Backen streichelte und herzlich dankte, daß er ihr den Ruprecht so wohl zurecht gestutzt hatte.

Und weiter schritten Liebe und Haß durch Wasungen Hand in Hand und trieben mit den Menschenherzen ihr mutwilliges Spiel. Noch immer waren Flörke und Buddeus von der Meininger Regierung trotz dreimaliger Anfrage nicht als kaiserliche Commissarii anerkannt und hätten doch so gern in offner Kutsche mit vier herzoglichen Pferden den feierlichen Einzug in die feindliche Residenz gehalten. Noch immer hielt Anton Ulrich seine energische Feindin in milder Haft, noch immer blieb daher Wasungen als Pfand in Feindeshand. Nur eine Veränderung hatte man durch Regine erfahren: die Pfaffenrätin war dem allgemeinen Haß ausgewichen und hatte mit durchlauchtigster Permission ihre Nerven und ihren Justus auf die Fasanerie hinaus gerettet.

So war der Pfingstsonntag, der 21. Mai, gekommen, und durch Blütenweiß und Vogelsang schwebten die Festklänge vom alten Kirchturm herab, Freund und Feind zur Andacht rufend. Da schritten die jungen Dirnen mit gesenkten Augen und gefalteten Händen durch das Portal an der Seite gestrenger Mütter oder Muhmen, die strafende Blicke auf die gaffenden Burschen warfen. Auch Gertrud trat ein, sittsamer und stiller denn je, vielleicht auch etwas bleicher, ohne auf das lebhafte Geflüster rechts und links zu achten. Der große Hans, ihr treuer Schildhalter, hatte seinen Zaunkönig so einsilbig noch nie gesehen, er hatte den Verdacht, daß sie heimliche Briefschaft mit dem verflixten Konrektor wechsle. Selbst die Regine, die ihr heute statt des winterlichen Kohlenbeckens als Fußwärmer ein zierliches Bänkchen nachtrug, schüttelte bedenklich den Kopf und blickte unverwandt auf Gertruds Gesangbuch, das am silbernen Kettchen vom jungen kräftigen Arm herabhing. So glatt gestrichen hatte sie die blonden Haare ihres Kindes noch nie unter dem schwarzseidnen Mützchen gesehen. Das wird nimmer gut, hatte die treue Seele noch gestern zu ihrem Hänschen gesagt.

Mit der Andacht wollte es heute bei allen nicht so recht gehen, trotzdem der liberale Läufer als des Konrektors freiwilliger Nachfolger heute dem Herrn Subdelegierten den Choral spielte. Steif wie zwei Apostel auf Goldgrund saßen die beiden in schillernder Atlasrobe hinter Glas in der erhöhten Ratsloge und ließen sich von Kurz und Hopf die Blätter umwenden.

„Ist das Seidenatlas?“ flüsterte Frau

Cäsarea ihrer Nachbarin zu und fixierte den subdelegierten Stoff durch die Brille.

„Fünf Thaler die Elle," war die prompte Antwort der Frau Bürgermeister, und rauschend fiel die Orgel ein.

„Was hat denn der Böhler heute im Gesicht?" tuschelte Benkert auf der letzten Bank zu Tyni herab und kniff die Augen zusammen.

„Einen Schnupfen, denke ich." Des Jungen Pudelkopf verschwand hinter den Falten seiner Kappe, als hätte er die letzte Bitte des Vaterunsers zu sprechen vergessen, und ehe ein verweisender Nachtwächterblick ihn treffen konnte, war der Naseweis lautlos noch vor dem Eingangsliede zum Portal wieder hinausgeglitten.

Auch mit dem Eingangsliede wollte es nicht so recht gehen. Läufers Präludium zog sich etwas lang hinaus, und dann gab es so viel Neues zu sehen, die fremden Gäste, die gebürsteten Monturen, die blitzenden Wehrgehenke. Frau Maria begann ihrer Würde eingedenk das angesagte Lied: ‚Nimm von uns, Herr, du treuer Gott, die schwere Straf' und große Not,' während die Böhlerin hartnäckig neben ihr sang: ‚Ich habe nun den Grund gefunden'. Die sieben Erzengel gegenüber in ihrem aparten Gestühl stimmten gar in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit an: ‚Liebster Jesu, wir sind hier.'

Während dieses etwas ungewöhnlichen Melodienkampfes war auch Brandis in schönstem Wichs eingetreten und hatte sich auf eine Seitenbank gesetzt, an einen Pfeiler gelehnt, so daß er unauffällig Gertrud beobachten konnte. Sie schien es zu bemerken, denn jetzt wechselte sie den Platz mit Annemarie und hob ihr Buch etwas höher, aber ihr liebliches Profil behielt er im Auge und konnte sich nicht satt sehen an diesen sanften Linien, die der Zug herben Trotzes noch reizender machte. Plötzlich stützte sich mit einem behaglichen Seufzer ein schwerer Körper an die Rücklehne seiner Bank, daß diese bedenklich knackte, und ehe Ruprecht den Kopf wenden konnte, hoben sich über denselben hinweg zwei muskulöse Arme und hielten ihm ein aufgeschlagenes Gesangbuch fast vor die Nase. An ein Umschauen war nicht mehr zu denken, denn eine gutmütige Stimme raunte dicht an seinem Ohr: „Inkommodiere Er sich nicht. Der Hauptmann hat keinen Text. Bitte, hier. Geniert mich gar nicht." Eine leichte Verbeugung war alles, was sich Ruprecht in dieser Klemme erlauben konnte. Über das Buch hinweg schielte er verstohlen zu seinem Blondkopfe hinüber. — „Leichte Melodie, was?" fragte die Stimme liebenswürdig, „Vater unser im Himmelreich. Der Hauptmann singt doch mit? Hier, zweite Strophe." Ein dicker Zeigefinger fuhr über die Seite, und dröhnend scholl es über Ruprecht, daß er wohl oder übel einfallen mußte: ‚Erbarm' dich deiner bösen Knecht', um Gnade bitten wir für Recht.'

Der Gesang war verstummt, der greise Pastor, einer von der orthodoxen Schule, der aber auch bei einer Flasche Wein einen weltlichen Scherz vertragen konnte, trat an den Altar. Das Buch verschwand, Ruprecht hatte den Ausblick frei, aber hinter ihm kommandierte es: „Jetzt wird aufgestanden, etwas mehr hinter den Pfeiler, bitte, Er benimmt mir die Aussicht." Wollte man sich über ihn lustig machen? Der junge Mann hielt an sich und trat gehorsam beiseit, absichtlich den lästigen Mentor mit dem Rücken ansehend. Der Geistliche verlas das allgemeine Landesgebet. — „Jetzt wird gebetet," zischelte es hinter ihm. Unwillig wandte sich Brandis um, sah aber jetzt nichts mehr als einen großen, braunen Tellerhut, und da er alle dasselbe thun sah, so verschwand auch er schweigend hinter seinem Käppi mit roter Quaste. Endlich schien man ihn unbehelligt zu lassen. Schon verlas der Pastor von der Kanzel als Text das Heilandswort: ‚Friede sei mit euch' und sprach beweglich von der augenblicklichen Lage, der auch solch Bibelwort not thäte. Ruprecht berührte das wunderbar. Hatte er nicht auch Frieden zu schließen? Ihm war es, als müßte er treuherzig hinüber nicken zu dem stolzen, unnahbaren Kinde dort, das sich seinen großen, fragenden Augen zu entziehen strebte, das sich ohne Kampf nicht geben wollte. Wie gebannt hingen seine Blicke an ihrer Gestalt. Da, was war das? Jetzt hatte sie sich ihm zugewandt, ein flüchtiges Lächeln belebte ihre Züge, sie grüßte leicht. War es denn möglich? Aber ein knurrender Laut hinter ihm belehrte ihn, wem dies Lächeln gegolten. Jetzt war's ihm, als verberge der Schalk da drüben ein aufsteigendes Kichern hinter dem schneeweißen Sacktüchlein. Wollte

man ihn hier zum Narren halten? Aber besänftigend fragte die Stimme wieder: „Welches Lied jetzt? Habe mein Glas vergessen. Ah, danke, sehe schon, 347. Singen wir.“ Aber ehe das unwillkommene Halsband sich wieder schloß, war der Hauptmann mit einer leichten Verbeugung zur Seite gewichen, daß Puder aus seinem Haarbeutel stäubte. Und nun sah er an der Bank eine wohlbekannte, vierschrötige Gestalt, und zwei listige Augen blinzelten ihn mit unverhohlnem Ingrimm an. „Schon müde, was? Aber die Predigt war gut. Kleine Indisposition, was? Kenne das. Er kann sich deswegen bei mir melden, bin nämlich der Stadtphysikus.“ Der große Hans schien trotz seiner Versicherung von der Predigt wenig beherzigt zu haben, denn er strahlte ordentlich vor Schadenfreude, wie er dem verhallenden Sporengeklirr lauschte und sich auf den leeren Platz setzte, als ob er ganz Gotha in die Tasche gesteckt hätte. Den Störenfried war er los.

Und wieder klangen die Glocken, paarweise oder zu dreien schritten die Bürger hinaus, das Wort vom Frieden überdenkend, die einen in Bezug auf die Politik, die andern auf ihr Haus und den Ehefrieden darin. So hatten die Pfingstglocken nicht umsonst gerufen. Am Pfeiler wartete der Physikus, zerstreut die Grüße erwidernd, auf Gertrud, die er nicht aus dem Auge verloren hatte. Er freute sich über sein tapfres Mädchen, das dem Schandbuben auch nicht einen Blick geschenkt hatte. Das wollte er ihr sagen. Aber sie rührte sich nicht, hatte Annemarie und Regina mit kurzem Gruß verabschiedet und blätterte noch in ihrem Buche. Es mußte ihr eine Strophe besonders gefallen haben. Jetzt waren sie beide allein im großen Raum, nur der Küster klirrte noch an der Turmthür mit dem Schlüsselbund. Leise stand jetzt das Mädchen auf und kniete am Altar nieder, die Stirne an die Brüstung gedrückt. „Hm,“ meinte Fischer, „die hätte wohl noch etwas mehr über den Frieden hören wollen.“ Ihm wurde ganz eigen zu Mut, als er sich mit ihr allein sah. Auf den Zehen, daß kaum der Sand knirschte, näherte er sich dem Altar. Mußte er sie an derselben Stelle sehen, wo er mit seiner Magda gestanden, wo er dann nach einem Jahr an ihrem Sarge gekniet. Was ihm damals der Prediger von einstigem Wiedersehen gesprochen, hatte ja ganz tröstlich geklungen, aber öde, entsetzlich öde war es doch um ihn geworden. Er hatte sich gewundert, daß die Uhr in seinem Zimmer ebenso laut hatte weiter ticken können. Und nun? Nun stand er dicht neben seiner Trude an derselben Stelle und sah das junge, blühende Leben vor sich. Er hörte die tiefen Atemzüge; nur den Mund brauchte er aufzuthun und zu fragen: Willst du mich, Zaunkönig? Nur die Hand auszustrecken, um einmal so nach Herzenslust über dies volle Blondhaar zu streichen. Der starke Mann bebte wie ein Kind, dem man das Gehen zeigen soll. Was, war er nicht mehr wert als alle diese Laffen, die den Tanzboden scheuern? Hatte er nicht mehr Lebenskraft als sie alle mit ihren Knixen und Bücklingen vor jeder Schürze, hinter jedem Zopf? Er, der Mann von Wasungen! Aber wie beim Diebstahl ertappt, verschwand die gehobene Rechte hinter seinem Rücken, und er sah auf seine Stiefel herab. Die waren blank wie ein Spiegel, und doch meinte er, er sei mit schmutzigen Sohlen ins Heiligtum getreten. Hast du ein Recht, der Jugend die Jugend zu nehmen? Schäme dich, Hans. Pfropfe eine Rose auf den Eichenast und höre, wie die Botaniker dich auslachen. Energisch fuhr er sich mit dem Rockärmel über das Gesicht, und Trude hob den gesenkten Kopf.

„Du bist es, Pate. Meinte doch, daß du mit deinem Hauptmann zum Schoppen gegangen wärst. Thust ja so vertraut mit ihm, als ob ihr ein Pfund Salz mitsammen verschluckt hättet.“

„Wer, ich?“ — „Nicht? Ihr sangt ja zusammen, daß es dröhnte, flüstertet miteinander, als wäre für euch die Predigt zu schlecht. Von dem Gothaer glaube ich es schon.“ Da hatte er die Bescherung.

Der undankbare Guckindiewelt! Für sie hatte er den Gothaer molestiert und mußte nun von ihr eine Predigt hören, die nicht gerade nach Frieden klang. Sprachlos, mit rollenden Augen sah er auf sie herab. Sie aber hatte die Hände geballt und starrte hinauf zum Altarbilde, worauf Johannes mit Christi Mutter zum Grabe ging.

„Das ärgert mich, Pate,“ stieß sie zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor. — „Was denn nun wieder?“ grollte er und schob die Rechte ärgerlich zwischen

Hemd und Weste. — „Siehst du's denn nicht, seid ihr alle blind? Der Johannes da hat ja denselben Kopf wie dein allerliebster Hauptmann. Wenn man ihm noch die Haare pudert, so kann er gleich bei den Dragonern eintreten. Und nun muß ich jeden Sonntag das Gesicht vor mir sehen."

Der Physikus sah auf den Apostel und sah auf sein Kind. Er hatte freilich kein besonderes Gedächtnis für die gleichen Nasen, Lippen und Stirnen, aber hier fand er von Ähnlichkeit keine Spur. Und doch durchzuckte ihn ein freudiger Schreck. — „Ja, weißt du," tröstete er, „du mußt dich eben eine Bank weiter setzen, dann siehst du nur die heilige Jungfrau. Also das ärgert dich, haha. Was hat dir denn der Gothaer gethan?"

„Gethan, mir?" rief sie mit blitzenden Augen. „Er soll's nur wagen. Nichts, o nichts. Aber gestern, Pate, wie ich gestern Abend an der Hauptwache vorbeigehe, da — da sitzt er breitbeinig auf seinem Feldstuhl und löffelt dabei aus seinem Napf, nickt mir dreist zu und bietet — bietet mir stockdicke Erbsensuppe an."

„Den Hals drehe ich ihm um, dem Tellerlecker!"

„Schrei' doch nicht so, Pate, im Gotteshause. So böse wird er's auch nicht gemeint haben. Aber du kannst ihm sagen, daß ich seinen Gruß entbehren kann, d. h. wenn du ihn einmal zufällig treffen solltest. Daß ich nicht gerade weinen werde, wenn er mich nicht grüßt, daß ich . . . Komm, Pate, wollen wir gehen." Hand in Hand durchschritten sie das Schiff. „Ist's weit bis zum Schwarzwald, Pate, und wie schreibt man dahin?" fragte sie plötzlich und nestelte stillstehend an ihrem Halskettlein. Also doch, dachte der aufgeregte Hans und schlug mit seinem knorrigen Fichtenstock hart auf die Ziegeln des Bodens. Aber flink setzte Gertrud hinzu: „Es ist wegen der Annemarie, die ihr Sacktuch zurückhaben will, das der Konrektor mitgenommen, du weißt. Ihren Husten wird sie auch nicht los. Solltest sie auch in den Schwarzwald schicken."

„Hat es ihr der Schlesier angethan?"

„Ja, das muß wahr sein, Pate, einsam ist es bei uns geworden, seit er fort ist, trotz der vielen Soldaten." Jetzt standen sie unter dem Portal, wie zum Abschied streckte sie ihm die Hand hin.

„Wohin denn jetzt, gehst du nicht nach Hause?"

„Nein, Pate, hab' noch meinen aparten Gottesdienst, oben auf der Maienlust, wo die Bienen und Finken Orgel und Choral übernehmen. Auch hat der Vater heute den Leutnant zu Gast geladen, spricht mit ihm unverständliches Zeug, ist ganz vernarrt in ihn. Den kann ich nun gar nicht ausstehen."

„Den auch nicht? Ja, wen magst du denn leiden?"

„Dich, Pate." Gertrud lachte mit alter Fröhlichkeit, zog den großen Kopf mit beiden Händen herab, drückte einen herzlichen Kuß auf seine rechte Wange und war um die nächste Ecke verschwunden. Der Physikus aber stand auf demselben Fleck, hielt sich die Backe, als ob er etwas andres als einen Kuß bekommen hätte, und dachte über das Rätsel nach, das die unzulängliche deutsche Sprache ein Mädchenherz nennt.

Gertrud aber war froh, allein zu sein. Schnell hatte sie die Straßen hinter sich und schritt nun schneller zwischen den Kohlfeldern hin. Wenn es ihr dazwischen heiß quellend zum Herzen hinaufstieg und die Röte in die Wangen trieb, wenn sie an die sinnigen Gothaer Augen dachte, die helle Pfingstsonne beruhigte sie allmählich und ließ ihren Blick heller, muntrer hinüberschweifen zu der blauen, in zartem Duft verschwindenden Waldferne. Jetzt eilte sie an der Holzgalerie der Mauer hin. Diese selbst sah nun freilich wenig kriegerisch aus. Seit dem dreißigjährigen Kriege war kaum an ihr gebessert worden, ganze Blöcke waren hinabgebröckelt in den ausgetrockneten Stadtgraben, und an ihre Stelle waren Fliedersträucher als lustige Schildwacht getreten. Dürftige Schuppen und Lehmhütten des Vorwerks lehnten sich an die Ziegelmauer. Selbst von den einst starken Türmen stand nur noch der Eselsturm mit einem grauen Schindeldach, und von der Bärenbastei lagen zwei Drittel im hohen Riedgrase zu ihren Füßen. Jetzt setzte die Jungfer mit einem geschickten Sprung über diese hinweg, überschritt die Werrabrücke und stieg über Moos und Farrenkraut leichtfüßig zur alten Ruine hinan, ihrer treuen Gefährtin aus erster Kinderzeit. Den erbeuteten Apfel hatte sie

Digitized by Google

hier verzehrt, die erwischten Vogeleier zwischen diesen Steinen verborgen, das zerrissene Röckchen heimlich hier geflickt. Und die alte Freundin hatte die kleinen Jugendsünden nicht ausgeplaudert, nur bisweilen bedenklich in den Fugen gekracht und losen Mörtel herabgeworfen, daß das kleine Mädchen erschreckt und fragend zu ihr hinaufgeschaut. — Auch heute sollte sie alles erfahren. Da, wo der Epheu am dichtesten war, wo man durch einen noch unversehrten Fensterbogen so herrlich das Thüringer Land überblicken konnte, wo im dichten Schatten einer Eiche sich die grünbemooften Granitblöcke zu einem natürlichen Ruhebett zusammenfügten und wuchernde Grasbinsen ein heimliches Versteck boten, dort hatte sich Gertrud auch heute in den lauschigen Winkel geschmiegt, nachdem sie mit der Schürze die heiße Stirne getrocknet. Ein Sonnenstrahl stahl sich durch die Blätter, sie riß ein Farrenbüschel aus und warf ihn sich über das glühende Gesicht. Ja, was sollte nun aus ihr werden? Was sollte ihr der landfremde Mann, der so treu zu blicken und so kühl und spöttisch zu reden wußte? Wenn er sie nicht ausstehen konnte, warum verfolgte er sie auf Schritt und Tritt? Freilich, bei der Gasterei im Schwan hatte er ihr gestanden, daß ihr Haar so goldblond wie das seiner kleinen Schwester sei. Ob die auch seine dunklen Augen hatte? Und weiter hatte er erschreckt gefragt, ob sie sich denn gar nicht gefürchtet, als sie damals ins Feuer gelaufen. Er wäre dabei wie angewurzelt stehen geblieben. Dann aber — richtig, das konnte sie ihm nie verzeihen — dann hatte er sie beim Tanz gefaßt. Ob sie ihm auf die Finger geschlagen, wußte sie nicht mehr genau, auch nicht, was sie gesagt. Aber blaß war er geworden und dann wieder rot und hatte sich mit einer Verbeugung entfernt. Ja, das war's. O, wie sie ihn haßte, wie gern sie es ihm sagen wollte! Warum hatte er gerade nach Wasungen kommen müssen, hatte Gotha nicht Soldaten genug? Wenn sie ihm nur einen rechten Tort anthun könnte, worüber er sich ärgern sollte. Wie, wenn sie den Konrektor nähme. Annemarie mochte sich nach einem andern umsehen. Aber ob ihn das kränken würde, wer weiß? — Über ihr erscholl ein Habichtschrei, von der Landstraße herauf rief der Erdkrebs. Durch die Mauerrisse guckten Eidechsen mutwillig auf die verdrossene Träumerin, und in den Zweigen jagten sich zwei Rotkehlchen, die mit klugen Augen herabschauten und sich zu wundern schienen über das Mädchen mit den wunderlichen Ideen im heißen Kopfe.

Plötzlich fuhr sie zusammen. Hinter einem mannshohen Mauerrest dicht neben ihr hörte sie Schritte und eine flüsternde Männerstimme. Durch einen Spalt lugte sie hinaus. War es denkbar, da stand ja Toni, ihr leibhaftiger Apothekertoni, demütig und verlegen das Sonntagsmützchen in der Hand drehend, und vor ihm im grauen Feldmantel ein fremder alter Herr, dessen lauerndes Fuchsgesicht durch das Mauerfenster hinausspähte: „Dort also liegt das Oberthor," repetierte der Alte, als ob er allein wäre und der Toni eine Wolke, die bald zu verschwinden hätte, „von hier aus wird das Mittelthor berannt, die Brücke im Sturm mit Bombarden genommen. Unterdes führe ich die Reiterei gegen das Oberthor, blanke Waffe, alles niedergeritten. Haha, Frau Landjägermeister, die Gimpel sind so dumm nicht, wie sie pfeifen." Mit einem zischenden, sauchenden Ton brach er ab und verzerrte sein ohnehin unschönes Gesicht zu einer Fratze, wobei die Kiefern wie bei einem Nußknacker klapperten. „Es soll Sein Glück sein, daß ich Ihn gefunden," fuhr er hochmütig fort, als spräche er nicht zu Toni, sondern zum nächsten Baum, „Er getraut sich also, das Pförtchen offen zu halten, in der zweitnächsten Nacht, zwischen zwei und drei, verstanden?"

„Excellenz belieben es zum viertenmal zu fragen."

„Aber die Thorwache?"

„Die kennt mich, der braue ich einen Schlaftrunk. Bin nämlich Apotheker, falls Excellenz es noch nicht wissen sollten."

„Und warum will Er das alles thun?" fragte der hohe Herr mit stechendem Blick. — „Weil, weil . . ." stotterte der Knabe listig und drehte den Kopf wie ein Wendehals, „weil es just so lustig dabei hergehen soll und ich Sereniſſimus den kleinen Gefallen gern thue. Excellenz schicken mir wohl auch einige gute Bücher herüber, so was von Gryphius oder Gottsched gar. Der ist nämlich mein Leibdichter."

„Soll Sein Schade nicht sein," grunzte der Offizier und stierte wieder durch das

Fenster. „Wer aber bringt uns ins Oberthor hinein?“

„Ich!“ rief plötzlich eine helle Stimme in fieberhafter Aufregung, und aus ihrem Versteck tauchte Gertrud so unerwartet auf, daß des Fremden Kranichbeine über eine Wurzel stolperten, und Toni mit einem unartikulierten Laut kopfüber im Busch verschwand. Mit stockendem Atem hatte das Mädchen gelauscht. Kein Zweifel, es handelte sich um einen Überfall. Trotz seines widerwärtigen Grinsens hatte ihr der Meininger imponiert, der es wagte, hier am hellichten Tage zu spionieren. Wie mußte der die Gothaer verachten! Also hinaus sollten sie, der mit den dunklen Augen natürlich mit. Da war ja die Kränkung, die sie ihm anthun wollte. Und der Bengel, der Toni, sollte allein mitthun? Nein, niemand anders als sie. Wie wollte sie lachen, wenn diese bunten Monturen alle Fersengeld gaben. War es nicht ihre Pflicht, als ein meiningisch Kind dabei zu sein? Mit einem Sprung war sie an des Fremden Seite. Blitzschnell hatte der ein silbernes Pfeifchen an die Lippen geführt, aus dem Gebüsch traten zwei Männer in Bauernkitteln, worunter Uniformen glänzten. Aber kurz winkte die alte Excellenz — wie Toni den Mann betitelt hatte — und maß die hohe Mädchengestalt mit lüsternem Blick.

„Wer ist die Person? Was hat Sie hier zu spionieren? Wachsen Feeen hier im Walde? Und der Knabe . . .“

„Lassen Sie ihn laufen, Excellenz,“ befahl Gertrud scharf und hielt sein dreistes Lächeln tapfer aus. „Ohne mich wird er nichts thun. Und wenn ich Ihnen Wasungen verspreche, so haben Sie es.“

„Was will Sie denn?“

„Der Schandwirtschaft da unten ein Ende machen,“ antwortete sie mit funkelnden Augen. „Lang genug sind die Schmarotzer bei uns, Excellenz hätten früher kommen sollen. Ich hörte doch recht? Vom 22. auf den 23. in der Nacht um zwei Uhr. Excellenz brauchen keine Äxte fürs Thor. Am Meilenzeiger nach Wernhausen werde ich warten, Sie können dann hinein wie über einen Rasenplatz.“

„Und wenn die schmucke Jungfer uns ins Mausloch führen sollte?“

„Dann werfen Sie die Dirne in die Werra,“ rief Gertrud wild und lachte laut und schrill. „Mag sie ohne Kreuz begraben werden. — Wird es auch Tote geben?“ fragte sie dann heiser mit unmerklichem Beben.

„Bewahre, Serenissimus säubert nur den Platz.“

„Und sie werden alle hinausgetrieben, alle?“

„Nicht ein Trotzbub' soll für die Brotreste bleiben. — Die Jungfer gefällt mir, will's Serenissimus rühmen, wie brave Unterthanen Er hat. Wenn Sie den Lohn sich holen kommt, im Hauptquartier dort unten, so fragt Sie nach dem Oberstleutnant von Butlar, so etwa gegen zehn Uhr abends. Die Jungfer versteht doch? Hier die Anzahlung.“ Nachlässig warf er ihr einen seidnen Beutel zu und wandte sich ohne Gruß. Mit einem Anflug von Ekel wandte Gertrud dem widerwärtigen Gesellen den Rücken. Dann schleuderte sie ihm das Geld mit der Fußspitze nach, schlug die Hände vor das Gesicht und rannte den Berg hinunter. Ihr war es, als riefen die Vögel hinter ihr Halt, als reckte sich das Gesträuch am Wege nach dem Rock, nach den Flechten der Verräterin. Keuchend jagte sie durch die Felder weiter.

Als sie müde gegen Abend erst in den Klostergarten trat, prallte sie betroffen zurück. Ahnungslos stand Ruprecht dort am alten Birnbaum und schabte mit einem Messer das Moos von der Rinde. Jetzt hielt er inne und grüßte respektvoll hinüber. Schnell gefaßt, mit einer Art trotziger Freude trat sie auf ihn zu. „Der Herr Hauptmann warten wohl auf mich?“ fragte sie spöttisch. Aber munter rief er zurück: „Da hätte ich lange warten müssen. Nein, diesmal nur auf meinen Görg, der hinaufsprang, seinen Tabak zu holen. Indessen . . .“

„Indessen sieht Er hier nach dem Rechten und pfuscht in mein Handwerk.“

„Das muß die Jungfer lange nicht geübt haben,“ verwies er mit leisem Tadel und zeigte auf den Mooshaufen zu seinen Füßen. „Der Saft schießt schon in die Blüten. Da habe ich dem armen Baum etwas Luft gemacht.“

„Saubre Arbeit das für einen Offizier!“

„Möcht's schon lieber mit Bäumen als mit Soldaten zu thun haben. Aber die Werber fragten nicht darnach, und nachher bin ich aus Gewohnheit beim Flintenkolben

Digitized by Google

geblieben." — „Unter die Werber ist Er gefallen, wann denn, Herr Hauptmann?" — „Als meine Mutter starb."

„Er hat auch keine Mutter mehr?" Er nickte ernst und schabte am Baume weiter. Mit großen Augen sah Gertrud auf ihn. War das derselbe, der ihr Erbsensuppe angeboten? So mild hatte sie ihn noch nie sprechen hören. Jetzt fuhr er sich mit dem Handrücken über die Stirne und sah freundlich in ihr verwundertes Gesicht.

„Das ist eine lange, traurige Geschichte, liebe Jungfer, möchte Ihre Pfingstfreude dadurch nicht verderben. Habe sie auch oft genug meinem Schwesterchen erzählen müssen."

„Warum spricht Er immer von Seiner Schwester, die ich nicht kenne?"

„Ich sagte es schon einmal, weil die Jungfer ebenso goldblond ist und weil ich sie ebenso lieb haben möchte wie jene. Gertrud freilich heißt sie nicht." — „Findet Er den Namen so hübsch? Ich nicht."

„Das kommt auf den Geschmack an, wüßte auch nichts gegen den Namen einzuwenden. Wenn ich ihn oft ausspreche, soll er mir schon geläufig werden."

„Dazu sollte ich mich also jetzt zu ihm setzen?" fragte sie langsam, lauernd. Er zögerte und sah sie listig von der Seite an. Dann schlug er die Augen voll auf, klappte sein Messer geräuschvoll zu und sagte einfach: „Nein." Krampfhaft ballten sich ihre Hände, hastig zupfte sie ihr Mieder zurecht und knixte spöttisch: „Hätte Ihm auch nicht geraten, Ja zu sagen. Am Rhein ist das auch wohl anders? Andre Städtchen, andre Mädchen. Wünsche also dem Herrn Hauptmann eine kräftige Abendsuppe, ungesalzen und ungesäuert. Denn über Nacht kann's schon gewittern."

Als Görg gleich darauf pfeifend den Kiesweg heraufkam, war er sehr verwundert, den Kameraden still vergnügt sich die Hände reibend anzutreffen, und hatte ihn doch eher schwermütig verlassen.

„Jetzt zum Schoppen in den Bären," rief ihm Ruprecht lustig zu. „Görg, der Mensch ist nur dazu da, um mit sich selbst zufrieden zu sein. Es geht vortrefflich. Jetzt müssen wir nur noch den alten Wärwolf zähmen. Der könnte mich wieder in meiner Andacht stören. Fassen wir einen Plan."

Aber auch Gertrud hatte einen solchen in schlafloser Nacht gefaßt. Als am Nachmittage des zweiten Pfingsttages nach schwüler Mittagsstunde die Sonne aus Gewitterwolken hervor in die Spalten der Apfelkammer guckte, sah sie Benkert mit gefurchter Stirne in seinem Beichtstuhl sitzen, Regina daneben bedenklich mit dem Kopfe wackelnd, und an der Wand lehnte Toni mit offnem Munde. Er hatte seine Initiative schon längst in bessre Hände gelegt, die Hauptsache, der Skandal, sollte ihm ja unbenommen bleiben. Und in der Mitte der Bretterkammer stand Trude hochaufgerichtet und appellierte an alle edlen Gefühle in der Menschenbrust, als da sind Vaterlandsliebe, Bürgerstolz, Begeisterung und Lebkuchen in Menge für ihren jüngsten Adjutanten. Die kleine Verschwörung war fertig, schweigend hatten endlich alle Beteiligten ein fürchterliches Ja genickt. Wie ein Feldherr übersah Gertrud den Operationsplan. Benkert sollte am Unterthor nach Eisenach hin, wo kein Angriff erfolgte, mit aller Macht blasen, daß die Wasunger dort zusammenliefen. Toni blieb der Auftrag, das Ausfallpförtchen nach der Werra hin zu öffnen, und zu Trude sollte am Meilenzeiger Butlars Kavallerie stoßen. Da Reginens Pedal etwas unzuverlässig für schnelle Märsche war, so wußte man für sie anfangs keine Verwendung. Toni hatte ihr von seinem Schlummertrank angeboten, den sie stoßweise an der Hauptwache verteilen sollte. Aber gegen eine solche Niedertracht hatte sich das Anstandsgefühl der biedern Alten aufgelehnt, und zuletzt bestimmte ihr Goldkind sie als Reserve, falls jemand von ihnen unterwegs ein Bein brechen sollte. „Und jetzt an die Arbeit," so schloß das leidenschaftliche Mädchen die Beratung, „nicht für die Pfaffenrätin, für Meiningen ziehen wir aus. Daß keiner über den Markt geht. Wir kriechen da hinten durch die lose Planke, durch Läufers Garten hinaus ins Feld. Gewitter kann's auch geben, um so besser, dann sieht man unsre Spuren nicht, und der Regen spült den Gothaer Unrat hinaus. Wie sie laufen sollen, haha! Geschossen wird nicht, Regine. Auf Wiedersehen!" Und fort waren die drei, als der letzte Benkert, der noch nicht genau wußte, wie er durch die Planken schlüpfen sollte.

„Und es geschieht doch für die Pfaffen-

Amis Begräbnis. Nach de

Gemälde von J. Ekenaes.

rätin," entschied Regine nach langem Sinnen und spähte mißtrauisch im leeren Raum umher. „Trude, Trude, was hast du für Mucken? Wenn nicht ein Mann dahinter steckt, so lasse ich mich morgen trauen, gleichviel mit wem. Verstehe das nur einer, das mit dem Mittel-, Ober- und Unterthor. Muß doch mal meinen Physikus fragen."

Die Turmuhr schlug, sie zählte: „Fünf Uhr, aha, Vesperzeit. Will dem Hänschen schon ein Süppchen brocken, hihi. Ja, Kind, wenn du für mich nichts hast und mich liegen läßt wie einen verschrumpften Apfel, so verschwöre ich mich mit meinem Hans. Punkt, Strich drunter, Adressat wartet."

So schnell sie konnte, humpelte sie durch den Garten auf den Platz hinaus. — Aber was war denn das wieder für ein Auflauf? Feierte man so den heiligen Tag? Was sie bisher für fernes Donnern genommen, erwies sich jetzt als Getöse von Menschenstimmen. Da standen ja fertig zum Ausmarsch die Gothaer in Reih und Glied. Hatten sie schon Wind bekommen? Das war ein Laufen und Rennen zum Bären hin, ein Rasseln der Kanonenräder, dazwischen das Wirbeln des Zapfenstreichs, Schimpfen und Fluchen der Soldaten. Die Bürger standen abseits in kleinen Gruppen, manche Hand wies spöttisch auf die Kanonen, lautes Gelächter begrüßte den heranschwankenden Reisewagen der Subdelegierten, und ein Zinngießer rief halblaut: „Wie Spitzbuben sind sie am Tage hereingekommen nnd laufen nachts wieder hinaus." „Richt' euch! Das Plaudern hab' ein End'" schrie Brandis mit Stentorstimme durch den Lärm, aber das Plaudern hatte eben erst angefangen. — „Jesses, Jesses, da komm' ich fast zu spät," klagte Regine und bahnte sich einen Weg zum Stift.

Aber unbekümmert um den Auflauf saß der Stadtphysikus in seinem lauschigen Hinterstübchen zum Garten hin bei dicht verhangenen Fenstern. Was ging ihn jetzt die hohe Politik an! War er auch nach jener Volksrede der Liebling von Wasungen geworden, hatte der Rat ihm auch Sitz und Stimme eingeräumt, die Subdelegierten ihn sogar zweimal zur Beratung hinzugezogen, er verstand diese Ehre nicht zu schätzen. Auf dem Schlundhause hatte er sich gelangweilt, Flörke und Buddeus als alte Weiber kennen gelernt, die einem Mann von seinem Kaliber den Atem benahmen. Seit gestern besonders hatte er seine ganz eignen Gedanken, der Johannes am Altar kam ihm verdächtig vor, der so gar keine Ähnlichkeit mit dem Gothaer hatte. Dazu brannte ihm der Kuß noch auf der Wange. Um auf andere Gedanken zu kommen, hatte er die Lampe schon angezündet und blätterte in einer Chronik, worin viel Grausiges von Pest und anderen Unglücksfällen zu lesen war.

Leise hüstelnd hatte Regine sich ins Zimmer geschlichen und machte sich darin zu schaffen, ohne daß er auf sie acht gab. Sie stellte sein Warmbier hin, sie rückte an der Uhr und klopfte die Kissen des großen Himmelbettes in der Schlafnische auf. Als sie aber gar mit dem Staubtuch über die Lehne seines Sorgenstuhls fuhr, worauf er doch anspruchsvoll genug saß, da rückte er ärgerlich fort und schalt: „Zum Henker, was soll das Gescheuer am Gottestage? Will Sie mich hinausstäuben, so muß Sie sich noch einen Korporal dazu holen."

„Nichts für ungut, Hänschen, wollte bloß an die Ratmannsburg erinnern, deren Zofe wieder anfragte. Bei ihr spukt's nämlich im Kopf, und wenn sie ihn auf dem Kissen wendet, so gluckst es wie in einer Wärmflasche."

„Latwerg, Latwerg!" schrie Fischer und trommelte mit den Knöcheln auf seinem Lederfolianten, „alle Stunden zwei Eßlöffel, aber mit einem Haufen." „Jemine, das hält kein Christenmagen aus," zeterte die Alte und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Als sie aber sah, daß er sich wieder zurecht rückte, riß auch ihr die Geduld. Entschlossen schlug sie mit der Sicherheit alterprobter Dienstboten ihm das Buch zu und fuhr fort: „Jetzt ist's aber genug, Häuschen. Ein Gewitter droht da oben mit Gottes Zorn, vor der Thür ist ein Spektakel, als wolle die Welt untergehen, und Er blättert hier in wurmstichigem Heidenkram." Und jetzt war kein Halt mehr, trotz des Physikus alles verschlingender Blicke. Haarklein berichtete sie vom Komplott, vom Aufbruch der Gothaer, und daß Trude auf und davon wäre. Wie vom Schlage gerührt, war der große Hans zusammengefahren. Den Lärm hatte er schon gehört, aber an Ein- und Ausrücken hatte sich Wasungen

ja allmählich gewöhnt. Das war aber mehr als ein Pfingstmarsch, und Trude, Trude! Krampfhaft umfaßte er die Stuhllehnen, mit leisem Beben der Unterlippe lauschte er, dann fuhr er in die Höhe: „Meinen Hut, meinen Stock! Wünsch' gesegnete Mahlzeit.“ Und schon war er draußen.

Öde und leer lag der Platz vor ihm, darüber zogen sich immer drohender bleifarbene Wolken zusammen. Über dem Walde blitzte es, der Donner grollte, schwere Tropfen fielen auf seine Stirn. Hier und da schloß man ängstlich die Fensterläden, Lichtschein huschte an den Scheiben hin. Wie ein dumpfes Stöhnen kam es aus seiner breiten Brust, dann drückte er den Hut in die Stirne und stürmte zum Bären. Fort waren die Kanonen, der Wagen, aber dort stand der hölzerne Esel noch, und auf ihm saß wieder mit Seelenruhe der Dragoner Wiegand, der letzte Gothaer in Wasungen. Er machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: es stinkt, und that dazwischen einen tiefen Zug aus einer alten, unsauberen Korbflasche. „Sie haben mich vergessen,“ klagte er weinerlich, als der Physikus sprachlos vor ihm stehen blieb. „Und die Flasche ist auch bald leer.“

„Kerl, wo sind die anderen hin?“

„Ach Herr, das ist eine lange Geschichte,“ ächzte der Dummkopf halb betrunken. „Als wir durch einen Bauern hörten, daß 2000 Pfaffenräte von zwei Seiten kämen, ließen die kaiserlichen Kommissäre die Kutsche anspannen. Der Rauch und Brandis freilich meinten, das ginge wider die Ehre von Sereniſſimus, man solle es auf die Extremität ankommen lassen. Da fragte ihn aber der Flörke, wer hier zu befehlen hätte. So wurde der wohl ersehnte Beschluß zu Protokoll genommen. Dann ging's fort nach Schwallungen Hals über Kopf. Die Patente wurden abgerissen und in die Pulverwagen geschmissen, Gewehre angesetzt und nur so marsch, marsch! wie's kam. Die mit Stiefeln sind wohl schon weiter als die mit Gamaschen. Ach Gott, ach Gott, wie das blitzt! Und mein Pferd hat noch keinen Hafer.“

„Wo stehi Sein Pferd?“

„Daneben im Hof. Und Zahnschmerzen kriege ich auch bei dem Zuge.“

Aber Fischer hörte ihn nicht mehr. Schon saß er im Sattel. Wohin? Der Trude nach? Unmöglich. Aber retten mußte er sie. Also nach Schwallungen, die vier Kilometer im Sturm! Er trieb dem Hengst die Haken in die Weichen, daß er stöhnend bäumte. Erschreckt fuhr der einsame Dragoner zurück und wunderte sich nur, daß sein Esel so ruhig auf dem Fleck blieb. Wie der wilde Jäger sauste da ein Reiter durch Sturm und Regen an ihm vorbei.

9. Hie Gotha!

Und hinaus ging es, daß die Funken stoben, und die Weiber an den Fenstern sich bekreuzigten, als hätten sie den Gottseibeiuns gesehen, hinaus in die pechschwarze Nacht durch den Regen, der jetzt wie mit Stötzen vom Himmel herabgegossen wurde. Dem starken Manne hämmerte das Blut in den Schläfen, auf der Brust lag es ihm wie ein Krampf, den das Unwetter lösen sollte. Er fühlte nur, wie ihm die nassen Haare an der Stirne klebten, wie die Mähnen des Pferdes sein Gesicht peitschten. Das geängstete Tier versuchte schnaubend und schaudernd den Reiter abzuwerfen, aber zwischen solchen Eisenklammern hatte es sich noch nie gefühlt. Ein sausender Hieb mit dem Halfter trieb es zum Unterthor hinaus, da war kein Halten, kein Widerstand möglich. Hussa, jetzt geht der Tanz los. Der Donner spielte dazu auf, als wollte der Himmel einstürzen, und die Erde bersten, ihn zu empfangen. Der wilde Reiter riß sich den Hemdkragen auf, daß die Tropfen klatschend an seine Brust schlugen. Es war eine Lust, sich zu tummeln im Kampf der Elemente, die anders als die Gothaer um sich schlugen. Hatte sich nicht auch in ihm tagelang ein Gewitter zusammengeballt, daß diese kraftvolle Natur sich austoben mußte, wenn die Brust nicht zerspringen sollte? Er fühlte, daß er der Entscheidung entgegen jagte; sei's, was es sei. Nur keine Ungewißheit mehr, die ertrug er nicht. — Jetzt tauchten unsichre Schatten vor ihm auf, beim Schein der Blitze sah er rechts und links erschreckte Menschen ausweichen, Bajonette hoben sich aus dem Dunkel hervor.

„Halt, halt! Zurück, die Meininger sind da!“ Aber furchtsam taumelten die Gestalten ins Dunkel zurück. Nun war er mitten in der fliehenden Armee. Da stak

die stolze Armada im Schmutz der Heeresstraße. Drängend und stoßend, schrittweise mußte er sich den Weg bahnen. In einem Hahlwege traf er auf die gesamte Artillerie ohne einen Mann Bedeckung, mitten im Kotbrei. Da es an Ketten gefehlt, hatte man die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden. Und nun lagen bald die Räder, bald die Lafetten nach oben, wie hypnotisierte Hühner, die auf ihren Spiritisten warten. Hier stieß er auf ein Soldatenhäuflein am Wegesrande, das wenigstens über den verdammten Ausmarsch schimpfte, dort unter einem Busch andere, die kopflos nach ihren Thanpfeifen griffen und sie vergebens in Brand zu setzen versuchten. Jetzt fuhr er an einer Gruppe schreiender Weiber vorbei, da wich ihm eine junge Frau aus, die ihre zwei Buben wankend vor sich her trieb. Wieder mußte er langsamer reiten, ein Trupp von etwa zehn Mann versperrte ihm den Weg. — „Hundejunge!“ schrie er und packte den erstbesten an den Kragen, „bist du taub? Hörst du nicht, die Meininger sind in Wasungen?“ — „Weiß schan, Herr Stadtphysikus,“ scholl die Antwort stumpf und dumpf, „deswegen marschieren wir. Ist auch schan zu Protokoll genommen.“ Mordsakrament, die Schandbuben! Was die nicht alles zu Pratakall nehmen. Mag Vaterlandsliebe, Ruhm, Ehre flöten gehen; wenn es nur zu Pratakoll genammen ist, dann ist's schan gut. War es nicht, als ab die Fetzen der Menschheit, Abfälle aus den Tagen der Schöpfung hier auf einen Haufen zusammengetragen waren, und der alte Herrgatt fuhr in seinem Zorn donnernd dazwischen.

Endlich schimmerte Licht in der Ferne, erst ein Pünktchen, dann zwei, drei, eine ganze Reihe. Das mußten die Hütten des Kirchdorfes sein. Gott sei Dank, nun konnte man den Leitern dieser Kabale an die Gurgel. Jetzt noch eine scharfe Biegung, vorbei am untern Brunnen, die Hauptstraße im Galopp hinauf, daß der nasse Lehmschutt an die Fenster klatschte, schweißbedeckt schaß der Renner in das Hofthor des oberen Wirtshauses und stand zitternd still. Oben war noch Licht, natürlich, die Schande mußte beleuchtet werden. Richtig, da stand ja auch die auswattierte Kutsche der sauberen Subdelegierten, daneben der Wagen mit der Kanzelei und zwei Schildwachen davor. Einen Hausknecht und zwei Stallmägde über den Haufen rennend, stürmte Fischer die morsche Treppe hinauf und stieß hart an den Leutnant Rauch, der mißmutig an einem Fenster das Wetter zu betrachten schien.

„Um Gatt, Herr Stadtphysikus, wie sehen Sie aus? Woher des Wegs?“

„Direkt unter der Traufe weg. Etwas kotig, nicht wahr? Kaum hoffähig für die famosen Herrn vom Schwert und van der Feder, was? Den Sanntagsrock ließ ich zurück, aber meinen gesunden Verstand . . .“

„Was ist denn geschehen?“

„Nichts van Bedeutung. Oder sollte es den Herrn Leutnant interessieren, daß die Pfaffenräte vor Wasungen stehen?“ Erblassend taumelte der junge Offizier zurück und packte seinen Degen. Ein Wutschrei entrang sich seinen bebenden Lippen, dann faßte er den triefenden Ärmel des Unglücksboten, den er durch einen matt erleuchteten Gang mit sich fort zog. „Das — das alsa wars,“ stammelte er und schlug mit der Linken um sich wie in einen Wespenschwarm hinein. „Das war die Meinung, ihr Ehrabschneider, als ich euch sicher eskortieren sallte! Fart haben walltet ihr mich.“

„Sa weiß Er noch nichts davan?“

„O, einen Sack vall Neuigkeiten,“ knirschte Görg mit bösem Lachen. „Sie sind mein Mann, die anzuhören. Kammen Sie, wir wallen Wasser in die warme Stube tragen.“ Mit dem Fuß stieß er an eine Thür, die kreischend zurückfuhr. Beim Schein eines qualmenden Öldachtes saß Flörke gemächlich im pelzverbrämten Schlafrack an einem unsaubern Tisch mit Speiseresten und setzte den Rapport auf, daß er glücklich aus dem belagerten Wasungen entkommen wäre, indes Buddeus hysterisch den Wänden entlang fuhr wie ein Kater, der Baldrian genascht hat. Sein Medizinkasten war ihm noch nicht zugestellt worden. Jetzt hielten sie beide in ihren Beschäftigungen inne, und Flörke lispelte unsicher, die feiste Rechte entgegenstreckend: „Aber mein lieber Herr Stadtphysikus, bei dem Wetter!“

„Hanswurst!“ knurrte der Riese, kehrte ihm die Breitseite zu und drehte das Wasser ungeniert aus seinem Hut. Sporenklirrend trat Görg var: „Wollte somit die Herren Subdelegierten fragen, ab sie noch etwas

nach Waſungen zu beſorgen hätten." Buddeus hielt ſich die Ohren feſt, Flörke klappte den Mund zweimal auf und zu, ehe er Worte fand: „Nach Waſungen? Eh', mein Lieber, beſinnen Sie ſich. Daher kommen wir ja. Das ganze Kommando wird bald zur Stelle ſein."

„Alſo ſo iſt die Karte gemiſcht?" knirſchte Görg und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Zwei Teller flogen auf und machten, daß ſie unter das Tiſchtuch kamen, wohin ihnen der Geheimrat am liebſten gefolgt wäre. „Sind das die Projekte, die man heute bebrütete, als man mich hinterliſtig fortlockte und damit meine Ehre wie einen Papierballen hinterher warf?"

„Menagier' Er ſich!" winſelte Flörke.

„He, Wache, Wache!" knirſchte Buddeus aus einem Winkel hervor, wo Kornſäcke für den äußerſten Fall bereit ſtanden. „Degen weg, abführen!"

„Zu Befehl, Herr Geheimrat," höhnte Fiſcher und ſtreifte kampfluſtig die Ärmel an den Handgelenken auf. Ein furchtbarer Donnerſchlag ließ die Fenſter erzittern. — „Hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen," wütete Görg kreidebleich. „Wenn ich Kommandant bin, muß ich meinen Untergebenen ſagen, was geſchehen ſoll. So aber iſt es wider meines Herren Ehre gehandelt."

„Aber, beſter Leutnant," begütigte Buddeus, „wir hätten von den Bürgern das Äußerſte zu riskieren gehabt, mußten mindeſtens bis auf weiteren Sukkurs Schwallungen halten, um die Kommunikation mit Gotha zu maintenieren."

„Schwallungen, haha! Eine Etappe auf der Rückzugslinie nach Gotha!"

„Aber ſo ſchrei' Er doch nicht ſo," flehte Buddeus hinter den Kornſäcken.

„Wer ſollte mir's wehren? Aus dem Fenſter rufen will ich es, daß unſre Ehre dort unten im Kot zu fiſchen iſt." Mit dem Degenkorbe ſchlug er drauf los, daß die Scheiben klirrten, und der Regen hineinfuhr. Plötzlich horchte er auf. Durch das Sauſen des Unwetters hatte er Trommelwirbel vernommen, Pferdegetrappel ſcholl herauf, es hielt vor dem Wirtshauſe. — „Wer da? — „Gut Freund."

„Benkendorf! Den ſendet der Himmel. Er kommt mit Sukkurs."

„Dann auf den Schnepfenſtand!" drängte der Phyſikus. „Die Meininger ziehen erſt um zwei Uhr über Waſungen. Mitternacht kann noch nicht vorüber ſein."

Sich ſchüttelnd, pudelnaß trat der Veteran mit ſeinem Gefolge ein. „Brr, aha," machte er und reckte ſich behaglich. „Finde alſo die Herren in der guten Stube. Wundert mich, wundert mich ſehr. Wollten mich einholen, ſoſo? Zum Teufel aber, hätten bei dem Wetter den Exkurs ſparen können."

„Mein Oberſtleutnant . . ."

„Weiß ſchon, Leutnant, Er iſt ein Mann. Bin mit Ihm zufrieden. Habe einen Befehl für die Herren da." Nachläſſig wandte er ſich zum Tiſch, um mit einer ſpöttiſchen Reverenz Sereniſſimi Ordre zu unterbreiten. Flörke hatte mit zitternden Fingern an dem Papier herumhantiert, endlich mit Buddeus' Hilfe geöffnet und ſank, nach ſeinem Riechfläſchchen taſtend, mit einem wie aus einer durchlöcherten Trompete kommenden, gebrochenen Laut in den Stuhl: „Waſungen halten bis auf den letzten Mann," buchſtabierte er mit verdrehten Augen. — „Iſt ſchon richtig," hohnlachte Fiſcher grimmig hinter ihm, „bis auf den letzten Mann. Der betrunkene Dragoner wird wohl noch auf ſeinem Eſel kleben."

„Das Spiel gerührt, Zapfenſtreich!" knirſchte Buddeus in Todesangſt, und ſeine Glieder flogen wie die eines Hampelmanns am Schnürchen. „Hinunter, Leutnant, Marſchordre! Die Mannſchaft aufgeſtellt in ordre de batallle!"

„Echauffieren ſich der Herr Hofrat nicht," rief eine kräftige Stimme vom Eingang her, und rapportierend trat Brandis ſtramm vor Benkendorf hin: „Iſt bereits exakt ausgeführt. Mein Oberſtleutnant, ich war ſo vorlaut, die Truppen daran zu erinnern, daß ſie auch eine Ehre zu verlieren hätten, und brachte ſie alſo zum Stehen. Melde mich desmittelſt mit der unterthänigſten Bitte, mir den Kopf vor die Füße zu legen."

„Wäre ſchade um das Ding da," erwiderte der Alte wohlgefällig und drehte Ruprechts Kopf zwiſchen ſeinen Fäuſten hin und her. „Will's Ihm für dieſe Nacht noch leihen, mein Sohn. Nach der Schlacht ſoll Er einen Kuß von mir haben. Aber jetzt den Gaul zwiſchen die Schenkel! Wer führt uns?"

„Dazu unter andern bin ich zu brauchen."

Der große Hans fühlte, daß es die höchste Zeit war, auch etwas zu sprechen. Das kecke Auftreten Ruprechts hatte ihn geärgert. Eine leise Ahnung sagte ihm, daß hinter diesem Johanneskopfe ein ganzer Mann stecke. — „Das hetzt," fügte er erläuternd hinzu und machte einen Strich in der Luft, als wollte er Flörke und Buddeus subtrahieren. „Wir formieren doch eine Kolonne — ohne Bagage?"

„Der Herr soll es nur mit Bajonetten zu thun haben," versicherte Benkendorf und streifte mit eisigem Blick die zitternden Subdelegierten. „Glaube doch Serenissimus recht verstanden zu haben?"

„Unsertwegen inkommodieren sich die Herren nicht," ergänzte Flörke kleinlaut und schaute trübselig in dero durchlauchtiges Schreiben. „Gemessener Befehl: wir müssen nach Gotha zurück."

„Ah!" machte Fischer, Benkendorf räusperte sich, und Brandis rapportierte mit Seelenruhe weiter: „Habe leider den deplorablen Umstand zu melden, daß an der Kutsche zwei Federn gebrochen sind. Aber der Wirt hat da im Schuppen ein praktikables Korbwägelchen stehen. Wünsche vergnügte Reiseverrichtung." — Im offnen Wagen, durch Sturm und Regen! Ja, die Menschen ertrugen in jenen Tagen das Unmögliche und auch mehr als das. Das war damals, als die Mär' von Flörke und Buddeus ein Ende nahm, während ein donnerndes Hoch vor dem Schwallunger Wirtshause den Veteranen von 1706 begrüßte, und der große Hans schweigend an Ruprechts Seite dem Heere vorausritt. „Sie sollten sich schonen bei Ihrem Alter," riet der junge Mann gutmütig, als er die nassen Kleider am Körper des Riesen kleben sah. „Im äußersten Falle bin auch ich in Wasungen bekannt und könnte ja ..." Aber da war er auf dem Holzwege. Ein fürchterlicher Blick belehrte ihn eines andern, und dem entsprach denn auch die etwas aparte Antwort: „Er? Er ist mir gerade der Rechte. Weiß Er, was ich jetzt möchte? Ihm den Hirnschädel einschlagen. Aber zuerst kann Er noch die Meininger klopfen."

„Sie vergessen, Herr Stadtphysikus, wir sind hier nicht in der Kirche."

„Pflege auch außerhalb derselben meine Meinung zu sagen." Der lustige Gothaer lachte still in sich hinein. — Das Gewitter war über den Wald hinweggezogen, verhallend grollte der Donner in der Ferne, als wolle er es jetzt den Menschen überlassen, weiteren Lärm zu machen. Was von Artillerie und Fußvolk noch unterwegs aufgelesen war, hatte Benkendorf mit verschiedenen Flüchen an sich gezogen, geräuschlos rückte man klopfenden Herzens vor. Als die rehabilitierte Armada am Fuße der Maienluft Halt machte, fielen die letzten Tropfen, und als man jenseits der Brücke Zündkraut auf die Pfanne schüttete, lugte der Mond neugierig hervor, wie zum Possen der nachtwandelnden Schar, als wolle er sich über das Schelmenstück dort unten lustig machen. Aber der große Hans schnitt ihm ein bitterböses Gesicht und wurde noch bedenklicher, als aus den Schenken des Vorwerks deutlich Gesang und Gelächter herübertönte. Nein, so lachten Wasunger nicht. Kein Zweifel, der Vortrab der Pfaffenräte war schon im Quartier und bereitete das Siegesfest. Mordelement, und seine Trude darunter, jedem frechen Blick, dem Witzwort jedes derben Gesellen ausgesetzt! Ja, hatte denn das naseweise Ding jeden Bodensatz von Schüchternheit verloren und machte gegen ihn Politik? Freilich, auch gegen den grasgrünen Hauptmann da, das ließ sich hören, aber, aber ... Wenn nur die vielen Aber nicht gewesen wären. Mit einer kurzen Handbewegung schwenkte er links ab, willig schlängelte sich die Soldateska im Gänsemarsch hinterher. Über die Bärenbastion führte ein Weg durch Seitengassen und Gärten direkt auf den Marktplatz. Das wird zerbrochene Zäune und verwüstete Rasenplätze geben, aber bezahlen konnte ja die Gleichen, und der Gletchen sollte ihr Recht werden. Vorwärts! Lautlos verschwanden die Rächer im Schatten der Mauer.

Aber auch Gertruds Plan war wundervoll gelungen. Benkert hatte geblasen, Toni geöffnet, und früher, als sie vermutet, hatte sie selbst Butlar getroffen und ihren Weg geführt. Der schlängelte sich allerdings auch durch Hinterhöfe und Winkelgassen zum Marktplatz hin. Da, wo sich beide Pfade im spitzen Winkel trafen, auf der Treppe des Stiftgartens stand lauschend Regine, die Verräterin, und wartete der Dinge, die sie so herrlich weit gebracht hatte. Über die Trude machte sie sich keine Sorge, die hatte sich ein regendichtes Tuch über den Kopf

geschlagen, auch Toni konnte einen Schnupfen vertragen. Aber ihr Hänschen! Hatte sie ihn nicht gerufen, war sie ihm nicht mit dem Lederroquelor nachgelaufen, aber an dem war alle Fürsorge verschwendet. Er war hinausgerannt, als handelte es sich um einen Tanz mit der Liebsten. Der Liebsten? Hast du nicht gesehen, was für tolle Gedanken einem doch durch den Kopf schwirren. Die Alte verzog den zahnlosen Mund zu einem wohlgefälligen Grinsen und lugte ins Blättergewirr des Gartens. Sie sah ordentlich ihren Hans dort unter der Linde den Brauttanz ausführen. Aber war es möglich, konnte man so lebhaft mit offenen Augen träumen? Da bewegte es sich wirklich dicht am Staketenzaun. Sollte einer der Erzengel mondsüchtig geworden sein? Aber Engel tragen nicht Bajonette. Und da schleichen mehr als sieben, da springt eins nach dem andern über die Hecke rechts. Jetzt raschelt's auch links im Laube. Herr du meine Güte, das müssen die Meininger sein. Hier und dort blitzt es verräterisch auf, dumpfer Trommelwirbel hebt an, wie im Ameisenhaufen wimmelt es von Spukgestalten ringsum. Regine kann nur den einen Gedanken fassen: sie muß ihrem Hänschen den Mantel bringen. Also zurück durch den Korridor ins Haus, das Kleidungsstück vom Nagel gerissen, die Hausthür aufgeschlossen! Da steht sie auf der Freitreppe und hält den Kragen hoch, daß er nur hineinzuschlüpfen braucht. Richtig, da steht er auch auf der untersten Stufe, aber nicht allein; um ihn wimmelt es von Rotröcken und Käppis, er schwingt seinen Wachholderstock, als wollte er ein Orchester dirigieren. Jesses, Jesses, eine Schlacht vor dem Fräuleinstift! Aus dem Garten, aus den spitzwinkelig sich treffenden Gassen dringen sie hervor. Hie Meiningen, hie Gotha! — „Wer da?" schnarrt Butlar hoch herab vom herzoglichen Paradepferde und gedenkt einen Flankenangriff nach trojanischem Muster zu formieren, wobei allerdings zweifelhaft bleibt, ob er Achilles oder Thersites spielen wird, denn sein Degen ist noch in der Scheide. — „Halt, wer da?" fordert er noch einmal herrisch. Drüben hat Rauch sein Gewehr, den Kolben nach oben, über die linke Schulter geworfen, den Degen gezogen und seiner Kolonne zugeflüstert: „Avanciert, Defileefeuer!" Beim dritten Anruf springt er mit drei Sätzen dem nächsten Meininger an die Kehle und reißt ihn an der Weste zu Boden. — „Anmarschiert, Grenadiere!" brüllt er. Das Handgemenge ist da, hüben und drüben puffen Schüsse lustig in die Luft hinaus.

„Gebt's ihnen! Zahlt es ihnen heim!" schreit der Physikus von der Treppe. „Da habt ihr den Sonntagsbraten." Aber das Kommando bleibt ihm im Halse stecken. Drüben im feindlichen Haufen, wo eben Butlars Leibroß zusammenstürzt, hat er etwas Weißes gesehen, eine Gestalt, der jetzt das dunkle Tuch vom Blondkopf gleitet, die mit hoch erhobenem Arm sprachlos auf die Gothaer weist. Er packt das eiserne Geländer der Treppe, als müßte er es aus den Fliesen reißen, er beugt sich spähend vor. Und dann ist er mit einem Sprung mitten in der Schlägerei, rechts und links Hiebe in gleichen Raten an Gotha und Meiningen austeilend. Jetzt sieht er, wie Trude mit ausgebreiteten Armen vor die Front springt. — „Nicht schießen, ihr dürft nicht!" kreischt sie mit bleichen Lippen. Sie hat den Hauptmann erkannt, es ist ihr durch den Sinn gefahren, daß eine Kugel ihn treffen könne. Aber da fühlt sie sich schon um die Hüfte gepackt, wie ein Federball aufgehoben, und eine wohlbekannte Stimme ruft: „Stecht, schlagt zu! Beute, wir machen Beute!" Hei, wie der Mann von Wasungen ficht! Er drückt die zitternde Gestalt fest in seinen linken Arm, er fühlt ihren Atem an seiner Wange, ihr Haar an seiner Schulter. Vorwärts, nur noch zwei Schritte! Jetzt schlägt ihm ein meiningischer Fähnrich den Stock aus der Hand, dafür faßt er ihn an dem Kragen und wirft ihn in sanftem Bogen seinen Kameraden zu. Nun ist er auf der Treppe, Regine fliegt mit einem gelinden Stoß zur Seite, er reißt die Thür auf, dröhnend fällt sie hinter ihm ins Schloß. Vergebens rüttelt Ruprecht an ihr. Denn auch er hat Gertrud erkannt. Aber der große Hans weiß seinen Raub zu sichern, und die Pflicht ruft den Offizier auf seinen Posten. Vor ihm rasselt's und prasselt's von gekreuzten Degen und verbogenen Bajonetten. Schon weichen die Meininger, denn über die Gothaer ist urplötzlich die teutonische Wut gekommen, die sich das Nachtessen verdienen will. Sie heizen das Bad den deutschen

Brüdern, siegend rücken sie zum Oberthor vor. Auch Ruprecht will sein Bestes thun und springt hinunter. Immer schwächer wird der Waffenlärm, und nicht ein Toter bleibt auf dem Platz.

Dort drinnen aber in seinem Stübchen steht der große Hans im Dämmerlicht des bleichen Morgens und sieht, die Fäuste in die Seiten gestemmt, auf seinen flügellahmen Zaunkönig herab. Er hat den nassen Oberrock mechanisch abgeworfen, da fällt ihm ein, daß er wohl später Toilette machen müsse. Mit schleppendem Schritt schleicht er zu seinem Lehnstuhl und läßt sich schwer darauf nieder. Da ist aber auch schon die Trude, sie tastet nach der Lehne, als wolle sie dem Paten in die Augen sehen. Dann blickt sie irr im Zimmer umher, als ob noch jemand da sein müßte, und flüstert: „Sie schießen da draußen." — „Unsinn, sie schießen ja nur so." Seine Stimme klingt dumpf, wie aus einem Keller. — „Sie werden ihn morden." — „Wen?"

Da schlingen sich zwei Arme hilfesuchend um seinen Hals, sie sinkt an seine Brust, die Füße tragen sie nicht mehr. Er zieht sie sanft auf sein Knie. Ein konvulsivisches Schluchzen erschüttert ihren Körper, in einen Thränenstrom löst sich der so lang zurückgehaltene Trotz des leidenschaftlichen Mädchens. So muß dem Nestling zu Mute sein, der das schützende Laubdach verlassen hat, der sich nach der Mutter sehnt. Und sie beginnt anfangs in abgerissenen Worten, von leisem Wimmern unterbrochen, ihm alles zu erzählen. Es ist das alte Märchen von Liebe und Haß, die im Menschenherzen so nahe wohnen, daß man sich wundert, wie sie sich nicht schon lange die Hände gereicht, die sich so pudelnärrisch gebärdet. Und der Haß muß unter, wenn er auch noch so großthun sollte. Es ist das bekannte Thema vom Freiheitsstolz und Trotz des Kindes, das über Nacht mit dem Frühling zur Jungfrau herangereift ist. So geht es dem Rosenstrauch, der seine Dornen doch zuletzt unter duftenden Blüten verstecken muß. — Und der große Hans hört schweigend zu. Jetzt ist er fest, jetzt ist die Entscheidung da. Ihm ist es, als wäre er plötzlich ein alter Mann geworden, und doch ziehen sich seine Brauen so buschig, finster zusammen, und doch prickelt es ihm um Mundwinkel und Augen, als wollte er weinen wie der kleine Hans von damals, dem der Marder die schönste Taube aus dem Schlage geholt. Er streichelt den Blondkopf nur einmal über das andere und murmelt dazwischen: „Mein armes, armes Kind." Und jetzt bittet sie ihn wieder mit weicher Stimme, ihr von der Mutter zu erzählen, sie habe noch nie genug von ihr gehört, von den beiden Schwestern, der blonden und der schwarzen, die der Stolz der Umgegend waren. Und gehorsam, willenlos beginnt der Stadtphysikus, wie sie so schön waren, daß man um den Brautkranz auf diesen Locken verlegen werden konnte. Ja, ganz so widerspenstig war die schwarze Magda auch gewesen und hatte sich nicht geben wollen. Damals hatte er zuversichtlich über dies reizende Sträuben gelächelt. Jetzt lächelte er nicht mehr, er merkt, daß er von seiner eigenen Jugend spricht. Dazwischen ärgert er sich, daß er dem blutjungen Dinge da von so was redet. Was brauchen Kinder davon zu wissen? Aber er erzählt weiter von Myrten und Brauttanz. Und sachte lösen sich die Arme an seinen Schultern, das leise Weinen verstummt, das Köpfchen lehnt sich schwer an seine Brust. Der wilde Kampf ist vorüber, die Anspannung läßt nach, die Natur fordert ihr Recht. Sie ist eingeschlafen. Verstimmt bricht er ab, und ihm kommt der Verdacht, daß einer seiner Erzengel, die gewiß nicht schlafen, es sich einfallen lassen könnte, im Garten zu spionieren. Wenn man ihn in der Situation träfe! Einen besseren Platz hätte sich die Trude auch aussuchen können. Aber wozu hat er seinen langen Arm. Er streckt ihn zum Fenster hin aus und leise rauscht der grüne Vorhang nieder, daß nicht einmal der neugierige Morgen lauschen darf. Dabei ist es so still, so feierlich im Zimmer, fast wie in der Kirche, meint er. Und wie er nun lange, lange auf sie herabsieht und ihrem Atmen lauscht, wird ihm wieder so weichmütig um das Herz, ihm fällt ein, wie oft sie als Kind, mit seiner Uhrkette spielend, so eingeschlummert war. Dann hatte er sie sanft zur Wiege getragen. Jetzt ist sie zwar etwas größer, aber heben wird er sie wohl noch können. Behutsam bettet er sie dort in der Nische, deckt seinen alten Flaus über sie und zieht die Gardinen hinter sich zu. Dann hält er die Uhr an, knöpft zum Überfluß das Schlaggewicht auf. Selbst seinen

Digitized by Google

alten Kater faßt er beim Fell und setzt ihn vor die Thür, daß dieser ihn verwundert anglotzt, weil der große Hans auf seine alten Tage noch so grob geworden ist. Aber zum Henker, was knarrt denn noch im Zimmer? Eine Ratte hinter dem Ofen? Nein, es sind seine Stiefel auf der wurmstichigen, ausgetretenen Diele. Also heraus damit! Und der Stadtphysikus folgt seinem Kater, nachdem er seinen Hut noch vor das Schlüsselloch gehängt hat. Niemand soll um sein Geheimnis wissen, noch gehört der Schatz da drinnen ihm, noch hat ihn niemand abgefordert. Und trübe lächelnd tritt er hinaus in den jungen Morgen, wo Vogelstimmen ihn schon begrüßen. Die sind auch früher geweckt, denkt er still für sich. — Auf der Treppe sitzt Nathanael Hopf, das Haupt in die Hand gestützt, und hat fröstelnd den Rockkragen aufgestülpt. Er hat natürlich vergebens geklopft. Überrascht sieht der Schwager auf ihn und findet, daß der doch noch älter sei als er. Er läßt sich erzählen, daß das Vorwerk auch gesäubert sei, daß ein letzter Angriff Butlars vor der Brücke mit ein paar Geschwindstücken zurückgeworfen sei, und einige Blessuren abgerechnet — einem Offizier haben sie den Arm angestochen — der ganze Putsch zu allgemeiner Zufriedenheit der Gothaer abgelaufen sei.

Als er besorgt nach Trude fragte, verschloß ihm Fischer den Mund, als könne sie erwachen, und legte den Finger an die Lippen: „Pst, die schläft da drinnen.“ Und dann setzte er sich zum Schwager und berichtete ihm flüsternd die ganze Misere. Dem Vater war er es doch schuldig. Was hatte er noch für ein Recht, es für sich zu behalten? Nur Ruprechts Name wollte ihm nicht recht über die Lippen. Mit aufgerissenen Augen hatte Nathanael zugehört: „Also wirklich? Ja so, natürlich, heiraten muß man ja. Aber wer in aller Welt ist es denn? Der Leutnant natürlich, der Rauch?“

„Wer spricht von dem Faxenmacher! Hat's noch nicht trocken hinter den Ohren. Ist ja in dich verliebt, Nathanael. Und du läßt dir von dem Tausendsaßa eins auf den Pelz brennen.“

„Aber er gehört zum Orden, ist Illuminat.“

„Hat sich was mit der Illumination. Schäme dich, Nathanael, hast du darum in Ehren die grauen Haare erworben, um dir von jedem Projektenmacher Kapriolen vormachen zu lassen? Während er dir den Kopf illuminierte, arrangierte der — andere bei der Trude das Feuerwerk.“

„Der Hauptmann?“ rief der Apotheker aufgebracht und schlug den Kragen mit einiger Energie herunter. „Weißt du's schon, den hat der Benkendorf noch vor dem Thore zum Major gemacht.“

„Gratuliere zum Avancement! Das fördert sich ja mächtig bei dem Strudelkopf.“ — „Aber die Trude kriegt er nicht,“ eiferte der andere, „die ist überhaupt nicht für Soldaten. Unter mein friedlich Dach kommt kein Bajonett mehr. Hab' die Wirtschaft satt. Einen Schreiber, einen ordentlichen Bürger soll sie haben. Den nicht, den ganz gewiß nicht, und wenn — und wenn die Gleichen selbst den Brautwerber machen sollte.“ Fischer horchte hoch auf und sah mit eigenem Ausdruck forschend auf den Schwager, von dem er noch nie eine so bestimmte Willensäußerung vernommen. Die Gleichen! Wie ein rettender Gedanke erschien ihm dieser Ausweg, er freute sich ordentlich über seinen verständigen Nathanael. Mit rauhem Auflachen schlug er ihm aufs Knie und meinte spöttisch: „Auf die Bedingung hin könntest du es immerhin wagen. Wenn morgen der neugebackene Major in schönster Montur bei dir eintreten sollte, so sagst du etwas gegen den Soldatenstand im allgemeinen, und wenn er das nicht verstehen sollte ....“ — „Nun?“ — „Dann — dann giebst du ihm das Mädel unter deiner conditio sine qua non. Die Gleichen muß für ihn werben, haha. Der beste Witz in Wasungen seit Jahrzehnten! Übrigens, guten Morgen, Schwager, oder gute Nacht, gleichviel, sonst dichten dir die Gevatter morgen einen Katzenjammer an.“ Verwundert über den herben Ton reichte Nathanael ihm schweigend die Hand. — „Und morgen oder heute, gleichviel, holst du die Trude wohl,“ rief ihm Fischer nach, als er langsam dem Kloster zuschritt.

Auf der Treppe aber steht der Mann von Wasungen allein, gesenkten Hauptes und wundert sich, daß es heute wahrscheinlich Sonnenschein und Frühlingswetter geben wird. Warum auch nicht, das Gewitter ist ja vorüber. Er vergräbt die geballten Hände in den Hosentaschen und steigt langsam

Digitized by Google

Des Klosterschäfflers Vesperbrot. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.
(Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin.)

herab, sich seitwärts im Garten verlierend. Dort unter dem Lindenbaum hat er seine Liebe begraben . . .

10. Das corpus delicti.

Ruprecht, du hast den hölzernen Esel verdient," sagte nach einigen Tagen Rauch mit urgemütlicher Grobheit, schlug ein Bein über das andere und trommelte an der Fensterscheibe des Konrektorstübchens. „Ihr Verliebte seid doch langweilig wie ein Kaktus, der Wachstum beweisen soll. Den Arm trägst du in der Binde, bist also interessant; Major bist du geworden, also eine Stufe näher der Unsterblichkeit; den Vater habe ich dir präpariert, wie das schönste Stück Menschenfleisch auf dem anatomischen Tisch, du brauchst nur anzuklopfen. Und das bleiche Mädchen zupft im Garten Maßlieb: Ja, nein, ja, nein. Herz, was willst du noch mehr? Befiehlst du ein Busenschleifchen, eine Locke von ihr? Soll besorgt werden. Nur heiraten kann ich nicht für dich, sonst stehe ich zur Verfügung für jeden abnormen Schelmendienst."

„Laß mich zufrieden." Verdrießlich hatte sich der junge Mann aufs Bett geworfen, schob die Binde von der leichten Wunde zurück und kehrte dem Freunde den Rücken.

„Du hast das Wundfieber, Bruderherz," plapperte der ungeniert weiter. „Das ist allerdings sehr verschieden unter die Erdgeborenen verteilt. Bei den einen grassiert es im leeren Beutel, bei anderen im leeren Hirn. Es sitzt bald im durchlöcherten Stiefel, bald im durchlöcherten Herzen. Da hast du deine Kategorie. Fürchtest du wirklich den medizinischen Grobian? Die Visite will ich für dich übernehmen. Schulde ihm noch den offiziellen Dank der Armee für den Parforceritt."

„Nichts Neues in der Stadt passiert?" unterbrach ihn der andere ungeduldig.

„Wenn du nur hören wolltest. Jeder Pflasterstein ist hier ein Stück Geschichte. Daß der Haushahn wieder gothaisch kräht, daß Frau Bürgermeister ein Schwein abgestochen, dürfte dir schon bekannt sein. Aber das mußt du hören: Unsere litterarische Nachbarin ist mit dem ersten Pfand ihrer Liebe über alle Berge. Der Roman ist eines Verlegers wert. Frau Mama findet Samstags in der Wäsche des Töchterleins die Sacktücher nicht vollzählig. Nach obligatem Stottern kommt es heraus. Der Konrektor, dein Vorgänger in dieser Villa, hat eins auf die Reise mitgenommen. Großartiges Tableau: Mama zetert, die Tochter bekommt einen Weinkrampf und dazu einen Husten, der laut Stadtphysikus nur im Schwarzwalde kuriert werden kann. Vater Böhler kratzt sich den Kopf und zieht den Beutel. So reisen die Damen nun durch Deutschland auf der Jagd nach dem Tuche. Charmantes Geschöpfchen übrigens die Kleine, zum Lieben und Leiden geboren wie du. Weißt du, die Philosophenluft in diesem Zimmer muß anstecken. Bei dir macht's vielleicht auch noch ein Linnentuch."

„Warst du heute bei Benkendorf?" lenkte Brandis wieder ungnädig ab und warf sich herum, aufmerksam einer Mücke nachschauend, die an der Decke ihren graziösen Tanz begann. Rauch war aufgestanden und stopfte sich gemächlich eine Pfeife: „Weißt du, der ist vernünftiger als du. Er hat sein Objekt fest und läßt nicht locker. Der macht nur noch in Lorbeeren, wie Vater Böhler in schweinsledernen Bänden. Wasungen gibt er nicht heraus, solange das corpus delicti, die Gleichen, noch im Arrest ist. Und die Kriegskosten will er obendrein. Wir werden also noch manchen Humpen in Wasungen leeren, ich werde Zeit haben, mich in alle Stiftsdamen der Reihe nach zu verlieben, was jedenfalls mit einem Selbstmordversuch der Rattmannsburg enden wird. Übrigens soll die alte Botenfrau, aus Meiningen wieder zurückgekehrt, gemeldet haben, daß die Gleichen ihr Palais scheuern und ihre Töchter frisieren läßt, zwei verfängliche Indizien ihres demnächst erfolgenden Umzuges. Ihr Teint leidet im Kerker."

„Dann, Görg, dann müssen wir ja marschieren?"

„Natürlich, dann wird auch in Wasungen gescheuert." Hastig war Ruprecht aufgesprungen und trat vor den Kameraden hin, der ihm vergnügt eine Rauchwolke entgegenblies. Die dunklen Augen schauten unsicher drein, und mit vibrierender Stimme rief er: „Görg, glaubst du denn, daß sie mich gern hat?"

„Heilige Einfalt! Wer, wie die, ein Bataillon gegen den Herzallerliebsten sendet und sich doch vor die Kugeln wirft, mit

der muß es weit gekommen sein. Was, soll sie denn zu dir in die gute Stube kommen? Willst du warten, bis sie hinter Geraniumstöcken die Bekenntnisse einer alten Jungfer schreibt?"

Ein leises Klopfen unterbrach den lehrreichen Sermon, und selbst Görg wurde mitten in logischen Schlüssen an denselben irre, als auf sein ärgerliches Herein Gertrud über die Schwelle trat. Sie war doch gekommen, sie mußte kommen. Es hatte sie all diese Tage wie schlafwandelnd umhergetrieben, das quälende Bewußtsein: Du hast ihn verraten. Nur um Verzeihung bitten wollte sie ihn, nur fragen, ob die Wunde noch schmerze, und dann wieder gehen. Was kümmerte sie das Geschwätz der Nachbarinnen! Wenn selbst der Pate sie fortgeschickt hätte, sie wäre diesmal nicht gegangen. Den Vater hatte sie nicht zu fragen gewagt, denn der hatte ihr gleich am andern Morgen nach jener Nacht seine eigensinnige Bedingung gestellt. Nur die hohe Frau aus Meiningen sollte über ihre Hand verfügen. — „Da hat der Herr Vater wieder recht," hatte sie trotzig geantwortet, als ob sie stehenden Fußes nach Meiningen gehen wollte. Dann aber war über sie die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage gekommen. Ach Gott, als ob die Gleichen sich um ein Wasunger Mädchen kümmern sollte! Sie hatte bisher nur gehört, daß diese Großen der Erde, falls sie mit Bürgerlichen zu thun hätten, sich nachher die Kleider räuchern ließen. Seitdem sah sie die Garderobe der Gleichen nur noch im Rauchfang schweben.

Und nun stand sie wie angewurzelt an der Thür, konnte auch nicht ein Wort hervorbringen und nur bittend die Hände aufheben. Aber wie, nicht einmal der Leutnant lächelte spöttisch, sondern kaute nur vergnügt an seinem Schnauzbart und legte die Pfeife respektvoll beiseite? Und er? Er kehrte ihr nicht den Rücken, streckte ihr vielmehr den gesunden Arm entgegen, nickte ihr zu wie etwa seiner Schwester oder noch etwas freundlicher, und wie ein Jubel aus vollem Herzen klang nur das eine Wort von seinen Lippen: „Gertrud!" Da war es ihr, als ob sie sich halten müsse an etwas, das stärker war als sie, es drehte sich das Zimmer mit ihr, der alte Ofen schien einen Großvatertanz zu riskieren. Und wie der Goldfisch lustig aus seinem Element ins Bassin springt, um auch dort, wenn auch in engern Kreisen, zu schwimmen, so flog sie ihm entgegen und atmete zwischen Lachen und Weinen erleichtert auf, als sie merkte, daß auch der kranke Arm recht herzhaft anzufassen wußte. Görg kam sich zum erstenmale in seinem Leben herzlich überflüssig vor. Da er solches etwas peinlich empfand, schlich er auf den Fußspitzen hinaus, zog die Thüre leise zu und philosophierte weiter auf der Hühnerstiege: „Angenehmes Wundfieber das. Wenn's noch lange währt, steckt es an. Jetzt also in Galauniform auch angehalten, notabene beim Stadtphysikus."

Der Konrektor im Schwarzwalde konnte sich's wohl nicht träumen lassen, wie sein ehrbares Studierstübchen, worin er nur mit Tacitus' Frauen verkehrt hatte, entweiht wurde. Denn da begann eben jenes süße thörichte Stammeln zweier Menschenkinder, die zum zweitenmal im Leben das Sprechen lernen müssen, jenes alte und doch immer wiederkehrende, immer neue Rechenexempel ohne weiteren Beweis, daß zwei gleich eins ist, trotz aller Bedenken der höheren und niederen Mathematik. Es war wie ein Frage- und Antwortspiel der Kinder, die mit wichtiger Miene und klugen Augen, den Finger an den kirschroten Lippen, sich erst im Kreise umschauen, die Erwartung spannen, um dann den allergewöhnlichsten Unsinn hören zu lassen. — Sie fragte, ob er ihr verziehen, und er antwortete, daß die Sonne heute besonders hell scheine. Sie betastete seinen Arm, ob er noch schmerze, und er meinte, daß ihr Blau vorzüglich stehe. Und als sie gar ernst von der Zukunft zu reden begann, daß der Vater die Soldaten nicht leiden könne, da lachte er glücklich und fand es sehr verständig. Eine Marketenderin, der die Troßbuben auf die Hacken treten, wollte er nicht haben: Er sei des Umherziehens satt, besonders seit der letzten Gloire, er wolle wieder zur Feder greifen, und eine Majorsmontur bestelle er sich auch nicht. Zuletzt berichtete sie zögernd von der leidigen Bedingung. Da wurde auch er ernst und bedauerte, die arme Gnädige inkommodieren zu müssen. Denn daß sie ja sagen müsse, war für ihn zweifellos. Alle Welt müsse einwilligen, Görg würde schon Rat wissen. Ja, wo war denn der? Jetzt erst bemerkten sie seine Abwesenheit. Und als sie nichts mehr

zu ſagen wußten, da küßten ſie ſich. Das haben aber nur die Schwalben geſehen und es dem Thüringer Walde erzählt. Über den Kloſtergarten flogen die Lerchen, und im Faulbeerbaum ſang die Nachtigall ſchöner denn je. Was aber ſind all die Stimmen in der Natur gegen den Jubel, der nur einmal im Leben wie ſiegender Oſtergeſang die Menſchenherzen durchtönt?

Unterdes ſtand Görg in ſchmucker Paradeuniform auf der Treppe des Fräuleinſtifts und kam ſich ſelbſt unwiderſtehlich vor. Wenn der Stadtphyſikus nur einigermaßen Geſchmack hat, ſo muß er klein beigeben. Fürs erſte verſuchte er es mit Regine, die neben ihm ſich an die Brüſtung geſtützt hatte und mit ihren ſtechenden Augen den Gothaer muſterte. (Schluß folgt.)

Dichterfreuden.

(Abdruck verboten.)

Ein ſonderbares Geſchäft das Dichten!
Was man Vergnügen nennt, iſt's mit nichten.
Immer je mehr dich andere loben,
Fühlſt du je weniger dich erhoben,
Immer kannſt du dir höchſtens gönnen:
Freilich, es hätte was werden können —
Aber — aber — — dies ewige Aber!
Aber ſchon wieder da ſticht dich der Haber,
Wieder ſchon jauchzend hörſt du's klingen:
Aber das nächſtemal
Endet die Sehnſuchtsqual,
Aber das nächſtemal muß es gelingen.

Hans Hoffmann.

Anna Haverland

Von

Julius Hart.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1870 war es, als der Ruhm der Kunst einer Clara Ziegler zu seiner Höhe gelangte. Der größte der damaligen Dramaturgen, Heinrich Laube, hatte sich diese Darstellerin nach Leipzig herübergeholt, und unter seiner Gärtnerhand entfaltete die Blume ihren Zauber und ihre ganze Farbenpracht. In der Geschichte der zeitgenössischen Schauspielkunst ragt Clara Ziegler als eine der bedeutsamsten Erscheinungen hervor. Es ist eine klare, bestimmte, scharfumrissene Persönlichkeit, ein starkes und reines künstlerisches Ich, das uns in ihr entgegentritt. Eine besondere Spielweise bringt sie am vollkommensten und lebendigsten zum Ausdruck, mit allen ihren Vorzügen und den Fehlern ihrer Vorzüge. Fehler und Vorzüge sind gleich stark und auffällig und springen unmittelbar in die Augen, wie bei einer jeden Kunst, die in einer schroffen Einseitigkeit wurzelt. Bei den berufenen Beurteilern, bei allen Kennern haben deshalb auch von Anfang an die Darstellungen Clara Zieglers eine sehr geteilte Aufnahme gefunden. Leidenschaftliche Bewunderer und heftige Gegner stehen da einander gegenüber. Ihrem innersten Wesen nach ist diese Künstlerin eine große Reaktionärin, die dem eigentlich herrschenden Kunstgeiste schroffer und nachdrücklicher als irgend eine andere Schauspielerin widerspricht und geradezu ins Gesicht schlägt.

In demselben Jahre, als von Leipzig aus der Ruf des Namens Clara Ziegler die deutschen Theaterkreise in Erregung setzte, spielte in Lübeck unter der Direktion eines gewissen Gaudelius eine jugendliche Anfängerin das Fach der Salondamen und jungen Heroinen, die sich rasch zur vollen künstlerischen Reife entfaltete und bald darauf als die glänzendste und berufenste Nachfolgerin der Clara Ziegler bekannt machte: Anna Haverland. Als Nachfolgerin, nicht als Nachahmerin oder Schülerin, denn um in einer Kunst zu glänzen, wie sie Clara Ziegler und Anna Haverland verkörpern, muß man von der Natur dazu bestimmt sein. Da läßt sich nicht viel lernen und ablauschen, sondern die angeborenen Anlagen, die ursprünglich vorhandenen Mittel bedeuten viel mehr als die künstlerische Erziehung von außen her. Eine Anna Haverland wäre vollkommen das, was sie ist, geworden, auch wenn eine Clara Ziegler ihr nicht vorangegangen wäre. Beide Darstellerinnen sind aus ähnlichem Holze geschnitzt, und das bedingt die künstlerische Verwandtschaft, die sie miteinander haben, die nebeneinander herlaufende Richtung ihrer Kunstbestrebungen.

Anna Haverland steht freilich dem herrschenden Geiste des Realismus, der geistreichen Konversationsschauspielerei, der nervösen und zersetzenden Kleinmalerei bei weitem nicht so schroff und feindlich gegenüber, wie ihre ältere Genossin. Sie vermeidet deren Einseitigkeiten und schlägt Verbindungsbrücken von der einen zur anderen Kunst herüber; sie sucht den pathetischen Zieglerstil mit dem der beobachtenden Wirklichkeitsnachahmung mehr zu verschmelzen. Um das innere Werden ihrer Eigenart psychologisch genau und richtig zu ergründen, müßte man ihr Leben in allen Einzelheiten kennen, eine größere Fülle von Zeugnissen und Urkunden besitzen, als sie einem Mitlebenden gewöhnlich zu Gebote stehen. Ihre Jugendjahre verlebte sie in Berlin, in der Luft der Großstadt, unter den Einwirkungen der vorwiegend nüchternen Verstandesrichtung der Spreeathener, und derartige Einflüsse mögen immerhin dabei bestimmend gewesen sein, daß sie nicht so völlig in der Deklamation aufging, wie Clara Ziegler. Sie war Schülerin Berndals und der Frieb-Blumauer, und neben diesen haben vor allem nach ihrem eigenen Bekenntnis Friedrich Haase und Heinrich Laube in den Jahren des Heranreifens in den Gang ihrer Entwickelung eingegriffen. Alle

Jugendbildnis.
Im schwarzen „Altersgewande.“

Elizabeth
Mary Stuart

diese Lehrer und Meister aber mußten kraft ihrer Eigenart den Sinn für eine mehr charakterisierende Kunst in ihr wecken und fördern, während die Natur ihr alle Gaben in die Wiege gelegt hat, um als idealisierende Darstellerin glänzen zu können.

Mit Clara Ziegler hat Anna Haverland das Walkürenhafte der äußeren Erscheinung gemeinsam, das mächtige Haupt, die Größe und Kraft der Gestalt, all das Sinnliche, das unmittelbar in uns die Vorstellungen des Heroischen, Majestätischen und Mannweiblichen wachruft. „So schreiten keine ird'schen Weiber . . .“ Das ist nicht die Heraine, wie sie das Gesellschaftsschauspiel, das naturalistische Drama der Neuzeit kennt und gebrauchen kann: hager und schlank, einen nervösen übernächtigten Zug im Gesicht, voll heimlich wühlender Leidenschaften, die sich nicht laut zu äußern wagen, sondern in krampfhaftem Stöhnen und Schluchzen zu ersticken suchen. Das ist nicht die kranke, blasse, ganz vergeistigte Erscheinung einer Eleonore Duse, kein Weib des Jahrhundertsende, der überreizten Blasiertheit und des Niederganges einer Gesellschaft. Vielmehr eine Gestalt von strotzender, fast robuster Gesundheit und Kraft, die man sich wohl im Panzer und mit dem Schwert bewaffnet vorstellen kann. Es ist in ihr etwas von dem Idealtypus der Germania, wie er als Bildsäule alle deutschen Städte schmückt. Als Meister Schilling am Niederwaldenkmal arbeitete und mit Modellsorgen umging, da fand er zuletzt bei Anna Haverland, was er suchte. Der Arm seiner Germania ist eine Nachbildung des Armes unserer Künstlerin. Das blonde Haar, die Farbe der Augen läßt echt deutschen Urtypus bei ihr deutlich erkennen; diese Gestalt sieht man lieber in Verbindung mit rauschenden Eichenwäldern, grünen Wiesen und weiter, weiter Natur, als in der Enge eines madernen Salons. Selbst als Lady Milford erscheint sie zu wuchtig für all die zierlichen Rokokamöbelchen, die sie umgeben, zu streng und unsinnlich keusch für die verderbte Lüsternheit eines kleinen deutschen Fürstenhofes des achtzehnten Jahrhunderts; alles an ihr macht so sehr den Eindruck eines bürgerlich-Ehrbaren und streng Sittlichen, daß man auch die Vorstellungen von einer reuigen Sünderin damit nicht vereinigen kann. Sie ist viel zu viel Brünhilde, als daß sie jemals eine Geliebte, wie Lady Milford, hätte werden können.

Anna Haverland besitzt vielleicht nicht all die Orgeltöne und Glockenklänge des Zieglerschen Organs, aber eine Stimme voller Mark und Energie, und wiederum von Schmelz und großer Weichheit. Schmachtendes und Zierliches ist natürlich nicht darin, und am vollsten und reinsten bringt sie die Stimmungen hoheitsvoller Würde, des Erhabenen, Stolzen und Großen zum Ausdruck, den Zorn und die Leidenschaften einer edlen und vornehmen Natur, den Schmerz einer tüchtigen und reinen Seele, die weniger unter der eignen Schuld leidet, als unter der Anderer. Die Künstlerin gehört ganz zu den hellen Tagesnaturen, welche, entrückt dem Zwiespältigen, dem Doppeltseelenwesen, auf der Bühne den Eindruck des Harmanischen und Abgemessenen, der Ruhe und Klarheit wachrufen. Es sind keine dämanischen Wirkungen, die von ihr ausgehen, keine alle Seelenabgründe aufwühlenden Leidenschaften, und man lauscht ihr nicht mit stockendem Atem. Aber dafür weht es aus ihrem Spiel wie herbkräftige, würzige Waldluft entgegen, es hat etwas Belebendes und Erhebendes an sich, und man fühlt sich von ihm ruhig und aufmerksam gestimmt. Clara Ziegler wirkt sinnlicher, Anna Haverland geistiger. Erstere ist eigentlich nur dann wahrhaft groß und scheucht alle kritischen Bedenken fort, auch das spöttische Lächeln, welches sonst wohl öfter angebracht ist, wenn sie uns mit der Gewalt ihrer Worte geradezu überschüttet, in wildester Leidenschaft ihre Deklamation wie einen Wildbach im Gewitter hinstürzen läßt und uns mit all dem Läuten, Klingen und Singen, den grollenden und donnernden Lauten ihres einzig schönen Organs berauschen kann. In der Ruhe redet sie dafür sehr mit Engelzungen, aus denen nicht die Liebe spricht, etwas als tönendes Erz und klingende Schelle. Durch die Sinnlosigkeit ihres Sprechens, die Gleichgültigkeit gegen die geistige Bedeutung der Worte, die sie redet, die Fülle ihrer falschen Betonungen hat sich Clara Ziegler auch einen Namen gemacht. Da ersetzt Anna Haverland, was jener fehlt. Wenn jene eine rohe, elementare Natur uns bietet, so ihre Nachfolgerin die Früchte einer reichen und edlen Bildung. Anna Haverland ist eine sehr kluge und intelligente Schau-

Iphigenie.

Thusnelda.

Digitized by Google

spielerin, welche die Gedanken unserer großen Dichter völlig richtig nachdenken kann und, was so außerordentlich wichtig, deren Ideenwelt erschließt, mit vollem Verständnis die geistige Bedeutung der Rede zum Ausdruck bringt. Sie fesselt nicht nur durch die schöne Sinnlichkeit ihrer musikalisch-wohllautenden Sprache, sondern ebensosehr durch die Schärfe und Klarheit ihres Auffassungsvermögens, die volle Sicherheit in dem Nachdenken dessen, was die Dichter uns sagen, lehren und raten wollen.

Sicherlich hat sich schon seit langem keine Schauspielerin, kein Schauspieler völlig dem realistischen Geiste entziehen können, welcher der Kunst des XIX. Jahrhunderts das wesentliche Gepräge gibt. Die Schule der reinen Deklamation, der gesangsartigen und nur pathetischen Vortragsweise ist völlig ausgestorben. Anna Haverland steht aber doch auf der rechten Seite, und sie bringt das Wesen des künstlerischen Idealismus unter den Heutigen am klarsten und auffälligsten zur Erscheinung. Oder soll man nicht statt Idealismus besser sagen den Geist des echten Weimarer Klassizismus? Nicht der Mensch der alltäglichen Wirklichkeit, sondern der Mensch des höchsten Geistes- und Empfindungslebens, der auf den Höhen des Daseins Einherschreitende, wie ihn unsere großen Dichter geschaffen haben, lebt auch in ihrer Kunst. Deshalb geht diese auch weit mehr auf Stilisierung aus, als auf Naturnachahmung. All die kleinen und feinen Einzelheiten, welche die scharfe Beobachtung des Lebens gewinnen läßt, verschmäht sie. Nicht das Leben und die Wirklichkeit um ihrer selbst willen stellt sie dar, wie die naturalistische Kunst, sondern die durcheinander wirrenden, zufälligen Eindrücke sucht sie miteinander zu harmonisieren, wählt in dem Beobachtungsmaterial aus und schmelzt nur das Passende zusammen. Die Natur wird nach ästhetischen Gesetzen für die menschliche Betrachtung nach Maßgabe des herrschenden Geschmackes verschönt und wohlgestaltet, wie sich in der Ornamentik ein Akanthusblatt zu einer Arabeske umformt. Keine äußerlich wahre, der Wirklichkeit abgelauschte Gestalten will sie darstellen, aber wohl innerlich wahre, in sich vollendete Gestalten, in denen alle Empfindungen gesetzmäßig zusammengehören. Eine naturalistische Schauspielkunst belauscht den Organismus der Natur und ordnet sich dieser unter, eine klassizistische Darstellerin wie Anna Haverland sucht das organisierende Element in sich selber. Sie ist deshalb auch keine Charakteristikerin im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ebensowenig wie es Goethe als Dichter der „Iphigenie" ist. Auch in Mimik und Bewegung erstrebt sie die Kunst des schönen Scheines. Selbst in der Erregung wahrt sie sich die Ruhe des Gesichtsausdrucks, die Harmonie des Spieles, und eine statuarische Haltung. Die plastische Darstellungsweise des hellenisierenden Stiles besitzt auch in ihr noch eine Jüngerin.

Als Nachfolgerin von Clara Ziegler kam sie an das Leipziger Stadttheater, das damals durch Laube und Friedrich Haase zu einer der glänzendsten und ersten Kunststätten in Deutschland geworden war. Hier gelangte auch sie zur ersten vollen Reife. Dann wirkte sie mehrere Jahre lang am Dresdener Hoftheater, einer der letzten Hochburgen der klassisch-idealen Richtung, dem einzigen Theater, wo sie für längere Zeit sich fesseln ließ. 1878 wurde sie von Hülsen an das Berliner Schauspielhaus berufen, dem sie acht Monate treu blieb, und vier Jahre später gehörte sie, wiederum nur für kurze Frist, als Mitglied dem „Deutschen Theater" an, in dessen Eröffnungsvorstellung sie die Lady Milford spielte, inmitten eines Reigens erster Schauspieler, wie Haase, Barnay, Kainz, Friedmann u. s. w. So glänzende Bedingungen ihr hier geboten waren, ließ sie trotzdem einen Kontrakt auf sieben Jahre, durch den man sie zu fesseln suchte, im Stich und nahm wieder die Gastspielreisen auf, welche sie schon früher überallhin geführt hatten, wo die deutsche Kunst eine Niederlassung besitzt. Teilweise im Verein mit den Meiningern, zum Teil allein, hat sie in den verschiedensten Städten gespielt, in Amerika und Rußland, bis sie 1892 noch einmal von Barnay sich verlocken ließ, eine feste Stellung am „Berliner Theater" anzunehmen. Doch auch diesmal flog sie bald wieder davon, im Zorn und mit einem Prozeß davonscheidend. Nicht die Lust am reisenden Virtuosentum, sondern ihr strengidealistischer Sinn, ihre tiefeingewurzelte Abneigung gegen den Geschäftsgeist, der überall unsere Bühnenleiter an erster Stelle beherrscht, ließ sie nirgendwo die rechte Ruhe finden. Von dem, was man ein „künstle-

risches Ensemble" nennen darf, hat sie die allerhöchsten Vorstellungen, und in einem wahrhaft künstlerischen Zusammenspiel mitwirken zu können, bildet das Ziel ihrer Sehnsucht. Nur hat sie etwas mit dem Don Juan gemeinsam, der, weil er von einer zu hohen Liebe träumt, an keiner Geliebten Genüge findet.

Kraft ihrer ganzen Veranlagung und Eigenart hat Anna Haverland vor allem die heroischen Gestalten unserer klassischen Dichtung mit Vorliebe und mit reinstem Gelingen verkörpert. Der Vers fließt noch aus ihrem Munde als ein Vers, als die Sprache einer höheren Wirklichkeit, nicht die des Alltags, alle rhytmischen Schönheiten wahrend. Die Künstlerin scheut davor zurück, die Sprache der Goethe und Schiller dem modern-realistischen Zeitgeschmack anzupassen und in Prosa aufzulösen, sondern beugt sich ganz dem, was die Meister selber wollten. Als Maria Stuart verkörpert sie vor allem die hoheitsvolle Königin und stellt eine Gestalt von edelster und vornehmster Bildung vor uns hin, und auch als Elisabeth spielt sie eine majestätische Fürstin, die nicht nur von kleiner Eifersucht getrieben, sondern vielmehr um des großen Allgemeinen willen die Gegnerin zu vernichten strebt. Eine ihrer frischesten Figuren ist die Thusnelda in Kleists „Hermannsschlacht", welche eine fast vollkommene Wiedergabe der wunderbar-eigenartigen Gestalt des Dichters ist. Das kraftvoll-germanische Wesen, das Anna Haverland in so hohem Maße besitzt, darf hier besonders zum Ausdruck kommen und nicht minder das Gut- und Gesund-Hausmütterliche, welches ihr innewohnt. Sie ist das Thuschen, aber sie ist auch die von heißestem Zorn empörte Thusnelda, die eine ihrer Frauenwürde angethane Schmach aufs furchtbarste zu rächen weiß. Zu ihren glänzendsten Rollen gehört daneben ihre ganz von Hoheit und Würde umflossene Iphigenie und in zweiter Reihe die Grillparzersche Medea, aus der sie eine innerlich richtige und in sich abgeschlossene Gestalt zu bilden versteht, nur daß sie uns den Charakter des Dämonischen und Barbarischen schuldig bleibt, welch letzteren der Dichter nicht unterdrückt hat. Sie spielt auch als Medea eine germanisch-blonde Heroine, voll weicher Zärtlichkeit und sehnsüchtigen Liebesverlangens, energisch und gewaltig im Zorn und in der Rache, doch keine von den Furien verfolgte Schuldbeladene, mehr Heldin und Walküre.

Der „Omladina"-Prozeß in Prag.

Von **Karl Pröll.**

(Abdruck verboten.)

Politische Prozesse deuten meistens auf Krankheitserscheinungen im öffentlichen Leben hin. Manchmal erfährt man daraus, daß die Regierung sich mit dem Volksgewissen im Widerstreit befindet; nicht selten, daß dieses Gewissen selbst an Verwirrung und Verirrung leidet. Und oft zeigt sich als Ursache, daß Regierung und Volk zugleich die Schuld tragen, sei es, daß sie von der Korruption angenagt sind, sei es, daß der staatliche oder gesellschaftliche Ordnungssinn in ihnen keine feste Wurzel fanden.

Am 15. Januar d. J. begann in Prag vor einem Ausnahmssenat des dortigen Landgerichtes der Monstreprozeß gegen die Mitglieder des czechischen Geheimbundes „Omladina" (Jugend, Jugendbund). Siebenundsiebzig Personen waren angeklagt; darunter vierzehn wegen Hochverrats, Majestätsbeleidigung, Störung der öffentlichen Ruhe und Geheimbündelei, die übrigen nur wegen der beiden letztgenannten Verbrechen und Vergehen. Zehn Tage dauerte das Verhör der Angeklagten, sechzehn Tage die Vervollständigung des Beweismateriales durch die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen.

Der Prozeß ist in verschiedener Richtung merkwürdig. Zuerst durch das jugendliche Alter der Hineingezogenen, welches größtenteils unter 20 Jahren oder wenig darüber betrug. Dann durch den Zusammenfluß der Angeklagten aus verschiedenen Gesellschaftsschichten: Advokaturskonzipienten — einer auch Reserveoffizier — Journalisten, Lehramtskandidaten einerseits; Arbeiter, Handwerksgehilfen, Lehrlinge, Kommis, Kellner u. s. w. anderseits. Ferner durch

eine Reihe von Zwischenfällen im Gerichtssaale und außerhalb desselben, die einen Hang zur Gewaltthätigkeit bekunden. Obenan steht die Ermordung eines der Angeberei verdächtigen Genossen, des abenteuerlichen, mißgestalteten Mrva, unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste. Bemerkenswert war die Haltung der Verteidiger, welche durchaus der jungczechischen Partei angehörten. Dieselben begnügten sich nicht nur mit den gebräuchlichen Mitteln des Anwaltes, sondern waren eifrig bedacht, der Untersuchung immer neue Schwierigkeiten zu bereiten. Auch Verbindungsfäden der Omladinisten mit jungczechischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten sind sichtbar geworden. Unwillkürlich drängt sich bei solchen Beobachtungen der Gedanke auf, wie zersetzend die durch Jahrzehnte betriebene Anleitung des czechischen Volkes zum nationalen Terrorismus und zur Unterdrückung des Rechts- und Wahrheitsgefühles gewirkt habe. Das vor kurzem abgedankte System Taaffe, welches die slavischen Überforderungen begünstigte, die Deutschen nicht einmal vor rohen Gewaltausbrüchen schützte — man denke an Kuchelbad, Königinhof u. s. w. — und die staatliche Autorität untergraben ließ, darf als der Pflegevater des czechischen Größenwahnes und seiner ungeheuerlichen Ausbrüche bezeichnet werden.

In dem raumengen, mit den Angeklagten und fünfzig zugelassenen Vertrauensmännern vollgepropften, dumpfen und heißen Verhandlungssaale im Strafgerichtsgebäude erfolgte die Verlesung der Anklageschrift am 17. Januar. Diese dauerte sieben und eine halbe Stunde. Läge nicht ein gerichtliches Aktenstück vor, so könnte man glauben, es mit einem schlechten Kolportageroman zu thun zu haben.

Allein den Führern der geheimen Omladinaverbindung, deren Mitgliederzahl nach den verschiedenen Angaben zwischen 400 und 700 schwankt, schwebte doch das Ziel vor, durch unaufhörliche Demonstrationen die Behörden und die deutsche Bevölkerung Prags einzuschüchtern und den Fanatismus der czechischen Massen anzustacheln. Das war die Methode in diesem politischen Wahnwitz. Und die Taktik der Geheimbündler blieb der „Straßentumult in Permanenz".

Nach den Aufzeichnungen des Angeklagten Holzbach, der Protokollaussage des zweideutigen Mrva und andern, später abgeleugneten Geständnissen hatten die Gründer der Omladina die Organisation derselben den einstigen italienischen Carbonaris abgeborgt und sie noch mit phantastischem Beiwerk ausgeschmückt. Man folgte dem bei Sammlungen bekannten Systeme des „Schneeballens" und ging von der Grundzahl „Fünf" aus, welche sich verbildlichte als der „Daumen" und die vier „Finger". Der erwählte „Daumen" warb vier „Finger"; diese erkoren wieder einen „Daumen", der sich neuerdings vier Finger anzupassen suchte, und sofort. Alle Daumen stellten sich dem „ersten Daumen", dem obersten Befehlshaber und Diktator, vor, welcher sämtliche Aktionen der „Omladina" leitete, unweigerlichen Gehorsam genoß. Die übrigen Daumen, welche nach dieser Ergänzungsart sich nicht zu kennen brauchten, wirkten als Unterbefehlshaber. Der erste Daumen mit den ersten vier Fingern bildeten den „Senat" oder Exekutivausschuß, während nach anderen Aussagen ein solcher Ausschuß noch nebenbei geschaffen wurde. Jedenfalls liefen bei dieser Geschäftsstelle die Gelder ein, wurden von ihr die Vorbereitungen für die Demonstrationen getroffen, das Zeitungswesen und die Kolportage der Omladina besorgt. Drei Zeitungen haben auf kürzere oder längere Zeit der omladinistischen Propaganda gedient: „Nové Proudy," („Neue Strömung") „Fokrokove Listy" („Fortschrittliche Blätter") und „Neodvislost" („Unabhängigkeit"). Die übrigen Daumen und Finger wurden manchmal neu zusammengesetzt und arbeiteten hauptsächlich in bestimmten Stadtbezirken. Auch auf Regelung des Parteispitzeltums, des Aushorchens der behördlichen Pläne u. dgl. war man bedacht. Die Mitglieder der Omladina legten sich noch einen, oft grotesken Kampfnamen bei, trugen teilweise hohle Stöcke, in denen sich Messer befanden, und besaßen Abzeichen in Form farbiger Schärpen und Schleifen.

Wichtiger als diese Äußerlichkeiten, die mehrmals gewechselt zu haben scheinen, als die Werbeform des Geheimbundes bleibt die Zusammensetzung aus zwei Gruppen, die sich in Westeuropa bisher nicht zu vermischen pflegten: der sogenannten „fortschrittlichen Studentenschaft" und der „fortschrittlichen Arbeiterschaft". Auch die wiederholten Anstrengungen, ganz Böhmen mit Zweigvereinen

der Omladina zu überspannen, verdient Beachtung. Charakteristisch ist noch die Thatsache, daß sogar bürgerlich bemakelte Elemente, welche Diebstahl oder Betrug verübt hatten, sich zu den Omladinisten gesellen durften. Nicht ein großer sittlicher Zug, welcher selbst die Unreife adeln kann, entschädigt uns die Thorheiten der Akteure auf diesem politischen Puppentheater. Die Angeklagten benehmen sich bei jeder Gelegenheit ungeberdig, aber der Mut, für das einzustehen, was sie verübt, fehlt ihnen zumeist in demselben Augenblicke, in welchem sie mit dem Märtyrertum kokettieren. Man entdeckt mehr Fratzenhaftes als Jünglingshaftes, mehr boshaften Trotz als Opfermut für ihre verworrenen Ideen. Diese laufen alle auf einen czechischnationalen Anarchismus hinaus, auf eine Spottgeburt von slavischem Radikalismus und sozialer Schwarmgeisterei, von Hussitentum und feudalem böhmischem Staatsrecht mit Königskrönung, alles schließlich auf Deutschenvernichtung. Aber auch die Frauenemanzipation, die Abschaffung der stehenden Heere und andere Humanitätsträume werden in das vom wilden Haß gesponnene Gewebe hineinverflochten. Der Hauptzweck bleibt jedoch die Einstudierung einer Revolutionskomödie, von Lärmszenen auf den Straßen, verbunden mit Einwerfen der Fenster, Prügeln der Polizeimänner, Beschmieren der Briefkästen und kaiserlichen Adler, Zertrümmerung der Laternen. Außerdem werden Anschläge zur Demolierung von Monumenten — namentlich der Nepomukstatue auf der Karlsbrücke — gemacht, huldigt man den Franzosen und ihren Revanchegelüsten, streut man bei den Aufläufen Zettel mit den schamlosesten Majestätsbeleidigungen aus. So schwelgen die Omladinisten in unaufhörlichem Radaugenuß. Dieselbe „fortschrittliche Jugend", welche den Kaiser gröblich beschimpft, möchte ihn zur Krönung als König von Böhmen zwingen, Internationalismus und Deutschenfeindschaft gleichzeitig pflegen, das Volk umschmeicheln und dessen religiöse Gefühle verletzen. Vor allem sollen in der Hauptstadt Prag die Zustände jener türkisch-armenischen Städte sich einstellen, wo die Muhammedaner Krawalle anzetteln, um die Christen des Verrates gegen den Sultan bezichtigen zu können.

Die Idee zur Gründung der „Omladina", dieses sonderbaren Jugendbundes, scheint zuerst auf dem „Kongresse der slavischen fortschrittlichen Studentenschaft" in Wien 1890 aufgetaucht zu sein. Angeblich wollte man die Bestrebungen der Arbeiter „veredeln", in Wirklichkeit einen Gewalthaufen sammeln, welcher die gröberen und gefährlicheren Handlangerdienste bei den Demonstrationen übernahm. Anfang 1892 bildeten sich Gruppen von Studenten und Arbeitern, sogenannte „Cercles" oder „Kroužkys". Im September 1892 schritt man zur Gründung der „Omladina", Statuten wurden entworfen, diese aber Ende November von der Statthalterei nicht bestätigt und die Vereinsbildung untersagt. Trotzdem begann die radikale Gesellschaft ihre Thätigkeit, das heißt die planmäßige Anstiftung von Straßenexzessen. Besonders betont wurde dabei, daß man die Czechen vor den Deutschen und vor allen nachteiligen Verfügungen der Staatsbehörden schützen, die Lauen im czechischen Volke aber bloßstellen müsse.

Der Führer der „studentischen Fraktion" der „Omladina" dürfte der Advokatur-Konzipient S. Alois Rašin, vielleicht auch Josef Skaba gewesen sein, neben welchen Anton Hajn, Stanislaus Sokol Führerrollen hatten. Die Arbeiterfraktion wurde von Franz Lorenz gestiftet nnd von Anton Holzbach geleitet, welcher sogar der „Diktator" der Omladina gewesen sein soll. Bei Holzbach, einem Jonrnalisten, wurden außer den Statuten der Omladina noch Aufzeichnungen über deren Wesen und Treiben vorgefunden, welche er freilich als Motive zu einem Roman hinzustellen suchte. Besonders rührig war in dieser Fraktion auch Johann Ziegloser, ein Tischlergeselle, und zu den Führern werden noch Anton Rybak, Bovirој Wajgert, ein Anhänger der „Internationale", und Franz Duda gerechnet. Bei den Redakteuren der omladinistischen Zeitschriften, Skaba und Sokol, fand ein lebhafter Verkehr der Mitglieder statt, wozu sich noch eine große Anzahl „vertraulicher Vereinssitzungen" gesellte. Unter den Angeklagten fehlten der ermordete Rudolf Mrva, der schon früher das „unterirdische Prag" begründete, in dessen Seele sich phantastischer Größenwahn mit niedriger Gesinnung vereinte und welchen der Staatsanwalt trotz seines Bemühens nicht von dem Verdachte

der Angeberei entlastet hat. Dafür trat sein Mörder Ottokar Doležal, ein blondes, schmächtiges Bürschchen mit unstetem Blicke, bei den Verhandlungen als Zeuge hervor.

Von den zahlreichen Demonstrationen, welche die Omladina im Laufe der Jahre 1892 und 1893 veranstaltete, seien erwähnt: 28. März 1892 vor dem Jungmannmonumente auf dem „Slavischen Berg" und dem Altstädter Ringe; 3. Oktober 1892 im czechischen Theater, wo Mitglieder nach Absingung der Marseillaise noch ein anderes revolutionäres Lied anstimmten; 26. Oktober 1892 Zusammenrottung vor der Redaktion des altczechischen „Hlas Naroda" (Volksstimme) und Einwerfen der Fenster; 1. November 1892 Exzesse auf den Wolschaner Friedhöfen und Demonstration vor der deutschen Schulvereinsschule; 6. November 1892 tumultuöse Versammlung auf dem Weißen Berge und Demonstration vor dem deutschen Kasino; 8. November 1892 neue Ausschreitungen auf dem Weißen Berge; 12. Februar 1893 stürmische Mißtrauenskundgebung vor dem Hause des altczechischen Bürgermeisters Dr. Šolc, Einschlagen der Fenster; 27. März Demonstrationen vor dem fürstbischöflichen Palais nach der Comeniusfeier; 15. Mai Demonstration vor dem deutschen Hause, geplante, aber nicht vollzogene Niederreißung des um die Johannisstatue auf der Karlsbrücke errichteten Altars; 16. Mai Einschlagen der Fenster der adligen Ressource und im Palais des Oberstlandmarschalls Fürsten Lobkowitz. Am 17. Mai ahmten die jungczechischen Abgeordneten die Taktik der Omladinisten im Landtagssaale nach, indem sie durch unglaublichen Skandal den deutschen Referenten am Sprechen zu hindern suchten, worauf der Landtag geschlossen wurde. Am 26. Mai wurde das Einschlagen der Fenster beim Rektor der czechischen Universität vereitelt. 1. Juni Demonstration in Lipan vor dem Grabstein Prokops des Großen. 18. Juni durch die Omladinisten veranlaßte Arbeiterexzesse auf den Wolschaner Friedhöfen. 2. Juli Ausschreitungen in Straschnitz. 2. und 8. Juli neue Angriffe gegen die Johannisstatue. 6. Juli anläßlich der Hußfeier Zertrümmerung der Laternen vor dem deutschen Kasino, heftiger Kampf mit der Polizei; 27. Juli Demonstration vor dem Staatsanwaltsgebäude und Konflikt mit dem katholischen Gesellenverein; 30. Juli Exzesse vor dem Strafgerichtsgebäude; 9. August geplante, aber unterbliebene Demonstration gegen den Statthalter; 17. August, am Vorabende des Geburtstages des Kaisers, große Demonstration mit Ausstreuung hochverräterischer Zettel; 27. August Fenstereinschlagen bei der Redaktion des „Hlas Naroda". Um diese Zeit begannen die Verhaftungen von Mitgliedern der „Omladina". Am 12. September wurde über Prag und Umgebung der kleine Belagerungszustand verhängt. Die kleinen Nebenbeschäftigungen der Omladina: das Ausstreuen aufrührerischer Zettel, Überkleben oder Beschmutzen der Adler, sind bis in die jüngste Zeit hinein fortgesetzt worden.

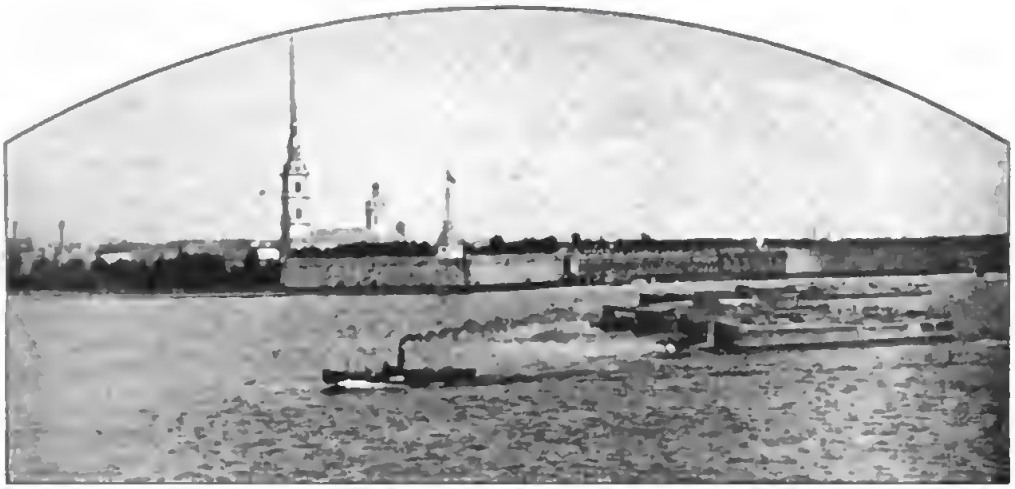
Das Verhalten der Angeklagten vor Gericht zeigte ungewöhnliche Frechheit und Verlogenheit. Schon in der ersten Sitzung wurden die Vertreter des geschädigten „Hlas Naroda" mit Hohngelächter und Pereatrufen empfangen. Der Vorsitzende des Gerichtshofes mußte fortwährend die Anwesenden zur Ruhe mahnen und sie erinnern, daß sie sich nicht in einem Wirtshause befänden. Die meisten Angeklagten antworteten trotzig, zogen ihre bei der Voruntersuchung gemachten Aussagen zurück, während die intellektuellen Führer in langatmigen, halb pathetischen, halb ironischen Reden sich ergingen. Immer neue Beschwerden über die Haus- und Gefängnisordnung, über die beschränkte Zulassung von Vertrauenspersonen wurden vorgebracht, obwohl es sichtlich an Raum mangelte. Auch die jungczechischen Verteidiger kamen unaufhörlich mit formalen Einwänden und Protesten hervor. Die Geduld der Richter wurde auf die denkbar härteste Probe gestellt. Vor dem Strafgerichtsgebäude, welches stark bewacht werden mußte, fanden regelmäßig Volksversammlungen statt, die mit Mühe zerstreut werden konnten.

Als sich der Protest mit Ablauf der Zeugenvernehmungen seinem Ende zu nähern begann, bereiteten die Angeklagten einen neuen Coup vor. Der Strafgerichtspräsident hatte infolge der zahlreichen Schmuggelbriefe an die in Untersuchungshaft Befindlichen, welche aufgefangen wurden, den Verkehr der Angeklagten mit ihren Angehörigen erheblich beschränkt. Einem Ersuchen des Wajgert, welches dieser Sonnabend den 10. Februar

stellte, man möge die Sonntagsbesuche wieder gestatten, konnte der Vorsitzende nicht entsprechen. Darauf erklärte dieser im Namen der Mitangeklagten, sie würden jetzt nach vollzogenem Schluß der Sitzung den Verhandlungssaal nicht eher verlassen, als bevor man ihnen gewillfahrt hätte. Der Staatsanwalt verlangte eine Disziplinarstrafe gegen Wajgert. Schließlich bewogen die Verteidiger die Angeklagten zum Abzug. Im Vorzimmer begannen diese einen heftigen Disput mit einem Beisitzer des Gerichts und dem Gefängnisaufseher. Die Wachmannschaft mußte herbeigerufen werden, um die Ungebärdigen zu bezwingen. Damit solche Auftritte nicht wiederholt würden, ließ in der Sitzung am Montag der Vorsitzende 20 bewaffnete Polizeimänner in den Sitzungssaal kommen.

Nun erklärten die Verteidiger, daß sie die Fortführung ihrer Thätigkeit einstellen, die Angeklagten, daß dieselben auf die Selbstverteidigung verzichten und nicht mehr vor ihren Richtern erscheinen würden, außer am Tage des Urteilsspruches. Durch diese unerhörten Demonstrationen sollte dem nationalen Terrorismus, den man auch in den Gerichtssaal hineingepflanzt hatte, die Spitze geschmiedet, es sollte in der czechischen Volksmasse der Glaube erweckt werden, daß in Böhmen ein Willkürregiment herrsche. Um die Inszenierung des Entrüstungsspektakels zu vervollständigen, brachten die jungczechischen Abgeordneten noch an demselben Tage im böhmischen Landtage eine Interpellation ein, in welcher sie die Omladinisten als unschuldige Opfer richterlicher Übergriffe hinstellten. Diese Interpellation kümmerte den Statthalter eigentlich gar nichts, da nur der Justizminister über etwaige Fehlgriffe und Gesetzesverletzungen der richterlichen Beamten zu entscheiden hat oder Disziplinargerichte. Allein, durch diesen „kühnen Griff" war der nationalen Aufhetzung der Czechen wieder bedeutender Vorschub geleistet. Und etwas anderes sollte auch nicht bezweckt werden. Die jungczechischen Führer, welche ursprünglich die Omladinisten von ihrem Rocksaum abschütteln wollten, haben sich mit denselben wieder in Reih und Glied gestellt, wohin sie ja auch gehören. Ist doch die Omladina eine Frucht, die auf dem Baume ihrer Tendenzen und ihres politischen Terrorismus gezeitigt worden ist. Aber Sympathieen werden gebildete Völker den organisierten Prager Exzessemachern sicherlich nicht entgegenbringen. Sie dürften ja fühlen, daß das civilisierte Europa hier wieder einmal vor dem Abgrunde verbrecherischer Leidenschaften stehe, die in ihren Wirkungen für den Landes- und Weltfrieden viel gefährlicher werden können, als die sinnlosen Attentate der Anarchisten in der letzten Zeit. Der ermordete Mrva mit dem entstellenden Buckel und mit dem lächerlichen Hinweis auf Richard III, der trotz eines ähnlichen Gebrechens ein gefürchteter König geworden, mit seiner Phantastik verräterischer Haltlosigkeit und Untreue ist gleichsam die Personifikation jener häßlichen Übertreibung des Nationalgefühles, welcher in den Omladinisten nackt hervortritt. Der Kolportageroman des „unterirdischen Prag" wird zwar mit der Verurteilung der Angeklagten, für die ein Offizialverteidiger zu sprechen hatte, keineswegs sein Ende erreichen. Aber daß dieser unsaubere, niedrige Zeitroman zu den schlechtesten Hervorbringungen des Geschichtslebens gehört, steht außer Zweifel. Die fanatisierten Teile des czechischen Volkes besitzen nur noch die Gelüste des Raubtieres, wollen den österreichischen Staat zerreißen und die kulturbringenden Deutschen zerfleischen, ohne zu wissen, was sie an die Stelle des Zerstörten setzen könnten. Wir haben es hier mit einer Abirrung der traurigsten Art zu thun.

Am 21. Februar wurde das Urteil gesprochen. Nur zwei von den Angeklagten erlangten die Freiheit wieder. Die übrigen erhielten Strafen von acht Jahren Gefängnis bis zu sechs Wochen Arrest zudiktiert. Die intellektuellen Leiter der „Omladina" kamen größtenteils glimpflich davon, da sie sich vorsichtig zu decken gewußt hatten. Im Wiener Anarchistenprozeß spielte bald darauf ein „Omladinist" die Hauptrolle und die Strafgerichtsverhandlung gegen die Mörder Mrvas ist jetzt im Zuge. Diese bittere Wildfrucht des Deutschenhasses bleibt das einzige Ergebnis der Regierungskunst des Grafen Taaffe!



Die Petersburger Festung mit der Trubetzkoi-Bastion.

Ein Besuch in der Petersburger Festung.

Von

Graf **Richard Pfeil.**

(Abdruck verboten.)

Gegenüber dem Winterpalast und dem großartigen, von den Schlössern der Großfürsten und der vornehmen Russen begrenzten Newastaden, erblickt man, auf der anderen Seite des breiten Stroms, die grauen Mauern der auf einer der vielen Newainseln gelegenen Festung. Hier legte Peter der Große, bald nachdem er unweit der Newamündung seinen ersten Seesieg über die Schweden erfochten, im Sommer 1703 den Grundstein zu seiner nordischen Hauptstadt.

Aber ein eigenes Verhängnis will es, daß gerade jene Gegend, von welcher aus sich Petersburg rasch mächtig entwickeln sollte, die allereinsamste und düsterste mitten innerhalb des bewegten Treibens der jetzigen Millionenstadt geblieben ist.

Besonders gewinnt man diesen Eindruck, wenn man abends längs des Newastadens wandelt. Dann hebt sich aus dem Glanz Tausender von Gaslampen und hellerleuchteter Fenster, den die breite Wasserfläche der Newa malerisch widerspiegelt, eine dunkle Masse und innerhalb derselben die Umrisse eines hohen Kirchturms hervor; einige spärliche, vom Winde bewegte Lichter machen jene dunkle Einsamkeit erst recht erkennbar. Die grauen, moosbewachsenen Steinwälle, von denen herab zahlreiche Geschütze ihre Mündungen nach der Stadt richten, umschließen nichts, woran menschliches Denken irgend wie heitere oder freudige Beziehungen knüpfen könnte.

Inmitten bergen sie neben der Münze und allerlei Gebäuden zu Kriegszwecken in der Peter-Pauls-Kathedrale die große Ahnengruft der Romanows seit Peter dem Großen. Nur dessen auf Befehl des eignen Vaters hingerichteter Sohn und Thronfolger, der Zarewitsch Alexei Petrowitsch, sowie der in früher Jugend verstorbene Kaiser Peter II fanden anderwärts ihre letzte Ruhestätte.

Aber fast noch düsterer als jene Behausung der Toten erscheint das unweit derselben gelegene Grab der Lebenden, das Gefängnis in der Trubetzkoi-Bastion, das unter jeder Regierung, bis zum heutigen Tage, Persönlichkeiten barg und birgt, die dem Selbstherrschertum der Zaren gegenüber zu Verbrechern wurden. In einem jener Kerker endete der Zarewitsch Alexei Petrowitsch, beinahe zu Tode geknutet, sein trauriges Leben; hier saßen die Staatsgefangenen unter Birons hartem Regiment zur Zeit der Kaiserin Anna, wie die unter den beiden grausam-sinnlichen Herscherinnen Elisabeth und Katharina II.

Unter der Regierung der letzteren ertrank die dort seit Jahren eingekerkerte, jugendliche Fürstin Tarakanow bei einer Überschwemmung. Immer höher stieg das Wasser in dem Kerker der unglücklichen Frau, deren

Digitized by Google

wahnsinniges Hilferufen beim Gebrause der Wogen ungehört verhallte. Als man sich endlich folgenden Tages ihrer erinnerte, fand man ihren Leichnam auf dem feuchten Grunde der inzwischen vom Wasser befreiten Zelle, Hunderten von Ratten zur Mahlzeit dienend. Eifersucht war es, die Katharina bewog, die schöne Fürstin in den Festungskerkern für immer unschädlich zu machen. Die Verschwörer anläßlich der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I, die sogenannten Dekabristen, endlich die Mörder Alexanders II und alle die zahllosen Verbrecher aus der Schreckenszeit des Nihilismus brachten die erste Zeit ihrer Haft in jenen Kerkerräumen zu. Wie viele Staatsverbrecher endeten nicht schon auf den Wallmauern der Festung ihr Leben am Galgen! Die Festung ist die Bastille Petersburgs; aber, wenigstens seit den letzten Jahrzehnten, beherbergt sie nicht mehr wie jene unschuldige Gefangene, Opfer irgendwelcher Hofränke, wie unter Ludwig XIV und XV, sondern Persönlichkeiten, die der Teilnahme an dem blutigen, heute noch im Verborgenen stattfindenden Kampfe des Nihilismus gegen das Zarentum überwiesen sind, und die nur des letzten Richterspruchs harren, um den jetzigen Aufenthalt mit den Bergwerken Sibiriens oder der, fast noch furchtbareren, lebenslänglichen Einschließung in den Kerkern des vom Ladogasee umspülten Schlüsselburgs, oder — dem Galgen zu vertauschen. Bis vor kurzem hielt man auch bereits verurteilte Verbrecher in der Festung eingeschlossen; doch hat man davon Abstand genommen und behält nur solche da, deren Zeugenaussagen man noch zu bedürfen glaubt.

Im Jahre 1887, also noch während der Blütezeit nihilistischer Verschwörungen, wurde mir Gelegenheit gegeben, das Innere des Festungsgefängnisses zu sehen. Der Zutritt dorthin ist für jeden Unbeteiligten streng verboten, und ich verdankte diese Gunst ausschließlich einem, damals dort dienstlich beschäftigten, hohen Beamten. Mit einem eigenartigen Gefühl betrat ich jene Räume, über welche man doch nur sagenhafte Gerüchte vernahm, und von deren Bewohnern ich schon so viele hatte den Weg nach dem Galgen antreten sehen.

Unterhalb der Wölbungen der Trubetzkoi-Bastion führten mehrere starke, eisenbeschlagene Thüren, bewacht durch ihre Schließer und Doppelposten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, nach einem langen, breiten Gang. Auch dort sind viele Posten ausgestellt, besonders zuverlässige Mannschaften des in der Festung liegenden Leib-Garde-Reserve-Bataillons. Zahlreiche „Blaue" erblickt man, jene in ganz Rußland gefürchteten Gendarmen, die eine ganz andere Stellung haben wie bei uns. Die in jenen Räumen verwendeten sind der geheimen Polizei unterstellt und führen deren oft schreckliche Befehle mit stummer Entschlossenheit, ohne jede Rücksicht aus. Sie leisten einen furchtbaren Eid, in welchem sie schwören, eintretenden Falls weder Vater, Mutter, Frau noch Kind zu schonen und sie anzugeben. Der Farbe ihrer Uniform wegen haben sie den vorgenannten Namen. Aus ihrem Munde kommt kein unnötiges Wort, und lautlos bewegen sie sich auf dem mit dicken Matten bedeckten Fußboden.

Längs jenes Ganges ziehen sich in langer Reihe die Gefangenenzellen, jede von der anderen durch mehrere Fuß dicke Mauern getrennt. Manche derart Eingekerkerte befanden sich schon seit Jahren in Untersuchungshaft, weil man ihre Verurteilung selbst in eingeweihten Kreisen noch nicht bekannt geben oder sie noch als Zeugen verwenden wollte. Alle sind sie unnahbar abgesondert für jeden Verkehr mit der Außenwelt. Nichts ahnen sie, was draußen vorgeht; das Schicksal ihrer Mitgefangenen ist ihnen völlig unbekannt, sie wissen nicht, ob jene nicht längst in Sibirien oder am Galgen geendet. Ihre Zahl betrug damals etwa dreißig. Die Mehrheit bildeten zur Zeit etwa zwanzig Offiziere, angeklagt der Teilnahme an nihilistischen Verbindungen; neben ihnen einige bereits an nihilistischen Verbrechen beteiligte Persönlichkeiten, von denen mehrere, wie es mir schien, jüdischer Abstammung waren.

Die Kerkerthüren heben sich äußerlich wenig von der grauen Steinmauer hervor; ein in Manneshöhe angebrachtes, kleines Schieberfensterchen ermöglicht jeden Augenblick, die Gefangenen von außen zu beobachten. Die Zellen sind geräumig und luftig, etwa acht Schritt lang und vier Schritt breit, verdienen somit eher den Namen eines Zimmers, denn einer Zelle. In der einen Ecke befindet sich ein im Boden befestigtes, eisernes Bett mit guter Matratze und zwei wollenen Decken, in der Mitte ein hölzerner Tisch und Stuhl, in

einer anderen Ecke, gleichfalls im Boden befestigt, ein Watercloset und neben diesem eine Waschvorrichtung mit Wasserhahn. An einem solchen Wasserhahn soll sich Anfang 1881 der jüdische Nihilist Goldenberg, eines der hervorragendsten Mitglieder der Partei, erhängt haben. Thatsache war, daß Goldenberg ein, mehrere Schriftbogen umfassendes, umfangreiches Geständnis machte, in dem er die, der Polizei damals noch völlig unbekannte Gliederung der nihilistischen Partei, die richtigen und falschen Namen sämtlicher Führer, deren Wohnorte, verriet, die begangenen Verbrechen, an denen er fast in allen Fällen teilgenommen, und auch den geplanten letzten Mordanschlag gegen Kaiser Alexander II schilderte, beziehungsweise vorhersagte. Es regnete nun Festnahmen verdächtiger Persönlichkeiten, und in jedem Fall bestätigte sich die Aussage Goldenbergs, die dem Nihilismus den schwersten Schlag versetzte, den er überhaupt erlitten. Thatsache ist, daß der letzte, leider gelungene Anschlag gegen Alexander II der Polizei genau bekannt war; wurde doch der Leiter des Unternehmens Sheljabow zwei Tage vor Ausführung des Verbrechens auf Goldenbergs Aussagen hin festgenommen. Als nun aber die Angeschuldigten vor den Richtern verlangten, Goldenberg solle als Zeuge vernommen werden, da wurde ihnen plötzlich eine amtliche Erklärung vorgelesen, daß Goldenberg sich in seinem Kerker an einem Wasserhahn erhängt habe. Ich sehe noch Sheljabow, diesen Typus eines Verschwörers, einen mächtigen, klugen Kopf mit langem Vollbart, vor mir, wie ihm bei der Verhandlung gegen die Kaisermörder jene amtliche Aussage über Goldenberg verlesen wurde. Spöttisch — ungläubig, hörte er sie sich an und sagte, an seine Mitschuldigen gewandt, nur das eine Wort: „Lüge!"

Wie es in gut unterrichteten Kreisen heißt, soll Goldenberg in Schlüsselburg sitzen.

Später versuchte sich ein anderer Nihilist in seinem Kerker an solch einem Wasserhahn, wenige Tage vor der Urteilsvollstreckung, zu erhängen; doch wurde er noch rechtzeitig abgeschnitten, um dann in gesetzlicher Weise, am Galgen, sein Leben zu enden.

Am Tage werden die Zellen durch ein hohes, dreifach vergittertes Fenster erleuchtet; doch wirkt das Licht nur schwach, da sich, wenige Fuß vom Fenster entfernt, eine hohe Mauer befindet. Von Dunkelwerden an spendet eine außerhalb angebrachte Petroleumlampe einiges Licht. Die Gefangenen erhalten täglich zweimal warme, aus je zwei Gerichten bestehende Mahlzeiten und dreimal Thee; nur an Fastentagen wird kein Fleisch verabfolgt. Jeder wird täglich für 40 Minuten an die frische Luft gelassen und bewegt sich während dieser Zeit in einem kleinen, von einer hohen Mauer umschlossenen Garten, natürlich bewacht von Gendarmen. Die Offiziere trugen, da sie ja noch nicht verurteilt waren, während jenes Spaziergangs Uniformen; in den Zellen jedoch, gleich allen anderen Gefangenen, lange, blau und weiß gestreifte Röcke. Ihr soldatisches Aussehen wurde etwas durch die inzwischen langgewachsenen, bis auf die Schultern fallenden Haare beeinträchtigt. Sie benahmen sich jedoch bei jenem Spaziergange, den jeder einzeln unternahm, ganz ihrem Range gemäß, begrüßten den anwesenden Gendarmerieoberst und erwiderten den dienstlichen Gruß der Gendarmen. Alle, die ich im Kerker oder beim Spaziergang sah, waren blutjunge Leute, der älteste 23 Jahre, meistens Opfer weiblicher Verführung, einer Waffe, welche die damals über starken weiblichen Anhang verfügende nihilistische Partei mit großem Erfolg anwendete.

Die meisten jener Offiziere gehörten kaukasischen Regimentern an und waren das Opfer einer Frau Fiegner, geborenen Philippowa, die damals eine große Rolle spielte. Ich sah sie bei einer Gerichtsverhandlung und war geradezu überrascht durch ihre seltene Schönheit, wie durch ihre Gefallsucht, die sie, trotzdem ihr das Todesurteil unzweifelhaft bevorstand, noch im Sitzungssaal entwickelte. Damals noch Untersuchungsgefangene, erschien sie nicht in der Gefängnistracht, sondern in eigener, mit ganz besonderem Geschmack angefertigter Kleidung. An ihrem Auftreten, ihren herausfordernden Blicken, den gesuchten Bewegungen war zu erkennen, daß sie sich bewußt war, die Hauptperson in dieser Verhandlung zu sein. Während ihres Aufenthalts im Kaukasus wußte sie viele Offiziere in ihr Haus zu ziehen und manchen von diesen geradezu leidenschaftliche Liebe einzuflößen. Als Preis für ihre Hingebung verlangte sie die Unterzeichnung einer Erklärung, daß der betreffende Offizier im Falle eines Aufstandes nicht auf das Volk

schießen lassen würde. Damit hatte sie ihn natürlich völlig in der Hand. Noch auf der Anklagebank bekundeten einige der verführten Jünglinge ihre Leidenschaft für diese Circe.

Im Gefängnis fand ich eine große Bücherſammlung vor, aus religiösen Werken und denen russischer Schriftsteller bestehend, deren Benutzung den Gefangenen gestattet wurde. Nur Gendarmen und Wärter kommen mit den Gefangenen in Berührung und zwar stets zu zweien, um sich gegenseitig zu beaufsichtigen. Ein Versuch der Gefangenen, irgend welchen Verkehr anzuspinnen, wird streng bestraft; trotzdem kommen solche Versuche fortwährend vor; bald will man durch Klopfen an den Wänden, bald durch Bücher mit den Nebengefangenen in Verkehr treten. Die Gefangenen rechnen darauf, daß ihre Leidensgefährten nach ihnen die gleichen Bücher wie sie lesen, und unterstreichen daher mit Bleistift oder mit dem Fingernagel gewisse Worte und Buchstaben, so daß ganze Sätze entstehen. Daher wird jedes Buch, sowie es von einem Gefangenen zurückgeliefert wird, genau mit der Lupe untersucht. Überhaupt kommen die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln zur Anwendung. Sind die Gefangenen zum Verhör gewesen, vielleicht auch mit Zeugen in Berührung gekommen, wobei sie nicht so genau beobachtet werden konnten, so werden sie ganz entkleidet, aufs genaueste untersucht. Oft genug hat man Gift oder feine Drahtsägen bei ihnen verborgen gefunden. Auch die Zellen werden mehrmals täglich genau nachgesehen. Man müßte meinen, daß bei solchen Vorsichtsmaßregeln irgend ein Verkehr unmöglich wäre; dennoch kommt er vor. Kurz vor meinem Besuch wurde in einem Kerker das Mundstück einer ausgerauchten Cigarette gefunden, auf dem in winziger Schrift für einen Mitgefangenen bestimmte Angaben „durch unseren Schutzengel zu befördern“ verzeichnet waren.

Jene Angaben dienten, beiläufig bemerkt, später als wichtiger Belastungsstoff gegen beide Angeklagte. Die Untersuchung stellte heraus, daß jener „Schutzengel“ einer der beaufsichtigenden Gendarmen war. Derselbe wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Bergwerksarbeit in Sibirien begnadigt.

Die Strafen für die Gefangenen bestehen in Entziehung der Berechtigung, sich für eigenes Geld etwas anzuschaffen, Verbot des Rauchens, Entziehung der Bücher und endlich Einsperrung in eine ganz dunkle Zelle; Prügel kommen niemals vor. Die Folter gehört erst recht ins Reich der Fabel. Kürzlich hatte einer der Gefangenen versucht, sich durch Hunger das Leben zu nehmen. Drei Wochen hielt er es aus, trotzdem ihm absichtlich wohlschmeckende Speisen täglich in die Zelle gebracht wurden; schließlich konnte er der Versuchung nicht mehr widerstehen. Erkrankt ein Gefangener, so wird er in seiner Zelle durch einen besonders vereidigten Arzt behandelt. Stirbt er, so schafft man den Leichnam in die Totenzelle; auch diese wird aber sorgfältig verschlossen und durch einen Posten bewacht. Folgenden Tags übernimmt die Ortspolizeibehörde den Toten gegen Quittung; derselbe wird in der Nacht aus der Totenzelle abgeholt und auf einem außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhof begraben. Kein Kreuz, kein Stein darf seine letzte Ruhestätte bezeichnen. Unweit jener Totenzelle befindet sich eine andere mit ähnlicher Bestimmung, in welcher die zum Tode Verurteilten die letzte Nacht zubringen. Diese ist sehr geräumig, da zwei Gendarmen den Todesanwärter in der letzten Nacht bewachen müssen. Die meisten, nihilistischen Verbrecher gehen übrigens, wie ich mich bei vielen Hinrichtungen aus nächster Nähe überzeugen konnte, mit großer Ruhe dem Tode entgegen. Vor ihrem letzten Gang sollen sich die meisten ein Glas Thee fordern.

Über all dem traurigen Leben in der Trubetzkoi-Bastion, über den Gefangenen und dem Wärterpersonal steht ein Gendarmerie-Oberst, der ganz in diesem traurigen Dienst aufgeht. Seine Wohnung ist unmittelbar neben den Zellen der Gefangenen; er verläßt fast niemals das Gefängnis, hat keine Familie, keine Angehörigen, keine Freunde und geht ganz in seinem Dienst auf. Was außerhalb desselben in der Welt vorgeht, ist ihm völlig gleichgiltig. Seine Strenge und Pflichttreue ist unerschütterlich; dennoch aber behandelt er die Gefangenen gut und ist vielleicht gegen die Wärter, namentlich die Gendarmen, rauher als gegen jene. Jener Oberst war damals schon seit fünfzehn Jahren an seiner Stelle. Er hat alle die Kaisermörder oder die an Mordversuchen gegen den Kaiser oder gegen hohe Staatsbeamte Beteiligten unter seiner Auf-

Digitized by Google

sicht gehabt und mit untrüglichem Gedächtnis erinnert er sich jedes einzelnen. Sholowjew, der 1879 viermal auf Alexander II schoß, Kwjatkowski, der die Sprengung des Winterpalais leitete, bei der einige 60 brave Soldaten getötet oder schwer verwundet wurden, Sheljabow, jener wilde Verschwörer, der Bombenwerfer Ryssakow, die vornehmer Familie entstammende Kaisermörderin Perowskaja, alle die Verbrecher des 13. März 1881 gegen Alexander II und des 13. März 1887 gegen Alexander III, sie gingen durch seine Hände. Alle nahmen sie, wenn es zum letzten Gang ging, von dem Oberst Abschied und dankten für dessen persönliche Güte. Selbst der ehemalige Offizier Dubrowin, einer der Kaisermörder, der, im Gegensatz zu seinen Genossen, nicht still und mutig zum Galgen ging, sondern sich wütend gegen die Hinrichtung wehrte, Verwünschungen gegen den Zaren ausstoßend, verabschiedete sich, als er zur Hinrichtung nach Kronstadt abgeführt wurde, in Dankesworten von dem Oberst. Dieser ist auch stets Zeuge der Gespräche, welche in seltenen Fällen den Gefangenen mit ihren allernächsten Angehörigen gestattet werden; er ist auch Zeuge des letzten gegenseitigen Abschieds derselben, der Schmerzenstränen der Mutter, die ihren Sohn nach Schlüsselburg, nach Sibirien oder geradenwegs an den Galgen gehen weiß, ihn in einem wie in dem anderen Falle für immer verlierend. Denn wenn er selbst nur zu einigen Jahren Bergwerksarbeit verurteilt ist, so darf er doch, dem Gesetze nach, niemals wieder Sibirien verlassen.

Ich fühlte mich erleichtert, als ich die unheimlichen Räume der Trubetzkoibastion verlassen, und begab mich nach der Wache, um einen Bekannten zu besuchen, der, Offizier eines Garderegiments, heute auf Wache war. In der kleinen, behaglich eingerichteten Wachtstube brodelte bereits der Samowar, bald war der Thee fertig, und wir besprachen die soeben von mir durchlebten Eindrücke. Die Unterhaltung führte bald auf die russische Geschichte im allgemeinen; wir besprachen die Schicksale der Herrscher, von denen nur wenige natürlichen Todes gestorben waren, und gedachten besonders Alexanders II und dessen ihm weniger als ein Jahr im Tode vorangegangener Gemahlin. Mein Bekannter erzählte einige Züge aus dem Leben dieser edlen, schwergeprüften Frau, die mit solcher Nachsicht die Beziehungen ihres Gatten mit der schönen Fürstin Dolgoruki ertragen. Man konnte sie bei Lebzeiten den Schutzengel ihres Gatten nennen, für dessen Heil sie oft stundenlang betete, und wirklich schlugen auch alle gegen ihn gerichteten Mordanschläge fehl. Demütigte sie sich doch so weit, den Kaiser darum zu bitten, er möge die Fürstin Dolgoruki im Winterpalast wohnen lassen, damit er ohne Gefahr zu ihr gelangen könne. Als aber die edle Dulderin die Augen geschlossen, und der Kaiser, drei Monate darauf, die Fürstin an den Altar führte, da gelang den Nihilisten ihr geplantes Verbrechen in so entsetzlicher Weise.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen, und wir machten einen gemeinsamen Rundgang über die beschneiten Festungswälle, wobei sich mein Freund von der ausgezeichneten Wachsamkeit der Posten überzeugte, die dort, in dicke Pelze gehüllt, zahlreich standen. Jeder wußte genau über seine Dienstvorschriften Bescheid und antwortete in kurzer, soldatischer Weise. Der Rückweg führte uns bei der Festungskirche vorbei, deren hohe Fenster matt von den über den Grüften befindlichen, ewigen Lampen erleuchtet waren. Der Vollmond beschien hell den neben der Kirche gelegenen, kleinen Friedhof, auf dem die früheren Festungskommandanten, ihren einstigen Herrschern benachbart, den letzten Schlaf schlummerten. Auf einem Grabsteine betrachteten wir die Aufschrift; es war die des letztverstorbenen Kommandanten, Generaladjutant Baron Maydell, eines treuen Dieners Kaiser Alexanders II, der seinen gemordeten Herrscher nur um wenige Tage überlebt hatte. Alles, was wir sahen, erschien uns durch die Beleuchtung des sich hell auf den schneebedeckten Flächen wiederspiegelnden Mondes und durch die tiefe, nur durch unsere Tritte auf dem knisternden Schnee unterbrochene Stille, groß und gespensterhaft. In die Wachtstube zurückgekehrt, nahm ich in einem bequemen Lehnstuhl Platz und wollte die durch den Spaziergang unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmen, aber sie kam nicht recht in Fluß. Mein Freund antwortete nur kurz, und die trübe brennende Lampe, wie das leise Brodeln des Samowars schienen zur Ruhe einzuladen . . . .

Ich weiß nicht, wie mir plötzlich der Gedanke kam, die Festungskirche auch einmal

in der Nacht anzusehen. Es zog mich mächtig an, die Grüfte, die ich so oft am Tage betrachtet, in nächtlicher Stille zu besuchen und mir den Eindruck zurückzurufen, den sie auf mich in jener Märznacht gemacht, als ich den toten Kaiser in ihrer Mitte aufgebahrt gesehen, umgeben von allen den Ehrenwachen und von dem treuen Volk, das oft Hunderte von Werst herbeigeeilt war, um von dem Herrscher Abschied zu nehmen, der es aus den Banden der Leibeigenschaft befreit.

So erhob ich mich leise, um meinen inzwischen eingeschlummerten Freund nicht zu stören, und bald stand ich, nachdem ich einen dunkeln Vorraum durchschritten, vor der hohen, mit Fenstern versehenen Bogenthür, durch die mir ein mattes Licht entgegenschimmerte.

Ein wachthabender Soldat machte mir dieselbe auf, bevor ich noch die Klinke berührt, gleichsam als habe er meine Ankunft erwartet, und nun stand ich in dem Gotteshause. Der hohe Dom war nur durch die kleinen, unter den Heiligenbildern befindlichen, ewigen Lampen erleuchtet, und es dauerte eine Weile, ehe mein Auge sich an das Halbdunkel gewöhnte. Wohin ich auch blickte, sah ich die weißen Marmorsarkophage, zwischen denen die, durch meinen Eintritt aufgescheuchten Grabeswächter sich auf ihren mit Filzsohlen versehenen Schuhen gespensterhaft bewegten. Lautlose Stille umgab mich; nur jeder meiner Tritte auf dem marmornen Fußboden rief einen echoartigen Widerhall hervor. Wenige Schritte vor mir erblickte ich den Sarkophag Kaiser Alexanders II, kenntlich durch eine auf demselben brennende Kerze und durch eine inwendig erleuchtete Krone, welche sich gerade über der Stelle erhebt, unter der die Brust der Leiche ruht. Eine gleiche Krone schmückte den Sarkophag seiner Gemahlin. Zu Häupten des Doppelgrabes waren die Sarkophage der den Eltern im Tode vorangegangenen Kinder, des Thronfolgers und einer Großfürstin. Ein Gitter umgab die im Tode vereinigte Familie. An der Wand erblickte man silberne und goldene Kränze, wohl hundert an der Zahl, die treue Liebe dem Kaiser dargebracht. Eigenartig war ein von einer Gemeinde dargebrachter, eiserner Kranz, eine gesprengte Kette darstellend, dadurch dem „Zarbefreier“ Dank für die Aufhebung der Leibeigenschaft ausdrückend.

Weiter schritt ich in das Innere der Kirche; die Lichter wurden immer spärlicher; um so schärfer trat der weiße Marmor aus der Dunkelheit hervor. So ging ich langsam vorüber an den Gräbern des Großfürsten Constantin, der seinem jüngeren Bruder Nikolaus den Thron abgetreten, an denen von Nikolaus I und dessen Gemahlin, der Schwester Kaiser Wilhelms, an Alexander I, dem ermordeten Peter III, dem gleichfalls eines gewaltsamen Todes gestorbenen Paul I, der von seinen Mördern so schauderhaft zugerichtet worden war, daß sein Leichnam selbst seinen nächsten Angehörigen nicht gezeigt wurde, den Kaiserinnen Anna, Katharina I und Elisabeth, endlich der großen Katharina II und gelangte schließlich zum Sarkophag des Gründers dieses gewaltigen Totenheims, Peters des Großen. An den Gräbern vieter Großfürsten und Großfürstinnen, auch den kleinen Sarkophagen von Kindern, schritt ich vorbei und befand mich endlich wieder am Ausgang. Die Grabeswächter schienen verschwunden oder in der Dunkelheit nicht sichtbar, und so lehnte ich mich noch einmal an ein Gitter, um noch einen letzten Gesamtanblick zu haben. Fast schien es mir, als höre ich ein leises Rauschen in den die Kirchenpfeiler schmückenden eroberten Fahnen. Da begann über meinem Haupte die Turmuhr mit mächtigem Schlage Mitternacht zu verkünden, und kaum war der letzte Klang verhallt, so spielte das Uhrwerk die schöne Volkshymne „Gott schütz' den Zaren!“ Gar mancher derer, die da unten ruhten, hatte diese Klänge vernommen. Wie gebannt blieb ich stehen. Eine unsichtbare Macht ließ mich nicht von der Stelle .....

Plötzlich schien sich in dem Hintergrunde der Kirche, wo sich das Grab Peters des Großen befand, etwas zu bewegen. Aufmerksam schaue ich dorthin. Mein Auge hat sich an die Dunkelheit gewöhnt, und deutlich sehe ich, wie sich der weiße Sarkophagdeckel langsam in die Höhe hebt. Ich will einen Schrei ausstoßen, kann es aber nicht. Wirr blicke ich um mich, und überall wird mir derselbe Anblick zu teil. Überall richten sich, leise, leise, die Sargdeckel, von unsichtbaren Händen gehoben, in die Höhe, und lautlos entsteigen ihren Grüften die unten Schlummernden. Mit festem, aber nicht hörbarem Tritt schreitet Peter der

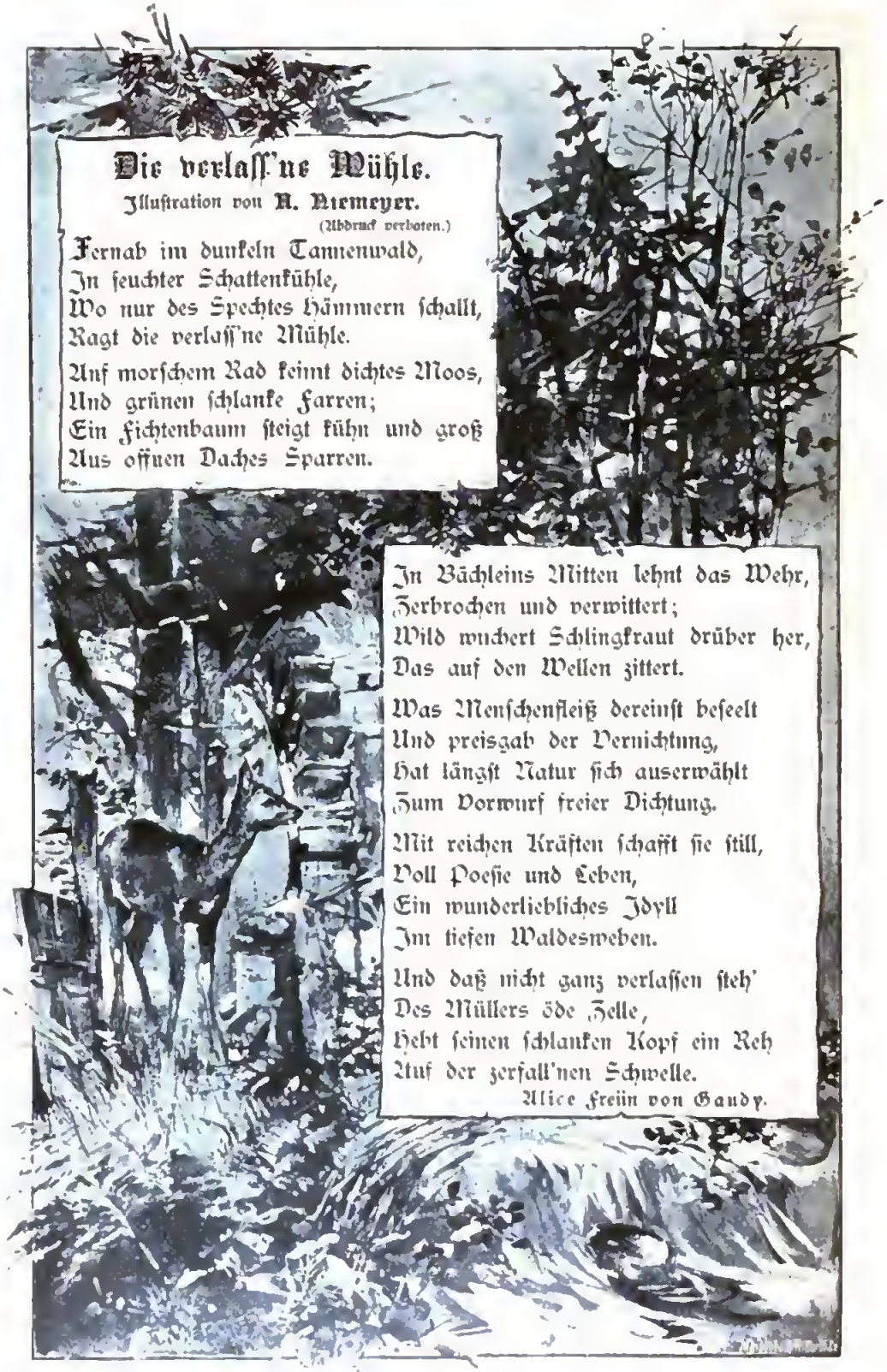
Große in die Mitte der Kirche; schattenlose Gestalten nahen sich ihm von allen Seiten und scheinen mit ihm zu sprechen. Mit anklagender Gebärde weist der bleiche Schatten Peters III auf seine einstige Gemahlin Katharina II, die ihn durch Orlows Hand im Schlosse Ropscha ermorden ließ. In jugendlicher, üppiger Schönheit steht letztere da, die als Greisin verstorben; aber auf dem tiefentblößten Hals und Busen kriechen häßliche Totenwürmer. Blutigen Hauptes erscheint Paul I und zeigt auf die klaffenden Stirnwunden, die ihm Subow und Bennigsen geschlagen. Entsetzt weicht der Schatten Alexanders I vor dem ermordeten Vater zurück, um dessen Tod er gewußt. Da naht die Riesengestalt Nikolaus' I, aber das einst so schöne Antlitz ist häßlich verzerrt und gedunsen, von dem tödlichen Gift, das das Ende des stolzen Herrschers herbeigeführt, der die Niederlage seines unbesiegbar geglaubten Heeres nicht überleben wollte.

Alle, alle kommen und bringen dem großen Ahnherrn ihre Huldigung dar; nur einer fehlt noch, der letzte in der Totenreihe! Aber auch er naht sich, auf den zerschmetterten Füßen lautlos über den Boden dahingleitend, den Verzeihung flehenden Blick zu einer weißen Frauengestalt emporgerichtet, die segnend die Hände über ihn ausbreitet. Und alle die Gestalten reihen sich zu langem Zuge und durchschreiten langsam die Kirche, vor jedem Heiligenbilde niederknieend. Da winkt der große Kaiser, und die Schatten fliehen nach ihren Gräbern zurück. Von oben aber erdröhnt mit mächtigem Schlage die erste Stunde, und ich erhalte meine Sinne wieder.

Mit klopfenden Pulsen, vom Fieber zerrüttelt, erwache ich aus schwerem Traume und fand mich in der Wachtstube im Lehnstuhl. Vom nahen Turm der Festungskirche ertönten eben die letzten Klänge der Volkshymne „Gott schütz' den Zaren!"

Die Grabstätte Kaiser Alexander II in der Petersburger Festungskirche.

Digitized by Google



Die verlass'ne Mühle.

Illustration von **A. Niemeyer.**

(Abdruck verboten.)

Fernab im dunkeln Tannenwald,
In feuchter Schattenkühle,
Wo nur des Spechtes Hämmern schallt,
Ragt die verlass'ne Mühle.

Auf morschem Rad keimt dichtes Moos,
Und grünen schlanke Farren;
Ein Fichtenbaum steigt kühn und groß
Aus offnen Daches Sparren.

In Bächleins Mitten lehnt das Wehr,
Zerbrochen und verwittert;
Wild wuchert Schlingkraut drüber her,
Das auf den Wellen zittert.

Was Menschenfleiß dereinst beseelt
Und preisgab der Vernichtung,
Hat längst Natur sich auserwählt
Zum Vorwurf freier Dichtung.

Mit reichen Kräften schafft sie still,
Voll Poesie und Leben,
Ein wunderliebliches Idyll
Im tiefen Waldesweben.

Und daß nicht ganz verlassen steh'
Des Müllers öde Zelle,
Hebt seinen schlanken Kopf ein Reh
Auf der zerfall'nen Schwelle.

Alice Freiin von Gaudy.

Farbige Glasfenster in der Wohnungsausstattung.

Von

Otto Schulze-Köln a. Rh.

(Abdruck verboten.)

Die Geschichte der Glaserfindung und -Verarbeitung umfaßt ein bedeutsames Kapitel der Kulturgeschichte, und doch ist die Frage: wann ist farbiges oder farbloses Glas zuerst für die Verkleidung von Fensteröffnungen in Aufnahme gekommen? bis heute nicht endgiltig beantwortet. Sicher greift die Nutzanwendung der Glasscheibe weiter zurück, als man für gewöhnlich annimmt.

Da ist Ägypten mit seiner alten, hohen Kultur; es kennt die Bereitung des Glases nnter der Herstellung farbiger Flüsse und Pasten, und die Verarbeitung derselben zu Perlen, Götterbildnissen, Kinderspielzeug, Puppen und kleineren Gefäßen. Es sind dies wirkliche Glasarbeiten, durchscheinend und opak, in verschiedensten Farben, mit aufgeschmolzenem Dekor aus andersfarbigen Fäden und Tropfen. Daneben kommen eine ganze Reihe von Arbeiten der vorgenannten Art vor, besonders Figuren, Skarabäen, Kinderspielzeug, aus gebranntem Thon mit dickem, opakem Glasbeguß überzogen, welche Erzeugnisse fälschlich als ägyptisches Porzellan bezeichnet werden. Das ist etwa 1400 vor Christi Geburt.

In ausgereifter Vollendung treten uns dann die Erzeugnisse römischer Glasmacherkunst entgegen, Arbeiten in gestaltungsreichem Formenwechsel unter Überwindung größter technischer Schwierigkeiten bei farblosem, farbig-transparentem und farbig-opakem Material. Die Museen bergen das Mustergültigste dieser Schöpfungen, und manches weitere Stück werden die Ausgrabungen noch zu Tage fördern, vielleicht auch umfangreichere Reste verglaster Fensterrahmen aus römischer Zeit, die ähnliche Funde auf pompejanischem Boden ergänzen werden.

Zur Verkleidung der Fensteröffnungen im Altertum sollen vorwiegend Gewebe, dünne, durchbrochene Marmorplatten, Marienglas (durchsichtiger, krystallisierter Gips), Bronze- und Eisengitter gedient haben, während der Verwendung des Glases vor dem VI. Jahrhundert nirgends Erwähnung gethan wird. Es ist dies um so auffälliger, als die gewaltigen Fortschritte der römischen Glashütten schon in frühester Zeit die Herstellung des Tafelglases erzielt haben dürften. Die Zusammenfügung einzelner Tafeln, auch mehrfarbiger, zu größeren Scheiben lag sehr nahe, da dieses Verfahren, der musivischen Technik der Mosaikarbeiten verwandt, in denen römische Künstler sich sogar bis zu mächtigen Gemälden verstiegen, sich von selbst ergeben mußte. Auch eine Bemalung derartiger Scheiben schon in römischer Zeit zu vermuten, ganz gleich ob in brennbaren Farben oder in enkaustischer Malerei, ist nicht so fernliegend, weil uns römische Glasgefäße mit Schmelzfarbendekor, Goldornamenten und Figuren zwischen zwei farbigen Glasschichten, im Feuer eingebrannt, erhalten sind. Ich erinnere ferner an die wunderbaren Glasgefäße, bei denen zwei verschiedenfarbige Glasschichten — weiß und blau — übereinander liegen, von denen die weiße Schicht soweit herausgeschliffen wurde, daß Teile von ihr in zartem Relief auf der blauen Unterschicht stehen blieben.

Abb. 1. Schweizer Scheibe von Daniel Lindtmeyer um 1560.
Frühere Vincentsche Sammlung in Konstanz.

Die Scherben aus dem Bruch solcher Gläser mußten notgedrungen die Wirkung des durchfallenden Sonnenlichtes bekannt geben und zur Bemalung farbiger und farbloser Tafelgläser, also der Glasfenster führen.

Trotz dieses annehmbaren Schlusses macht die Geschichte einen Sprung bis ins Ende des X. Jahrhunderts, um das erste Vorkommen musivischer Glasmalereien, mehr Glasscheibenmosaik, und auch wirklich bemalter Scheiben für das südöstliche Frankreich und Süddeutschland resp. Schweiz (Tegernsee) aus zeitgenössischen Quellen zu belegen.

Als bisher bekannte, uns erhaltene, älteste Glasgemälde gelten die der Abteikirche von Saint-Denis in Frankreich, etwa um 1150 bis 1160; die fünf kolossalen Figurenfenster im Dom zu Augsburg, um 1180—1200; dann die Fenster in den Kreuzgängen von Heiligenkreuz und Klosterneuburg bei Wien, um 1240—1260 und 1300. Von nun ab brauchen wir kaum den deutschen Boden zu verlassen, um einen Überblick über die Entwickelung, über Blütezeit und Verfall der Glasmalerei, sowie über Neubelebung in unserer Zeit zu gewinnen. Deutschlands Dome und Kirchen, Rathäuser und Museen besitzen unzählige Beispiele aus allen Jahrhunderten, vom ornamentalen Grisaillefenster bis hoch zum figurenreichen Glasgemälde und Wappenfenster, von den Butzenscheibenflügeln bis zu den monumental gelösten Teppichfenstern, von der zartesten Lichtschwingung bis zu den farbenglühendsten Flutungen durch tiefsatte Hüttengläser. Die kirchliche Kunst hat uns viel mehr überliefert als die profane, auch an Größe und Inhalt Bedeutenderes, da der Profankunst nennenswerte Aufträge in gemalten Fenstern selten erteilt sind, dieselbe daher ausschließlich in der Kleinmalerei, der sogenannten schweizer Kabinettmalerei, für Wohn-, Gilde- und Rathäuser in kleinen Scheiben zeichnerisch wie technisch vorzügliche Arbeiten schuf.

Technische Fortschritte decken sich ziemlich mit den Stilwandlungen der verschiedenen Zeiten, der Verfall der Technik aber auch mit der Ausartung der Kunst. Im wesentlichen ist die Technik dieselbe geblieben wie zu Beginn der Glasmalerei, nur ist die Skala der Gläser und der Schmelzfarben bedeutend gewachsen. Noch heute finden die Hüttengläser, in der Masse durch Metalloxyde gefärbte Glasflüsse, so gut Verwendung und Würdigung als die Überfanggläser, die aus einer stärkeren, farblosen Schicht und einer nur auf einer Seite befindlichen, farbigen Überfangschicht bestehen. Das Schwarzlot, eine Malfarbe für den Kontur und Schattenstrichlagen, vom bräunlichen Grau bis zum tiefsten Schwarz, erfreut sich mit dem Kunst- oder Silbergelb, als Lasurfarbe, seit Alters her eines hohen Rufes. Die Glasmalerei der Profankunst verwendet mit Vorliebe die Überfanggläser, farblose, weiche Gläser und das für Lichtbrechung und Farbenaufnahme gleich gute Kathedralglas von grüngelblicher oder grüngrauer Färbung mit unebener, gewellter und gerippter Oberfläche. Die eigentliche Malerei befindet sich stets auf der Innenseite des Fensters; das Silbergelb wird auf die Außenseite aufgetragen, ebenso Farben, die ausgeätzte Flächen an Überfanggläsern andersfarbig überdecken sollen. Die lichten Stellen werden aus den z. B. mit Schwarzlot leicht überzogenen Flächen mit Stäbchen und Nadel herausradiert. Die Verbindung der einzelnen Scheibenteile geschieht durch die Bleiruten, während große Fenster noch besonders durch Windstangen und eiserne

Armierung geſchützt werden. Der Dilettantismus hat ſich bis heute nur in beſcheidener Weiſe der Glasmalerei zugewendet, weil die techniſchen Schwierigkeiten zum Teil unüberwindlich ſind. Allen Dilettanten auf dieſem Gebiet dürfte anzuraten ſein, nur in dem Atelier und unter Aufſicht eines wirklich tüchtigen Glasmalers zu arbeiten, denn viele Nebenzufälle ſind unberechenbar, da der Farbenauftrag durch ungenügenden Brand

Innenräume, Wohnzimmer und Feſtſäle zeigen, ſo gewinnen wir die überraſchende Erkenntnis, daß Farbenfenſter in dieſer Zeit nicht gerade häufig vorkommen. Die Fenſterverkleidungen gehen kaum über Butzenſcheibenflügel und einfache geometriſche Muſter farbloſen Glaſes hinaus. Nur die Schweiz und Süddeutſchland machen größeren Gebrauch von farbigen Scheiben kleineren Umfangs (ſ. Abb. 1 und 2). Auf Bildern und

Abb. 2. Schweizer Scheibe von 1542. Frühere Vincentſche Sammlung in Konſtanz.

wiederholt, alſo auch ein mehrfaches Brennen ſtattfinden muß. Ein weiteres Eingehen auf techniſche Einzelheiten an dieſer Stelle iſt nicht ratſam, da beſonders die Glasmalerei darauf Anſpruch hat, daß Probieren über Studieren geht. Der Zweck dieſer Zeilen ſoll lediglich ſein, den Wert der farbigen Fenſter für die wohnliche Innendekoration zu beſtimmen.

Betrachten wir alte Gemälde und Stiche aus dem XV. bis XVII. Jahrhundert, die

Stichen des XVIII. Jahrhunderts finden wir überhaupt nur die durch Horizontalſproſſen geteilten Fenſter mit klaren Scheiben. Das Verſchwinden der Farbenfenſter wächſt mit der in den Räumen überhandnehmenden Monotonie, dem Größerwerden der Fenſteröffnungen und dem Streben nach Licht und — Aufklärung. Unbeſtimmte Farbengebung kann keine Farbengegenſätze dulden. Die Zeit des Rokoko findet wenigſtens noch in ſchönem, plaſtiſchem Schmuck an Wand

und Decke einen kärglichen Ersatz für die Farbe, während die nüchternste Zeit für die Wohnungsausstattung von 1790 — 1850 den Trumpf „Weiß- und Stuckmalerei“ ausspielt. Das erste Erwachen der fast untergegangenen und in der Technik vergessenen Kunst fällt um das Jahr 1827 mit der Gründung der königlichen Glasmalereianstalt in München zusammen, aus der inzwischen hochachtbare Leistungen für die Dome in Regensburg, Köln, für die Aukirche in München, sowie für viele andere deutsche und englische Kirchen hervorgegangen sind. Auch Berlin besitzt ein königliches Institut für Glasmalerei, das im engeren Sinne besonders den Bedarf der öffentlichen Gebäude und Kirchen in Preußen deckt. Von hier wurden geliefert Fenster für den Dom zu Magdeburg, Halberstadt, für die Marienburg, nach Danzig, Königsberg u. a.

Seit zwanzig Jahren haben sich unzählige Glasmalereien in allen Städten aufgethan. Es wird mit erlaubten und unerlaubten Mitteln gearbeitet, die Produktion und der Verbrauch wachsen ständig, und daneben hat die Imitation ihre zweifelhaften Notbehelfe für farbige Fenster als seelen- und lichtlose Surrogate über die Wohnräume gegossen. Sie wollen eben alle leben, und die wenigen größeren und besseren Aufgaben, die der Kirchenbau stellt, oder die Aufträge, die für Bahnhöfe, Postgebäude und Rathäuser erteilt werden, fallen den bevorzugten Anstalten zu, unter gegenseitiger, wackerer Herabdrückung der Preise. Das bürgerliche Wohnhaus hat bisher wenig Nutzen daraus gezogen. Teils ist die wirkliche Bedeutung der farbigen Fenster für die Wohnräume verkannt, teils haben Stil-Ästhetiker verständnislos dagegen gepredigt, schlechte Fenster haben durch ihre bildmäßige Buntheit, gute Fenster durch hohe Preise abgeschreckt. Die sinnlosen Fensterdraperien und Stoffdekorationen, die allerdings mit Licht und Gegenfarbe in Feindschaft stehen, haben dann des weiteren dazu beigetragen, der Einführung der farbigen Fenster, als der modernen Mode zuwiderlaufend, Schranken zu setzen. Jedenfalls ist es viel bequemer, Licht zu dämpfen oder einfach abzusperren, als damit gut hauszuhalten, es zu verwerten und den verschiedensten Bedingungen zusagend zu verteilen.

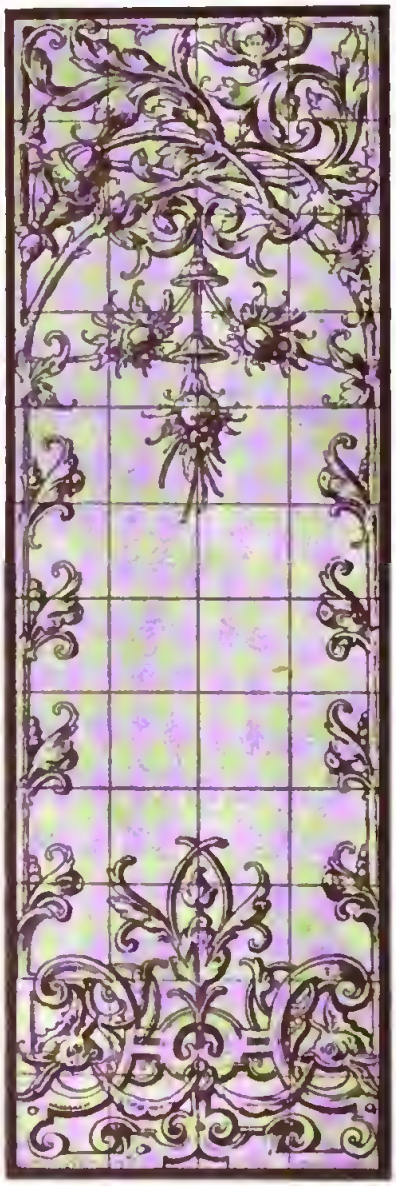


Abb. 3. Renaissance-Fenster von Ferd. Müller in Quedlinburg a. H.

Das heutige Familien- und gesellschaftliche Leben innerhalb der Behausung fordert Räume von ausgesprochener Benutzungsart und Ausstattung. Wir finden viel Buntheit, aber wenig Farbe; viel Einzelheiten, aber keine Einheit. Es ist eine Unzahl von Theorien aufgestellt, Winke und Rezepte gegeben, die mehr die Hände binden als Freiheit gewähren, denn sonst würden wir nicht überall derselben Eintönigkeit und Abgedroschenheit begegnen.

Nichts spricht mehr zu uns als das Licht, das vom Himmel flutet, das lebendige, goldene Licht, dessen kräftige, lebenweckende Strahlen sich in tausend Brechungen über die Natur ergießen. Wir haben es nun in

der Macht, unſern Räumen etwas von dieſer wunderbaren Palette mitzuteilen, indem wir das Tageslicht durch farbige Fenſter und Glasmalereien leiten — raumabſchließend und -erweiternd zugleich. Mich wundert, daß die Cremegardinen, Blumenvorhänge, Lambrequins und Überwürfe aus ſchweren Plüſchen und Stoffen mit Quaſten und Schnüren, Ketten und Haltern uns noch nicht zum Überdruß geworden ſind. Jeder Gegenſtand, der dem Auge wahrnehmbar ſein ſoll, muß beleuchtet ſein — dies kann für derartigen Fenſterſchmuck nicht zutreffen, weil er völlig im Schatten liegt. Erſt die den Fenſtern gegenüberliegende Wand und die beiden Seitenwände erhalten für ihre Zierraten an Möbeln und Dekorationen die nötige Beleuchtung, und mit dieſen Lichtſtrömungen ſollte ornamentiert, d. h. geſchmückt werden. Den wunderbaren Eindrücken der farbigen Fenſter, auch wenn ſie nur Teppichmuſter bilden, kann man ſich nur gewaltſam entziehen; zumal in den Kirchen. Uns oft übermächtig beeinfluſſend, ſchließen ſie eine Welt für uns ab, die um ſo einwirkender wird, je farbenfreudiger die Geſamtſtimmung iſt. Nicht das myſtiſche Dunkel, ſondern das lebendige Licht erhebt.

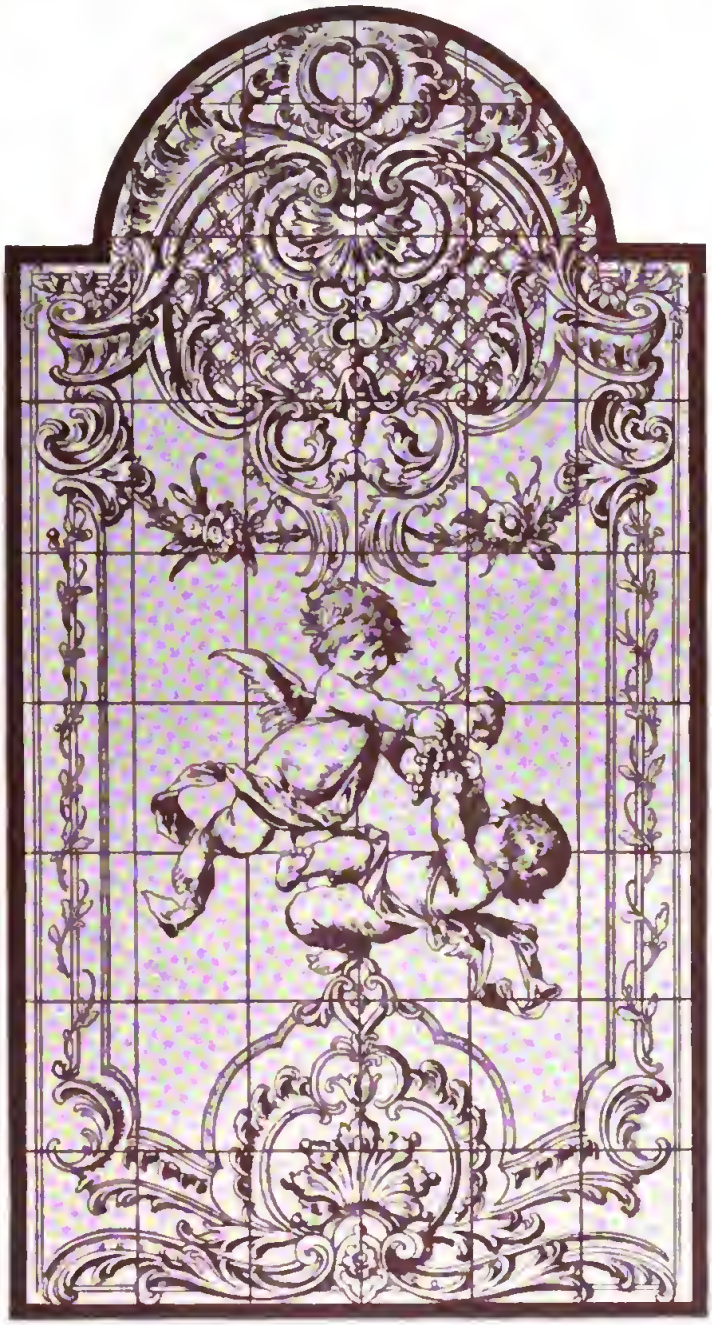


Abb. 4. Barock Fenſter von Ferd. Müller in Quedlinburg a/Harz.

Wir ſind heute an manchen Stellen kunſtgewerblicher Bethätigung zu Schlüſſen gelangt, die ernſtlich zu denken geben, die ein weiteres Vorwärts — weil Stillſtand und Rückgang vertretend — verbieten. Durch die erſchreckende Überproduktion in Wohnungsausſtattungsgegenſtänden, die in wüſter Ausartung zur Spielerei über Bedürfnis und Zweck weit hinausgeht, iſt uns ein Ausgabeetat aufgebürdet, der unſere Kräfte zerſplittert und die Unbehaglichkeit in die Wohnräume trägt.

Wir müssen zur Einfachheit zurückkehren und uns wieder gewöhnen, größere Benutzbarkeit von den Möbeln und Räumen zu fordern, ohne damit den Hang nach Wohligsein und Harmonie, nach Licht und Farbe preiszugeben. Was wir erreicht haben, ist durch die geschraubte Ausbeutung von Wand, Decke und Fußboden erzielt, und diesem System verdanken wir die Schwäche des Stillstandes. Wir haben das Fenster bisher eben nur als Dekorationsobjekt behandelt, und doch ist das Fenster der Ursprung der gesamten Dekoration des Raumes, der Grundkern für die Ausbildung der Fassade. Sobald wir beginnen, den Lichtöffnungen, den Fenstern, den Augen der Wohnung, ein gewisses Verständnis zu widmen, werden wir auch neue Fingerzeige und Bahnen für eine frischere, lebenswarmere Gestaltung unseres Heims gewinnen.

Da ich ein Zurückgehen auf einfachere Formen, ein Eindämmen der Verzierungswut an jedwedem Gegenstand für unerläßlich halte, um Benutzung und Behaglichkeit wieder zu vereinen, Farbenfreudigkeit im Raum aber unbedingt fordere, so will ich diese wenigstens aus erster und bester Quelle, vom Sonnenlicht, vom Tageslicht, das ich durch farbige Fenster in die Räume leite.

Der Butzenscheibenstil ist arg in Verruf gekommen und mit Recht; wir haben heute andere Licht- und Straßenverhältnisse wie vor 350 Jahren, da man sich mit dem Gegenüber aus dem Fenster die Hand reichen konnte. Butzenscheiben allein thun es nicht, ich verwerfe dieselben, wo sie große Flächen füllen, obgleich sie sehr gute Lichtbrecher und Lichtverteiler sind. In Bordüren, also als Umrahmung anderer Scheiben, lasse ich sie gelten, für stark belichtete Fenster können Butzenscheiben mildernd wirken. Vielfarbige Kunstverglasungen, also die musivische, mosaikartige Technik, möchte ich nur in Treppenhausfenstern verwendet wissen, wo sie vorübergehend gesehen werden. Ihr ständiges „Vorsichhaben" ist für die Augen schädigend, zumal bei der häufig obwaltenden, krassen Buntheit. Gute Kunstverglasungen in helleren, gut abgestimmten Farben, in nicht allzu kleiner Teilung (s. Abb. 5) sind für einfachere Wohn- oder Schlafzimmer sehr vorteilhaft verwendbar, sie spenden ein angenehmes und reichliches Licht. Außerdem ist der Kostenpunkt nicht erheblich. Bei der vollendeten Herstellung der Hütten- und Überfanggläser — auch die Kathedralgläser werden, mit Ausnahme von Rubinrot, in allen Farben gefertigt — ist heute jede Nüance zu haben. Hierdurch ist der echten Technik die beste Grundlage geboten, gegen die minderwertigen Bildersurrogate erfolgreich zu kämpfen. Je nach Raumgröße möglichst einfache, klare und in Teilung angepaßte Muster, bald kleiner, bald größer, damit das durchströmende Licht dem Raum auch eine allgemeine Helligkeit schafft.

Ferner ist die Maltechnik mit Schmelzfarben — transparenten Glasflüssen, Metalloxyden — auf farblosem Glas auf einer Höhe, die auch die weitgehendsten Ansprüche an moderne Glasgemälde, in der Art der schweizer Kabinettmalerei, befriedigt. Seit der Zeit, da die „altdeutschen" Zimmer wieder auf der Tagesordnung stehen, ist gerade das farbige Fenster am unverstandensten geblieben. Durch sklavische, unverstandene Nachahmung all der in den alten Scheiben vorhandenen „Zufälligkeiten" hat man unterlassen, den modernen Licht- und Wohnungsverhältnissen gebührende Rechnung zu tragen. Für kleine Räume eignen sich keine schweren Farben, keine starken, nur für Kirchenfenster, also für große Fensterflächen zu verwendenden Gläser. Eine nutzbringende Empfänglichkeit konnte daher nur bei Behörden Platz greifen, während dem bürgerlichen Heim die Sache verleidet wurde oder in ihm bis zur Spielerei entartete. Viel Schuld hieran messe ich den spekulativen Köpfen zu, die über die wiedererwachte Technik herfielen und bei mangelhaftem Können unverantwortlichen Raubbau getrieben haben.

Schon jetzt ist ein gewisser Stillstand, eine Enthaltsamkeit eingetreten, und manche der kleinen nichtzünftigen Malereien ist von der Bildfläche verschwunden. Die besseren Firmen beginnen, ihren doch stark hervorstechenden Leistungen ein weiteres Gebiet zu erobern, und so ist Hoffnung vorhanden, die Ehre der wirklichen Glasmalerei und ihre hohe Bedeutung für die Innenausstattung zu wahren.

Ist ein Zimmer in enger Straße nur schwach in seiner Lichtquelle, so darf natürlich über medaillonartige, farbige Vorhänge nicht hinausgegangen werden. Bei lichtreichen Räumen muß man jedoch darauf

bedacht ſein, die Fenſterflügel möglichſt gehaltvoll für die Zuſammenwirkung zu ſchmücken. Je vornehmer die Dekoration des Raumes, umſo kunſtvoller, umſo ausgewählter und angepaßter die Glasmalereien.

Beſchäftigen wir uns nun eingehender mit den Abbildungen. Abb. 3 ſperrt das Licht nur ſehr wenig ab und dürfte für Wohnzimmer, Erker oder Herrenzimmer ausreichenden Schmuck bieten. Abb. 5 könnte gleiche Verwendung finden, würde ſich jedoch noch beſſer für Speiſezimmer, Empfangs- oder Vorzimmer eignen. Abb. 4 gibt uns ein Vorbild für ein Geſellſchaftszimmer oder einen Salon. Auch einem Muſikzimmer würde es ſeiner heiteren Stimmung wegen zur Zierde gereichen, denn es iſt nicht erforderlich, daß auf ſolchen Fenſtern auch noch Muſik gemacht wird. Der Stil dieſes Fenſters paßt inſonderheit für Geſellſchaftsräume, die jetzt mit Vorliebe im Stil des XVIII. Jahrhunderts eingerichtet werden. Einen gewiſſen vornehm-fröhlichen Feſtcharakter zeigt auch das Fenſter Abb. 6, beſtimmt einen großen Feſtſaal zu ſchmücken; nicht weniger würde es einem eleganten Treppenhaus mit Veſtibül Ehre machen.

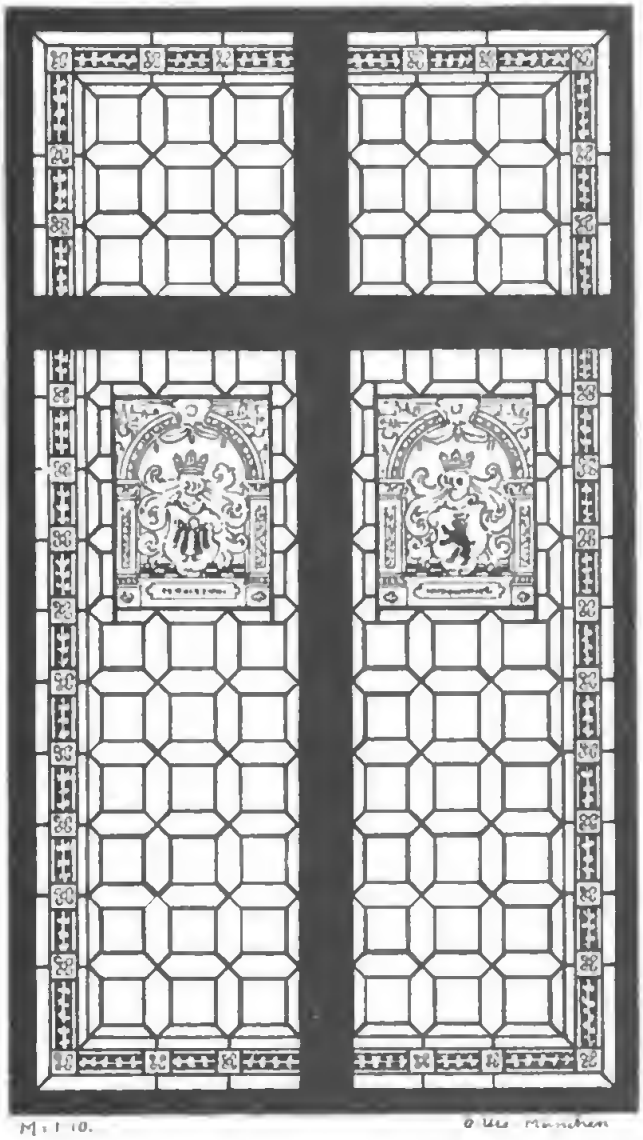


Abb. 5. Renaiſſance-Fenſter von C. Ule-München.

Für ein Zimmer der Frau, das mit leichten Renaiſſancemöbeln ausgeſtattet iſt, dürfte Abb. 7 ein treffliches Beiſpiel liefern: aber auch Wohn- und Schlafzimmern bietet beſonders dieſes Fenſter eine harmoniſche Farbenflutung.

Aus einer großen Anzahl gediegener Arbeiten herausgegriffen, zeigen die hier wiedergegebenen Vorbilder gute, charakteriſtiſche, für das Bürgerhaus verwendbare Farbenfenſter. Die Firmen: Ferd. Müller in Quedlinburg am Harz und C. Ule in München, zwei gute, leiſtungsfähige Glasmalereien, ſtellten uns das ſchöne Illuſtrationsmaterial zur Verfügung. Weitere achtbare Firmen ſind: Wilhelm Schell in Offenburg, die Zettler'ſche Hofglasmalerei in München, Heinersdorff & Co. in Berlin, das königl. Inſtitut für Glasmalerei in Charlottenburg-Berlin u. a.

Auf die beiden koſtbaren, alten ſchweizer Scheiben (Abb. 1 und 2) muß ich aus dem Grunde noch näher eingehen, weil mich dieſelben an eine nachahmenswerte Sitte erinnern, die Dr. Herm. Meyer in ſeinem Werkchen: „Die ſchweizeriſche Sitte der Fenſter- und Wappenſchenkungen vom XV. bis XVII. Jahrhundert," Frauenfeld 1884,

Abb. 6. Teil eines Rokoko-Fenſters für das Konkordiahaus in Berlin.
Von Ferd. Müller in Quedlinburg a. Harz.

einer anregenden Bearbeitung unterzogen hat. Wir ſind ſo oft in Verlegenheit: „Was ſchenken?“ Es ſoll etwas Gutes ſein, ein ſichtbares Zeichen der Wertſchätzung, eine Ehrengabe, ein Dank, der nicht in anderer als ſeiner Form abgeſtattet werden kann. Damals beſtand die lobenswerte Sitte des Schenkens und Stiftens von gemalten Glasfenſtern in gut bürgerlichen, adeligen, Zunft- und Vereinskreiſen. Ehrlich

gestanden, ist diese Art der Schenkung und Ehrung nobeler, als die Darbietung von Adressen und Diplomen von zweifelhaft künstlerischem Wert. Abgesehen von dem großen Unfug, der heute mit Adressen getrieben wird, ist vor allen Dingen die Darstellung von Lithographen, Zeichnern und Schreibern, die damit in den meisten Fällen beauftragt werden, eine den verschiedensten Aufgaben nicht gewachsene und mangelhafte. Die wirklich künstlerisch-geistvolle Adresse lasse auch ich gelten!

Es gibt ein versöhnendes Mittelding zwischen Adresse, Tafelaufsatz und Denkmal: ein gediegenes, gemaltes Farbenfenster für ein öffentliches Gebäude (einschließlich von Festsälen der Schulen), das einem verdienstvollen Manne gestiftet wird. Eine Adresse führt aus Anstandsgründen ein ziemlich verkümmertes und versteckes Dasein; ein Denkmal wird erst nach dem Tode zahlbar und verschlingt, wenn leidlich anständig, viel, viel Mammon. Mancher brave, arbeitsfreudige Bürger hat aber Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Mitmenschen; er verzichtet als braver Mann auf persönlichen Lohn — eine Ehrung, die den Spendern und Stiftern selbst zu Nutz und Frommen gereicht, würde er nicht ausschlagen. Hier lassen sich Hebel ansetzen, auch die monumentale Seite der Glasmalerei zu fördern: noch sehr viel Gebäude entbehren eines nennenswerten Fensterschmuckes. Für 1000 bis 6000 Mark lassen sich schon sehr schöne, kunstvolle Fenster schaffen, die den Heimstätten der Kunst und Wissenschaft, den Pflegstätten der Gerechtigkeit und des Gemeindewohls und nicht zuletzt den Kirchen ersehnten Schmuck bringen würden.

Abb. 7. Fenster in italienischer Renaissance von C. Ule-München.

Aber besonders das Schenken von Scheiben mit entsprechenden Widmungen aus Anlaß von frohen Familienereignissen, wie Geburten, Taufen, bestimmten Geburtstagen, Hochzeiten, Jubiläen würde dem Heim manche Zierde zuwenden, allen zur Freude. Auch

in Vereinskreisen, Gesellschaften, Genossenschaften, Logen, Schützen- und Handwerkergilden dürfte die Stiftung geeigneter Glasmalereien zur Hebung guten Geschmackes in der würdigen Ausstattung der Vereins- und Klublokale wesentlich beitragen.

Unsere Geschenke und Ehrungen, die wir von Zeit zu Zeit leisten und leisten müssen, sind doch schon recht abgedroschen, und es thut not, einen Ausweg zu finden, der für Geschenkgeber und -Empfänger gewisser unzarter Nebendinge entbehrt. Versuchen wir es mal mit der ausgedehnteren Einführung der Widmungsfenster. Vielleicht gelangen wir dadurch wieder zu einer verständnisvolleren Würdigung der Bedeutung des farbigen Fensters, um wieder eine farbenfreudigere Gestaltung, eine größere Frische und Einfachheit in unseren Wohnräumen zu zeitigen.

Canossa und Salerno.

(Abdruck verboten.)

Am Strande von Salerno ragt gebietrisch das Normannenschloß,
Halb luftig und alhambragleich, und halb ein nordischer Koloß.

Rings leuchtet um den Wunderbau der wilden Rosen Flammenpracht,
Des Ölbaums zartes Silberlaub erhellt der Pinienwipfel Nacht.

Vom Schloßaltane schweift der Blick weit übers unbegrenzte Meer,
Und aus Siciliens Zauberland trägt laue Luft der Südwind her.

Die Burg, das Meer, die ferne Stadt, der Hügel immergrüner Kranz:
Von Licht und Duft umflossen ruhn sie friedevoll im Sonnenglanz.

Doch atmet Fried' und Freude nicht der Greis im geistlichen Gewand,
Des düstrer, gramumwölkter Blick der Landschaft Herrlichkeit umspannt.

Nein, schicksalsschwere Bilder schaut im Geist der siebente Gregor,
Und durch sein vielgeprüftes Herz rauscht der Erinnerungen Chor:

Wie zu Canossa Tag auf Tag als Büßer Kaiser Heinrich steht
Und, allen Herrscherstolzes bar, um Gnade und Versöhnung fleht.

Die Flocken wirbeln dicht herab, kein Stern die frost'ge Nacht erhellt,
Da Heinrichs selbstbewußte Kraft am Felsen Petri jäh zerschellt.

Vom Apennin das Sturmgebraus klagt um den Burgfirst schwer und dumpf:
Da übt im Siegeshochgefühl Gregor des Gnadenrechts Triumph.

Doch bald erlahmt sein hoher Flug: denn deutscher Schlachtruf tönt durchs Land,
Und drohend blitzt das Rachesschwert in stahlbewehrter Kaiserhand. — — —

Im Dome zu Salerno kniet der Greis vor der Madonna Schrein,
Den Tod im Herzen segnet er sich selbst die letzte Ruhstatt ein. —

Canossas großer Tag dereinst! Nun zu Salerno ew'ge Rast;
Gewaltig und erhaben dort, und hier ein müder Erdengast.

J. H. Burchard.

Kreidestudie zu Friedrich dem Großen. Von Rob. Warthmüller.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Man weiß, wie ſelten ein Autor Erfolg hat, wenn er einen ſeiner Romane in ein Bühnenſtück umwandelt. Fedor von Zobeltitz ſollte das Experiment jüngſt geglückt ſein; nach der erſten und erfolgreichen Aufführung ſeines Schauſpiels „Ohne Geläut“ wurde behauptet, dasſelbe ſei aus ſeinem Roman „Die Pflicht gegen ſich ſelbſt“ (Deutſches Verlagshaus, Berlin) entſtanden. Das hat mich in erſter Linie veranlaßt, den Roman zu leſen. Denn in dem Schauſpiel war etwas, was ich vordem in Zobeltitzſchen Werken nicht entdeckt habe, — vor allem Schlichtheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und dieſen Vorzügen haſſte ich in dem Roman wieder zu begegnen. Was die Übereinſtimmung der beiden Werke anbetrifft, ſo deckt ſich in der That der Inhalt des zweiten Aktes des fünfaktigen Schauſpiels mit einer kurzen Epiſode des Romans. Das iſt aber auch alles. Schauſpiel und Roman haben außer dieſer Scene keine Gemeinſchaft miteinander, ſie ſind vollkommen ſelbſtändige Arbeiten. Und nicht nur inhaltlich ſind die beiden ganz verſchieden. Im Schauſpiel Knappheit, Klarheit, Natürlichkeit, — drei poſitive Vorzüge. Als negativer Vorzug der gänzliche Verzicht darauf, die Vorgänge pſychologiſch tief zu faſſen. Ich nenne das in dieſem Falle einen Vorzug, weil ich nicht glaube, daß es Zobeltitz geglückt wäre, ſein Schauſpiel ohne ſtarken Widerſpruch durchzubringen, wenn er von dem Zuſchauer mehr verlangt hätte, als den naiven Glauben an die auf der Bühne dargeſtellten Vorgänge. Im Roman dagegen ein Zuviel an allem, ein Zuviel an Handlung, ein Zuviel an Motivierung, ein Zuviel vor allem an Worten. Ein mit ſeiner Erfindungsgabe weniger verſchwenderiſch umgehender Autor hätte aus dieſem einen Roman zum mindeſten fünf geſchnitten: Nr. I „Die Pflicht gegen ſich ſelbſt“ oder „Nur die Gründung von Majoraten kann dem Adel helfen.“ Nr. II „Rotes und blaues Blut“ oder „Die inkonſequente Gräfin Flöre.“ Nr. III „Der geniale Rittmeiſter“ oder „Wie man ſich durch eine reiche Heirat zu Grunde richtet.“ Nr. IV „Der kluge Landwirt“ oder „Künſtlicher und natürlicher Dünger.“ Nr. V „Die unterſchlagenen Depots“ oder „Das Ende von Hirſchfeld, Friedländer und Sammerfeld.“ Dieſe fünf, mehr aber minder breit ausgeführten Stoffe laufen viel zu ſelbſtändig nebeneinander, als daß man an dem Reichtum der Erfindung ſeine ungetrübte Freude haben könnte. Ich will mich nur mit dem Hauptroman etwas eingehender beſchäftigen. Nicht mit den Geſchehniſſen, ſondern mit der Tendenz, mit der anſcheinend feudalen Tendenz, die er vertritt. So viel Reſpekt vor adliger Geburt, wie in dieſem Roman zutage gefördert wird, iſt mir bisher ſelten entgegengetreten. In etwas unklarer Form freilich, denn Zobeltitz ſpricht mehrmals von „Prinzipien des Bluts“, unter denen ich mir abſolut nichts denken kann. Denn was das Blut vererbt, iſt etwas von Anfang der Exiſtenz an Vorhandenes, während ſich das Individuum Prinzipien erſt anzueignen pflegt. Dieſen Reſpekt vor adliger Geburt teile ich nicht, ebenſowenig wie den Abſcheu vor Vermiſchung des Adels mit dem Bürgertum, der aus dieſem Roman ſpricht. Ich halte den Gegenſatz zwiſchen Adel und Bürgertum für überwunden, trotzdem er mir neulich von einem Bürgerlichen ſtark betont worden iſt. Daß dagegen der Adel in irgend einer Form immer exiſtieren wird, daß er der Monarchie unentbehrlich iſt, iſt auch meine Überzeugung. Mit Zobeltitz gehe ich indeſſen wieder darin auseinander, daß er meint, die heutigen Adelsfamilien, je älter je adliger, repräſentierten den Adel for ever, und mit ihrem Ausſterben aber ihrem Ruin ſei es um den Adel überhaupt geſchehen. Ich meine, es würde in dieſem Falle einen Erſatz geben. Das hiſtoriſche Alter macht in Deutſchland nicht allein den Adel; wenn jemand die Liſte der Familien durchblättert, die in den letzten fünfzig Jahren in Preußen geadelt worden ſind, wird er ſich darüber wundern, einer ganzen Reihe von bekannten Namen zu begegnen, von denen er glaubte, daß er ſie ſchon in der Geſchichte der Kreuzzüge habe nennen hören Und wenn heute ein Adliger ſich auf die ſtiftsfähig machenden ſechzehn Ahnen berufen will, muß er's in den meiſten Fällen ſchon machen wie ich, wenn ich auf die Minderwertigkeit des polniſchen Adels gereizt werde, indem ich aus eigener Machtvollkommenheit meine Großmutter zu einer polniſchen Gräfin ſtempele, die ſie nicht geweſen iſt. Ohne ſolche kleine Karrekturen dürften die meiſten Stammbäume eine Lücke aufweiſen. Aber das alles ſind Nebenſachen. Die Hauptſache iſt, wie Zobeltitz dem hiſtoriſchen Adel den Weg weiſt, ſeine hiſtoriſche Stellnng zu erhalten. Er erfülle zuerſt die Pflicht gegen ſich ſelbſt, meint Zobeltitz, indem er Majarate gründe, dann iſt ſeine Exiſtenz geſichert. Da gehe ich ganz mit Zobeltitz auseinander. Nicht, daß ich irgend etwas gegen Majorate hätte. Mir erſcheint ein Majorat nicht nur perſönlich als etwas ſehr Annehmbares, ſondern ein feſtgelegter Grundbeſitz in gewiſſen Grenzen auch durchaus als eine Stütze des Staates. Aber daß Majarate die Exiſtenz des Adels unter allen Umſtänden ſicherten, kann ich nicht glauben. Die große franzöſiſche Revolution hat den franzöſiſchen Adel geköpft, aber ſie hat ihn nicht vernichtet; mit dem damaligen Grundbeſitz des franzöſiſchen Adels dagegen hat ſie ziemlich aufgeräumt. Viel geringere politiſche Kriſen in Deutſchland haben die Kirche um ihren Grundbeſitz gebracht, der nicht minder feſtgetegt war als ein adliges Majarat. Um mit den Majoraten in Deutſchland ein Ende zu machen,

Digitized by Google

bedarf es nicht einmal einer sozialen Revolution, — das kann einmal ganz friedlich zu stande kommen. Deshalb meine ich, Majorate bieten dem Adel gar keine Garantie für seine Fortexistenz, und das Motto, das Zabeltitz für den Adel ausgibt, in erster Linie die Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, ehe er sich höherer Pflichten bewußt wird, ist so verkehrt wie möglich. „Der brave Mensch denkt an sich selbst zuletzt," stellt Schiller als Richtschnur für jeden Mann auf. Dem adlig Gebarenen steht nach als besonderes Motto „Noblesse oblige" dahinter. Wenn ihm beides nicht Richtschnur ist, wird er entweder zum Schmarotzer an der Gesellschaft oder zum Großbauer auf seiner Scholle, mag diese Scholle alter und befestigter Grundbesitz oder neuerworben und Verkaufsobjekt sein. Die Pflicht gegen sich selbst, die Zabeltitz als den „ehernsten Grundsatz einer sittlichen Lebensanschauung" doziert, die „höchste, erste und heiligste Pflicht, den Seinen eine unwankbar feste Existenz zu schaffen," die sollte nur ein Tütchenkrämer für die höchste, heiligste und erste Pflicht halten. Man braucht nicht adlig zu sein, um diese Anschauung sehr engherzig und philiströs, und nicht besonders weitsichtig, um diese Pflicht in den meisten Fällen ganz unerfüllbar zu finden. Übrigens bin ich keineswegs sicher, ob ich nicht gegen einen Schatten fechte, denn die Ausführungen des Romans leiden an so vielen Unklarheiten, daß man in den Widersprüchen sich schwer zurecht findet. Da äußert sich zum Beispiel Baron Wising, der Held, welcher die Pflicht, ein Majorat zu gründen, nicht für seine erste Pflicht hält und an dieser Pflichtvergessenheit beinahe zu Grunde geht, im Gespräch mit einem Liberalen: „Ihr wütet gegen den Antisemitismus, und Ihr züchtet ihn künstlich durch die Unterstützung, die Ihr der frechen, deutschfeindlichen Anmaßung der Judensippe und ihrer Presse zu teil werden lasset! — Aus *welchen* Elementen setzt sich die Bourgeoisie der Großstädte zusammen?! Wer dominiert denn in Eurem vielgerühmten Bürgertum?! Der jüdische Börsenmann, der den Mäcen spielt, und der jüdische Litterat, der die Fremdtümelei in Kunst und Litteratur protegiert — der jüdische Rechtsanwalt, der in seinen Mußestunden zum volksverhetzenden Demagogen wird, und der jüdische Komödiant, der die moderne Bühne beherrscht! Das sind die Stützen der bürgerlichen Gesellschaft von heute, die Elemente, die Euch beeinflussen und durchsetzen, die Kräfte, die Euch bewegen und treiben! Ich habe mich in den Sitzungen der Fraktion, der ich angehöre, rückhaltlos *gegen* den politischen Antisemitismus ausgesprochen, denn ich bin ein Feind alles Demagogischen und bin zudem der Ansicht, daß die brüllende Unvernunft dieser rauflustigen Streitschar, die den Ekel jedes anständigen Menschen erregen muß, die soziale Macht des Judentums eher verstärken als verringern wird. Ich lasse den Juden auch ihre guten Eigenschaften, und sie haben deren ganz gewiß in Fülle, — aber der Gefahr, daß sie kraft ihres Amalgamierungsvermögens und ihres ausgesprochenen internationalen Empfindens nach und nach auch den letzten Rest von nationaldeutschem Geist im Bürgerstande aufsaugen werden — dieser Gefahr verschließe ich mich nicht." Man sollte meinen, Baron Wising müsse nun den *unpolitischen* Antisemitismus auseinandersetzen, mit dessen Hilfe er die so anschaulich geschilderten Gefahren des Judentums zu bekämpfen und „die raufluftige Streitschar, die den Ekel jedes anständigen Menschen erregen muß" — den meinen erregt sie nicht! — überflüssig zu machen beabsichtigt. Baron Wising schweigt sich indessen darüber aus, und auch Zabeltitz selbst weiß offenbar keinen Rat. Da muß ich doch sagen, wenn man sich selber scheut, den Tatz anzugeben, dann hat man auch kein Recht, andere Menschen für unanständig zu erklären, weil sie den Tatz zu laut nehmen. Das geht doch unmöglich, daß man den Juden zum Frühstück einen gebratenen Hofprediger vorsetzt und den Christen zum Abendbrot in gepfefferter Sauce einen appetitlich angerichteten Juden, — der deutsche Adel wenigstens würde bald nicht mehr mitzukochen haben, wenn er nach dieser Anleitung verführe. Farbe bekennen, — das fällt auch unter den Begriff des „Noblesse oblige", und in idealerer Auffassung, als sie Zabeltitz in diesem Roman eigen ist, auch unter die Pflicht gegen sich selbst. Zeigt sich Baron Wising in diesem Punkte von ganz moderner Haltlosigkeit, so ist er in andern wieder stark altfränkisch. So erzählt er seiner Gattin: „Hast du gehört, was Frau von Spaneck — du weißt ja! — neulich passiert ist? Sie ist in Breslau und tritt in irgend einen Laden, um sich ein Band oder einen Hut oder Taschentücher oder so etwas zu kaufen. Hinter dem Ladentisch sieht sie einen jungen Mann, den sie als Reservelieutenant der Teschawer Draganer kennt und der zur Zeit, da er seine letzte Übung beim Regimente machte, in ihrem Hause verkehrt hat — einen sehr charmanten jungen Mann, der sie vortrefflich bedient und sie währenddessen ebenso trefflich unterhält. Frau von Spaneck bezahlt und empfiehlt sich, und da ruft ihr der junge Mann hinter dem Ladentische nach: „Grüßen Sie, bitte, die Herren Kameraden, gnädige Frau!" — Baronin Wising, die Idealfigur des Romans, deren Anschauungen also Zabeltitz wohl teilen dürfte, glaubt ihren Mann begütigen und den Vorfall entschuldigen zu müssen, indem sie meint: „Aber das ist doch nur einmal eine Ausnahme, Bernd!" — „Zum Teufel ja — aber solche Ausnahmen *dürfen* nicht vorkommen!" erwidert Wising darauf heftig. Warum in aller Welt nicht? frage ich, und warum bedarf dieser Einzelfall einer Entschuldigung? Es ist doch nun einmal eine Thatsache, daß der Bedarf an Reserveoffizieren in der Armee nicht gedeckt sein würde, selbst wenn man allen adeligen Junkern das Reserveoffizierspatent in die Wiege legte. Die adeligen Reserveoffiziere, wenn sie geborene Gutsbesitzer sind, handeln höchst eigenhändig mit dem Schlächter um jeden Hammel, den sie vom Hofe führen lassen, und Baronin Wising, die eine gute Wirtin ist, hat gewiß noch niemals daran Anstoß genommen, daß sie ihre Butter in Zehnpfundpaketen per Post versandte. Handel ist Handel — und vor allem Arbeit schändet nicht. Was

ist gegen diesen bürgerlichen Reserveoffizier einzuwenden, wenn ihn das Offizierscorps seines Regiments für tauglich und geeignet zum Reserveoffizier befunden hat? Soll er sich seiner bürgerlichen Stellung schämen und seine persönliche Bekanntschaft mit Frau van Spaneck verleugnen, weil sie ihn bei seiner bürgerlichen Beschäftigung trifft? Der junge Mann thäte mir leid, wenn er es thäte. — An den langen ackerwirtschaftlichen Auseinandersetzungen des Romans habe ich vielleicht nur deshalb Anstoß genommen, weil ich keinen Ar und keinen Halm mein eigen nenne; vielleicht aber auch, weil auch sie so unklar sind, daß ich mir van dem eine große Rolle spielenden Gegensatz zwischen neuer und alter Wirtschaftsmethode gar kein Bild habe machen können. In Zobeltitzscher Darstellung sind mir künstlicher und Stalldünger, warmer und kalter und nasser und trockener Boden nicht Begriffe geworden, sondern Worte wie bisher geblieben, und ich habe mich sogar van dem Verdacht nicht freihalten können, daß Zabeltitz im Grunde daaan nicht viel mehr versteht als ich. Denn im Hause des Baron Wising werden aus alter Pietät die Weihnachtstannen aus einem Walde geschlagen, den Baron Wisings Großvater vor fünfundsiebenzig Jahren zu diesem Zwecke angeschont hat. An den Bäumen wird so lange herumgehobelt, bis sie in den Saal des Herrenhauses hineinpassen. Das hat mich irritiert. Denn so viel weiß ich, daß man aus einer fünfundsiebenzigjährigen Tanne wohl einen Mastbaum für einen Spreekahn machen kann, aber einen Weihnachtsbaum bringt man daraus nicht zu stande, — diesem Stadium ist sie entwachsen. Schade um den Roman! Es ist neben sehr viel überflüssigem Wortgedresch und sehr viel Widersprüchen so viel frisches Erzählertalent darin, daß ein rücksichtsloser Blaustift eine sehr angenehme Unterhaltungslektüre daraus hätte machen können.

Ist der Zabeltitzsche Roman im Wesentlichen nichts als ein Hin und Her über die erloschenen Prärogative eines Standes, mit der Fiktion, daß diese Prärogative noch heut zu Recht wären, so steht ein Roman aus der Münchener Brauwelt von R. von Seydlitz: „Der Kastl vom Hallerbräu“ (Verlag von Dr. E. Albert, München) ganz im Zeichen unseres Jahrhunderts. Dieses Zeichen des Jahrhunderts ist meiner Meinung nach weder der Dampf, noch der Verkehr, noch Elektrizität, — sondern die Arbeit, die fieberhaft gesteigerte Arbeit. Da kommt ein junger Mensch aus dem Hopfenland nach der großen Braustadt München, ein paar Thaler in der Tasche und mit dem festen Willen, als Brauer sein Glück zu machen. Er hat wenig Glück, aber er ist zäh, — so zäh, daß er unter allen Nackenschlägen des Schicksals immer an diesem einen Gedanken festhält. Und er siegt; sein zähes Festhalten an der Arbeit läßt ihn alle Schwierigkeiten überwinden, — sogar das Kapital wird ihm dienstbar, diese andere Macht des Jahrhunderts, die so gerne die Arbeit zu ihrem willenlosen Sklaven erniedrigen möchte. Der Kastl vom Hallerbräu wird einer der Brauerkönige Münchens, er wird sogar, freilich durch etwas gewaltsame Fügung des Autors, nach der glückliche Gatte seiner ersten und einzigen Jugendgeliebten. In einem solchen Roman spielt naturgemäß die Liebe nicht die erste Rolle; der Kastl vom Hallerbräu hat van dem Augenblick an, in dem ihm die Jugendgeliebte entschwindet, wenig Sinn für das ewig Weibliche bis dahin, wo sie ihm wiedererscheint, — aus dem hübschen jungen Mädchen ist inzwischen eine sehr schöne und sehr unglückliche Frau geworden. Die Kunststadt München ist schon in vielen Büchern gefeiert worden; R. von Seydlitz feiert die Bierstadt München, die ihres Gleichen nicht in der Welt hat. Nicht einmal in dem amerikanischen Biercentrum Milwaukee. Denn wenn auch die Brauereibesitzer in Milwaukee noch eine erheblich größere Rolle spielen als die in München, und wenn auch Milwaukee die einzige Stadt in den Vereinigten Staaten ist, in der man etwas van deutschem Behagen atmet, wenn auch das Milwaukee-Bier alle anderen amerikanischen Biere um Haupteslänge überragt, — an das Münchener reicht es doch nicht heran. Nicht einmal an den Stoff der Berliner Brauereien, der seit vielen Jahren höchst achtbar ist. Übrigens möchte ich dem Vorurteil begegnen, daß der Seydlitzsche Roman nur für passionierte Biertrinker van Interesse wäre. Seydlitz hat die Geschichte eines Mannes geschrieben, der aus eigener Kraft etwas wird, eines Mannes, der den Erfolg zwingt. Solche Geschichte ist für Jedermann von Interesse; vielleicht trägt sie dazu bei, den Respekt vor dem selfmademan zu erhöhen, der in Deutschland nicht so groß ist wie er sein sollte. Die Leute, die zu nichts gekommen sind aber behaglich auf dem van den Vätern Ererbten sitzen, pflegen den selfmademan und den Parvenu nicht selten in denselben Topf zu werfen.

Eine große Darstellungskraft spricht aus dem historischen Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder: „Um Pflicht und Recht“ von C. Beyer (Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M.). Der Roman setzt ein wenig langsam ein, für meinen Geschmack wenigstens; ich möchte glauben, daß der Verfasser anfangs zu viel Sorgfalt darauf verwandt hat, den kulturhistorischen Hintergrund festzulegen. Aber ich gestehe gern zu, daß das lediglich Geschmacksache ist, und daß andere Leser gerade an diesem Detail ihre berechtigte Freude haben mögen. Sobald aber die Figur des Rostocker Stadthauptmanns Hugo Degenhard einmal auf diesem Hintergrunde feststeht, ist das Interesse jedes Lesers gefesselt, — das Interesse nicht nur an dieser einen markigen Figur, die den Kampf mit aller Welt aufnimmt, um mit sich selbst nicht in Konflikt zu geraten, sondern auch an der bewegten und künstlerisch vollendet lanzipierten Handlung des Romans. Auf dem Gebiet des historischen Romans gehört dieses Werk zweifellos zu den bedeutendsten, die seit vielen Jahren erschienen sind. Der Verfasser hat sich wirklich in die Zeit, die er schildert, hineinversetzt; er zieht seinen Personen nicht nur historische Gewänder an, sondern er läßt sie als Kinder ihrer Zeit fühlen und handeln.

Daß auch Ernst Eckstein's Novelle: „Der Mönch vom Aaentin“ (Berlin, G. Grotesche

Verlagsbuchhandlung) in diesem Sinne eine historische Erzählung sei, möchte ich bezweifeln, trotzdem die Geschichte im zehnten Jahrhundert nach Christo spielt. Mir scheint das Historische hier ganz im Wesen der Romantik erfaßt und geschildert zu sein. Aber die Erzählung ist von außerordentlichem poetischem Reiz, die Schilderung der unausgesprochen bleibenden Herzensneigung, die den Mönch vom Aventin und die Fürstin Julia Calanna verbindet und beider Vaterlandsliebe entflammt, von ebenso großer Zartheit wie Kraft, und der Dichter zieht den Leser unwiderstehlich in seine Welt hinein, mag er diese Welt nun selbst erschaffen oder auf historischem Grunde aufgebaut haben.

Dem Roman „Liebesheiraten" von Rudolf Lindau (Berlin, F. Fontane & Co.) merkt man's an, daß der Verfasser selbst dabei kühl geblieben ist. Dementsprechend verhält sich auch der Leser. Wie auf dem Schachbrett sind da die Figuren aufgestellt und operieren gegeneinander, um zu beweisen, daß auch die Liebe sich irren kann, aber daß eine Liebesheirat noch nicht die Gewähr ehelichen Glückes bietet, aber daß sie nur dann diese Gewähr bietet, wenn die Liebe beiderseitig ist, aber irgend etwas anderes, — jedenfalls etwas sehr Selbstverständliches, zu dem man nicht erst durch die Lektüre eines Romans von ganz außergewöhnlicher Nüchternheit bekehrt zu werden braucht. Etwas lang war Rudolf Lindau bereits in mancher früherer Novelle, langweilig ist er meines Wissens zum erstenmal in diesem Roman. Er ist auch vielfach salopp in der Darstellung, wie das bei fabrikmäßiger Arbeit kaum anders möglich ist. Eine Probe aus einem Gespräch zwischen einem Rittmeister von den Gardelürassieren und seinem Bruder: „Die Sache hat zwei Seiten," sagt der eine. „Sie hat sogar viel mehr," erwidert der andere, „aber darüber wollen wir nicht streiten. Voyons deine zwei Seiten." — Ich glaube nicht, daß jemals ein Rittmeister der Gardekürassiere oder ein anderer gebildeter, halbgebildeter oder ungebildeter Mensch gesagt hat: „Voyons deine zwei Seiten." Allenfalls ein Quintaner, der eine in die ersten Geheimnisse der französischen Sprache eingedrungen ist, zu seinem Klassenkameraden. Bei einem Autor sechsten Ranges liest man über solche Ungeheuerlichkeiten, die den Gesellschaftston charakterisieren sollen, hinweg; bei einem Schriftsteller, dessen Name gewisse Ansprüche erweckt, stolpert man darüber.

Eigen ist es mir mit den „Schulmädelgeschichten" von Hermine Villinger (Berlin, F. Fontane & Co.) ergangen. Ich habe das Buch immer wieder zurückgeschoben, weil ich, vielleicht durch die Ausstattung verführt, darin Speise für höhere Töchter vermutete, Chokoladencreme mit Schlagsahne. Beides ist nicht meine Liebhaberei und außerdem — der Mensch kann ebenso selten unter sich herunter wie über sich heraus — ich erwartete nicht viel von Hermine Villinger, wenn sie, wie ich annahm, von dem Standpunkt der Unmündigen für Unmündige zu schreiben unternommen hätte. Titel und Ausstattung mögen zusammengewirkt haben, diesen Irrtum hervorzubringen. Die Ausstattung erscheint nicht sehr geschmackvoll, wenn man den Inhalt des Buches nicht kennt. Jeder Geschichte ist das Porträt eines mehr oder minder hübschen Backfisches beigegeben, nach einer Photographie hergestellt; und dieser halbentwickelten Schönheitsgalerie voran steht das Porträt einer älteren Dame, welche die Pensionsmutter dieses fingierten Pensionats für höhere Töchter darstellen soll, und das in Wahrheit das Porträt der kürzlich dahingeschiedenen, verehrten Louise von Français ist. Wenn man das Buch gelesen hat — und man liest es in einem Zuge — erscheint einem diese Bildergalerie als eine liebenswürdige Zugabe, und selbst mit dem Bilde der Dichterin Louise von Français' an diesem Platze söhnt man sich aus, — denn sie wäre eine ideale Erzieherin der weiblichen Jugend gewesen, wenn das Schicksal sie an die Spitze eines Erziehungsinstitutes gestellt hätte, — Mutter, Freundin und Lehrerin der ihrer Pflege Befohlenen in einer Person, und ein Vorbild, dem die Jugend aus innerstem Herzensbedürfnis nachgestrebt hätte. Für Schulmädel sind Schulmädelgeschichten nicht. Sie werden ihnen zwar gewiß nicht schaden, sie werden vielleicht auch von dieser oder jener höheren Tochter mit Vergnügen gelesen werden, oder im allgemeinen wird das Urteil des Backfisches doch lauten: „Da ist ja nichts Besonderes daran; das bin ich ja selbst oder die und die, die in der Klasse dicht neben mir oder dicht hinter mir sitzt. Davon braucht mir die Villinger nicht erst zu erzählen." Ich glaube, es würde Hermine Villinger mit vielen Backfischleserinnen ihres Buches so gehen, wie es mir mal mit einem intelligenten Berliner Droschkenkutscher gegangen ist, dem ich in junger Autorenfreude eine meiner Erzählungen zur Lektüre gab, in der ein Berliner Droschkenkutscher der Held ist. Der las, bekam das Lesen nach bezahlt, denn ich ließ ihn auf der Tour halten und dehnte einen Besuch aus, bis er zu Ende gelesen hatte, und urteilte dann lakonisch: „Wozu brauchen Se denn det nach zu erzählen, Herr Doktor. Det passiert ja alle Tage!" — Das hat mich zuerst geärgert, nach einiger Überlegung unbändig gefreut. Denn wenn man mancherlei, aber zufällig niemals Droschenkutscher gewesen ist, ist es immerhin nicht ganz leicht, einen Droschkenkutscher mit dem, was ihm alltäglich erscheint, zu langweilen. Es mag dahingestellt bleiben, ob jemals ein nicht dem ehrenwerten Stande der Droschkenkutscher angehöriger Leser meine Geschichte lesenswert gefunden hat. Von den Schulmädelgeschichten der Villinger weiß ich dagegen ganz genau, daß alle Leser und alle Leserinnen, die über die Flegeljahre resp. das Backfischalter hinaus sind, daran Freude haben werden, wenn es ihnen überhaupt gegeben ist, an intim und frisch gezeichneten jungen Menschenkindern Freude zu haben. Es ist gar nichts Banales in diesen Geschichten, trotzdem sie aus dem Kreise des Mädchenpensionats nur Alltägliches wiedergeben. Prachtvolle Charakterskizzen, aus denen man der Jugend nachgehen und die Jugend verstehen lernt. Und noch etwas, das diejenigen reizen mag, die sich von solchem verstehen lernen und nachgehen nicht viel Vergnügen

Digitized by Google

versprechen können, — ein überwältigender Humar van jener guten, kräftigen, alten Art, die unserer witzigen Zeit abhanden gekommen zu sein scheint, aber vielleicht zu allen Zeiten selten gewesen ist, — der Humar des Optimismus, der Frohnatur. Hermine Billinger führt ihre Schulmädel alle selbsterzählend ein; da beginnt zum Beispiel eine der originellsten, das Frankfurter „Knöpsche", mit heiligem Ernst: „Dies ist mein Ildername wegen meiner Kleinheit; eigentlich heiße ich Helene und bin in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main im Jahre 1850 gebaren. Ich besuchte die Musterschul in der Friedbergergass' und hatte eine unendliche Verachtung gegen alles, was Institutsschülerinnen waren — denn ich war ein echt Frankfurter Kind, das kein affig Gethu leiden kannt und nichts über sein Frankfurt kommen ließ. Ich hab mich drum mal mit so einer frechen „Mannemerwuppdich-Krott", die gesagt hat, mir Frankfurter hätten all' lange Nasen, derart in der Fahrgass' mit dem Regenschirm herumgeschlagen, daß wir aussahen wie zwei gerupfte Gäns'. Meine Schwester Julie war sieben Jahre älter als ich und führte den Haushalt, denn unsere Mutter war früh gestorben. Vater, der Stadtrat ist, hatte nicht viel Zeit für uns und war der einzige Mensch auf der Welt, vor dem ich Respekt hatte. Drum, wenn er mich schalt, ging ich einfach an meinen Wandschrank, steckte den Kopf hinein und sagte ungefähr zwanzig ordentliche Schimpfwörter; das hörte er nicht, und mich erleichterte es sehr." Wie dieses Knöpsche sich den Verehrer ihrer Schwester als Bräutigam erklärt und wie es Rache an Aron Weideles nimmt, der sich erkühnt hat, zu Knöpsche zu sagen: „Gatt, der Herr Rat, dein Vater — was is er denn — reich is er nit —," worauf Knöpsche schlagfertig erwidert: „Mein Vater ist viel mehr als reich, mein Vater ist tugendhaft," und Aron Weideles wiederum antwortet: „Nuß, was ä Red, mehr als Geld is kei Tuchend auf der Welt wert!" — Das mag man selbst nachlesen. Das Knöpsche macht sich schließlich unmöglich und muß selbst ins Institut trotz ihrer Verachtung der Institutsschülerinnen, — freilich kommt sie in eines, in dem sie kein „affig Gethu" lernen wird.

Auch ausschließlich mit dem schönen Geschlecht beschäftigt sich G. van Beaulieu in ihrem Buche: „Das weibliche Berlin." Bilder aus dem heutigen socialen Leben (Berlin, Verlag von S. Fischer). Was G. van Beaulieu als Typus schildert, scheint mir manchmal nur — erfreulicherweise — die Ausnahme. So die Offiziersfrau, der außer ihren wirtschaftlichen Talenten nach ihr Interesse für den königlichen Dienst und die Rangliste nachgerühmt wird. Die erstere lasse ich gerne gelten; das letztere ist mir immer nur als Ausnahme begegnet und schon zu einer Zeit als Karrikatur erschienen, in der ich sehr geneigt war, manche äußere Form des militärischen Berufes für die Sache zu nehmen. Es wäre schade, wenn diese Töchter des Regiments, die zur Not eine Compagnie kommandieren können, sich inzwischen vermehrt haben sollten. Aus eigener Beobachtung kann ich nicht mehr mitsprechen. Um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus G. van Beaulieu ihre sozialen Bilder zeichnet, zitiere ich einen Passus: „Man sucht allerarten nach Frauenberufen; man klagt, daß keine da wären; will man aber eine Arbeit von weiblicher Hand angefertigt erhalten, so ist das nur mit Mühe und Zeitverlust möglich. Vielleicht würde das besser, wenn auch gebildete Frauen und Mädchen sich solchen Berufen zuwendeten, welche jetzt als unwissenschaftlich in Acht und Bann stehen. Besser eine tüchtige Schneiderin sein, als eine um die Existenz ringende Privatlehrerin, die fast eine Meile Weges zurücklegt, um eine Unterrichtsstunde für fünfzig Pfennige zu geben. Ich kenne zwei junge Mädchen aus vornehmem Stande, welche Schneiderinnen geworden sind: die verwaiste Tochter eines Majors und die Tochter eines hohen Staatsbeamten. Doch das sind weiße Raben. Die Tochter des Offiziers darbte, bis sie sich endlich entschloß, eine Schneiderwerkstatt zu errichten; jetzt arbeiten bei ihr sechs junge Mädchen, sie kann nicht alle Aufträge annehmen und unterstützt ihre Familie. Vereinzelte Fälle sind diese, aber hoffen wir, daß es Pfadfinder sind." Das scheint mir sehr verständig geurteilt. Es wird freilich noch eine Weile dauern, bis die weißen Raben keine ungewöhnliche Erscheinung mehr bilden. Denn diejenigen, die wirklich heraus möchten aus dem fatalen Gefühl, das ein leerer Magen unter anständigem Rack hervorruft, die gerne ihre gesellschaftliche „Position" aufgeben würden, wenn sie dagegen Arbeit und Verdienst eintauschen könnten, haben nicht nur sich selbst, sondern auch ein Vorurteil der Gesellschaft gegen gebildete Arbeiterinnen zu überwinden. Denn die Dame der Gesellschaft, wenn sie nicht sehr vorurteilsfrei ist, fürchtet, die gebildete Arbeiterin könne immer nach prätendieren, auch noch zur Gesellschaft zu gehören, sie fürchtet, der geschäftliche Verkehr könne den gesellschaftlichen nach sich ziehen. Von meinem Standpunkt aus wäre das nicht einmal ein Unglück. Aber die gebildete Arbeiterin wird die Sehnsucht nach der Gesellschaft, aus der sie als ein armes Mädchen nicht mit den angenehmsten Erinnerungen geschieden ist, schnell verlieren; wenn man den ganzen Tag über gearbeitet hat, ist der Verkehr in der Gesellschaft nicht immer so vergnüglich, wie Gesellschaftsmenschen glauben. Die Standesfanatiker, welche meinen, ein Repräsentant dürfe nur Couponsschneiden oder Kahlbauen zu seiner bürgerlichen Beschäftigung wählen, werden auch in diesem Punkt nicht zu bekehren sein, denn in dem Jahrhundert der Arbeit wird die Arbeit nicht genügend nach ihrem sittlichen Wert geschätzt.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Wenn man nach den Vorzügen der modernen Malerei, nach dem fragt, was sie über ältere Kunst erhebt, so wird die Feinheit der Darstellung des Seelenlebens wohl als erstes Lob ihr bleiben. Andere Zeiten waren selbständiger in der Naturbeobachtung, größer und freier in der Auffassung der körperlichen Welt, kühner in der Behandlung der Farbe — wir suchen den Reiz in der romanhaften oder novellistischen Erklärung der innersten, freilich auch oft genug nur äußerlicher, Vorgänge im Menschen. Es ist in der Dichtnng so wie in der Malerei: Nicht große Ereignisse, nicht tiefe religiöse Empfindungen, nicht Haupt- und Staatsaktionen beschäftigen uns, sondern das stille Walten eines Menschenherzens, die Äußerungen einer in Freude oder Schmerz bewegten Seele. Und die Fortschritte der Zeit beruhen in der Verfeinerung des Gefühles für die intimsten Regungen der Empfindung. Und jene Kunst will uns wenig behagen, die nur an der äußeren Erscheinung klebt, Typen nicht Menschen gibt.

Man hat Ed. Grützner schon völlig zu den „Alten" gethan. Der plötzlich weit verbreitete Ruhm des 1846 in Schlesien, bei Neisse, geborenen Künstlers stammt aus dem Anfang der 70er Jahre, als die damals mit voller Kraft einsetzende Photographie, die in der Vervielfältigung von W. v. Kaulbachs Goetheschen Frauengestalten geschäftliche Triumphe gefeiert hatte, sieben Blatt Zeichnungen unter dem Titel „Sir John Falstaff" brachte. Bald darauf „entdeckte er ein neues Stoffgebiet, welches für ihn so ergiebig war, daß er diesem bis auf die Gegenwart eine lange Reihe von Bildern entnommen hat." So berichtet ein Kunsthistoriker. Man hat diese lachenden, trinkenden, Wein kostenden, schlafenden Mönche eine Zeitlang sogar für politische Leute genommen. Solange der Kulturkampf währte, hielt man Grützner für einen Feind des Klosterlebens, das er verhöhnen und damit bekämpfen wolle. Daran denkt nun kein Mensch mehr. Wer je in Bayern, in Oberösterreich, in Tirol in einem Kloster war, der weiß, daß Grützner die Welt hinter und vor dem Gitter der Klausur nicht so schildert, wie sie ist, sondern wie er sie sich in humorvollen Stunden denkt. Es ist ein besonderer Zug der dichterischen Auffassung, ein Zug von Viktor von Scheffel in ihm. Und wie wir wissen, daß der Herr von Rodenstein, der gewaltige Trinker in dessen Liedern, nicht ein Mensch ist, wie er war, sondern wie ein aus überzuckerter Romantik in flotte Lebenslust Strebender sich ihn dachte — so sind auch Grützners Mönche nicht Proteste gegen das Kloster, sondern gegen die Klosterromantik einerseits und gegen die blöde Lästerei auf das Klosterleben anderseits. Es soll in die Stätten künstlerisches Licht getragen werden, welche die einen als eine Stätte der Entsagung verhimmelten und die anderen als eine Stätte der Faulheit verketzerten; es soll das lustige und mit Maßen geschäftige Leben im Kloster darstellen, das den Wanderer im Klosterkeller so behaglich gefangen hält — und es kam somit ein Zug von Absichtlichkeit in die Bilder.

Es hat Grützner nicht bloß, wie ein anderer Kunsthistoriker schreibt, „mittelst brauner und gelblich weißer Mönchskutten und der dazu gehörigen seist kupfernasigen Berufsmodelle Schnurren aus dem Mönchsleben erfunden," er hat einen menschlichen Typus erfunden, zu dem es zwar Vorbilder gab, die er sich aber in seiner Weise zurechtlegte und mit psychologischen Feinheiten nicht immer von innen heraus, sondern oft auch von außen hinein ausstattete. Er schildert das Kloster, aber er schildert es nur vom Standpunkt des durstigen und müden Touristen. Es ist eine kleine, sehr kleine Welt, in der er sich bewegt, aber er ist darin zu Hause.

Des „Klosterschäfflers Vesperbrot" gehört nicht zu den neuesten Bildern — die nicht immer die besten sind! — aber es ist ein echter, echtester Grützner. Vor allem will es erzählen. Arbeit! sagt die vielgeflickte Schürze, die derbe Faust; gute Kost! sagt der Laib Brot, das Bier, Rettig und Radieschen; Genügsamkeit! sagt das breite Lachen des Gesichts: Dies ist das ganze Programm Grützner'schen Humors, seine Kunstmoral. Glücklich, wer eine Maß kühlen Bieres und seinen Radi mit mäßiger Mühe und sorglos verdient!

Weniger bekannt ist Robert Pötzelberger, der jetzt in Karlsruhe eine Professur an der Kunstakademie einnimmt. Aber er ist als Künstler erheblich reicher, tiefer. Erstens als Maler. Es kann der Holzschnitt unserer Bilder die Stimmung, nicht aber die Farbe des Bildes wiedergeben, die gerade hier so bedeutungsvoll ist. Pötzelberger sucht Probleme auf, er stellt sich schwierige koloristische Aufgaben. Er sucht das Licht zu fangen auf seiner Leinwand, er sucht einen Ausblick in die Natur. Seine Landschaften sind mit die hervorragendsten unter seinen Bildern. Und dann zweitens als Zeichner: Er sucht die Bewegungsmomente, welche den Seelenausdruck fast deutlicher aussprechen als das Gesicht. Wir haben erst unlängst das Bild eines traumvergessenen Mädchens vorgeführt: Hier ein anderes, in Schmerz versunkenes in dem Bilde „Abschied." Es fehlt nicht das Anekdotische: die zerzupften Blumen auf dem Gartentisch, der scheidende Reiter selbst — aber sie sind nicht nötig zum Verstehen des Bildes: das inmitten der sonnenfrohen Natur am Gartenthor fast zusammendrechende schlanke Kind — es wäre genug!

Der Vorgang in dem Bilde „Amis Begräbnis" ist nicht eben ein lockender. Ein Dachshund ist „eingegangen", die Dorfkinder haben ihn im Wägelchen in den Graben gefahren, dort eine Grube gegraben, ihn auf ein Brett gelegt

und wallen ihn nun feierlich bestatten. Darfkinder wissen ja mehr von der Welt wie Stadtkinder, die ein Begräbnis selten früher sehen, als bis ein Teurer der eigenen Familie sie auf den Kirchhaf führt. Sie sind gewöhnt, am Grab unter des Lehrers Leitung zu singen, das Wort des Geistlichen zu hören. Das alles ist van Jahn Ekenaes, dem in München lebenden Künstler, gat beobachtet. Jede Figur ist charakterisiert, der Predigende, ein kecker, fast frecher Bursch, der mit der Schaufel sein Genasse bei dummen Streichen, jener mit den Händen in der Hosentasche, der nicht recht lachen konn, und die Kleine, die lieber weinea möchte, wie endlich die tröstende Schwester — es ist ein Genuß, über das Bild zu schreiben, weil es sich so vortrefflich beschreiben lößt: Schnell wäre eine kleine Erzählung dazu ersunden!

Aber es ist dies vielleicht dach nicht so ganz rühmlich, wie es auf den ersten Blick erscheint. Lassen wir jedem, der die in das Bild gemaltea psychalogischen Rätsel herauslesea will, den vollen Genuß des Finders. Nur fragt sich, ab man nicht besser und deutlicher den Vargang van vornherein geschrieben hätte; als wäre es weniger ein Bild als eine Illustration zu einer erst vam Beschauer zu erfindendea Erzählung.

Es kommt aber drauf on, wos man im Kunstwerk sucht! Der eine sagt: „Ich gehe nicht in ein ernstes Theaterstück, ich habe Ernstes genug im Leben zu sehea und will abends erheitert sein!“ Der Mann hat sicher recht, daß er aus einem Stücke fartbleibt, in welchem ein mit sich und der Welt ringender Dichter das, was ihn am tiefsten bewegt, mit stürmischer Gewalt zum Ausdruck bringt. Er hat aber nicht recht, wenn er von der Dichtung verlangt, sie solle sich seinem Gesegnete-Mahlzeit-Idealismus fügen und nur Stücke schreiben, die ihm die Verdauungsruhe nicht stören. Er hat unrecht, van der Kunst za verlangen, sie solle ihn erheitern. Mit gleichem Ernst kann ein Leichtgemuteter verlangen, sie solle ihn ernst stimmen, kann alle Welt fardern, sie salle ernst sein. Die Kunst soll um ihrer selbst willen, nicht um des Beschauers willen da sein. Und bringt sie vieles, sa wird sie manchem etwas bringen!

„Reiherbeize“ nennt Gustav Eggena in München sein Gemälde. Gut! Ein Bild für lustige Leute. Es stimmt nicht alles darin. Auch in der „Ritterzeit“ ritt man nicht dekalletiert und ahne Hut durch die Heide. Wenn die Pferde in gestrecktem Galopp gehen, hat das Kakettieren meist sein Ende! Aber wozu salche Einwürfe, wazu das Kritikastern — laßt dem Maler sein dichterisches Recht, von glücklichen Menschen zu sabulieren, die über die blumige Fläche dahinbrausen auf schweren, feurigen Rassen, den Falken zur Beize auswerfen und dabei sich süße Worte der Liebe zuraunen. —

Robert Warthmüller, dessen wir erst unlängst gedachten, nimmt es sichtlich mit der geschichtlichen Wahrheit genauer. Wa er nur den Kapf zam Altea Fritzen her hat! Man sieht ja wohl hin und wieder „Mimiker“, die, nachdem sie mittelst der Stirnlacke und herabgezogener Mundwinkel Napalean I. und mittelst einer Kunstglatze, zwei tüchtiger Flacken weißer Watte auf den Augenbrauen und eines Schnurrbartes Bismarck gewesen waren, durch den Dreispitz, die weiße Locke am Ohr und herausgezagene Oberlippe Friedrich der Graße werden. Aber so einer ist's nicht, den Warthmüller zeichnete. Er hat da einen sehr „echten“ Kopf gefunden, aber er hat den grasen König so fest in Auge und Hand, doß ihm sein Modell wirklich zum König wurde. Wie das berühmte Auge funkelt, wie energisch der Blick ausspäht, wie fest der willenstarke Mund geschlossen ist!

Und nun noch ein wenig Frauenkunst! Sie ist nicht eben gut beleamundet, und die Kunsthändler sind auf die „Malweibchen“, die sie mit Ausstellungsgelüsten für ihre Werke peinigen, nicht eben gut zu sprechen.

Aber auch hierin wollen wir uns aller Ungerechtigkeiten zu enthaltea suchen. Frauenkunst ist so gut wie Männerkunst, wenn sie ein Zeichen des Könnens ist. Denn Kunst kommt van können; und wenn sie der Ausdruck eines Selbsterfahrenen ist, wenn sie also weiblich bleibt und nicht männliche Allüren annimmt. Man witzelt über die Henaen nur, wenn sie krähen wollen, wie ja auch Ballharns berühmter Eier legender Hahn eine komische Figur ist.

Blumen malen — das ist eine rechte Aufgabe für Frauen. Es ist ein rechter Schmuck fürs Haus, eine dauernde Zierde. Je bedeutungsvaller ein Bild ist, desta größer ist die Gefahr, daß es langweilig wird. Namentlich Witz steht ab: Es ist nicht jedermanns Sache, zeitlebens ein Bild vor Augen zu haben, auf welchem etwa ein Bauer die Arzneiflasche zerbrochen, oder einem Mädchen der Stieglitz aus dem Bauer entflagen ist. Blumen kann man immer sehen, und gemalte haben den Varzug der Dauer. Wenn sie nur gut gemalt, wenn nur der Duft auf der Leinwand festgehalten ist, wie auf dem Aquarell van Katharina Klein.

Bauern sind dem Pflanzendasein näher als Städter. Sie darzustellen und dabei den Erdhauch, der sie umgibt, mit festzuhalten, dies war eine Aufgabe der Kunst unseres Jahrhuaderts. Viele haben mitgeholfen, viele sich versucht. Und sa nehmen wir denn aus unserer Studienmappe ein paar Bleistiftstudien einer Dame heraus. Nachdem Männer so oft Frauen schilderten, hier das umgekehrte Verhältnis. Es wird dem aufmerksamen Betrachter der von Katharina Schäffner gezeichneten Blätter von Wert sein, das Frauenhafte aus ihnen herauszulesen! Ebby.

Nachdruck verbaten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Kommt, trübe Herzen, wascht euch hell
Im Goldesschein der Sonne
Und schöpft und trinkt aus ew'gem Quell
Den süssen Maitrank: Wonne!

Frida Schanz.

Lith. v. M. Geiger, Stuttgart.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 9, Mai 1894.

Frühlingsheft.

Palettenstreit.

Künstler-Novelle in Versen.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Ich schau' sie an voll warmer Sympathie,
Die reichbeglückten, die geliebten beiden, —
Er stolz und froh, sie edel und bescheiden,
Von heißem Glück durchleuchtet er und sie; —
Er königlich, sie zierlich von Gestalt,
Er lebhaft sprühend und sie ernsthaft sinnend,
Sie lauter Duft; er Glut und That und Halt,
Er rasch und leicht, sie voll und tief gewinnend;
Er wie ein Frithjof, Kraft in jedem Gliede,
Ein Nordlandssohn der echten alten Art,
Mit hellem Blick, im langen roten Bart, —
Sie wie aus einem frommen deutschen Liede,
Ihr Goldhaar glatt und lieblich ihr Profil,
Zart, einfach, ernst, — — im Ludwig Richter-Stil.

Er wird als Fürst im Reich der Kunst geachtet,
Vertraut von Kindheit war die Kunst auch ihr.

Wie oft hab' ich die beiden heut betrachtet!
Im goldnen Rähmchen steht ihr Bild vor mir.
Sie selbst, — — — ja, wenn ich wüßte, wo sie
streichen!
Nach ihrer letzten heitren Botschaft wohl
Noch in den sonnigen, wildwasserreichen,
Geläut-durchtönten Thälern von Tirol, — —
Vielleicht auch schon auf Apenninenpfaden,
Die Seele badend, wie ihr Gott Böcklin,
In neuen großen Farbenmelodien. —

Sagt an, vergaßt ihr mich, ihr Kameraden,
Auf eurer Wanderung, dem Schwarme fern,
In hehrer Einſamkeit, die ſtählt und kräftigt?

Ich weiß, ihr habt es alle zwei nicht gern,
Daß Menſchenneugier ſich mit euch beſchäftigt,
Und doch, — — da ihr ſo lange ohne jede
Erſehnte Botſchaft eure Freunde laßt,
Indeſſen ihr an heil'gen Quellen praßt,
Zwingt mich die Sehnſucht, daß ich von euch rede: — —

* * *

Am Heimatfjord, in Wind und Flutgeſtieb,
Hat ihn zuerſt die Muſe ſich gewonnen.
Er hatte ſchnell gewußt, wohin's ihn trieb.

Er war dem reichen Vaterhaus entronnen
Und ſaß als vielverheißendes Genie,
Als Stern und Stolz der kleinen Schülerklaſſe
Im Saal der ſtaubigen Akademie
Der zopfigtrauten Dresdner Elbterraſſe.

Zu eng zwar ſeinem ungeſtümen Drang
Erſchienen Theorien und Regelketten. —
Doch ſchwebte über Gipsſtaub und Paletten
Ein Meiſtername, der ihm heilig klang.
Wie heiß ihn ungeduld'ger Sehnſucht Haſt
Bald forttrieb aus dem Engen, aus dem Kleinen, —
Ehrfürchtige Begeiſtrung vor dem einen
Glich alles aus und gab ihm Ruh' und Raſt.
Des ernſten Meiſters hagere Geſtalt
Schien ihn mit Liebesfeſſeln feſtzuhalten.
Mit rührender, mit wuchtiger Gewalt
Ergriff ihn die Perſönlichkeit des Alten;
Ein Menſchenkind, halb heller Sonnenſtrahl,
Halb wilder Sturmestag, verdrießlichgrauer;
Sein Innres lauter heitres Ideal,
Sein Äußres lauter grilligbittre Trauer,
Sein Streben raſtlos, allem Scheine fern,
Sein Tadel ſcharf, rauh ſeiner Stimme Dröhnen,
Sein Weſen herb, — — doch dieſer Herbheit Kern
Die namenloſe Sehnſucht nach dem Schönen.

Er ſchwärmte in gewaltigem Erguſſe,
Ergreifend, daß man Gott und Welt vergaß,
Von Farbenſchmelz, von reinem Linienfluſſe,
Von ſchönen Formen und von edlem Maß.
Er ſchuf die Welt mit ſeines Pinſels Kraft
Verklärt, wie ſie ein Träumender erſchafft,
Von Glanz umwoben, edel, hell und heiter.
Ihm war die Malerei die Himmelsleiter
Zum Überirdiſchen, zum Seelenvollen.

Und doch, bei allem, was er ſprach und trieb,
Fand ſich ein Reſt —: ein gallenbittres Grollen
Um das, was fern und unerreichbar blieb.
Sein Innres rief ihm zu mit ſtetem Ruf,
Der wahre Hauch, bei dem die Herzen beben,
Der Lichthauch von ergreifend tiefem Leben,
Er fehle den Geſtalten, die er ſchuf.

Verſtimmt und einſam ſchritt er ſeine Bahn,
Die Bruſt voll heimlich grollenden Gewittern;

Wenn wir uns ſelber nie genug gethan,
Wie leicht hat's dann die Welt, uns zu verbittern!
Er ſah's mit ſcharfem, kummervollem Blick,
Daß ſich die Mode mit ihm abgefunden.
Die leiſen Nadelſtiche der Kritik
Sie ſchufen ihm unheilbar tiefe Wunden.
Ein trübes Fazit ſah er ſich ergeben:
Ruf, doch kein Ruhm, kein Glück bei allem Fleiß!

Dazu der Schüler immer kleinrer Kreis,
Des neuen Zeitgeiſts rückſichtsloſes Weben,
Des jüngeren Geſchlechtes Übermut — — —
— — — — — — — — — — —

Da war's ihm denn wie neues Lebensblut,
Wie neuer Tag, wie goldne Freudenlohe,
Wie ſtille Luſt, daran ſein Herz genas,
Als Lars, der Junge, der Begeiſtrungsfrohe,
In ſeiner lauen Schülerklaſſe ſaß!
Er hatte bald den flügelſtarken Aar
Am kühnen Flug erkannt, am ſichern, feſten.

Was galt ihm nun die götterloſe Schar?
Er ſprach nur für den Gläubigen, den Beſten,
Er nahm ihn auf in ſeinem Geiſterland,
Dem ſonnigfreudigen, dem idealen,
Und bildete ihm ſorglich Blick und Hand,
Und lehrte ihn die Schönheit ſchau'n und malen.
Schuf ihm Verſtändnis für Geſtalt und Maß,
Und teilte neidlos aus von ſeinen Schätzen
Und gab ihm alles, was er ſelbſt beſaß
An ſchwer errungnen eignen Kunſtgeſetzen.

So hatte der Gealterte im Flug
Des Jünglings friſches Herz an ſeins gebunden,
Durch manche Güte, manchen Liebeszug,
Meiſt rauh gezeigt und doch ſo zart empfunden.
Ein Zauber lag in ſeiner barſchen Huld,
In ſeiner Neigung, finſter ausgehändigt. —

Von Liebe und von Dankbarkeit gebändigt,
Verrann des Jünglings leiſe Ungeduld.
Er nützte ſeine Zeit, der Sehnſucht wehrend,
Mit ſtarker heitrer Künſtlerenergie,
Die Schwingen ſtählend und die Seele nährend,
Im Heiligtum der Dresdner Galerie.

Hier war ſie ganz daheim, des Meiſters Seele. —
Und auch die Kleine ſchwärmte hier ſchon mit.

Hinſchwebend mit dem leiſen Mädchenſchritt,
Des Meiſters Kind, das Veilchen: Gabriele,
Das Dirnchen, das ſo viel des Wunderbaren
In ihrem feinen Kinderköpfchen trug, — —
Dem lebensfriſchen Jüngling faſt zu klug,
Zu engelhaft mit ihren hellen Haaren. — —

So floß die Zeit. Und immer weiter nach
Ging Lars der ſtrengen, liebgewordnen Leitung,
Bis er einſt raſch, faſt ohne Vorbereitung,
Die liebe teure Dankesfeſſel brach.
Zu feſt bei immer ſtärkrem, frei'rem Ringen
Schnitt ihm der Druck in die gebundnen Schwingen,
Und trotzig forderte und ungeſchwächt
Sein eigenes Talent ſein eignes Recht.
So zwang er ſeine Seele und belachte
Sein weiches, knabenhaftes Abſchiedsweh.

Er ſagte — nur auf Monde, wie er dachte, —
Der alten trauten Elbeſtadt Ade. —
Doch anders kam's, — — trotz treuer Liebe
Wahrung.
— — — — — — — — — — —
Sechs Jahre ſchwanden ohne Wiederſehn.
— — — — — — — — — — —
Gewalt'ges war dem Ringenden geſchehn:
Er lag im Banne neuer Offenbarung;
Ihn ſelbſt umſtand ein junger Schülerchor,
Zu reicher Saat ſproß ſeines Fleißes Samen.
Bewundernd ſah die Welt zu ihm empor,
Und junger Ruhm umſtrahlte ſeinen Namen.

* * *

Sechs Jahre ſeligreicher Schaffenszeit
Voll hellem Licht und freiem Flügelſchlagen,
Und doch durchzuckt von leiſer Traurigkeit!
Schwer iſt es, eines Menſchen Groll zu tragen,
An dem das Herz wehmütigliebend hängt!

Und doch, was frommt's, ſich Rückſicht zuzumuten,
Wenn das Genie in übervollen Fluten,
Aufſchäumend, jubelnd, alle Regeln ſprengt?

Wie Lenzgewalten kam's und war es da.
Was konnten ihm gelernte Formeln taugen?
Es waren längſt nicht mehr des Meiſters Augen,
Mit denen er die bunten Dinge ſah.
Er ging dahin auf eigner kühner Spur
Und ſchaltete mit rückſichtsloſer Friſche
Und ſah das Heil nicht in der Schönheit nur,
Und nicht im Schönen nur das Maleriſche.
Vor ſeinen Augen ſtand in hehrer Klarheit
Das Ziel der Kunſt, wie unſre Zeit es braucht:
Das Zugeſtändnis aller ernſten Wahrheit,
Vom Adel edlen Menſchentums durchhaucht;
Wahrheit, von höchſter Künſtlerſchaft durchdrungen,
Kunſt, von der Wahrheit klarem Licht erhellt,
Kein weiches Schwelgen in Verſchönerungen
Der auch im Leid ſo wunderſchönen Welt.
Nein, jeder Strich ein Zeuge ernſten Strebens
Und jedes Bild ein ſpiegelheller Strahl,
Ein wahrer Nerv des nervenreichen Lebens,
Das jeder ſelber lebt in Luſt und Qual.

Ernſthafter Kampf. — Kein Drängen und kein Schielen
Nach dem, was freundlich ſchmeichelt und gefällt.
So kam es; — ſo gewann er ſich die Welt.
Und ſeine Bilder wurden Troſt von vielen.
In ſeiner ernſten, ungeſchminkten Weiſe
Lag eine Kraft, als ob er Feſſeln bräch'
Und jedem der Beſchauer ernſt und leiſe
Das tiefſte Denken aus der Seele ſpräch'.
Nicht Form und Farbe ſchmeichelte den Sinnen,
Doch welchen Zauber atmeten ſie aus;
Sein müdes Dämmrungsbild: „Die Spinnerinnen,"
Sein „Weihnachtsfeſt im Kinderkrankenhaus";
Sein weihrauchduft'ges ſtilles „Totenzimmer"
Im Tageslicht, von Kerzenſchein erhellt,
So ſchmucklos jedes, — und doch jedes immer
Im engen Rahmen eine weite Welt!
— — — — — — — — — — —
So flog er aufwärts, froher noch des Flugs,
Als der Begeiſtrung, die die Welt ihm zollte,
Und lernte es ertragen und ertrug's,
Daß ihn der Liebſte nicht verſtehen wollte,
Daß er des Neſtes nur mit Kümmerniſſen
Gedenken durfte, dem er raſch entflog,
Daß ihm der Meiſter, bitter und verbiſſen,
Die Liebe, die ſein Kleinod war, entzog.

Sein milder Gönner einſt, ſein duldſam-ſchwacher,
Sein Schützer, wie er dachte, bis zum Tod!
Und nun ſein Gegner, nun ſein Widerſacher,
Sein Feind, ſein grimmigſtrenger Antipod'!
Und wären's nur die ſcharfen Zeitungsfehden,
Und wär's nur Groll und wär's nur gift'ger Hohn! — — —
Doch ſchmerzlich zuckend durch die böſen Reden
Der tiefe Gram um den verlornen Sohn!
Im hellen Haſſe das verſteckte Klagen
Um ein verlornes teures Ideal!

Das wurde Lars zu ſeelentiefer Qual,
Das war's! Das, glaubt er, könnt' er nicht ertragen.

Und ſeltſam doch, wieviel ſich tragen läßt,
Wieviel wir Ruhe und Geduld erlangen,
Wenn unſre Blicke unverwandt und feſt
An einem hohen ſichern Ziele hangen!
Aus dem Gewirr des ſchroffen Meinungskrieges

Flog's ſonnenhell dem jungen Meiſter zu —:
Die ſtille, echte, heitre Künſtlerruh',
Die ſchweigend harren kann des ſichren Sieges.

Er überließ es ſeiner Werke Kraft,
Im Zeitenlauf des Alten Groll zu brechen,
Und hörte auf, voll Ernſt und Leidenſchaft
In Briefen ſeinen Glauben auszuſprechen.

Er ſchuf mit allem Feuer, das ihm eigen,
Und hoffte ſtill auf weichre mildre Luft.
Doch weher that dem Feinde nur ſein Schweigen,
Und breiter, immer breiter ward die Kluft.

Je ruhiger der junge Meiſter ſchien,
Je ſchärfer fing der alte an zu wettern,
Bald in Broſchüren, bald in Zeitungsblättern
Mit wehem Herzen dachte Lars an ihn;
Kaum wahrte ſeine ſtille Dankesſchuld
Ihn noch vor ernſtem grollendem Verdruſſe.

Da flammte ſeine freundliche Geduld
Auf einmal auf zu kräftigem Entſchluſſe.
Er litt zu ſehr um den, den er geliebt.
Jetzt war's genug! Jetzt keinen Finger breiter!
Bis hierher, ſchlimmer Alter, und nicht weiter!
Nicht bis zum Punkt, wo's keine Rückkehr gibt!

Jetzt raſch Verſöhnung! Jetzt des Zwiſts genug! —
Froh knüpfte er im Geiſt die alten Bande,
Indes der Eilzug ihn vom Iſarſtrande
Nach ſeinem lieben Elbenſer trug.

Vergnügt, als wiſſ' er nichts von Groll und Strauß,
Fiel er dem teuren alten Feind ins Haus.
„Hier meine Hand! Vergiß die Fehde, Alter!"

Jedoch ein Blick nur, liebend, freudevoll,
Ward ihm im Flug; — dann bitterböſer Groll
Und Vorwurfston, verdroſſner, eiſigkalter,
Abwehr voll rauher dumpfer Traurigkeit.
Wozu Verſöhnung? Ihm war er verloren,
Er, der der Schönheit Fahne abgeſchworen,
Der ſich den Götterloſen angereiht,
Der ſich verkauft, der ſeinen Schatz geleert,
Den er erzog, den er geliebt vergebens.
Was ſoll uns eine Kunſt, die nicht verklärt,
Die nicht hinausführt aus dem Bann des Lebens?
Was ſoll ein Kunſtwerk, nüchtern bis zum Tode?
Und unter all der Nüchternheit verſteckt
Die Sucht nach dem Erfolg, nach dem Effekt,
Das kluge Schielen nach der neuen Mode?
Wozu Verſöhnung bei ſo tiefem Bruch?

Nein, lieber auch die letzten Dämme brechen
Dem offnen Zwiſt!
Da half kein Widerſpruch.
Und Lars verging die Luſt, zu widerſprechen.
Zu thöricht ſchien ihm ernſte Gegenwehr;
Der Faden riß, den er in Liebe ſpannte.
So bitter ward ſein Zorn, daß er ſich wandte,
Hinwegzugehn auf Nimmerwiederkehr.

Im Ohr ſcholl ihm des jungen Blutes Toſen,
So ſchlug ſein Herz in ärgerlichem Weh.

Da ſtand mit einem Strauße friſcher Roſen
Auf einmal ſie im hohen Atelier,
Ernſt, zart und ſchlank, den großen Sommerhut
Auf ihres hellen Goldhaars glatter Seide. —

Mit großen Blicken maßen ſie ſich beide, — —
Sie ſchweigſam, er mit raſcher Worte Flut.

Mitleid und Wonne hoben ſeine Seele.
Er ſcherzte, — doch ſein ernſtes Auge frug:
Biſt du es wirklich, kleine Gabriele?
Was gab dir dieſen frühen Wehmutszug?

Seltſame Träume ſanken auf ihn nieder,
Unſäglich lockend und unſäglich zart.

Da kam ihm für des Alten rauhe Art
Das ganze duldende Verſtändnis wieder.
Sein Ärger war dahin.
Es mußte alles
Sich ſchöner wenden, als er's je geträumt.
Nachholen wollte er, was er verſäumt,
Und wollte Frieden, — Frieden jeden Falles.

* * *

Der Frieden freilich blühte nicht im Flug
Doch gab ein Schwarm von heimlichholden Tagen
Dem jungen Meiſter friſchen Mut genug,
Durch Dorn und Diſteln ſich hindurchzuſchlagen.
Ein Stich, ein Riß von ſcharfen Dornenranken,
Was geht er die beglückte Seele an?
Lars ging dahin in Feiertagsgedanken,
In wachem Freudentraum, in tiefſtem Bann.

Das iſt die mächtigſte und hehrſte Minne,
Die einzige, die für ein Leben reicht,
Die, ſtatt als Glut und Leidenſchaft der Sinne,
Als innigheiße Rührung uns beſchleicht. — —

Es hatte ihn ergriffen, wie noch nie.
Er frug nicht nach der Grilligkeit des Alten
Und nahm es kühn, wie man es ſonſt gehalten,
Und ging und kam — und dachte nur an ſie.
Ein Liebeslenz war in ihm aufgeblüht,
Sonnig und hell und über allem Scheine.
Nicht für die Schönſte hatte er geglüht,

Wie jetzt für ſie, die Einzige, die Reine;
Er hatte ihr ſo vieles abzubitten.

Er ſah es ihrem ganzen Weſen an,
Wie tief des Vaters Schmerz ihr wehgethan,
Wie ſchwer ſie mit dem Grollenden gelitten.

Es hatte ihn gewaltig übermannt.
Dies Kleinod, deſſen keiner noch geachtet,
Dies Herz, das nie nach eignem Glück getrachtet,
Dies holde Herz, er hatte es erkannt.
Sie, die ſo freundlichſtill ſich andern lieh,
Sie ſollte noch die eignen Flügel dehnen!
Sie ſollte ſelig ſein, — gerade ſie!

Er fühlte ein unſagbar heißes Sehnen,
Ihr Herz aus der Entſagung kühlem Reich
Ins warme Reich der Lebensluſt zu retten,
Sie froh zu machen und ſie dannenweich
In jubelhelles Frauenglück zu betten.
Zartſinn war ſeiner Neigung erſtes Glied.

Dann aber kam's im Flug: das tiefe Bangen, —
Das Nichtmehrlaſſenkönnen, — das Verlangen, —
Der heißen Liebe himmelhohes Lied:
Nicht mehr, als flöſſ' das Heil aus *ſeinen* Händen, —
Er ſah ſie nachts durch ſeine Träume ziehn
Und ſah ſie königliche Gnaden ſpenden
Und lag als Bettler vor ihr auf den Knien.
Er flehte ſie vom Himmel als die Seine,
Er fühlte, daß er ohne ſie verdarb.

Der ganze Zauber innighoher Reine
Lag in der Art, mit der er um ſie warb,
Ein Zauberduft, den Worte *nie* erreichen.

Und ſie — —? Ein Schluchzen erſt in fremdem Bann,
Ein Aufblühn dann voll Schönheit ohne gleichen,
Voll Wonne war's, als ſie ihn lieb gewann.

Zuerſt, beim erſten Strahl, der ſie getroffen,
War ihre Seele bittren Kummers voll.
Als dunkler Wall vor jedem leiſen Hoffen
Stand bergeshoch des Vaters finſtrer Groll,
Des teuren Vaters, dem ſie alles war,
Dem ſie allein das Leben noch durchſonnte
Und der auf ſeiner rauhen Wunden Schar
Nur ihre leiſe Hand vertragen konnte.

Sie ſchloß den Blick, um nicht ins Licht zu ſchauen.
Und dennoch kam's! Und dennoch ward ſie ſein.
Das hohe Glück, das jubelnde Vertrauen
Zu ſeinem Wert riß alle Dämme ein. —

Es läßt das Herz ſich nicht die Schwingen binden! —
Zu raſch, zu glühend warb der wilde Lars. —

Im grünen Schatten der gekappten Linden
Hoch auf der alten Elbterraſſe war's.
Der Strom voll blanker Abendſonnenfunken,
Auf Strand und Brücken bunten Lebens Haſt.

Sie ging dahin im Schatten, traumverſunken,
Er kam daher aus vollem Sonnenglaſt.

Rings Lindenduft und leiſes Blütenregnen.
Zu ihrer Seele ſprach er, heiß und hold.
Der Juliabend wob ſein volles Gold
Frohlockend um dies glückliche Begegnen.
Ihr war, als leuchte einer Fackel Glut
Tief in ihr Herz. Da frommte kein Verſchweigen.
Zum Himmel trug ſie ſeiner Worte Glut. —
Sie gab ihm leis die Hand und war ſein eigen.

O dieſer Weg, von Seligkeit getragen!
O dieſer Gang, von Abendduft verklärt!
Holdſelge Wohlthat, alles ihm zu ſagen,
Was ihr das ruheloſe Herz beſchwert!

Er wußte ſüßen Troſt —:
„Sei fröhlich, Kind!
Was du ihm warſt, ſind wir ihm nun zu zweien!
So barſch er's treibt, er wird es dir verzeihen,
Daß er durch dich den treuſten Sohn gewinnt!
Gib acht, du läßt ihn nicht verwaiſt zurück:
Er wird noch froh und lernt mit uns genießen.
Holdſel'ger Liebling, ſei getroſt! Wir ſchließen
Ihn fröhlich ein in unſer großes Glück!"

* * *

Dies frohe Wort, — — ſie hat ihm voll vertraut,
Wie einem ernſten, hohen Liebeseide.
Sie war die ſüßeſte, die reichſte Braut; —
Und doch — — und dennoch — — eine Braut im Leide! — — —

Der Vater hatte ſtumm den Schlag empfangen:
Nicht wild, nicht zornig ſtammte er empor.
Wehrlos und traurig gab er ſich gefangen,
Ein Kämpe, der das letzte Land verlor.
Erſchütternd ſprach aus ſeinem ſtummen Harm
Was er empfand: — „Zerreißt, ihr letzten Bande!
So recht! So recht! Laßt mich am Wegesrande,
Beſiegt und glückverlaſſen, alt und arm!"

— — — — — — — — — — —

Krankhafter Vaterſchmerz ſtatt Vatergüte; — —
Das war dein Mai, du Braut im goldnen Haar!
Das war dein dumpfes Brautgeläut, — das war
Das Dorngeſtrüpp, draus deine Myrte blühte!

O heißes Schluchzen, bange Nächte lang!
Eiskalter Reif in jungen Blütentagen!
Ein leises fernes Mahnen rief: „Entsagen" — —
Doch matt und kraftlos scholl der trübe Klang.
Verwandelt war zu neuem stärkrem Trieb
Der sanfte Opfermut, der sie durchlohte.
In ihre weiche heiße Seele schrieb
Die Liebe zu gewaltige Gebote.

Ihr Herz lag machtlos in des Liebsten Hand.
Er riß sie siegend fort, der Starke, Gute.
Es hielt kein Gram, es hielt kein Zagen Stand
Vor seinem heitren, sonnenhellen Mute.
Er zwang sie, froh zu sein, mit steten Bitten;
Ihm schien der frohe Ausgleich so gewiß;
Er ließ nicht ab, den bösen, tiefen Riß
Mit Ernst und Scherz geduldig zuzukitten.
Er ließ nicht nach mit Worten, kühn und zart,
Mit edler List, mit ruhigem Vertrauen.

Doch immer stiller ward des Alten Art.
Noch *immer* Eisluft! *Immer* noch kein Tauen!

Fremd und mit steter ernster Frage lag
Sein kalter Blick auf dem verweinten Kinde.
— — — — — — — — — —
Und vor der Thür nun schon der Abschiedstag!
— — — — — — — — — —
Das fliederweiße Brautkleid schon im Spinde!

Eng ging dem Glück der dunkle Gram zur Seite. — —
Nun überschlich den Mut'gen *doch* die Pein!

Da brach auch noch der laute Sturm herein,
Da kam's zu offnem heißem Widerstreite: —

* * *

Ihr Bild trug Schuld, — ihr liebes Angesicht,
Das Lars ihm malte bei verschlossnen Thüren,
In kecker stolzer Künstlerzuversicht,
In leiser Hoffnung, seinen Feind zu rühren.

Es war ein Bild, das lebte, — dachte, — sprach. —
Es sollte tief ihm in die Seele sehen,
Und nach der Trennung trösten, — mahnen, — flehen:
„Sei gut! — — Sei mild! — — Versteh uns! — —
Komm uns nach!" — — —
Es war ein Bild, das ganz ihr Wesen trug,
Das kluge, zarte, eigenartig-schlichte,
Nicht schön, nicht schmeichelnd, sondern Zug um Zug
Beleuchtet von der Wahrheit ernstem Lichte.
Ein Bild, nicht farbenfreudig, glatt und eben,
Jedoch ein Bild, bei dem man stutzt und weilt.
Das nichts mit tausend andren Bildern teilt,
Das überquillt von innerlichstem Leben.
Dies Bild, das er voll Schöpferlust dem Alten
Geschenkt, — dem ernsten Mann der ernste Sohn, —
Der greise Meister nahm's als bittren Hohn
Auf alles, was er lieb und hoch gehalten.

Es brach sein langverhaltnes tiefes Grämen
Beinah' in bittre Zornesthränen aus!
Aus tiefster Seele solle Lars sich schämen!
Als Feind, als Räuber, kam er in sein Haus!
Und für das teure Gut, das er, der Reiche,
Dem Armen stahl, den Engel, traut und mild,
Jetzt als Ersatz dies sonnenlose, bleiche,
Dies alltagsgraue, häßlichscharfe Bild — — —
Zum Spott für ihn, zu keckem Hohn und Trutz! —
— — — — — — — — — —
Lars blieb dem Zornigen das Wort nicht schuldig.
Zum erstenmal verletzt und ungeduldig
Nahm er sein liebes, ernstes Bild in Schutz.

Wozu nach glatter leerer Schönheit trachten?
Ein schlichtes Haus nach Tempelformen ban'n?
Die Kunst soll statt zu schwärmen, scharf beachten,
Nicht mehr an Formeln denken, sondern *schau'n*.
Statt Lieblichkeit, in alte Form gebannte,
Der wahren Künste wahres Element —:
Das Packende, das Himmlisch-Intressante,
Der Funken, den man Leben, Leben nennt!

Nichts leichter, als ein Bildnis überbreiten
Mit süßem Zauber, holdem hellem Schein.
Was aber kann in Not und Kummerzeiten
Ein solches ewigholdes Bild uns sein?

„Dies, mag es dir zu wenig sonnig scheinen,
Sieht's mit zu stillem Alltagsblick dich an,
Es ist ein Bild, mit dem man reden kann,
Das mit den Leuten lächeln lernt und weinen,
Das ernsthaft blickt, wenn ich es ernst betrachte,
Und wenn ich's jubelnd grüße, sanft und mild."
Der Alte sah den Sprecher an und lachte
Und höhnte traurig: „Lächeln? — Dieses Bild?" — —

Aufschwoll der alte Meinungskampf zu neuer
Gewalt; — und immer schärfer ward der Streit.
Und jedes neue Wort war nur ein Scheit,
Ein neuer Flammenbrand ins helle Feuer.
Was mondelang die armen Seelen beider
Bedrückt, es floß dahin in heißem Fluß.
Sturm, aber ach, kein Frühlingssturm. Und leider
Auch nach dem Kampf kein froher Friedensschluß!

Der letzten Mädchentage flücht'ge Schar,

Trüb iſt ſie der beſorgten Braut verfloſſen.
Dem Sonnenſohn, dem frohen Lars, ſogar
Schien jetzt der Hoffnung heitres Thor geſchloſſen.
Einmal, im Fluge nur, vorm Hochzeitstage,
That er mit ſchüchtern-ſchelmiſchem Geſicht
Die leiſe, neckende Verſöhnungsfrage:
„Wie ſteht es, Lieber, — — lächelt ſie noch nicht?“ — — —
Ach, keine Regung! — — — Nur verletztes Schweigen.

„Gut!“ trotzte Lars. „Herz, trag es ſtolz und kühn!
Nun, heiße Liebe, mußt du doppelt glühn,
Nun mußt du deine tiefſten Mächte zeigen!
Hilf du nun!“ — — —
Und ſie half mit ſüßen Gluten,
Sie kam und überſchleierte die Kluft.
Sie kam mit Liederklang und Orgelfluten
Und Sonnenglanz und leiſem Myrtenduft.
Sie half der Braut die bange Sorge zügeln
Beim ernſten Abſchied aus dem Vaterhaus
Und führte mächtig wie auf Traumesflügeln
Sie in die neue helle Welt hinaus.

* * *

Die Liebe ſiegte. — Doch der Schmerz ging mit,
Und heißer Schmerz in heißen Glückestagen, — —
Kennt ihr dies Glühn? Dies tiefe, tiefe Nagen?
Dies flüſternde Geleit auf Schritt und Tritt?
Kaum trug die Zarte ſoviel Glück und Qual. —
Lars führte ſie vom ernſten Hochzeitsfeſte
Nach einem längſtgeliebten Alpenneſte,
Nach einem Dorf im engen Stubaithal.

Er kannte jeden Stein im Waſſerbette
Und jedes Pförtchen, rebenüberdacht,
Und jeden Schneeſpalt in der blauen Kette.

Sie ſah zum erſtenmal die wilde Pracht —
Sie ſah ſie tiefbewegt, mit heißem Beben.
Die Welt ſo ſchön! Ihr Glück ſo namenlos!
Und ihrer Seele banges Leid ſo groß!
Hinfluten mögen hätte ſie ihr Leben. — — —

Lars war ſo traut bemüht, ſie froh zu machen.
Sie jauchzte wohl, von Liebesluſt durchweht,
Sie lachte wohl, doch jenes Thränenlachen,
Das raſch in heißes Schluchzen übergeht.
Im Sehnſuchtsweh war ihre Kraft gebrochen. —
Drei Wochen weilten ſie im fremden Land.
Und in drei bangen, ewiglangen Wochen
Nicht eine Zeile von des Vaters Hand.

Das ſchlimmſte Weh, es muß doch einmal heilen!
Sie hatten Scherz und Inbrunſt klug vermengt
Und ihn in tauſend heißen Liebeszeilen
Schier mit Gewalt belagert und bedrängt.
Sie hatten ihn gefleht, den Groll zu laſſen,
Und ſehnend nach der Antwort ausgeblickt
Und Edelweiß und Alpenroſenmaſſen
Als holde Fürbittkindlein nachgeſchickt.

Glückſelig hob die Hoffnung ihr Gefieder
Und ſang und tröſtete von Tag zu Tag. —
Und keine Antwort kam. Sie ſchrieben wieder —
Noch einmal ſtürmiſch, dann gedrückt und zag.
Kaum noch ein letzter, lichter Spalt ſtand offen,
Kaum noch ein Troſt in dieſer Harrenspein,
Kaum noch ein müdes, allerletztes Hoffen!
Dann kaum noch leiſer Hoffnung blaſſer Schein!
Ihr Mut, ihr Glück nun doch im Unterliegen! —
Und keines teilte ſich dem andern mit.
Sie ſahen ſich nur flehend an und ſchwiegen
Und wußten tief und klar, was jeder litt.

Sie wanderten, verfolgt von Schmerzgebilden;
So ſtiegen ſie im letzten Abendſtrahl
Einſt von den ſilberweißen Schneegefilden
Schwermütig nieder in ihr liebes Thal:
Spätrot lag glühend in den Rebengängen.
Nie waren ihre Herzen ſchwer wie heut. — —
Fern ſcholl ein Trauerlied — und von den Hängen
Klang plötzlich lautes ſchrilles Grabgeläut.
Sie gingen ſchweigend durch der Bauern Schar,
Sie frugen nicht, wer ſich zum Schlummer ſtreckte,
Sie ſchwiegen — — ſchwiegen. — Ihre Seelen ſchreckte
Derſelbe dunkle bange Traum. — Es war,
Als ſänke plötzlich Dämmrung auf die Matten,
Als ſänke auf ihr frohes Morgenrot
Mit jähem Schlag der grauenvolle Schatten,
An den ſie beide nie gedacht —: der Tod!

Es eilte längs der Häuſer bunter Zeile
Die wilde Stubai rauſchend nach dem Inn.
Da war's, als rief's auch ihnen: „Eile! Eile!“
Und unwillkürlich eilten ſie dahin,
Voll dunkler Angſt, voll ahnungsvollem Schauer,
Voll unerhörter ſtiller Sehnſuchtsqual. —
Da war ihr Ziel. — Da lachte aus dem Thal
Des Gaſthofs blumenbunte Gartenmauer
Sie ſchritten hin, noch immer Hand in Hand,
Noch immer trüb, noch immer ohne Worte,
Da — — ein verlegner, ſtiller Wandrer ſtand
In ſtummem Harren an der kleinen Pforte.
Ein Schreck, ein Wahn erſchütterte die zwei,
Ein Riß ging durch die junge Frauenſeele,
Sie ſtand erſtarrt; — — und dann — — —
— — — — — — ein Jubelſchrei — — —
Und drauf ein Stammeln. — — „Vater!“ —
„Gabriele!“
— — — — — — — — — —
O Glück, an das ſie auch im Traum nicht dachte!

O größtes, einz'ges Wunder! Einz'ge Luſt!
Sie lag in ſeinem hagren Arm und lachte
Und perlte Thränen auf des Alten Bruſt.
Sie fühlte ihr Bewußtſein faſt entſchweben.
Wie Großes, Übergroßes ihr geſchehn, — —
Nichts, nichts ging über dieſes Wiederſehn!
Nichts war ſo traumesgleich in ihrem Leben.

Nicht auszudenken war der holde Segen:
Vereint! Vereint! Für immer nun vereint!
So ſeltſam fremd, ſo wundervoll verlegen
So ſchroff und ernſthaft that der grimme Feind!
Er hob die Blicke, wie in leiſem Zagen,
Und ſchluckte lange, eh er barſch begann:
„Ich bleibe nicht! — Ich wollte euch nur ſagen:
Das Bildnis, Lars, fing doch zu lächeln an!"

* * *

So wurde das Verſöhnungswort geſprochen.
— — — — — — — — — — —
Was weiter kam? Viel weiß ich nun nicht mehr.
Vor allem: er blieb doch drei volle Wochen
Und gönnte Lars ſein Lieb dann doch ſo ſehr!
Die vielen Wäſſer und die vielen Glocken
Entzückten ihn und hielten ihn im Thal.

Gar rührend war es, was er kurz und trocken
Dem Sohn geſtand beim purpurnen Spezial.
Wie er getragen an des Lebens Schwere,
Wie er gelitten hatte, heiß und wild,
Wie ihn der Schmerz, die Einſamkeit, die Leere,
Getrieben zu dem tiefverhaßten Bild.
Wie er allmählich Troſt fand und Genügen
Und immer länger vor dem Rahmen ſtand,
Und endlich in den ſchlichten ernſten Zügen
Ihr ganzes tiefes ſüßes Weſen fand,
Wie er des Gegners Art allmählich ehrte
Und nicht mehr die geſtrenge Wahrheit ſchalt,
Und nicht den goldnen Schimmer mehr entbehrte,
Der ſeiner Kunſt als unentbehrlich galt,
Wie ihn der wehmutvolle Wunſch durchdrungen:
Noch einmal ſtark ſein, einmal friſch und jung!
Wie ihn des Bildes feiner Reiz gezwungen
Zu offnem Ausgleich, zur Verſtändigung.
Wie heiße Sehnſucht dann zum Überfluſſe
Gemahnt, gedrängt, gejagt zu raſchem Flug,
Und wie das liebe Bild bei dem Entſchluſſe
Ein leiſes Lächeln auf den Zügen trug.
— — — — — — — — — — —
So belchtete der Greis im Sternenſcheine,
Und ſeine Wimpern zuckten, als er ſprach.
Noch manche ernſte Worte kamen nach,
Und einmal ſprach der alte Mann beim Weine:

„Belehre du mich nun zu meinem Heil!
Mein junger Sohn, ich bitte dich beſcheiden.
Ich darf's; — du biſt der Größre von uns beiden!
Du darfſt; — denn ſieh, du dankſt mir auch dein Teil!
Der Wahrheit Kult ins Häßliche, Verkehrte
Zu übertreiben, läufſt du nicht Gefahr,
Weil eben doch, ſolange ich dich lehrte,
Die Schönheit deine hehrſte Muſe war. — —"

* * *

So hatten meine Freunde endlich Frieden.
Sie brachten in dem bunten Alpenneſt
Noch manche Stunde zu Und als ſie ſchieden.
Stand ihre ganze heitre Zukunft feſt.
An der behenden Stubai engen Borden
Iſt ihres Glückes Goldfrucht voll gereift.

Der alte Meiſter fuhr vergnügt nach Norden.
Was weiß ich, wo ihr Jungen heut noch ſchweift?
Gewiß, entgegen eurer ganzen Art
Sprach ich von euch und dieſer Künſtlerfehde. —
Vergebt mirs, Liebe, wenn ihr's je erfahrt!
Mich zwingt die Sehnſucht, daß ich von euch rede!

Schmetterlinge.

Von

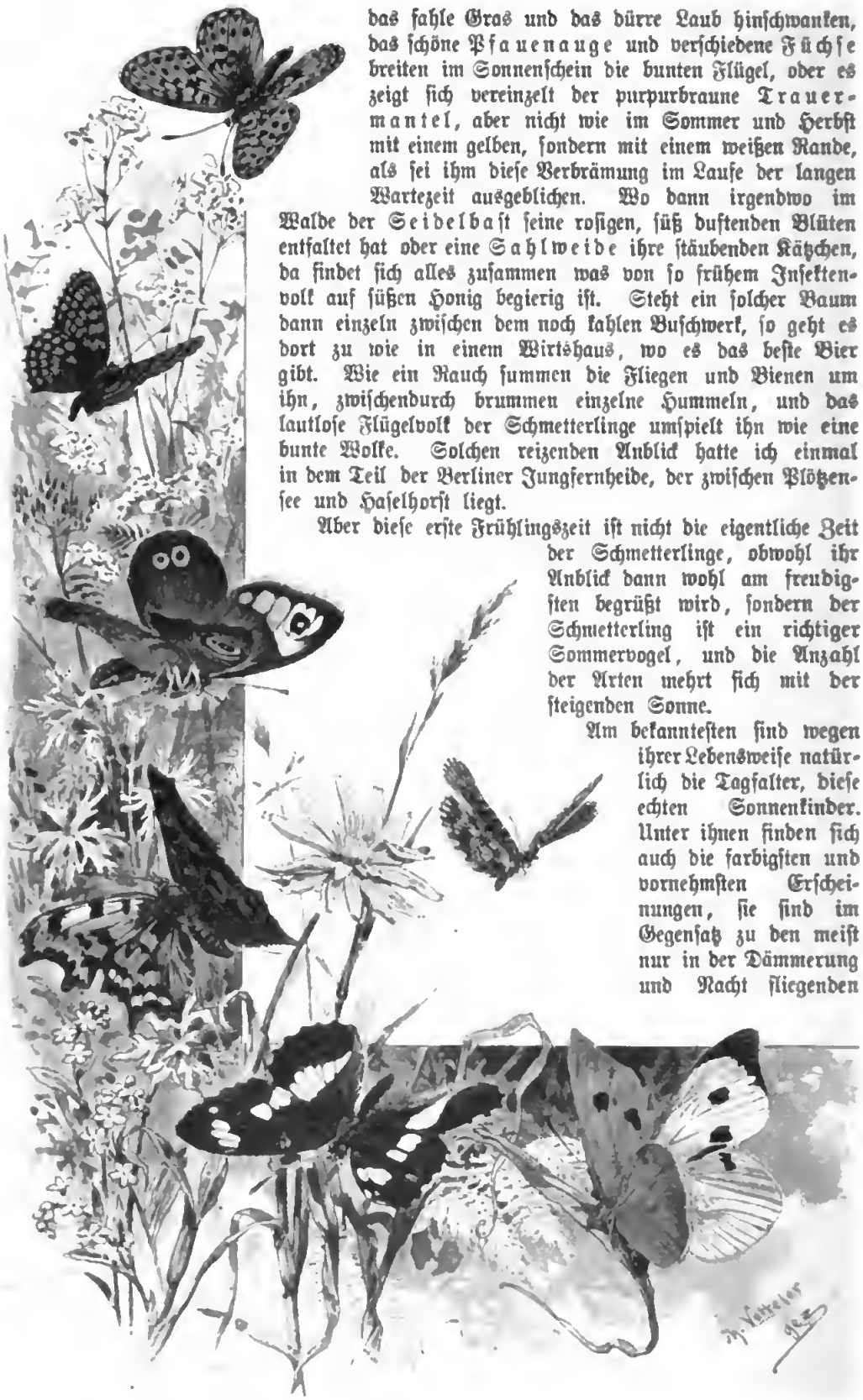
Heinrich Seidel.

Aquarelle von **Ch. Vofteler.**

(Abdruck verboten.)

Meine Erinnerungen an die ersten Frühlingsschmetterlinge sind seltsamerweise mit jener periodischen Erkrankung des Hauswesens verknüpft, die man Frühjahrs-Großreinmachen nennt. Das klingt sonderbar, hat aber einen sehr einfachen Zusammenhang, denn sobald der Greuel und die Verwüstung dieser aufgeregten Tage bis in mein stilles Zimmer vorgedrungen sind, mache ich mir einen freien Tag und unternehme eine kleine Wanderung in die Umgegend.

Da ich nun im Gegensatz zu meinem Freunde Trojan vom Wetterglück begünstigt zu sein pflege, so gerate ich dann gewöhnlich in einen jener schönen Vorfrühlingstage, wo die Lerchen über der jungen Saat am blaßblauen Himmel tirelieren, und in dem noch kahlen knospenden Walde die Kohlmeisen ihr liebliches Frühlingsglöckchen läuten. Solche sonnige Tage locken auch verschiedene überwinternde Schmetterlinge hervor, indem die warme Luft in ihre heimlichen Verstecke dringt und sie glauben macht, die schöne Zeit sei schon endgiltig gekommen. Als einen der ersten Frühlingsboten sieht man dann den goldenen Citronenfalter über



das fahle Gras und das dürre Laub hinſchwanken, das ſchöne Pfauenauge und verſchiedene Füchſe breiten im Sonnenſchein die bunten Flügel, oder es zeigt ſich vereinzelt der purpurbraune Trauermantel, aber nicht wie im Sommer und Herbſt mit einem gelben, ſondern mit einem weißen Rande, als ſei ihm dieſe Verbrämung im Laufe der langen Wartezeit ausgeblichen. Wo dann irgendwo im Walde der Seidelbaſt ſeine roſigen, ſüß duftenden Blüten entfaltet hat oder eine Sahlweide ihre ſtäubenden Kätzchen, da findet ſich alles zuſammen was von ſo frühem Inſektenvolk auf ſüßen Honig begierig iſt. Steht ein ſolcher Baum dann einzeln zwiſchen dem noch kahlen Buſchwerk, ſo geht es dort zu wie in einem Wirtshaus, wo es das beſte Bier gibt. Wie ein Rauch ſummen die Fliegen und Bienen um ihn, zwiſchendurch brummen einzelne Hummeln, und das lautloſe Flügelvolk der Schmetterlinge umſpielt ihn wie eine bunte Wolke. Solchen reizenden Anblick hatte ich einmal in dem Teil der Berliner Jungfernheide, der zwiſchen Plötzenſee und Haſelhorſt liegt.

Aber dieſe erſte Frühlingszeit iſt nicht die eigentliche Zeit der Schmetterlinge, obwohl ihr Anblick dann wohl am freudigſten begrüßt wird, ſondern der Schmetterling iſt ein richtiger Sommervogel, und die Anzahl der Arten mehrt ſich mit der ſteigenden Sonne.

Am bekannteſten ſind wegen ihrer Lebensweiſe natürlich die Tagfalter, dieſe echten Sonnenkinder. Unter ihnen finden ſich auch die farbigſten und vornehmſten Erſcheinungen, ſie ſind im Gegenſatz zu den meiſt nur in der Dämmerung und Nacht fliegenden

Schwärmern, Spinnern, Eulen und Spannern die eigentlichen Schmetterlinge. Auf sie richtet sich die erste Begier des jugendlichen Sammlers, nach ihnen werden die meisten Netze geschwungen und atemlose Jagden ausgeführt durch Dick und Dünn, Naß und Trocken, Hecken und Gräben.

Aber die Wonne dann auch, wenn der Fang so eines seltenen Gastes glücklich gelungen ist, und der junge Jäger so einen schlanken Schwalbenschwanz oder noch schlankeren Segelfalter aus dem Netze hervorholt und seine schöne Zeichnung und Färbung in Gelb, Schwarz, Blau und Ziegelrot fast mit stiller Anbetung bewundert.

Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, wie oft ich mich in die Betrachtung der Abbildung des schönen und stattlichen Apollofalters vertiefte, jenes weißen Gebirgsschmetterlinges, der so hübsch mit tiefschwarzen Flecken und vier prachtvoll roten Augen auf den Unterflügeln geziert ist, und es mir als ein wunderbares Glück ausmalte ins Gebirge zu reisen, nur um diesen Märchenvogel dort fliegen zu sehen und womöglich zu fangen. Das erste Märchen, das ich schrieb und das bald nach seiner Vollendung in den Hamburger „Jahreszeiten" gedruckt wurde, knüpft an meine Erinnerungen aus der Knabenzeit an und war ein Schmetterlingsmärchen, in dem der Apollo eine Hauptrolle spielte. Ich habe diesen schönen Sommervogel noch niemals fliegen sehen, aber ich weiß, wenn es geschieht, wird es mir, obwohl ich nun ein alter Knabe bin, wie ein freudiger Schreck auf das Herz fallen wie damals, als ich bei Reinerz in Schlesien einen anderen Traum meiner Jugend, den prächtigen Schillerfalter, zum erstenmal erblickte. Den gab es nun zwar bei meiner Vaterstadt, aber nur in einem ziemlich entfernt liegenden Walde, wohin ich zur rechten Zeit nie gekommen bin. Die dunkelbraunen Flügel dieses schönen Schmetterlings schillern bei richtiger Beleuchtung schön blau oder bei einer anderen Art violett, was bei dem in der Sonne fliegenden Falter einen prächtigen Anblick gibt. Aber was ist dieser bescheidene Glanz gegen die unglaubliche Pracht der unzähligen schillernden Schmetterlinge in den Tropen, besonders in Brasilien. Das wunderbarste dieser Art sah

ich im naturhiſtoriſchen Muſeum zu Berlin an einem Schmetterlinge, deſſen Namen ich nicht weiß. Der trägt auf ſeinen Flügeln einige Zeichnungen, die von oben betrachtet ganz unſcheinbar ſind. Läßt man aber das Licht ſehr ſchräg auf den Schmetterling fallen und dreht ihn langſam, ſo leuchten dieſe Zeichnungen auf in allen Farben des Regenbogens, gelb, blau, grün, rot, violett, in einer Pracht, die ſich nicht beſchreiben läßt, und mit einem Glanz, den kein Edelſtein beſitzt. Es gibt gar nichts, was man damit vergleichen könnte. Das iſt durchaus wunderbar, und doch, wenn ich es bedenke, ſo iſt mir perſönlich unſer guter deutſcher beſcheidener Schillerfalter lieber, denn an ihm hängen Erinnerungen und Träume der Kindheit. Denn nicht darauf kommt es an, was man ſieht, ſondern was man dabei empfindet. Wenn ein guter Bekannter von mir, ein berühmter Forſchungsreiſender, nach langjähriger Abweſenheit in den Tropen wieder nach Deutſchland zurückgekehrt iſt, ſo iſt eine ſeiner erſten Handlungen die, daß er in ein Wirtshaus geht und ſich einen Krug Bier und ein Paar Würſtchen geben läßt. Wenn das vor ihm ſteht, betrachtet er es mit einem gerührten Blick tiefen Heimatsgefühles, „denn nun weiß ich," ſagte er, als er mir das erzählte, „ich bin wieder zu Hauſe."

Schmetterlinge sind von ihren Nahrungspflanzen abhängig und so kommt es, daß bei zunehmender Boden- und Forstkultur ihre Anzahl abnimmt, ja viele Arten gänzlich verschwinden. Eine Gegend, die nur Rüben- und Weizenbau kennt, wo durch die Drainage fast alle Gräben verschwunden sind, die Feldraine aufs Geringste eingeschränkt werden, und jedes Fleckchen in Kultur ist, pflegt äußerst schmetterlingsarm zu sein. Freilich findet auch manchmal eine Ausnahme statt. So ist durch den starken Anbau der Kartoffel, an deren Kraut sich seine Raupe gewöhnt hat, der früher in Deutschland zu den größten Seltenheiten gehörende Totenkopf-Schwärmer ziemlich häufig geworden. Der Kreiswundarzt Schmidt schreibt, daß er einmal im Spätsommer allein aus der Umgegend von Wismar über vierzig Stück Puppen dieses Schmetterlings erhalten habe.

Einem unserer schönsten und größten Tagfalter, dem großen Eisvogel, wird nun die moderne Forstkultur schädlich, die nur in seltenen Fällen alte Zitterpappeln, die Nahrungspflanzen der Raupen, in den Wäldern duldet. So ist er denn aus vielen Gegenden, wo er früher in manchen Jahren ziemlich häufig war, mit diesen Bäumen ganz verschwunden. Das kann einem fast leid thun, denn der schöne dunkelbraune Schmetterling mit der breiten weißen Binde und den mit blauen und roten Wellenlinien eingefaßten Flügeln ist eine Zierde unserer Wälder.

Überhaupt lieben die Schmetterlinge mit Ausnahme einiger schädlicher Arten das Unland — die Heide und das Moor sind reich an ihnen, der Sand zeigt mehr Arten als der gute Boden. Zur Zeit, wenn in solchen Gegenden der duftende Thymian blüht, kann man in guten Schmetterlingsjahren auf den rötlichen Polstern dieses Krautes ein unsägliches Gewimmel kleiner Tagfalter beobachten. Fährt man darüber hin, so stäuben förmliche bunte Wolken auf von zarten Bläulingen, rotglänzenden Dukatenfaltern und Feuervögeln, gelblichen Heufaltern und zierlichen Perlmuttervögeln.

Im Walde bevorzugen die Tagschmetterlinge natürlich die Lichtungen, die Wegränder und die Waldwiesen. Im Frühling findet man dort häufig den lieblichen Aurorafalter, und später im Sommer wimmelt es oft von Perlmuttervögeln und stattlichen Kaisermänteln. Ein solcher blumiger Grasfleck mitten im Walde, umstanden von mächtigen Bäumen, über deren Wipfel weiße Wolken zugen, bekommt durch das lautlose Wiegen und Schweben der

Schmetterlinge etwas träumerisch Märchenhaftes.

Finden sich zwischen den Kornfeldern reichlich Wiesen und Teiche mit buschbewachsenen Rändern eingesprengt, gibt es dort noch die alten breiten, mit Blumen übersäeten und mit Hecken eingefaßten Landwege, die ich so liebe, fehlt es dort nicht an bewachsenen Gräben und blumigen Feldrainen, so ist auch das Kulturland reich an Tagschmetterlingen. Dort fliegen außer vielen Weißlingen unzählige Augler in verschiedenen, teilweise sehr gemeinen Arten. Wir nannten sie, als ich ein Knabe war „Sandaugen", und ich hatte damals einen großen Haß auf sie, besonders auf die Art Janira. Dieser braune Schmetterling war nach meiner Ansicht ein großer Schwindler und hatte die Begabung, sich von Ferne ein Ansehen zu geben, als sei er ganz etwas Besonderes. Eilte ich dann mit großer Begier ihm nach, so sah ich bald, daß ich mich wieder einmal hatte täuschen lassen und ein ganz unbeschreiblich gemeines Sandauge vor mir hatte.

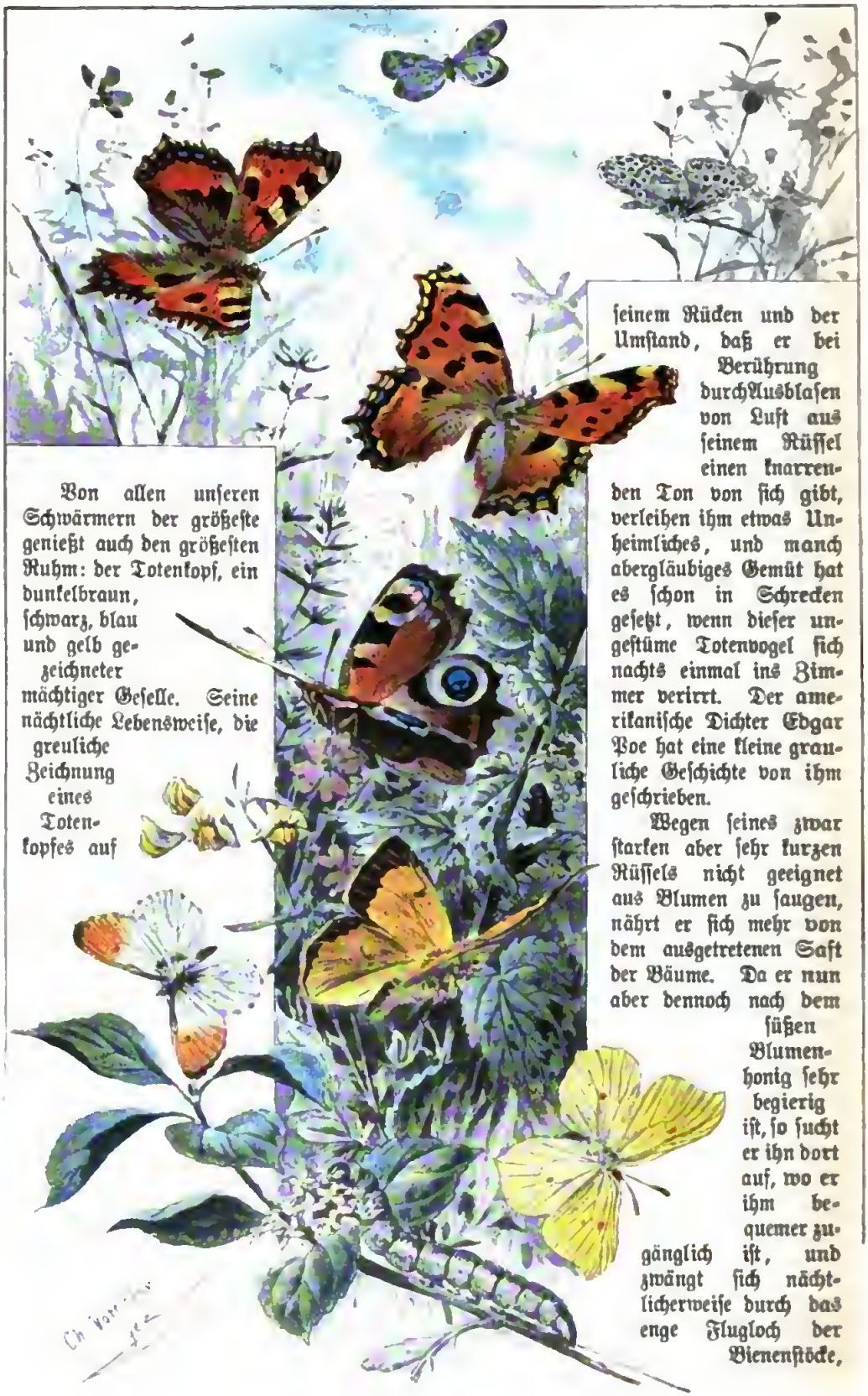
Wo die wilde Möhre mit ihren weißen Blütentellern häufig ist, findet man wohl den schönen Schwalbenschwanz, über die Kleefelder schwankt die „goldene Acht" dahin, und an rotblühenden Disteln wiegt sich der schön gezeichnete Distelfalter, der gleich seinem Verwandten, dem Admiral, die Farben des deutschen Reiches zur Schau trägt.

Auch die meisten anderen Vertreter der Gattung Vanessa, zu der der Distelfalter und Admiral gehören, pflegen dort nicht zu fehlen, die verschiedenen Füchse, das gemeine, aber herrlich gezeichnete Tagpfauenauge und, wo alte Kropfweiden vorkommen, auch der schöne sammetbraune Trauermantel. Ein anderer zu dieser Gattung gehöriger Schmetterling, der schon bei Gelegenheit der Waldwiese hätte erwähnt werden müssen, zeigt eine Eigenschaft, die man mit dem schönen Wort Saison-Dimorphismus bezeichnet. Die Schmetterlinge der ersten Generation Levana, die im Frühling aus überwinterten Puppen kommen, haben auf gelblicher Grundfarbe schwarze Flecken, die

zweite, die Sommergeneration Prorsa aber, die von der ersten abstammt, ist größer und auf fast schwarzem Grunde weißlich gebändert, so daß die Schmetterlinge sich gar nicht mehr ähnlich sehen. Zuweilen kommt noch eine Herbstgeneration Porima, vor, die wieder anders aussieht.

Weit weniger bekannt als die jedem ins Auge fallenden Tagfalter, ist die höchst interessante Familie der Schwärmer oder Dämmerungsfalter. Man könnte sie ihrer Stärke und ihres reißenden Fluges wegen die Raubvögel unter den Schmetterlingen nennen, wenn sie sich nicht bescheiden mit Baum- oder Blumensaft begnügten wie die anderen auch. Mit ihren mehr langgestreckten als breiten Flügeln flattern sie nicht wie die Tagfalter,

sondern schwirren. Sie setzen sich nicht auf die Blüten, deren Honigsaft sie genießen wollen, sondern stehen vor ihnen in der Luft, indes sie den langen Rüssel in deren Kelch tauchen.



Von allen unseren Schwärmern der größeste genießt auch den größesten Ruhm: der Totenkopf, ein dunkelbraun, schwarz, blau und gelb gezeichneter mächtiger Geselle. Seine nächtliche Lebensweise, die greuliche Zeichnung eines Totenkopfes auf seinem Rücken und der Umstand, daß er bei Berührung durch Ausblasen von Luft aus seinem Rüssel einen knarrenden Ton von sich gibt, verleihen ihm etwas Unheimliches, und manch abergläubiges Gemüt hat es schon in Schrecken gesetzt, wenn dieser ungestüme Totenvogel sich nachts einmal ins Zimmer verirrt. Der amerikanische Dichter Edgar Poe hat eine kleine grauliche Geschichte von ihm geschrieben.

Wegen seines zwar starken aber sehr kurzen Rüssels nicht geeignet aus Blumen zu saugen, nährt er sich mehr von dem ausgetretenen Saft der Bäume. Da er nun aber dennoch nach dem süßen Blumenhonig sehr begierig ist, so sucht er ihn dort auf, wo er ihm bequemer zugänglich ist, und zwängt sich nächtlicherweise durch das enge Flugloch der Bienenstöcke,

um, wenn ihm der Raub gelingt, fast einen Kaffeelöffel voll des süßen Stoffes in sich zu saugen. Meist aber muß er dies Unternehmen schwer büßen, da die wachsamen Bienen ihn dabei fast immer entdecken und umbringen.

Die Anzahl der echten Schwärmer in Deutschland ist nicht groß, man zählt nur siebzehn Arten und darunter sind drei, die sich nur in heißen Sommern aus dem Süden her verfliegen und nicht eigentlich heimisch sind. Dagegen ist die Anzahl der Individuen einzelner Arten in manchen Jahren oft sehr groß. So thut die schön grün und rotbraun, weißlich und hellgelb gestreifte Raupe des Tannenpfeils in manchen Jahren an Kiefern und Tannen großen Schaden. Im Grunewald bei Berlin konnte man vor einigen Jahren den dazugehörigen einfach graubraunen Schmetterling in Masse an den Kiefernstämmen sitzen sehen. Überhaupt sind die meisten der einheimischen Schwärmer gar nicht selten, und doch sind sie wegen ihrer nächtlichen Lebensweise, und weil sie sich bei Tage sorgfältig zu verbergen pflegen, wenig bekannt. Wer Gelegenheit dazu hat, der versäume doch nicht, sich an einem schönen Juniabend in der späten Dämmerung in eine Gegend zu begeben, wo viel Geisblatt blüht. Dort wird er die Aussicht haben, allerlei Arten dieser Nachtschwärmer bei ihren eifrigen Kneipereien an den starkriechenden Blütenkelchen zu betrachten und die Flugkünste dieser kräftigen Tiere bewundern können. Denn Flieger sind sie meist ersten Ranges, das beweisen die drei südeuropäischen Arten: Livornica, der große Weinschwärmer, und der Oleanderschwärmer, die sich von ihrer Heimat aus bis zum Strande der Ostsee verfliegen und dann dort gefangen werden. Ja, ganz besonders, wenn einmal mehrere heiße Sommer aufeinander folgen, pflanzt sich der wunderschön grün und rosa gezeichnete Oleanderschwärmer auch bei uns fort, und man findet auf Oleanderbäumen, die in Kübeln im Freien stehen, seine prachtvollen smaragdgrünen oder orangengelben weißgeperlten Raupen.

Überhaupt zeichnen sich fast alle unsere Schwärmerarten durch besonders schöne und stattliche Raupen aus, die bei manchen Arten weit länger und stärker als der Mittelfinger einer großen Manneshand werden. Die bekannteste von diesen Raupen ist wohl die des Ligustrumschwärmers, weil sie gar nicht selten in unseren Gärten auf dem Ligustrum, dem spanischen Flieder, und dem Schneebeerenstrauch vorkommt. Man suche sie im Juli und August nach den Spuren ihrer gesegneten Verdauung auf dem Boden. Wo diese am frischesten sich zeigt, errichtet man eine Senkrechte, in deren Verlängerung man sicher die schöne, durchsichtig hellgrüne, schräg violett und weiß gestreifte Raupe an einem Zweige finden wird.

Die Schwärmerraupen haben alle etwas Vornehmes an sich, benehmen sich sehr ruhig und gebildet und tragen alle bis auf eine Ausnahme als ein Abzeichen ihres hohen Ranges am hinteren Ende ein mehr oder weniger gebogenes Horn.

An die Schwärmer schließen sich die Sesien oder Glasflügler an, meist kleine, zum Teil sogar winzige Tierchen mit durchsichtigen Flügeln, die bei Tage fliegen und gar nicht wie Schmetterlinge aussehen, sondern sich in allerlei Maskeraden gefallen, indem sie die Formen anderer Insekten nachahmen und dann verschiedenen Bienen, Wespen, Schnaken, Mücken und Fliegen ähnlich sehen. Ihre Raupen leben alle im Innern von Bäumen, Sträuchern oder Wurzeln. Sie gehören zu den Insekten, denen man nachgehen muß, wenn man sie kennen lernen will.

Ebenfalls als zu den Schwärmern gehörig werden die Zygänen oder Widderchen gerechnet, die bei Sonnenschein gern um die Blumen der Wiesen und sonnigen Grasplätze schwärmen. Besonders verbreitet sind bei uns die Zygaena Trifolii, die Wiesenkleezygäne, und Filipendulae, der Blutstropfen. Sie fallen durch die fünf oder sechs blutroten Flecken auf den blauen oder grünen Oberflügeln sehr auf und sind im Juli an ihren Flugorten leicht zu entdecken.

Können hier auf beschränktem Raume die Tagfalter und Schwärmer nur leicht gestreift werden, so ist das noch mehr der Fall bei der mächtigen Anzahl der Spinner, Eulen und Spanner. Denn finden sich in Deutschland und der Schweiz nach Gebrüder Speyer schon 194 Arten Tagfalter und 82 Schwärmer, so gibt es von den oben genannten Nachtfaltern zusammen etwa 1160

Arten. Da gilt es auch hier nur, wie es schon vorher geschehen ist, irgend eine besonders schöne oder merkwürdige Art herauszuheben.

Es bietet sich mir zuerst die Familie der Bärenvögel dar, deren „gräßliche“ rauhbehaarte Raupen, die noch dazu so ekelhaft schnell laufen können, so manchen jüngferlichen Entsetzensschrei auf dem Gewissen haben. Aber aus den abscheulichsten Raupen kommen oft die schönsten Schmetterlinge, und so ist es auch hier der Fall, denn unter den Bärenvögeln gibt es welche von wahrhaft leuchtender Pracht, so zum Beispiel den wohl fast jedem bekannten sehr häufigen braunen Bären, der mit dem schönen weißgeäderten Kaffeebraun seiner Oberflügel und den ziegelroten schwarzpunktierten Unterflügeln einen köstlichen Anblick darbietet, zumal, wenn er eben erst frisch aus der Puppe geschlüpft ist. Und wer sich Arctia Hebe, die Witwe, betrachtet, der muß sich sagen, daß er selten eine so angenehm gekleidete Witwe gesehen hat.

Bei der bald darauf folgenden Familie der Holzbohrer finden sich merkwürdige Gesellen. Der ziemlich große, grau gezeichnete Weidenbohrer ist der bekannteste unter ihnen. Der Schmetterling bietet wenig Bemerkenswertes, desto interessanter aber ist die in Weiden-, Pappel- und Eichenstämmen bohrende, ausgewachsen etwa neun Centimeter lange Raupe. Bei diesem „höchst abscheulichen“, unterhalb fleischfarbigen, oberhalb dunkelblutroten Tiere, das mehr wie eine Made als wie eine Raupe aussieht, habe ich ausnahmsweise nichts dagegen, wenn empfindsame Gemüter vor ihm einigen Abscheu empfinden. Denn diese Raupe hat drei wirklich fatale Eigenschaften, sie stinkt, beißt und spuckt. In hölzernen Behältern kann man sie nicht aufbewahren, weil sie sich sofort durchfrißt. Der alte Rösel von Rosenhof schildert sehr anschaulich, wie ihm solche Raupen sogar aus einem Glashafen mit Holzdeckel entkamen. Sie spannen, den Oberkörper hin und her wendend, aus dem Maule im Zickzack Fäden an der Glaswand vor sich her und stiegen daran wie auf einer Strickleiter hinauf, bis sie den Deckel erreichten, der dann im Nu durchgefressen war.

Ein naher Verwandter des Weidenbohrers, Terebra genannt, der ihm sehr ähnlich sieht, zeichnet sich dadurch aus, daß dieser Schmetterling zu den größten Seltenheiten gehört und nur an sehr wenigen, beschränkten Orten in Deutschland sparsam vorkommt. Die Raupe bohrt in Schwarzpappeln und Espen.

Unter den Spinnern findet sich eine große Anzahl von schädlichen Schmetterlingen, wie zum Beispiel die berüchtigte Nonne, deren Raupen ganze Wälder zerstören, der abscheuliche Ringelspinner, der Prozessionsspinner, dessen Raupen nachts auf Raub ausgehen und des Morgens in keilförmiger Schlachtordnung wieder in ihr Nest einziehen, und viele andere. Den Ringelspinner, der darum so heißt, weil er seine Eier in Ringen von zweihundert bis vierhundert Stück an die Zweige der Bäume setzt, habe ich trotzdem in gutem Andenken, denn als ich ein Knabe war, hat er mir einmal zu Reichtum und Wohlleben verholfen. Wir hatten damals im ersten Frühjahr viele Raupennester dieses Schmetterlings im Garten, und mein Vater versprach mir für jedes, das ich ihm einlieferte, einen Schilling (sechseinviertel Pfennig). Ich brachte zweiundzwanzig Stück zusammen und fühlte mich hernach als Kapitalist. Für dieses Geld konnte man sich die großartigsten Genüsse verschaffen. Man konnte es in ebenso viele Apfeltorten umsetzen, ein berauschender Gedanke, oder vierundvierzig Stücke Blätterteig dafür erstehen, oder vierundvierzigmal Karoussel fahren, und nun erst die Boltjes (dreieckige Bonbons von dunkelbraunem Zucker), die es dafür gab, die waren ja kaum zu zählen. Zu alledem hatte mir der Ringelspinner verholfen, und ich konnte ihm deshalb kaum ernstlich böse sein.

Finden sich nun unter den Spinnern auch viele Schädlinge, so zählt dafür zu dieser Familie doch auch der nützlichste aller Schmetterlinge, der Maulbeerspinner, dessen Raupe, der berühmte Seidenwurm, wer weiß wie viele Menschen, die sich mit der Zucht der Raupen oder der Verarbeitung ihrer Gespinnste beschäftigen, nährt und kleidet.

Unzählbare Webstühle setzt dieser kleine Wurm in Bewegung, große Handelshäuser und mächtige Fabriken existieren nur durch ihn, und in zahllosen Läden aller Weltteile schimmern und glänzen die schöngefärbten Stoffe, die seinem Fleiße ihre Entstehung

verdanken. Es ist sonderbar, daß unsere Frauen und Mädchen, die doch meistens alle Raupen hassen und verabscheuen, solchen Tieren ihren schönsten Kleiderschmuck verdanken müssen.

Der größte deutsche Schmetterling, das zu der schönen und interessanten Gattung „Saturnia“ gehörige Wiener Nachtpfauenauge, findet sich ebenfalls in der Familie der Spinner. Man kann den stattlichen, schön mit Pfauenaugen und Zickzacklinien gezeichneten Schmetterling, der eine Breite von fünfzehn Centimetern erreicht, jetzt wirklich einen deutschen Schmetterling nennen, seitdem ihn A. Reihlen mit großer Mühe und Ausdauer bei Stuttgart eingebürgert hat. Früher kam er nur in Österreich, Ungarn, der Schweiz, Frankreich und Kleinasien vor.

Was soll ich nun aus der mächtigen Schar der nun folgenden Eulen hervorheben, unter denen gerade die unscheinbarsten, nach gar nichts aussehenden dem Sammler oft die interessantesten sind. Ich will mich da auf die adlige Gattung Catocala beschränken, deren Mitglieder sämtlich zum Zeichen ihres hohen Ranges mit blauen, roten oder gelben Ordensbändern geziert sind. Ich glaube, niemals hat sich ein ehrgeiziger Streber jemals so nach einem der vielbegehrten Bändchen gesehnt, als ich in meiner Knabenzeit nach dem berühmten blauen Ordensbande, das in unserer Gegend für eine ungeheure Seltenheit galt und in den Sammlungen, wo es vorhanden war, mit unbegrenzter Hochachtung betrachtet wurde. Das blaue Ordensband gehört zu den größten und schönsten deutschen Schmetterlingen und bietet mit seinen grau oder gelblich zackig gebänderten Oberflügeln und den schwarzen wie mit weißen Spitzen besetzten Unterflügeln mit breitem hellblauem Bande einen sehr stattlichen und vornehmen Anblick dar.

Schon leichter zu erlangen war das gemeine rote Ordensband, dessen karminrote Unterflügel zweimal tiefschwarz gebändert sind, aber wieder bei uns von fast sagenhafter Seltenheit und noch höher begehrt als das blaue war das gelbe Ordensband, das auf gelben Unterflügeln ebenfalls zwei schwarze Bänder zeigt.

Wie oft glaubte ich diesen geschätzten Vogel zu haben, während er sich immer wieder als die höchst gemeine Agrotis pronuba, die Hausmutter, oder höchstens als die ebenfalls sehr häufige Agrotis Fimbria herausstellte, die beide auf den ersten Blick für ein ungeübtes Auge einige Ähnlichkeit mit jenem geschätzten Schmetterling haben. In meinem engeren Vaterlande Mecklenburg befanden sich nur wenige glückliche Sterbliche, die selbstgefangene Schmetterlinge dieser Art mit Stolz vorzeigen konnten. Und doch gab es damals wohl, besonders auch unter den Knaben, mehr Menschen, die Schmetterlinge sammelten als jetzt. In diesem papierenen Zeitalter hat fast jeder Schuljunge ohne Ausnahme ein Briefmarkenalbum, Schmetterlinge aber sammelt sehr selten einer.

Ich erinnere mich gern an meinen Nachbar in Tertia, einen stillen Knaben, der sich in der Schule sehr wenig auszeichnete und allgemein für gänzlich unbegabt gehalten wurde. Ich höre noch das unauslöschliche Gelächter, das sich erhob, als der Lehrer zum abschreckenden Beispiel eine Übersetzung meines Nachbars aus dem Ovid im Versmaße des Originals vorlas, die wir als deutschen Aufsatz hatten anfertigen müssen. Seine Hexameter hatten fast nie sechs, sondern entweder nur fünf oder auch sieben und mehr Füße, und damit trippelten sie wie eine Hammelherde durcheinander oder stampften wie die Kohlenpferde. Aber zwischen den Schmetterlingen wußte er Bescheid und hatte trotz seines jugendlichen Alters eine der besten Sammlungen im Lande. Er kannte alle Flugstellen und Fundorte in weitem Umkreis und tauschte sich, für einige unscheinbare aber anderswo sehr seltene Schmetterlingsarten, wie zum Beispiel gewisse Rohreulen, die er massenhaft fing oder aus den Puppen zog, aus ganz Deutschland Seltenheiten ein. Er hatte einst die Gnade, mich auf einem seiner Ausflüge mitzunehmen, und da imponierte es meiner jugendlichen Unerfahrenheit sehr, wie planvoll und zielbewußt er vorging und mit welcher Sicherheit er voraussagte: dort werden wir das und dort das finden. Ich bekam zum erstenmale einen Begriff davon, wie ein wirklicher Kenner vorgeht, während es bei mir, wenn ich auszog, eine Glückssache war, und ich nehmen mußte, was der Zufall vor mein Netz führte. Dieser gute, stille Mensch ist nun auch schon lange nicht mehr. Er wurde Landwirt und ging dann

ſpäter nach dem Weſten von Südamerika. Dort iſt er bei Gelegenheit eines Aufſtandes erſchlagen worden.

Merkwürdig durch ihre Raupen ſind die Spanner, deren man in Deutſchland und der Schweiz etwa 430 Arten zählt. Dieſe bewegen ſich auf höchſt komiſche Art fort, indem ſie mit den hinteren Füßen feſtgeklammert, den Leib weit ausſtrecken und für die vorderen einen Haltepunkt ſuchen. Dann holen ſie, während ſie den Leib zu einem Bogen krümmen, ſo daß die Figur eines griechiſchen *Ω* entſteht, die Hinterfüße nach, und durch ſtete Widerholung dieſes ſinnreichen Verfahrens marſchieren ſie munter vorwärts. In der Ruhe ſpielen ſie Zweig- oder Blattſtiel, um ihre zahlreichen Feinde zu bemogeln, und ſtrecken nur mit den hinteren Füßen angeklammert, den Leib ſchräg und ſteif in die Luft.

Allgemein bekannt iſt wohl der weiße, ſchwarz und gelb gefleckte Stachelbeerſpanner oder Harlekin, der überall in den Gärten fliegt, wo die Nährpflanze ſeiner Raupe nicht fehlt, ſowie der ſtattliche blaßgelbe Holunderſpanner, der ebenfalls weit verbreitet iſt. Haben die Tagfalter im erſten Frühling den Reigen begonnen, ſo findet ſich unter der letzten Gruppe der Großſchmetterlinge unter den Spannern der, der im beginnenden Winter den Schluß macht und gar noch in den Froſtnächten des November munter umherfliegt. Dieſer, den Obſtbäumen ſehr ſchädliche Schmetterling Cheimatobia Brumata, der Froſtſpanner, hat dem berühmten Brumataleim ſeinen Namen gegeben, den man auf Papierringe geſtrichen um die Stämme legt, um die flügelloſen Weibchen damit zu fangen, die in der Erde aus der Puppe gekommen, von den galanten Männchen umſchwärmt, die Stämme in die Höhe kriechen, um an den Zweigen ihre Eier abzulegen.

So fröhlich man den erſten goldenen Boten des Frühlings begrüßt, ſo viel Zorn erregt dieſer letzte ſpäte Nachkömmling des leichten ſommerlichen Flügelvolkes.

Nach dem Froſtſpanner iſt es vorbei, der Reſt iſt Schweigen. In ſicheren Verſtecken verträumen die wenigen als Schmetterlinge überwinternden Arten die kalte Zeit, andere überdauern ſie in Geſtalt winziger Eier, andere als Raupen unter das Moos verkrochen, andere als Puppen in der Erde oder anderswo verſteckt. Doch ſobald die erſten warmen Tage kommen, wiegt ſich auch wieder ein zarter Schmetterling durch die Lüfte, das Symbol der Auferſtehung.

Diſtel und Diſtelfink.

(Abdruck verboten.)

Wer Blumen geht zu brechen,
Der läßt die Diſtel ſtehn.
Denn ihre Dornen ſtechen,
Blüht ſie auch noch ſo ſchön.

Doch kommt zu ihr geflogen
Ein unbeſorgter Gaſt,
Dem iſt ſie wohlgewogen
Und ladet ihn zur Raſt.

Sie ladet ihn zum Sitzen,
Hält ihm ein Mahl bereit;
Sie thut mit allen Spitzen
Und Zacken ihm kein Leid.

Sie läßt ihm unzerriſſen
Sein Röcklein, das ſo ſchön.
Es muß nur einer wiſſen
Mit Diſteln umzugehn.

J. Trojan.

Digitized by Google

Verraten.

(Abdruck verboten.)

Zum Kindermädchen sagt der Fritz
Mit einem frohen Augenblitz:
„Heut kauft' ich dir zu Weihnacht was,
Das rätst du nicht, so schön ist das!"
„Ja," spricht das Mädchen aufgeräumt,
„Mir hat auch schon so was geträumt!"
„Du träumtest," ruft der kleine Wicht,
„Doch wohl am End' von Seife nicht?!"

Heinrich Seidel.

Alte und Junge.

Roman von

Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

XI.

Fröhliches Treiben herrschte um die Landungsbrücke der Dampfboote bei Bingen. Soeben war der Dampfer Neptun von Koblenz her eingetroffen. Ein altes Paar stand grüßend auf dem Deck, ein junges winkend und nickend vor der Landungsbrücke, und dann wanderten vier vergnügte Menschen dem Hôtel zum Weißen Roß entgegen.

„Wißt Ihr, daß wahrscheinlich auch Hasso und Mizi herkommen?" fragte Herr von Campen, und Frau Gustchen setzte hinzu:

„Ich bin so stolz auf unsere gute Idee, uns hier mit euch allen Rendezvous zu geben, und so froh, den lieben alten Rhein wiederzusehen! Hasso und Mizi haben nun ihre Rheinreise, die sie im vorigen Jahre versäumt hatten, nachgeholt, wir dachten, wir würden sie schon unterwegs treffen, wir wissen aber nicht genau, wo sie sind. Habt ihr etwas von ihnen gehört oder gesehen?"

„Nein, Mama," rief Geerd lachend, „in den vier Wochen haben wir nur Holzschläger, Schifferknechte, Landpastoren und Oberförster zu sehen bekommen, sonst nichts Menschliches, Gott sei Dank!"

„Ja wo seid ihr eigentlich gewesen? Eure Poststempel trugen immer so ganz unbekannte Namen."

„O, wir haben eine herrliche Zeit verlebt — an der Nahe, an der Mosel, in allerhand reizenden Berg- und Waldwinkeln, Geerd hat das alles in seinem Skizzenbuch, das müßt ihr sehen!"

Auf der Terrasse des Hôtels stand der

Tisch gedeckt, an dem sich die beiden Paare niederließen, Gläser und Rheinweinflaschen standen schon ihrer wartend auf dem weißen Tischtuch, und dazwischen duftete ein Strauß von Frühlingsblumen und lag Geerds rotes Skizzenbuch, aus dem die Eltern eine gedrängte Übersicht von Hannas Hochzeitsreise bekommen sollten. Und über die Blätter geneigt, aus denen die reizenden Waldwinkel, romantischen Ruinen und idyllischen Forst- und Pfarrhäuser das junge Paar mit hundert lieben Erinnerungen grüßten, machte das alte in Gedanken die Reise noch einmal und wurde jung in der Freude über das Glück, das aus Hannas Worten sprach und aus ihren Augen strahlte, und in der Erinnerung an die Zeit der eignen Jugend. Der rote Glanz der untergehenden Sonne lag über dem Rhein und vergoldete die gegenüberliegenden Rebenhügel, daß man über dem Schimmer, der darüber ausgebreitet lag, vergaß, daß die regelmäßigen Reihen von Stäben mit den daran aufgebundenen, noch schwachen Reben eigentlich nicht schön waren. Sie gehörten nun doch einmal dazu, und der goldene Traubensaft duftet und schmeckt nirgends besser als angesichts dieser verheißungsvollen Stabreihen. Und über das Skizzenbuch flogen die Blicke des alten Herrn hinüber nach dem Strom und den Hügeln und kehrten dann mit einem eignen Ausdruck auf Frau Gustchens ergrauenden Scheitel zurück. Und es war, als breite der goldene Schimmer, der über den Hügeln lag, sich auch über sein Gesicht aus.

„Es ist doch schön, wenn man sich einer glücklichen Jugend erinnern darf und sieht sie dann wieder aufleben in seinen Kindern," sagte er. „Weißt du noch, Gustchen, wie ich damals von Heidelberg aus zum erstenmal zu euch kam" —

„Und ich gar nicht verstehen konnte, weshalb du die kleidsame Corpskappe nur für ein Jahr tragen und dann Husar werden wolltest" —

„Gestehe es nur, gegen die Husaren hattest du nicht so viel, als daß die Garnison so viel weiter entfernt von eurem Gut lag, als die Universität Heidelberg" —

„Ach, Alter, damals dachte ich ja noch gar nicht *daran*, ich machte mir nur so wundervolle Vorstellungen vom Studentenleben" —

„Und eine schöne Zeit war's auch, und, siehst du Geerd, daß du das damals, als ich dich nach Bonn schickte, nicht ausgenossen, sondern über der Malerei" —

„Halt, Papachen, davon wird nicht gesprochen," rief Hanna ihm lachend den Finger auf den Mund legend, aber Geerd verteidigte sich.

„Ich bin ja doch auch ein Jahr lang da gewesen, Papachen, und wenn ich auch nicht aktiv wurde und viel Kunstgeschichte und wenig Jura hörte und malte, anstatt Kollegienhefte zu schreiben, schön war's doch!"

„Aber doch nicht so schön, wie zu meiner Zeit, zu famose Kerls waren damals dort im alten, lieben Heidelberg."

Und er begann zu erzählen von der alten Studentenherrlichkeit, während die Schatten des Abends sich über der Terrasse ausbreiteten, und hier und dort schon ein Licht aufflammte, und die Plätze der Veranda sich mehr und mehr füllten.

„Kommt, Kinder, mein altes Corps soll leben," rief er endlich, den Römer mit dem duftenden Rheinwein erhebend. „Alt Heidelberg und die ‚Vandalia', sie leben, leben hoch, hoch!"

„Hoch, hoch!" klang es in vollem Chor von einem benachbarten Tisch herüber, und die beiden Paare waren plötzlich umringt von einer fröhlichen Schar, die sich mit erhobenen Gläsern und lachenden Gesichtern heandrängte. Ein schlanker, junger Mann mit einem Kreuz von Heftpflaster auf der linken Wange, trat an Herrn von Campen heran.

„Einen alten Herrn unsres Corps dieses Hoch ausbringen zu hören und stumm zu bleiben, ist für uns unmöglich," sagte er mit höflicher Verneigung, „ich bitte um die Ehre, mich vorstellen zu dürfen, stud. jur. Ernst Mende, erster Chargierter der Vandalia."

„Grüß Gott, couleur!" rief Herr von Campen, sein Glas gegen das des Studenten anklingend, dann nannte auch er seinen Namen, und nun war kein Halten mehr. Die sechs Studenten, die von einer Partie zurückgekehrt, gerade Platz genommen hatten, als Herr von Campen seinen Trinkspruch ausbrachte, ließen sich den Damen vorstellen. Geerd wurde als ehemaliger Bonner Student nur als „irrtümlich und zufällig" nicht zum Corps gehörig bezeichnet, und dann schob man die Tische zusammen, an deren oberes Ende der alte Herr gesetzt

wurde, um den „Kommers zu leiten," wie Herr Mende sagte.

Frau Gustchen und Hanna saßen lachend unter den anderen, beide viel zu vergnügt, um den Spaß zu verderben, ihre Gläser klangen mit denen der jungen Leute zusammen, und wenn Hanna dabei von viel bewundernden Blicken umschwirrt wurde, so störte das niemandem die gute Laune. Und als Herr von Campen jetzt mit kräftigem Baß anstimmte:

Alt Heidelberg, du feine —

da fiel der Chor jubelnd ein, und Hannas Stimme mischte sich mit den anderen, während selbst Frau Gustchen leise mitsummte:

„Es klingt wie junges Lieben
„Dein Name mir so traut!"

Da tauchte eine Gestalt aus dem Dunkel am Ende der Tafel, sah mit weit geöffneten, erschrockenen Augen, was dort vorging, und verschwand sofort, von den Singenden unbemerkt, um eine andere, sich ebenfalls nähernde Gestalt schnell mit sich fortzuziehen.

„Komm, Mizi, das ist ja eine ganz unmögliche Situation, in die sich Papa da begeben hat!"

„Aber was ist denn eigentlich, ich sah doch auch Mama und Hanna dort an dem langen Tisch sitzen." — —

„Ja, es ist mir vollkommen unbegreiflich, wie sie unter die Studenten gekommen sind!"

„Du mußt sie dort fortholen, ehe Jeanne kommt, Hasso!"

„Da kennst du Papa schlecht! Der läßt sich nicht fortholen, wenn er glaubt, in seinem guten Recht zu sein, und das glaubt er offenbar, sonst hätte er Mama und Hanna nicht bei sich!"

„Aber was thun wir dann? Jeanne kann jeden Augenblick kommen — sie wird außer sich sein!"

„Es ist am besten, wir sagen, wir hätten in dem Trubel hier auf der Terrasse die unsrigen nicht gefunden. Wir nehmen einen etwas entfernteren Tisch und soupieren ganz ruhig hier für uns!"

„Ja, das ist wirklich das einzige Auskunftsmittel; Jeanne setzen wir so, daß sie dem Studententisch den Rücken dreht — sie hat die Eltern ja auch nur bei unserer Hochzeit gesehen und wird sie nicht gleich erkennen; gut, daß Onkel Wallkotsch nicht da ist!"

Die Gräfin Jeanne Wallkotsch war die Frau des Majoratsherrn, eigentlich Mizis Tante, ließ sich aber von dieser und von Hasso kurzweg Jeanne nennen, da sie jünger aussah, als sie war, und sich freute, wenn man sie auch dafür hielt. Sie war in Wiesbaden gewesen und hatte sich dort dem jungen Paar für die Rückreise angeschlossen.

Der Tisch war belegt, eine Flasche Johannisberger aufgetragen, und Hasso studierte die Speisekarte, während Mizi daneben saß und in ihr Spitzentaschentuch hineingähnte.

„Wir hätten uns nicht so zu beeilen brauchen," sagte sie, „Jeanne nimmt sich Zeit."

„Sie nimmt sich immer Zeit," meinte Hasso mit einem Anflug von übler Laune. Das Singen und Gläserklingen an dem Studententisch machte ihn nervös.

„Es ist aber auch schrecklich, wenn man sich beim Anziehen hetzen muß," bemerkte Mizi. „Wer einigermaßen Wert darauf legt, ordentlich ajustiert zu sein, muß Zeit haben!"

„Nur schade, daß die Eisenbahnen keine Rücksicht darauf nehmen!" Hasso faltete die Speisekarte mit einer ungeduldigen Bewegung zusammen, während er das sagte, und es lag in seinem Ton eine gewisse Anzüglichkeit, die Mizi ärgerte.

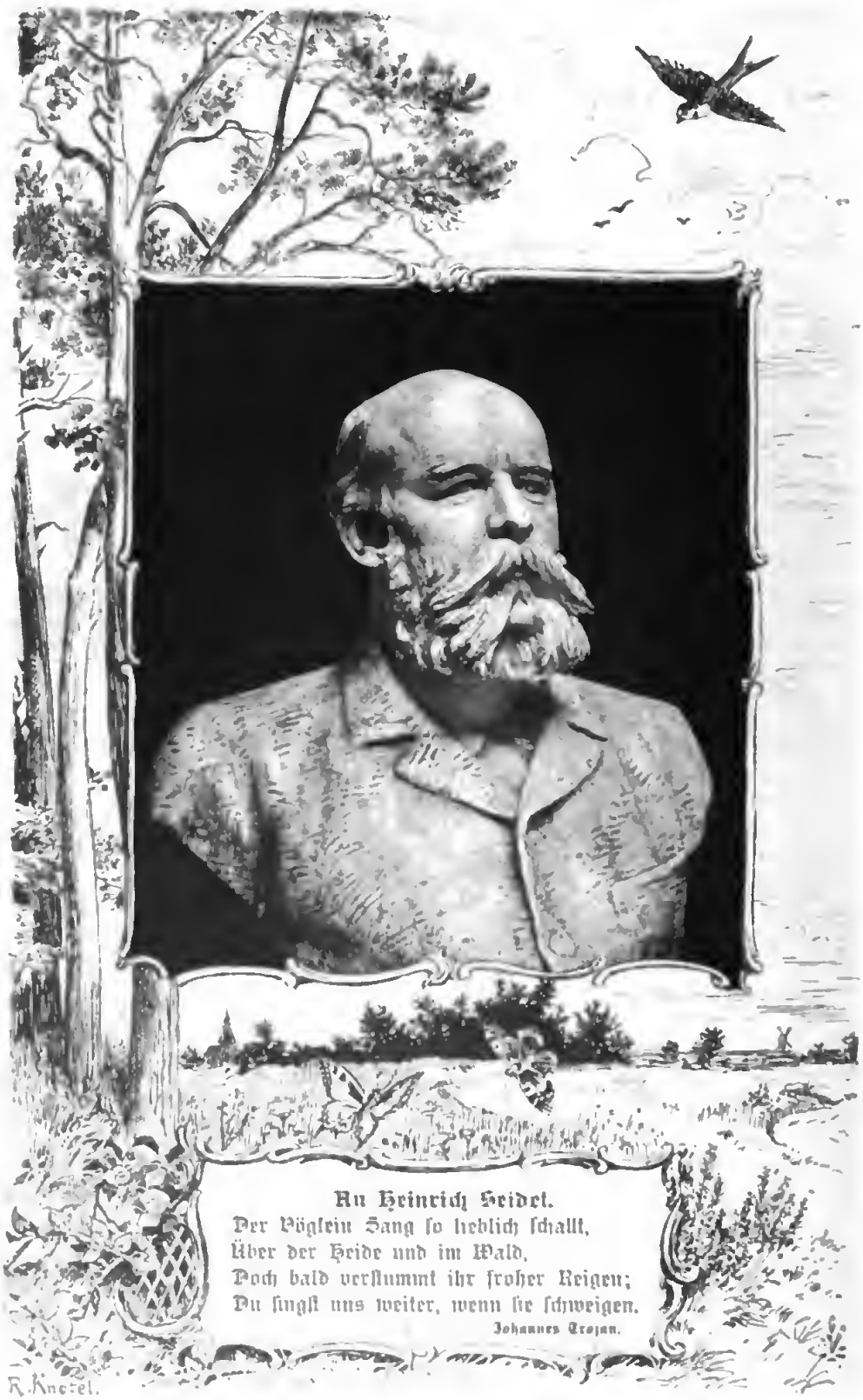
„Es gibt eben Dinge, an die man von Kindheit an gewöhnt sein muß, um zu begreifen, daß sie für manche Lebensbedürfnis sind," sagte sie ein wenig spitz und griff nun ihrerseits nach der Speisekarte, während Hasso mit seinen Fingern einen ungeduldigen Triller auf dem Tisch schlug, und sein Blick verloren nach dem Studententisch hinüber irrte. —

Mein Gott, wie frisch und vergnügt der „Alte" dort doch aussah! Was er sich für eine Ursprünglichkeit und Jugendlichkeit bewahrt hatte! Und indem Hasso diese unwillkürliche Bemerkung machte, die er sich aber wohl hütete laut auszusprechen, kam ihm mit einem leisen Frösteln die Überzeugung: das werde ich ihm einmal nicht nachmachen.

„Jeanne sagt, sie könnte sich gar nicht vorstellen, wie man als Dame unterwegs ohne Jungfer auskäme," sagte Mizi, über die Speisekarte hinweg, „und sie hat eigentlich Recht, es ist wirklich eine unglaubliche Quälerei!"

Digitized by Google

Heinrich Seidel. Porträtbüste von Harro Magnussen.



An Heinrich Seidel.

Der Vöglein Sang so lieblich schallt,
Über der Heide und im Wald,
Doch bald verstummt ihr froher Reigen;
Du singst uns weiter, wenn sie schweigen.

Johannes Trojan.

R. Knoesel.

Johannes Trojan. Porträtbüſte von Harro Magnuſſen.

An Johannes Trojan.

So manchen Blumen- und Liederſtrauß
Brachteſt du ſchon vom Wandern nach Haus.
Wie bald vergehen Blumen und Grün,
Die Lieder werden lang noch blüh'n.

Heinrich Seidel.

R. Knöthl

Digitized by Google

Ein fröhliches Lachen des alten Herrn klang in diesem Augenblick herüber, und Hasso, dem es plötzlich schien, als werde er nur durch die Rücksicht auf seine Frau von der Heiterkeit der Seinigen ausgeschlossen, und den der versteckte Vorwurf in Mizi's Worten reizte, rief:

„Um dich dieser Quälerei nicht auszusetzen, hättest du eben einen Majoratsherrn heiraten müssen!" Aber er bereute seine Worte, sowie er sie ausgesprochen hatte, denn Mizi erwiderte nichts, sondern blickte auf die Speisekarte herab, und unter ihren langen, von Hasso so oft bewunderten seidigen Wimpern drängten sich große Thränen hervor. Zur Abwechslung griff er nun nach der Weinkarte und drehte sie, so recht von Herzen unzufrieden mit sich und Mizi und aller Welt, zwischen den Fingern herum.

Da raschelte es hinter ihnen, und wie elektrisiert durch dieses seidene „frou-frou" verwischte Mizi die Thränenspuren und wandte sich lächelnd Jeanne Wallkotsch zu, während sich auch Hasso langsam erhob.

„Es war recht gut, daß ihr den Kellner als Wache und Wegweiser für mich aufgestellt hattet," sagte Gräfin Jeanne, „ich hätte euch sonst in diesem Gedränge nie gefunden — ich bin ohnehin halbtot!"

Sie nahm den Stuhl, den Hasso ihr zurecht schob, und ließ ihre kleinen, in langen, perlgrauen Handschuhen steckenden Händchen ermattet in den Schoß sinken.

„Denkt euch, Trudchen schwimmt in Thränen, sie hat ein so schlechtes Zimmer bekommen, daß sie erklärt, dort nicht bleiben zu wollen, und mein Zimmer ist so klein, daß ich sie unmöglich zu mir nehmen kann — ich begreife aber auch gar nicht, wie man uns so ungenügende Räume reservieren konnte! Du hattest doch deswegen telegraphiert, Hasso?"

„Gewiß, das hatte ich, aber es ist alles überfüllt, es läßt sich da nichts machen. Übrigens haben wir noch kein Abendessen bestellt, da wir auf dich warteten." — —

„Mein Gott, ich weiß nicht, ob ich überhaupt etwas werde essen können, Hasso!"

„Es eilt ja auch nicht," meinte Mizi, „wir könnten vielleicht erst einmal wegen Trudens Zimmer Rücksprache mit dem Oberkellner nehmen." —

„Aber ich bitte euch, Trude ist doch keine Prinzessin, sie muß eben vorlieb nehmen als Kammerkätzchen." —

„Wenn das Zimmer aber doch wirklich schlecht ist." — —

„Ach Hasso, du weißt nicht, was Trude für mich ist! Sie kennt alle meine Gewohnheiten, sorgt für alles — ich kann wirklich gar nicht ohne sie existieren — und nun noch diese abscheuliche Kalamität mit den Koffern — wie ist das überhaupt zugegangen?"

„Ja, wie das überhaupt möglich war," — — bemerkte Mizi seufzend.

„Und wie lange kann es wohl dauern, bis wir sie wiederbekommen?" fragte Jeanne.

Hasso zuckte die Achseln.

„Es sind nicht die ersten Koffer, die verwechselt wurden, und werden auch nicht die letzten sein," sagte er, „dergleichen passiert eben bei starkem Verkehr — da ich aber sofort die nötigen Schritte gethan habe, hoffe ich, daß ihr morgen im Besitz eurer Koffer sein werdet."

„Hasso kann es mit Ruhe abwarten, seinen Handkoffer hat er geborgen," . . .

„Und mit ihm auch die notwendigsten Dinge für dich, Mizi, und da Trude ja auch ganz nettes Handgepäck bei sich hatte, hoffe ich, Jeanne ist auch mit allem Unumgänglichen versorgt!" rief Hasso.

„Ach ich darf gar nicht an alles denken, was fehlt," klagte Jeanne, „ganz abgesehen davon, daß wir morgen zur table d'hôte nicht Toilette machen können. Wenn die Koffer nicht kommen, weiß ich noch gar nicht, wie diese Nacht werden soll!"

„So fehlt dir" — —

„Mein Juchtenkissen, ohne das ich nicht schlafen kann, und meine liebe, kleine rosa Nachtlampe, an die ich so gewöhnt bin." —

„Na das sind doch beides entbehrliche Gegenstände; hast du denn sonst alles?"

„Ich bitte dich, Hasso, du sprichst wirklich davon wie der Blinde von der Farbe — ich muß dieses kleine Kissen unter dem Kopf und diese rosa Lampe vor mir haben, wenn für mich nur überhaupt an Schlaf zu denken sein soll." — —

„Die Herrschaften befehlen?" klang die Stimme des Kellners, der wohl fand, daß diese „Partei" nun lange genug den anderen den Platz weggenommen hatte, wenn sie nichts bestellen wollte.

Hasso, der hungrig war, ergriff die

Gelegenheit, um aus den Koffer- und Jungferndebatten heraus und zu einem Abendessen zu kommen, das denn auch bald darauf aufgetragen wurde und Jeanne veranlaßte, die Perlgrauen langsam aufzuknöpfen.

„Wenn man doch etwas für die Trude thun könnte, Hasso," seufzte sie dabei. „Ich habe schon gedacht, da ich ja ohnehin kein Gepäck habe, es wäre vielleicht am besten, es in einem anderen Hôtel zu versuchen?"

„Du würdest dich in einem anderen Hôtel derselben Eventualität aussetzen, und es wird diesem prätentiösen Frauenzimmer von Trude wirklich nichts schaden, wenn" —

„Hasso!"

Mit einem wahrhaft entsetzten Ausdruck hatte Jeanne ihn unterbrochen.

„Aber Hasso, ich bitte dich!" intervenierte nun auch Mizi. Hassos Nerven versagten ihm den Gehorsam. Mit einer heftigen Bewegung schob er seinen Teller zurück, und das, was er sagen wollte, wäre wahrscheinlich nicht sehr höflich ausgefallen. Es blieb aber ungesprochen, denn in diesem Augenblick kam Herr von Campen, Hanna am Arm führend, an dem kleinen Tisch vorübergeschritten, und die Augen von Vater und Sohn begegneten einander.

„Da seid ihr ja!" rief der alte Herr, dessen Gesicht noch von der fröhlichen Studentensitzung in heiterer Erregung strahlte, und Frau Gustchen, die ihrem Mann an Geerds Arm gefolgt war, machte sich von diesem los, lief auf Hasso zu und umarmte ihren „lieben, lieben Jungen," ohne sich im geringsten um die etwaigen Zuschauer an den anderen Tischen zu kümmern.

„Wie schade, daß ihr uns nicht früher fandet," rief Herr von Campen, „wir haben einen reizenden Abend verlebt, ihr hättet euch amüsiert." —

„Wir waren doch etwas müde," unterbrach ihn Mizi eifrig, da sie keine Erwähnung der Studenten in Jeannes Gegenwart wünschte, „wir kommen direkt von Wiesbaden, wo wir gestern einen entzückenden bal champêtre mitmachten, den der russische Fürst Schaganow Jeanne zu Ehren gab." — Und in dem Drange, die Campens nicht zum Worte kommen zu lassen, erzählte sie gleich noch von einigen Gesellschaften, die sie in Wiesbaden mitgemacht hatten, so daß Frau Gustchen endlich ganz erstaunt sagte:

„Ich glaubte, ihr hättet eine Rheinreise gemacht," worauf Mizi und Hasso in einem gemeinschaftlichen Durcheinander antworteten, aus dem nur so viel klar herausklang, daß sie vom Rhein nichts gesehen und „ganz zufällig" nach Wiesbaden geraten seien.

„Es war ja reizend, aber ich bin eigentlich halb tot gehetzt," erklärte Mizi, und nun kamen wieder die Klagen über die fehlende Jungfer, die verlorenen Koffer und die vielen Strapazen, die so eine Reise mit sich brächte.

„Hätten wir Jeanne nicht in Wiesbaden getroffen, so hätte ich fast gewünscht, wir wären zu Hause geblieben!" erklärte Mizi endlich, und Jeanne setzte mit einem müden Lächeln hinzu: ja, auf einen gewissen Grad von Comfort müsse man ja auch immer auf Reisen verzichten, und wenn sie nicht dringend einer Badekur im Frühjahr bedürfte, würde sie es natürlich auch vorziehen, den Sommer in ihrem Landschloß und den Winter in ihrem eignen Hause in Berlin zu verbringen.

Hasso hatte in Wiesbaden, bei Mizis ewigen Toilettenklagen und Sorgen, oft ähnliches gedacht. Jetzt aber fühlte er instinktiv, daß seine Eltern und Hanna und ihr Mann das Reisen ganz anders verstanden und daß sie es abgeschmackt finden mußten, wenn Leute sich etwas zur Last machten, was sie selbst als Freude und Erholung betrachteten. Und, wie so oft, empfand er den Zwiespalt zwischen der Campenschen und Steinhausschen Auffassung, ohne sich von Herzen für eine von beiden entscheiden zu können, was zur Folge hatte, daß er, nach zwei Seiten gezerrt, sich höchst unbehaglich fühlte. Dieses Unbehagen wurde noch dadurch vergrößert, daß Mizi stets an ihm vorbei sprach, als sei er eigentlich Luft, und daß er, seiner Majoratsherrnäußerung wegen, ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber hatte.

Vielleicht fühlten die Campens instinktiv, daß die Stimmung dieser Tafelrunde sich wie Mehltau auf ihre Heiterkeit legen würde, vielleicht dachten sie auch gar nicht daran und empfanden es nur als selbstverständlich, daß man diesen schönen Frühlingsabend noch ausgenießen müsse — sie setzten nach kurzem Aufenthalt ihre Wanderung „an das Rheinufer" fort, wobei Hasso erklärte, sie begleiten zu wollen, während die beiden Damen es vorzogen, sich zur Ruhe zu begeben.

Digitized by Google

„Ich werde im Vorübergehen noch ein Wort mit dem Oberkellner wegen Trudens Zimmer sprechen," rief Hasso noch zurück, denn in dem Augenblick, in dem er sich entfernte, that es ihm schon wieder leid, Mizi in einer, wie er wußte, ziemlich unglücklichen Stimmung zurückzulassen. Jeanne und Mizi sahen einander schweigend und achselzuckend an. Sie mißbilligten Hassos Benehmen beide gleichermaßen und waren überzeugt, daß er eigentlich an allen Unannehmlichkeiten dieser Reise schuld sei.

Er entledigte sich indessen der erfolglosen Rücksprache mit dem Oberkellner, der versicherte, daß an Trudens Zimmer gar nichts auszusetzen sei und daß so und so viel Kammerjungfern „von großen Herrschaften" schon darin gewohnt hätten — dann schritt er neben Hanna und seinem Vater dahin, in den duftigen Frühlingsabend hinaus. Hanna erzählte von ihren Berg- und Waldwanderungen, und es war, als wehe etwas von der belebenden Bergluft, die sie so lange geatmet hatte, aus ihren Worten herüber zu dem mißmutigen Bruder, und als sähe er vor diesem Hauche die Schatten, die seinen Himmel verdüsterten, wie lose Wolken zerflattern.

„Es ist doch entzückend, einmal so ganz losgelöst von allem Alltäglichen nur sich selbst und der Freude an der Natur zu leben," sagte Hanna. „Nur natürlich muß man das zu zweien genießen," setzte sie naiv und überzeugt hinzu. Und dann stand sie unwillkürlich still und wies nach dem Mond, der in diesem Augenblick über den Weinbergen aufstieg und silberne Furchen über den Rhein zog, der mit leisem Rauschen den Fuß des Uferweges umspülte.

„Da ist er wieder, unser alter Freund aus dem Soonwald," sagte sie und nickte Geerd, der hinter ihr stand, lächelnd zu, und Hasso blickte um sich und fand zum erstenmal auf dieser Reise, daß es doch wirklich ein besonders liebliches Stückchen Erde sei, auf dem sie da standen, und eine Empfindung überkam ihn, als sei in den Schatten zwischen den Bergen allerlei Schönes und Lockendes verborgen, das er nicht gesehen, und Hanna und Geerd gefunden hatten.

„Ja, 's ist doch schön, jung zu sein," sagte der alte Campen plötzlich, und Frau Gustchen setzte hinzu:

„Und wenn man's recht gewesen ist, dann ist 's auch ganz schön, alt zu werden und den Jungen zuzusehen."

Herr von Campen wandte sich zu ihr und zog ihren Arm in den seinen.

„Aber Mamachen, du willst doch damit nicht etwa sagen, daß wir schon ganz ins alte Register gehören? Nichts davon, an so einem Abend wird man wieder jung!"

„Mein lieber Alter, wir können unsre grauen Haare doch nicht verleugnen."

Er fuhr mit der Hand über seinen vollen Scheitel — den Hut hatte er schon längst abgenommen und trug ihn in der Hand.

„Graue Haare?" wiederholte er lächelnd, „haben wir welche?"

Hasso stand daneben. Es war ihm so eigentümlich warm und weich um das Herz, so, als müsse er seine Eltern in die Arme schließen und sagen: „Ich wünschte, ich wäre wie ihr!"

Da kam eine Gruppe von Fremden vorüber, sah das alte und das junge Paar lächelnd an, und im Vorübergehen sagte einer in spöttischem Tone:

„Mondscheinschwärmer!"

Da war es um Hassos Stimmung geschehen.

„Wir wollen doch weiter gehen," sagte er, „wir hemmen hier die Passage."

Und sie gingen weiter, und Hasso sah keine geheimnisvollen Schatten mehr zwischen den mondscheinumsponnenen Hügeln.

Geerd sprach von seinem Künstlernest in Düsseldorf, das während seiner Reise fertig geworden sein würde und das er sich so sehr freue, Hanna nun bald zeigen zu können.

„Wenn du da nur nicht enttäuscht werden wirst," meinte Hasso, „bei uns hat Mizi nachher doch alles umgeändert."

„O, Hanna und ich, wir haben in allen Dingen so ganz denselben Geschmack," sagte Geerd in so überzeugtem Ton, daß Hasso eine leise Anwandlung von Neid empfand. Aber im nächsten Augenblick war davon die Rede, daß der ganze Erichsensche Bedienungsapparat in einem Dienstmädchen bestehen sollte, was Geerd und Hanna für vollkommen ausreichend für ihren jungen Haushalt erklärten. Da war es Hasso, als gähne plötzlich ein Abgrund zwischen ihm und seiner Schwester, die in so „ganz kleine" Verhältnisse hineingeheiratet hatte, daß es für Hasso

doch eigentlich eine Unmöglichkeit sein würde, Mizi einmal dorthin zu bringen. Hanna würde also in ihrem Haushalt selbst die Hände zu rühren haben, die dabei natürlich rot und ungepflegt werden mußten; gute Gesellschaft konnten sie auch nicht einladen, bei einem solchen Zuschnitt der Dinge — eigentlich doch unbegreiflich, daß die Eltern diese Heirat zugegeben hatten. —

„Sage einmal, Hasso, wie kommt es denn, daß dein Schwiegervater in das Komitee der Aktiengesellschaft für die serbische Eisenbahn eingetreten ist?“ fragte plötzlich Herr von Campen, gleichsam wie zum Beweise, daß er die Schwenkung der anderen aus dem Reich des Mondscheines zu den praktischen Tagesfragen mitgemacht hatte.

„Ja,“ antwortete Hasso, „nachdem sein Schwager Wallkotsch sich bereit erklärt hatte beizutreten, willigte auch mein Schwiegervater ein — ein glänzendes finanzielles Geschäft übrigens.“

„Hm,“ machte Herr von Campen, „es ist doch eine eigene Sache. Mir sind Aktien angeboten worden, aber, aufrichtig gesagt, die aristokratischen Namen im Komitee, die mir und vielen anderen als Lockspeise und Bürgschaft dienen sollten, haben mich zurückgeschreckt.“

„Das begreife ich doch eigentlich nicht, Papa.“

„Ja, lieber Junge, was verstehen denn diese Leute von dieser Sache? Oder wird Steinhaus, Wallkotsch oder einer der anderen nach Serbien gehen und die Arbeiten und Lieferungen kontrollieren?“

„Das ist doch dabei auch nicht nötig.“

„Das scheint mir noch nicht so sicher! Gebe ich meinen Namen als Bürgschaft für eine Sache, so muß ich mich von Rechts wegen auch mit meinen Kräften in den Dienst der Sache stellen.“

„Das thun sie, indem sie mit einem Teil ihres Vermögens haftbar sind!“

„Ganz schön, wenn dieser Teil aber, hinter denen das Kapital anständiger Leute steht, vielleicht 10 Millionen beträgt, und die Gesellschaft gibt für 20 Millionen Aktien aus, so verlieren im Fall des Mißlingens nicht nur die haftbaren Leute ihr Geld, sondern die übrigen 10 Millionen, in denen wahrscheinlich einige tausend Menschen ihre Ersparnisse anlegten, verlieren auch diese vielleicht recht schwer verdienten Spargroschen.“

„Das ist doch bei dem Finanzgenie des Direktor Sollhaben, der die Sache leitet, und bei den brillanten Aussichten, die dieser Bau hat, ganz ausgeschlossen.“

„Ja, wenn Steinhaus oder Wallkotsch nach Serbien gehen und sich an Ort und Stelle überzeugen, daß dort nicht z. B. Eisenbahnschwellen von der Gesellschaft mit 1000 Mark bezahlt werden, die vielleicht 100 Mark kosten, während Zwischenhändler und dergleichen Leute 900 in die Tasche stecken.“

„Aber lieber Papa, wenn man das annähme“ — —

„Würde man nur beweisen, daß man aus dem, was man in solchen Angelegenheiten hörte und erlebte, Nutzen gezogen hat. Wenn wir uns die geschäftliche Jungfräulichkeit unsrer guten Namen mit einem Vermögen bezahlen lassen, so ist das eine mir höchst unsympathische Erneuerung der Geschichte vom Esau mit dem Linsengericht. Ich wünschte, Steinhaus hätte mich um Rat gefragt!“

„Das wünschte ich auch, denn dann hätte er dich bekehrt, und du ständest vielleicht auch auf der Liste.“

„Das sicher nicht, denn abgesehen von meinen moralischen Bedenken, ist mein Vermögen nicht groß genug für solche Spekulationen.“

„Gott, Papa, das ist doch am Ende ein sehr relativer Begriff, und mir will es nicht einleuchten, warum wir Edelleute uns von allen Finanzoperationen fern halten sollen. Es ist ja doch selbstverständlich, daß wir uns nur bei solchen beteiligen, die durchaus anständig sind.“ —

„Tanz ums goldene Kalb! Ist niemals ganz anständig!“

Hasso wurde wärmer. Eine Stunde vorher war er durchaus nicht in der Stimmung gewesen, die „Steinhausschen Auffassungen“ durchweg zu vertreten. Den, wenn auch nur indirekten Angriffen seines Vaters gegenüber erschienen sie ihm aber überlegener und unantastbarer denn jemals. Und aus der finanzpolitischen Debatte zwischen ihm und dem Alten ging in Hassos Augen zunächst sein Schwiegervater mit einem Glorienschein der Klugheit und des wahren, modernen Lebensverständnisses

hervor, und sodann spielten die Strahlen dieses Scheines auch auf Mizis blondes Köpfchen hinüber. Und als Hasso von seiner Rheinwanderung zurückkehrte, hatte er das Bewußtsein, seine „süße kleine Frau" gekränkt und dann recht abscheulich im Stich gelassen zu haben, und das lebhafte Bedürfnis, seine „Bärenhaftigkeit" — den Namen hatte Mizi für kleine Dissonanzen zwischen ihnen erfunden — wieder gut zu machen.

Und so launenhaft Mizi sein konnte, den Vorzug hatte sie, daß sie solche Stimmungen niemals ungenützt vorüber gehen ließ. So kam es, daß das junge Paar am nächsten Morgen in vollendeter Eintracht am Frühstückstisch erschien und daß, während die anderen die gemeinschaftliche Rheinfahrt bis Koblenz verabredeten, Hasso verschwand, um bald darauf mit einem Straußenfederfächer zurückzukehren, den er für Mizi besorgt hatte, damit „ihr das Warten auf ihren Koffer erleichtert würde."

Sie nickte ihm lächelnd zu.

„Wie nett von dir, aber freilich, der Koffer, das ist ein wunder Punkt! Ich habe so reizende Toiletten darin," wandte sie sich, wie erklärend, an Hanna.

„Und ich habe wirklich die ganze Nacht kein Auge zugethan, weil ich mein Kissen und meine Lampe nicht hatte," seufzte Jeanne, „und meine arme Trude hat heute Migräne!"

Hanna blickte zu Geerd hinüber, der die blauen Ringe seiner Cigarette mit offenbarem Behagen in die frische Morgenluft hinausblies. Er lächelte, und Hanna freute sich, daß keine Kammerjungfer ihr die Reiselaune verderben konnte und daß ihr ganzes Gepäck nur aus einem Handkoffer und einer Reisetasche bestanden hatte.

XII.

Frau Gustchen schnitzelte wieder an den Rosen in ihrem Garten herum. Aber sie war offenbar nicht recht bei der Sache, denn alle Augenblicke steckte sie die Schere in die eine Tasche ihrer Gartenschürze, um aus der anderen Tasche ein paar Briefe zu ziehen, in die sie abwechselnd einen Blick warf — dann nickte sie lächelnd oder schüttelte den Kopf, nahm darauf ihre Arbeit wieder vor, aber — ihre Gedanken waren nicht dabei.

Da wurde im Hause eine Thür so laut geschlossen, daß man es deutlich im Garten hörte.

„Das ist mein Alter," . . und Frau Gustchen schritt eilig dem Hause zu, wo sie Herrn von Campen, der soeben von einem Ritt heimkehrte, traf.

„Nun endlich, da bist du, nun komm schnell in dein Zimmer, Alterchen, ich habe dir was zu sagen!"

„Wird wohl nicht so eilig sein, Gustchen, ich muß noch den Inspektor sprechen!"

„Nein, diesmal geht meine Neuigkeit vor, ich kann dir nicht helfen."

Und sie nahm seine beiden Hände in die ihren, führte ihn dicht vor das Fenster und sah ihm lächelnd ins Gesicht.

„So, sehen muß ich dich dabei." —

„Aber du bist ja ganz des Kuckucks, Gustchen, was ist denn los?"

Um ihren Mund spielte ein glückliches, fast schelmisches Lächeln, aber ihre Augen schimmerten plötzlich feucht.

„Hasso, ich habe Briefe von beiden Kindern und — und —

„Naa?" Er blickte mit einer gewissen Spannung in ihr Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, du mußt es selbst lesen, da, Hannas Brief zuerst!"

Er blickte hinein.

„Da ist ja nur von einer Gesellschaft die Rede."

„Lies nur weiter, aber hübsch der Reihe nach."

Und er begann, zuerst ein wenig ungeduldig, aber bald interessierter:

„Du glaubst gar nicht, was es mir für Freude gemacht hat, zum erstenmal Gäste bei uns zu haben, mein Mamachen! Unsre Wohnung sah wirklich reizend aus. Auf allen Tischen und Borden standen frische Blumen — Geerd behauptet, das wäre meine spezielle Kunst, die so zu ordnen, daß es lauter „Stillleben" würden, und ich bin stolz darauf. Der Gobelin, den Geerd für mein Wohnzimmer gemalt hat, machte sich prächtig im Strahl eurer schönen Lampen, die an diesem Abend zum erstenmal brannten, und Geerd fand sogar die Tafel, auf der das „gute" Service mit den schönen alten Ulmencamper Glaspokalen im Verein prangte, „geradezu malerisch." Und nun unsere Gäste! Was waren das für prächtige Menschen, und wie freuten sie sich mit uns an all

unsren vielen hübschen Sachen, nicht etwa aus Höflichkeit, sondern so ganz echt! Viele Gäste können wir ja, wie du weißt, nicht bei uns sehen, dazu sind unsre Zimmer nicht groß genug, aber das ist mir ganz lieb, denn dann braucht man eben nur die einzuladen, die man wirklich gern hat, und hat mehr von ihnen, als wenn sie so in hellen Haufen kommen. Wir waren also zehn Personen; Professor Hart mit seiner lieben Frau, die mich immer ein wenig an dich erinnert, und der reizenden Tochter, mit der ich mich gleich beim ersten Sehen angefreundet habe, weil sie ebenso klug, talentvoll und hübsch als einfach und natürlich ist; dann Oberstleutnant von Helden, Papas alter Freund, der uns in der reizendsten Weise entgegenkommt, Geerd oft zu einem Spazierritt abholt, was meinem Schatz stets eine Freude und Erfrischung ist, und der nebenbei mehr von Kunst versteht, als man bei einem „rauhen Kriegsmann," wie er sich nennt, vermuten sollte. Seine Frau ist eine Süddeutsche, sehr lebhaft, sehr gutmütig und sehr glücklich, wenn man sich von ihr Rezepte geben läßt, was ich denn auch fleißig thue, zu ihrer Freude und zu Geerds und unsrer Küche frommen. Und endlich waren noch drei junge Maler da, von denen zwei außer ihrer Kunst auch noch die edle Musika verehren und uns auf Flügel und Violine einen Ohrenschmaus bereiteten, an dem wir unsre helle Freude hatten. Und Geerd spielt Cello, der verstockte Mensch, das hat er uns verheimlicht, weil er sich einbildete, er machte es nicht gut genug. Aber jetzt haben wir mit den beiden jungen Künstlern ein Trio verabredet, zu dem sie sich an jedem Mittwoch bei uns einfinden wollen, und wir freuen uns alle vier riesig darauf. Ich habe aber gleich gesagt: Musik und freundliche Gesichter, soviel ihr wollt, aber mehr als Bratkartoffeln, kalten Aufschnitt und einen „Schoppen" Mosel gibt es an den Mittwochen nicht, denn ich habe bloß ein Dienstmädchen und will mir mit der dummen Esserei die Freude an den Trio-Abenden nicht verderben. Damit waren die Jünglinge einverstanden und Geerd auch. An unserer „Gesellschaft" aber ging es ganz fein her! Da gab es Fisch, Braten und eine kalte Speise, und der Diener von Haldens half unserer Marie bei der Aufwartung. Sie hatte übrigens ausgezeichnet gekocht, die Marie, und es schmeckte uns herrlich und ging alles wie am Schnürchen. Und als die letzten Gäste fort waren, fielen Geerd und ich einander in die Arme, und wie auf Verabredung riefen wir gleichzeitig: „Was war das hübsch!" Und dann sagte Geerd: „Ja, Erichsens verstehen es!" und ich sagte: „Natürlich, er ist ein Genie, und sie ist eine Perle" — und wenn wir dann auch übereinander lachten — zufrieden waren wir doch wirklich eins mit dem anderen.

Ach, liebes Mamachen, wir sind ja überhaupt so, so zufrieden miteinander, so, daß ich manchmal wünsche, Marie möchte die Suppe anbrennen, damit wir nicht zu übermütig werden in unsrem Glück. Und das Aller-allerbeste weißt du noch gar nicht einmal! Eigentlich wollten wir unser Geheimnis auch noch für uns behalten, aber — ich weiß ja doch, wie glücklich es dich machen wird, und so magst du es denn wissen! Und wenn's ein Mädel ist, soll sie Auguste heißen, nach dir, mein einziges Mamachen, und wir nennen sie dann „Asta" — ist's aber ein Junge — sei nicht böse, Papachen, aber dann geht es nicht anders, dann *muß* er Geerd heißen, Geerd Hasso — das klingt doch gut, nicht wahr?"

Die Lektüre stockte plötzlich, Herr von Campen räusperte sich sehr laut, es war ihm etwas „in die Stimme gekommen" oder „in die Augen." Er zog Frau Gustchen an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Unsre Hanna — unser liebes, liebes Kind — Gott segne sie!"

Und dann wieder ein Kuß auf die Stirn, und darauf in verändertem, neckendem Ton:

„Großmamachen, liebes Großmamachen."

Frau Gustchen nickte.

„Sie wird uns ganz gut stehen, die neue Würde, nun lies aber auch den anderen Brief."

„Gieb schnell her — du sagtest doch — *beide* Kinder schrieben was Besonderes, und bei Hassos wär's eigentlich längst Zeit." — —

„Lies nur, Alter, ich sage gar nichts."

Da las er auch den zweiten Brief.

„Liebe Eltern!

Der Fuchs ist ganz gut angekommen und macht sich eigentlich besser, als ich erwartete. Wenn er ordentlich durchgeritten und zugestutzt sein wird — so im Früh-

Auf dem Blumenmarkt in Tokio. Nach einer Zeichnung von Robert Blum.

Digitized by Google

jahr, vielleicht — da kann er immerhin bei einem kleineren Rennen mit starten, und wenn er da was macht, kann er zum Herbst wohl für eine recht runde Summe verkauft werden, was uns sehr zu statten kommen würde, da wir im Frühjahr unsern Haushalt vergrößern werden. Mizi wäre außer sich, wenn sie wüßte, daß ich euch das jetzt schon mitteile, denn sie macht ein tiefes Geheimnis daraus, und ich bitte euch daher, es auch noch als solches zu betrachten. Aber ich möchte euch die Freude, daß ein Stammhalter in Sicht ist, doch nicht länger vorenthalten, ihr seid ja doch die einzigen, für die diese Perspektive eine nur freudige ist. Ich freue mich ja natürlich auch, besonders wenn's ein Junge ist, aber die arme Mizi ist eigentlich unglücklich darüber, daß sie nun nächsten Winter gar nicht ausgehen kann, und das ist ja auch wirklich recht sehr störend. Papa Steinhaus, den ich gestern in das Geheimnis einweihte, hat mir eine „Jungen-Zulage" in Aussicht gestellt, was mir allerdings sehr angenehm ist, denn mit unsern zwölftausend Mark kommen wir eigentlich doch nur grade so ganz knapp aus" —

„Der Hasso ist verrückt," unterbrach sich der Alte, „wir hatten die Hälfte, und wir waren zufrieden und vergnügt dabei, und wenn die Mizi mal einen Winter nicht tanzt, so wird ihr das nur gut sein."

„Schilt nicht, Alter, die Mizi wird nun erst eine recht gute und vernünftige Frau werden, wenn sie ein Kindchen hat."

„Nun ja, aber noch eine Extrazulage, das fällt mir nicht ein, da könnte ja Hanna auch kommen, und mit mehr Recht als Hasso!"

„Sei gut, Alter, vorläufig sind wir ja noch nicht Großpapa und Großmama."

Er lächelte und wiederholte:

„Großpapa nnd Großmama — zu wunderlich — man kommt sich eigentlich noch gar nicht so alt vor! Aber die Kinder beweisen einem, daß man's wird!"

„Nun, um uns zu freuen, sind wir doch noch jung genug, Alter!"

„Da hast du wieder einmal recht, Gustchen!"

XIII.

„Nun, Großmamachen, wie kommst du dir vor, so von einer Taufe zur anderen reisend?" sagte ein paar Monate später Herr von Campen, im Eisenbahncoupé seiner Frau gegenüber sitzend. — Sie lächelte und nickte ihm zu.

„Ganz gut, Alterchen, die Taufe von Hannas Mädelchen war so recht ein Stückchen Sonnenschein, das mir das Herz noch eine ganze Weile hell und warm halten wird."

„Na, nun aber erst Hasso der Dritte! Ich kann mir unsern Jungen und die Mizi noch gar nicht als Eltern vorstellen!"

Am Abend langten sie an ihrem Reiseziele an, und Hasso holte sie in seinem eleganten Coupé vom Bahnhof ab.

„Ein Geschenk von Papa Steinhaus," sagte Hasso, während er den Eltern beim Einsteigen half. „Er überraschte Mizi damit ein paar Wochen vor der Geburt des Jungen, um sie zum Spazierenfahren zu veranlassen, was sie ganz aufgegeben hatte. Es war doch überhaupt eine scheußliche Zeit, Gott sei Dank, daß es wenigstens ein Junge ist!"

„Und Mizi ist wohl?" fragte Frau Gustchen.

„Ach, sie ist noch ein bißchen nervös, aber sonst eigentlich gesund."

„Und sehr glücklich, nicht?"

„Nun ja, da es ein Junge ist — aber so ein Kind macht doch eine heillose Schererei. Ich wünschte nur, das Taufen wäre erst glücklich vorüber!"

„Aber wenn Mizi und der Kleine gesund sind — es ist doch so ein hübsches Familienfest, bei Hanna war es so reizend!"

„Ja, Hanna kann sich das bequem machen und ist nicht verpflichtet, Gott und die Welt an so einem Tage bei sich zu sehen." —

„Habt ihr denn eine große Gesellschaft?"

„Das ist ja unvermeidlich! Wir haben jetzt so lange keinerlei gesellige Verpflichtung erfüllen können, daß das nachgerade drückend wird, und da die Frau meines Kommandeurs Patin ist, konnten wir die Taufgesellschaft doch nicht ganz klein machen. Mama Steinhaus hat die Arrangements getroffen, Mizi braucht sich eigentlich um gar nichts zu kümmern, aber unglücklicherweise hat sie gerade heute Nachmittag ihr Brautkleid anprobiert, das sie an der Taufe tragen will, und hat entdeckt, daß ihre Figur sich geändert hat. Sie ist ganz unglücklich darüber, und obgleich Mama versichert, sie würde mit der Zeit ihre seine

Taille zurückbekommen, und die Schneiderin versprochen hat, das Kleid bis morgen Abend in Ordnung zu bringen — die Taufe ist ja erst übermorgen —, so hat Mizi sich doch so aufgeregt, daß Mama darauf bestand, sie müßte sich zu Bett legen. Ihr müßt daher verzeihen, wenn ihr sie heute nicht mehr seht."

„Hm," machte Herr von Campen, und Frau Gustchen sagte leise:

„Aber dann wäre es doch am besten, wir führen in ein Hôtel und machten nicht erst Unruhe bei euch!"

„Nein, nein," rief Hasso, „Mama erwartet euch mit dem Thee, und — ich hoffe, ihr könnt wenigstens den Jungen sehen, wenn er auch schlafen sollte. Aber dann freilich, haben wir euch Nachtquartier in einem Hôtel bestellt, es ließ sich doch wirklich bei uns nicht einrichten, obgleich ich es zuerst dachte und es euch ja auch schrieb. Aber Mama, die wirklich sehr praktisch und umsichtig ist, meinte dann doch, es wäre zu unbequem für euch." — —

„Wir sind doch nicht so verwöhnt und" — Frau Gustchen verschluckte den Nachsatz, und Hasso fügte schnell hinzu, indem er die Hand seiner Mutter an die Lippen zog:

„Sei nicht böse, Mamachen, aber es ging beim besten Willen nicht, trotzdem wir die ganze Villa bewohnen, ist doch eigentlich wenig Platz."

„Nun, für Mizi mag's wohl so besser sein," sagte Frau Gustchen.

Hasso schwieg, weil er fühlte, daß seine Eltern enttäuscht waren, und die beiden Alten schwiegen auch, weil sie fürchteten, durch irgend ein Wort ihre Enttäuschung zu verraten.

Hasso bewohnte eine kleine, von einem Garten umgebene Villa, die eigentlich mit zu dem Wallkotschen Majorat gehörte und welche die Baronin daher, wie sie sagte, „fabelhaft billig" für ihren Schwiegersohn gemietet hatte. Daß ein solches Heim, das fast ein eigenes Haus repräsentierte, eleganter eingerichtet werden mußte, als eine Mietswohnung irgend wo in der Stadt, war die nächste, sich aus der „Villa" ergebende Konsequenz gewesen, und Frau Gustchen setzte, bei der Ankunft, förmlich vorsichtig ihre Füße auf den dicken Teppich, der schon den Vorflur bedeckte. Und dem Teppich entsprechend war die Einrichtung der Zimmer, in denen die Baronin jetzt ihre Gäste mit ihrem verbindlichsten Lächeln empfing.

Der Kleine schliefe und sei ein so nervöses Kind, versicherte die Baronin, daß er, einmal geweckt, nicht wieder zu beruhigen sei, weshalb ein Besuch des Kinderzimmers am Abend ganz unmöglich sei. Dagegen lag die Taufstoilette des Kleinen, die soeben angekommen war, zur Besichtigung ausgebreitet; der Theetisch blitzte von Silber und Krystall, und die Baronin öffnete alle Schleusen liebenswürdigster Beredsamkeit. Schwiegertochter und Enkelsohn bekamen die alten Campens aber an diesem Abend nicht zu sehen.

XIV.

Am nächsten Tage schien die Nervosität, unter der die junge Mutter und der Täufling litten, sich auch den übrigen Bewohnern der Villa mitgeteilt zu haben. Die Leute hatten so recht augenscheinlich „alle Hände voll zu thun," obgleich Frau Gustchens scharfes Hausfrauenauge nicht ausfinden konnte, womit sie alle beschäftigt waren; die Baronin klagte über unzuverlässige Köche, Schneider und Dekorateure, der Baron entwarf Tischordnungen, trotzdem seine Frau behauptete, Hasso würde, sobald er aus dem Dienst komme, alles umändern, und wenn sie sich beide darum kümmerten, würden sie nichts als Konfusionen anrichten. Dazwischen gelang es den alten Campens nur mit Mühe, die Bekanntschaft ihres Enkelsohnes zu machen, und nachdem sie vor dem Kinderzimmer die Leiden der verschiedenen Familienmitglieder zu hören bekommen hatten, klagte in demselben Mizi, daß sie in dem weißen Kleide abscheulich aussehen und daß „Baby ganz gewiß morgen nicht seinen beau jour haben würde," denn er schreie heute so viel und habe verschwollene Augen. Es tröstete sie nur wenig, daß Großmama Gustchen ihn „prächtig" fand.

Der Eintritt des Barons Steinhaus in das Kinderzimmer unterbrach die Debatte über Babys Ähnlichkeiten, die sich soeben entspinnen wollte. Er hatte für die aus einem polnischen Walddorf verschriebene Amme ein künstliches Nationalkostüm machen lassen, das er ihr jetzt übergab und dessen rotseidne Bänder und Korallenschnüre die

Amme zu einem lauten Freudenschrei veranlaßten. Das schien Baby als Eingriff in seine Rechte zu empfinden, denn es begann sofort, so intensiv zu schreien, daß die beiden Großväter das Kinderzimmer verließen.

„Wir wollen auswärts frühstücken," schlug Baron Steinhaus vor, „Hasso hat bis Mittag Dienst, und hier ists ungemütlich." Sie begaben sich in ein Restaurant, und sobald der Baron den alten Campen beim Frühstück fest hatte, begann er wegen der „Enkelzulage" in ihn einzureden. Er habe Hasso 3000 Mark jährlich zugelegt. Campen müsse ein Gleiches thun, denn 18 000 Mark brauche ein junges Paar mit Familie bei diesem ‚Rrement,' das wäre der Durchschnitt und unbedingt erforderlich, da einige Kameraden 24 000 und mehr jährlich hätten.

Aber nun brach der Alte los. Wenn ein junges Paar hier wirklich so viel brauche, so sei das eine Sünde und Schande, vorläufig glaube er es aber nicht. Hasso sei allerdings weit über seine Verhältnisse eingerichtet, das sei aber nicht seine Schuld, und niemand könne von ihm als Vater verlangen, daß er seinem Sohne mehr Zulage gäbe, als seinen Verhältnissen entspräche, bloß damit dieser der Welt die Komödie eines Reichtums vorspielte, der des soliden Fundamentes entbehrte.

„Ich habe mich mein Lebenlang nach meiner Decke gestreckt, habe mich wohl dabei befunden und bin glücklich gewesen, und Hasso soll es ebenso machen!" rief der alte Herr erregt.

Baron Steinhaus strich über seinen Bart, nippte an seinem Wein und sagte mit überlegenem Lächeln:

„Lieber Freund, die Verhältnisse haben sich eben in den letzten Jahrzehnten gewaltig geändert. Wir sind ein Industriestaat geworden und rechnen heutzutage mit anderen Geldsummen, als unsere Väter das gewohnt waren." —

„Erlaube, ich bin kein Industrieller." —

„Erlaube, da liegt eben der Fehler. Nachdem wir ein Industriestaat geworden, liegen für jeden, der im Besitz von Kapital ist, die Mittel und Wege offen, dieses Kapital gewinnbringend arbeiten zu lassen, und für den, der keins hat, ist die Möglichkeit, es zu erwerben, in reichem Maße vorhanden. Man muß nur die Augen aufmachen, die alten Vorurteile bei Seite lassen" — —

„Und unter der Flagge ‚Handel und Industrie' über jede ideale und vornehme Auffassung hinwegsegeln, seinem Nächsten die Ohren abschneiden, wenn der eigne Vorteil es erfordert, und an Ehre und Namen Preiskarten kleben, damit die Leute wissen, für wieviel das alles zu haben ist. Ich danke dafür!"

„Aber lieber Freund, das sind ja doch Übertreibungen der ärgsten Sorte! Kommen wir doch vom Allgemeinen auf das Spezielle! Ich weiß nicht, wie es bei euch in Friesland steht, aber hier ist es positiv so: Von dem Zins, den die Güter bringen, kann kein Mensch mehr leben, da die Einnahmen sich in demselben Maße verringerten, in dem die Ansprüche wuchsen."

„Da muß man eben in seinen Ansprüchen heruntergehen."

„Das ist unmöglich, wenn man sich nicht außerhalb der Gesellschaft stellen will."

„Das ist eben die Dummheit, daß wir uns den Stil unserer Gesellschaft von ein paar Geldleuten diktieren lassen, die ihr Kapital mit zehn und mehr Prozent verzinsen, und wir, die wir aus unseren Gütern zwei Prozent beziehen, es jenen gleich thun wollen, anstatt den Mut zu haben, zu erklären: Das geht über unsere Verhältnisse."

„Ich bin mehr dafür, daß wir's jenen ablernen Geld zu machen — meine Revenüen haben sich z. B. durch meine Beteiligung an der serbischen Eisenbahn um das Sechsfache vergrößert."

„Und was thust du dafür?"

„Ich lasse mein Geld arbeiten!"

„Und kümmerst dich darum?"

Der Baron zuckte die Achseln und trank sein Glas etwas hastig aus, während er dachte, daß mit diesem „Botokuden" und Hinterwäldler ja doch absolut nicht zu reden sei. Er empfand es daher als Erleichterung, daß in diesem Augenblicke einige Bekannte in das Restaurant eintraten.

„Das trifft sich charmant, da bekommen wir gute Gesellschaft," sagte er sich erhebend und den Eintretenden entgegengehend, während der alte Campen nun seinerseits sein Glas leerte, als wolle er damit vor sich selbst bekräftigen, daß er an seinen Ansichten festhalten würde.

Inzwischen war Hasso aus dem Dienst zurückgekehrt, und da Mizi schlief, und die Baronin ausgegangen war, empfing Frau Gustchen ihn allein.

„Mein lieber, lieber Junge, nun habe ich dich einmal ganz für mich," sagte sie, mit ihrer weichen Hand über seine Stirn streichend, die ihr nicht so wolkenlos schien, wie es ihren Wünschen entsprochen hätte. Doch sie wollte ihn nicht gleich mit Fragen quälen, sie rückte ihm die verschiedenen Schüsseln des Frühstückstisches näher und setzte sich dann ihm gegenüber in den Schatten, so daß sie, unbemerkt von ihm, ihre Augen in zärtlicher Besorgnis auf seinem voll beleuchteten Gesicht ruhen lassen konnte.

„Wie hübsch es bei dir ist, Hasso," begann sie dann, „wie reizend dein Haus eingerichtet ist und mit welcher Vollständigkeit. Ich staune nur immer, wenn ich sehe, wie alles, bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein — die andere Paare sich erst nach und nach anschaffen — bei euch schon in Hülle und Fülle vorhanden ist."

„Ach, Mamachen, das kommt dir wohl nur so vor, weil" — er stockte, und sie vollendete lächelnd: „Weil es bei uns so einfach ist, meinst du. Nun ja, man mag wohl unwillkürlich vergleichen, aber, ganz abgesehen davon, du mußt doch sagen, daß ihr wirklich ganz besonders hübsch und reich ausgestattet seid."

„Es ist doch wohl nur, was heutzutage in einen einigermaßen komfortablen Haushalt gehört, vorhanden, gar kein Vergleich z. B. mit der Einrichtung des Prinzen Ixenstein von meinem ‚Rre'ment.' Jedesmal, wenn wir dort waren, empfinden wir bei uns irgend einen Mangel" — —

„Aber warum willst du dich auch gerade mit dem Prinzen vergleichen, Hasso; wenn ich dagegen Hanna nehme, mit der der Vergleich für dich doch viel näher läge" —

„Ach, Hanna! Das ist ja ganz etwas anderes! Die braucht sich in allen Dingen nur nach ihren persönlichen Wünschen und Bedürfnissen zu richten; die ist überhaupt eigentlich beneidenswert."

„Aber, lieber Junge, die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse sollten doch für jeden maßgebend sein!"

„Liebes Mamachen, du mußt doch aus der Zeit, wo Papa Offizier war, wissen, daß die Gesellschaft eines ‚Rre'ments' einen festen Verband bildet." —

„Nun ja, man muß die Kameraden und deren Familien bei sich sehen und kann da manchmal auf seinen persönlichen Geschmack keine Rücksicht nehmen, aber, was die eigene Häuslichkeit angeht" — —

„Da ist man in allem, was Einrichtung, u. s. w. betrifft, erst recht abhängig; z. B. waren bei uns die Fischbestecke vergessen worden. Ich war in der tödlichsten Verlegenheit, als wir das erste Mal Gäste bei uns sahen und den Mangel bemerkten. Unter uns hatten wir uns ja mit der silbernen Gabel beholfen, wie man's von Kindheit an gewöhnt ist — da hast du gleich ein Beispiel, daß das persönliche Bedürfnis nich allein maßgebend ist, in einem Haushalt, wie der unsere. Man will doch nicht unangenehm gegen die anderen abstechen, und gerade wo mehrere junge Paare sind, wie bei unserem ‚Rre'ment,' hat man das Gefühl, daß die Damen nur aufpassen, wo sie einen Mangel entdecken."

Frau Gustchen schüttelte den Kopf.

„Ein solches Gefühl muß einem ja alle Geselligkeit zur Qual machen," sagte sie.

Hasso schob seinen Teller bei Seite.

„Weißt du, Mama, ein Vergnügen ist die Geselligkeit doch überhaupt nicht!"

„Aber Hasso, man ist doch gesellig, um sich zu amüsieren!"

„Heutzutage nicht mehr! Man sieht eine Menge Menschen bei sich, denen man gar nichts zu sagen hat, gibt ihnen eine Menge Dinge zu essen und zu trinken, aus denen man sich so in der Masse gar nichts macht, bezahlt ein unvernünftiges Geld dafür und hat das Bewußtsein, daß die Leute hinterher räsonnieren, denn das ist am Ende das einzige Vergnügen dabei, und ich habe außerdem noch gewöhnlich Magendrücken den nächsten Tag."

„Aber lieber, arme Junge, warum gebt ihr denn dann Gesellschaften?"

„Weil es sein muß, Mamachen! Mit Ausnahme des Magendrückens, das ich mir speziell noch eingerichtet habe, ist das auch bei allen dasselbe. Wer amüsiert sich denn noch? Allenfalls die ganz Jungen, die noch gänzlich naiv sind, oder die Frauen, die eine besonders chike Toilette erfunden haben, mit der sie sicher sind, die anderen auszustechen — uns vernünftigeren Leuten

hängt die Geselligkeit zum Halse 'raus, aber 's ist eine Pflicht, die jeder auf sich nehmen muß!"

„Na, das muß ich sagen, Hasso, da ist mir denn doch unsere altmodische Auffassung, daß die Geselligkeit eine Erholung und ein Vergnügen sein soll, lieber!"

„Das wäre mir auch lieber, Mamachen, aber man kann nicht gegen den Strom schwimmen, und aufrichtig gesagt, ich verstehe auch nicht recht, wieso das früher anders gewesen sein soll."

„Das will ich dir sagen: wir hatten den Mut, unseren Verhältnissen entsprechend zu leben, und setzten keinen Ehrgeiz darein, es denen gleich zu thun, die reicher waren als wir, weil wir den Grundsatz hatten: Was der Mensch *ist*, und nicht was er *hat*, entscheidet über seinen Wert. Und dabei sind wir glücklich gewesen, haben mit Vergnügen Menschen bei uns empfangen und hatten nur die Hälfte eures Einkommens!"

„Ja, Mamachen, damals" —

„O, damals gab es auch Familien, die viel, viel reicher waren, aber sie kamen gern zu uns, und wir gingen gern zu ihnen, ohne daß wir uns verpflichtet fühlten, jeden Luxus, den sie sich gestatten konnten, und der von uns Opfer erfordert hätte, mitzumachen. Wo soll denn unsere sogenannte gute Gesellschaft hinkommen, wenn nur das höchste Einkommen als standesgemäß gilt, da bleibt uns gar nichts anderes übrig, als daß unsere Kinder reiche Juden und Jüdinnen heiraten, denn unter Standesgenossen gibt es nicht so viel Geld, als ihr jungen Leute glaubt brauchen zu müssen. Und für dieses Geld, das eure Eltern euch oft weit über ihre Mittel hinaus bewilligen, wißt ihr euch nicht einmal wirklichen Lebensgenuß zu verschaffen, sondern langweilt euch, und wenn ein junges Paar, wie ihr, 12 000 Mark jährlich hat, so muß es sich einschränken und fühlt sich bedrückt, weil andere 20 000 haben — nein, Hasso, das alles sind keine gesunden Verhältnisse, und es drückt mir manchmal das Herz ab, vor Sorge, daß du, mein lieber, einziger Junge, auch so denken und fühlen gelernt hast! Und ich mußte dir das einmal sagen, denn ich lebe und webe ja in Gedanken an dein und Hannas Glück, und nachdem ich das ihre so voll und schön gefunden habe, wie ich es ihr nur wünschen konnte, habe ich gehofft, der liebe Junge würde auch in dein Haus Sonnenschein gebracht haben. So ein Kind, das auf unsere Liebe und Sorgfalt angewiesen ist, ist doch etwas Herzerwärmendes, aber bei euch ist so viel Unruhe, Sorge und Toilettenangelegenheiten, Menus, Tischordnungen und andere Äußerlichkeiten damit verknüpft, daß der Kleine gar nicht zu seinem Recht an Liebe kommt. — Und bei alledem bist du nicht zufrieden und glücklich, obgleich du im Grunde alles hast, was dazu gehört — da muß also irgend wo ein Fehler stecken, und, Hasso, mein lieber, lieber Sohn, wir wollen doch zusammen darüber nachdenken, ob wir ihn nicht ausfindig machen und beseitigen können — sei es um den Preis einer Versetzung vielleicht" —

„Um Gottes Willen, Mama, wer wird denn gleich an so etwas denken!"

Hasso, der bisher schweigend, halb zustimmend, halb widerspruchsvoll zugehört hatte, stieß diese Worte in hellem Entsetzen aus, rückte an seine erregte Mutter heran und nahm ihre Hand in die seine, als wolle er sie beruhigen.

„So schlimm ist es doch nicht, ich habe mich vielleicht zu sehr gehen lassen, — wie bist du nur auf diesen Gedanken gekommen?"

„Du lieber Himmel, die ganze Nacht hat mich der Ausdruck, den ich gestern in deinem Gesicht fand, und die Luft, die in deinem Hause wehte, nicht schlafen lassen, da denkt man denn wohl hin und her." —

„Aber ich bitte dich, um Gottes Willen, so arg ist das alles doch nicht! Ich bitte dich, nimm's nicht so ernst, und von einer Versetzung kann wirklich gar keine Rede sein, das wäre das größte Herzeleid für Mizi." — —

Der Diener trat ein und überreichte Hasso einen Brief.

„Der Bursche wartet draußen," meldete er dabei. Hasso überflog die Überschrift.

„Von Willy — verzeih Mama, aber ich muß sehen, was er will, ich begreife nicht, was er mir zu schreiben hat." —

Er öffnete das Couvert und blickte mit einem lauten, überraschten Ausruf auf die kurzen Zeilen, die er enthielt:

„Willy hat sich verlobt," rief er, „das habe ich nicht jetzt schon erwartet, gerade

vor unserer Taufe — mein Gott, wie unangenehm!"

„Wer ist die Braut?" fragte Frau Gustchen.

„Ach, das ist's ja eben — es ist eigentlich gar nichts gegen sie zu sagen — das ist ja selbstverständlich, sonst könnte er als Offizier unseres ‚Rre'ments' sich nicht mit ihr verloben, aber, immerhin, ihr Vater, der Kommerzienrat Kittler, hat bisher nicht in der Gesellschaft verkehrt." —

„Also eine Geldheirat." —

„Aber keine Spur von semitischem Blut, und die Kittlers sind sehr ehrenhafte Leute, Papa Steinhaus hat sie sozusagen ausgegraben und ans Licht gezogen, da sie eine, für ihre Millionen ganz fabelhafte Bescheidenheit besitzen, so daß man kaum etwas von ihnen wußte. Papa Steinhaus stand in Geschäftsverbindung mit dem Kommerzienrat — die Tochter ist knapp sechzehn Jahre — nächsten Winter sollte sie hier auftreten, und man war eigentlich neugierig, wie diese neuen Menschen aufgenommen werden würden und nannte Papa scherzweise ihren Schutzheiligen — und nun verlobt Willy sich schlankweg! Und was das Schlimmste ist, diese Menschen wohnen auf ihrem Landsitz eine halbe Stunde von der Stadt, und Willy kommt heute gegen Abend mit ihnen her, in optima forma, und verlangt dann wahrscheinlich, daß seine Braut mit ihm zusammen morgen Paten stehen soll, jedenfalls, daß ich sie hier der Gesellschaft vorführe — eigentlich eine kolossale Rücksichtslosigkeit von Willy! Und ich traue es ihm zu, er hat es mit voller Überlegung gethan, um uns zu zwingen, die Kittlers gleich von vornherein coram publico mit offenen Armen aufzunehmen — zu fatal, zu fatal!"

„Glaubst du denn, daß er das Mädchen liebt?"

„Du lieber Gott, hübsch ist sie eigentlich nicht, wenn auch nicht gerade häßlich — ich habe sie einmal bei den Schwiegereltern gesehen, sonst traf man die Kittlers ja nirgends — aber sie soll sehr wohlerzogen sein, und Willy, der ihr damals übrigens gar nicht besonders die Cour machte, sagte mir so beiläufig, sie bekäme zwei Millionen rund zur Aussteuer!"

Frau Gustchen seufzte, denn sie dachte mit Schrecken an die gesteigerten Ansprüche, die der Vergleich mit diesem Reichtum wiederum rückwirkend an Hassos Hausstand stellen würde.

Hasso fuhr sich mit einer ungeduldigen Bewegung über die Stirn.

„Was soll ich nun bloß machen," sagte er „es bleibt mir ja gar nichts anderes übrig als Willy zu gratulieren und diese Kittlers morgen hier zu haben!"

„Nun, ich denke, wenn ihr sie in der Familie aufnehmt, dürft ihr euch ihrer auch nicht in der Gesellschaft schämen," meinte Frau Gustchen.

„Ach von schämen ist ja keine Rede, Mama, kann ja natürlich gar keine Rede sein — aber furchtbar unangenehm ist es doch, und Mizi wird außer sich sein!"

Es fand sich aber, daß Mizi die Sache kühler aufnahm, als Hasso erwartet hatte, und „alles längst hatte kommen sehen."

So geschah es, daß am nächsten Tage die Kittlers in der sonst sehr exklusiven Taufgesellschaft erschienen.

XV.

„Wenn diese Corvee nur erst vorüber wäre!" war der erste Gedanke, mit dem die Baronin Steinhaus am nächsten Tage erwachte, denn im Grunde ihres Herzens war die verwandtschaftliche Verbindung mit den Kittlers ihr greulich, und sie hatte sich vorgenommen, sich möglichst fern von ihrer künftigen Schwiegertochter zu halten, solange diese noch den „kompromittierenden" Namen trug. Die Hochzeit sollte aber recht bald sein, und die junge Baronin Steinhaus konnte man ja dann von ihrer Familie möglichst entfernen.

„Wenn diese Schinderei nur erst überstanden wäre!" seufzte Hasso, als er die Augen öffnete, und die ganze Verantwortung eines jugendlichen Hausherrn, der eine große Gesellschaft verwöhnter Menschen eingeladen hat, ihm wie ein Alp die Brust zusammenschnürte. Er ging zu Mizi hinüber.

„Ich hoffe, diesmal haben wir nicht wieder etwas vergessen, wie damals die Fischbestecke!" sagte er, nach dem ersten flüchtigen Morgengruß.

Sie gähnte.

„Ich hoffe, Mama hat an alles gedacht — in so einer Leutnantswirtschaft fehlt eben gar zu vieles, was bei Wall-

kotschs z. B. ganz selbstverständlich ist!" sagte sie übellaunig.

„Meine Eltern finden unsere Einrichtung überkomplett," gab er ein wenig gereizt zurück.

Sie gähnte wieder.

„Lieber Himmel! Deine Eltern, mit ihren Begriffen von Komfort!"

„Ich mag nicht, daß du in diesem Ton von meinen Eltern sprichst, Mizi!"

„Sei doch nicht lächerlich, Hasso! Übrigens, was mir in diesem Augenblick wichtiger ist: Ich habe eine so schlechte Nacht gehabt, daß ich heute wahrhaftig Ringe um die Augen habe, sieh doch nur! Und nun bist du auch noch so unfreundlich, Hasso."

Die letzten Worte wurden in ganz sanftem, schmerzlichem Tone gesagt, und die großen Augen Mizis standen dabei voll Thränen. Sie sah wirklich sehr blaß und angegriffen aus, und Hasso erschien sich in diesem Augenblick wie ein Barbar, weil er nicht an Mizis Befinden gedacht hatte.

„Was war es denn heute Nacht?" fragte er einlenkend.

Baby hatte so viel geschrieen, die Amme hatte sich über das neue polnische Kostüm und die vielen Korallenschnüre so aufgeregt, das hatte Baby wohl geschadet.

„Und nun werde ich abscheulich in dem weißen Kleide aussehen," klagte Mizi.

Die Taufe sollte am Nachmittage in der Villa stattfinden.

Die alten Campens waren die ersten Gäste, Frau Gustchen trug dasselbe grauseidene Kleid mit denselben gelblichen Spitzen, wie bei der Düsseldorfer Taufe, und Geerd hatte in diesem Taufstaat eine Skizze von ihr gemacht, weil sie ihm so gut gefallen hatte, daß er sie einen Mustertypus für eine fröhliche und doch würdige Großmutter nannte. Frau Gustchen dachte daran und lächelte, als Hasso sie begrüßte und dabei sagte: „Wie schade, daß du nicht etwas mehr Brillanten hast, Mamachen, sie werden hier alle so viele tragen! Besitzest du denn wirklich nur diese Broche, die eigentlich nicht einmal sehr schön gefaßt ist?"

„Ja, mein Junge, mehr habe ich nicht, du mußt mich schon so gelten lassen," sagte sie, und wenn sie dabei auch noch das Lächeln festzuhalten suchte, es kam ihr doch nicht mehr recht von Herzen. Die nächsten Ankömmlinge waren die Wallkotsches — und Gräfin Johanna strahlte allerdings in Diamantenpracht und trat in der Haltung einer regierenden Königin ein, während ihr Gatte und dessen Vetter, Graf Ede, in ihren schwarzen Fracks als „Gefolge" hinter ihr her kamen.

„Meine süße Johanna, entzückend, wie immer!" lispelte die Baronin Steinhaus, ihre Schwägerin umarmend.

„Du weißt ja, wer von jeher mein Vorbild war!" gab diese liebenswürdig zurück, und dasselbe Lächeln lag um beider Lippen, derselbe konventionell freundliche Ausdruck verklärte beider Gesichter, und mit demselben anerkennend bewundernden Blick streifte die eine die andere, unbeschadet dadurch, daß Gräfin Johanna dachte:

„Sie packt doch zusehends ein, diese gute Lili, kaum noch ein Schatten ihrer selbst!"

Und die Baronin konstatierte stillschweigend:

„Schon wieder eine neue Toilette! Mein guter Bruder ist zu splendid gegen sie, und sie vergißt ganz, daß sie ein armes Mädchen war und zieht sich außerdem viel zu jugendlich an!"

Dann folgte eine erneute Umarmung.

„Und nun laß dir zu Willys Verlobung gratulieren!" sagte Gräfin Johanna. Die Baronin machte ein wehmütig freundliches Gesicht.

„Ja, unser lieber Willy, ihr seid die einzigen, die es schon wissen, die anderen erfahren es erst heut."

„Willy sprach schon vor acht Tagen mit mir über diese Sache," sagte der Graf, sich jetzt in das Gespräch mischend, und ich habe ihm unumwunden meine Meinung gesagt: Angenehm ist eine derartige Verbindung ja natürlich niemals, aber andererseits sind die Ansprüche an das Leben heutzutage allerdings derartig gesteigert, daß man sich da auf gewisse Konzessionen einlassen muß."

„Und ein so durchaus wohlerzogenes Mädchen!" beeilte die Baronin sich, das allzu ehrliche Eingeständnis ihres Bruders wieder gut zu machen, „die Erziehung ist doch die Hauptsache!"

„Nun ja, natürlich, der alte Kittler hat da nichts versäumt!"

(Schluß folgt.)

Der Flieder blüht!

Lied einer Kranken.

Vignette von H. Giacomelli.

(Abdruck verboten.)

Der Flieder blüht!
Ein Vogel hat die Mär
Ins Fenster mir gesungen,
Sie hat so lenzesfroh
Mein müdes Herz durchdrungen.
Es war der Hoffnung neustes Zauberlied,
Das mit dem Frühling durch die Lande zieht.

Der Flieder blüht!
Wie möcht' ich jetzt hinaus
Und dieses Wunder sehen,
Den trauten Freund, den Lenz,
Im Garten grüßen gehen!
Nach dieses trüben Winters Harm und Pein
Ist all mein Sehnen: Grün und Sonnenschein.

Der Flieder blüht!
Noch hält die Krankheit mich
In strenger Haft gefangen;
Doch hat der Frühling hold,
Zu stillen mein Verlangen,
Mir diesen vollen Fliederstrauß geschickt,
Den schönsten, den mein Auge je erblickt

Der Flieder blüht!
Mein Herz ist dankerfüllt,
Denn Lenz und Hoffnung schauen
Mich aus der Gabe an.
Ich küss' die weißen, blauen,
Die duft'gen Blütenbüschel jetzt als Pfand:
Mein Leiden wendet des Allmächt'gen Hand.

Der Flieder blüht!
Und einst pflück' ich ihn selbst!
Rings flutet neues Leben.
Sein wonnesamer Hauch
Wird mir Genesung geben.
Geduld! Es kommt ein Tag voll Glanz und Licht,
Wo Hoffnung hält, was heute sie verspricht!

Elisabeth Ehrhardt.

Des Lebens Luſt und Leid. Nach dem

n Gemälde von W. von Lindenschmit.

Das Gutachthal.

W. Haſemann
und ſein Künſtlerheim im Schwarzwald.

Von

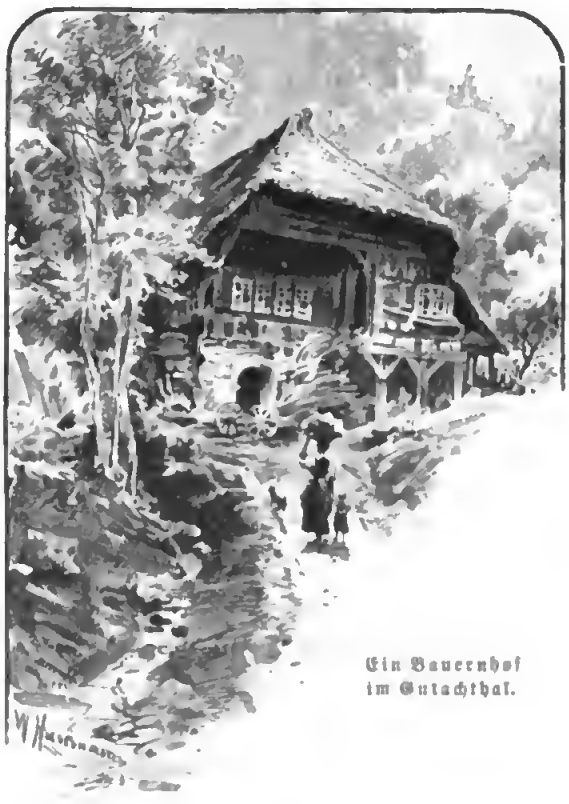
Hermine Villinger-Karlsruhe.

Mit Bildern von **W. Haſemann.**

(Abdruck verboten.)

Wer ein echtes Stückchen Schwarzwald kennen lernen will, dem ſchlage ich vor, mit mir eine kleine Fahrt ins Gutachthal zu unternehmen. Da findet man ſie noch, jene tiefdachigen, altersgeſchwärzten Bauernhöfe, rechts und links am glitzernden Fluß, auf grünen Matten weithin zerſtreut.

Indem wir nun, Sie, mein Reiſegefährte und ich, von der Bahn zum Löwen wandern, fällt uns gleich eine des Weges daher kommende Bäuerin auf — nicht allein wegen ihrer hübſchen, kleidſamen Tracht, denn ſie trägt einen kurzen, ſchwarzen Faltenrock, bauſchige Hemdärmel und ein Häubchen, deſſen Spitze ihr bis in die Stirne fällt — ſondern weil die Frau einen Karren vor ſich her ſchiebt, mit einer Kiſte, wie ſie ſonſt nur aus den Ateliers pinſelführender Künſtler hervorzugehen pflegt — und das iſt das Merkwürdige, denn wir ſind ja zu Gutach. „Liebe Frau,“ wende ich mich ohne Umſchweife an die



Ein Bauernhof im Gutachthal.

Kirchgang in Gutach.

Bäuerin — der Menſch ſoll ſeine Wißbegierde nicht unterdrücken — „ſagen Sie, in dieſer Kiſte kann doch eigentlich nichts anderes als ein Bild ſein?“

„Natürli iſch's eins,“ gibt ſie wichtig zur Antwort, „e Kunſchtwerk iſch's vom Maler Haſemann — er lebt mit uns im Ort ſcho bald zehn Johr — Ihr könne gli ſi Hus ſäh, wann Ihr am Löwe vorbi ſin. Mer ſin ſelli ſtolz uf der Herr Haſemann z' Gutach — wie e eigis hän mer'n gern, wann er au wit her iſch, denn er hät uns mit ſine ſchöni Bilder in der Welt drus in d' Mode brocht, daß mer jetz allewil viel Fremde habe un kinſchtliche Herre, die uns z' verdiene gebe. Mir hänt jo früher bigot nit g'wißt, daß Bilder mole au e Arbet iſch un hän's for e Nixtuerei g'halte, und daß die Herre unſerm Herrgott der Tag weg ſtehle mit ihrem Farbeukleze. Aber ſel iſch anders, un i weiß es am beſchte, denn i helf'm, im Herr

Auf dem Wege zur Kirche.

Haſemann, trog d' Bilder uf d' Bahn, wäſch d' Pinſle us un hol' d' Modelle z'ſämme, oft Stunde wit. E paar Preiß hän mer au ſcho kriegt, ſo guet wie die riiche Baurn for ihr ſchöns Vieh. Gange numme unſri Bilder aſchaue — der Herr Haſemann iſch gar e g'fälliger Mann, der niemet 's Hus verſchließt, ob mer ebbis will oder nit — 's iſch aber au kei Hochzit im ganze Gutachthal, daß nit der Hochziter z' erſcht im Atelier akehrt un der Herr Haſemann un ſie Frau zum Feſcht bitt', un wann ſe kumme, iſch's e Fraid ſaſcht als käm der Herr Großherzog.

„Aber jetz muß i geh' laufe, ſunſt pfift mer bigot der Zueg vor der Naſ' eweg — mer thun's uf d' Aſſtellung," ſchloß ſie, auf das Bild deutend, „b'hüet Ihne Gott."

So, ſehen Sie, mein lieber Reiſegefährte, jetzt brauch' ich Ihnen weiter gar nichts zu ſagen, dieſe gute ausführliche Frau hat Sie vollkommen auf den Beſuch vorbereitet, den ich im Sinn habe, mit Ihnen zu machen. Geben wir im Löwen unſre Reiſetaſchen ab, denn wir werden heute Abend hier einkehren — beiläufig geſagt, da iſt man prächtig aufgehoben, der Wein iſt vortrefflich und der Kaffee — ich

Mädchen aus dem Schwarzwald.

Brauttracht.

Männer- und Frauentrachten aus Gutach.

behaupte, im ganzen Schwarzwald trinkt man keinen beſſern; außerdem beſitzt der Löwenwirt ein Album mit Skizzen von Schönleber, Thumann, Leviſch, Enke, Haſemann und noch einer ganzen Anzahl bedeutender Künſtler.

Aber nun weiter; auf der Landſtraße, etwas zurück und faſt verſteckt im ländlichen Garten, liegt das Künſtlerheim, ein Schwarzwaldhaus wie die andern auch, von jener ſanften, dunkelbraunen Farbe, die den Beſchauer ſo warm anmutet.

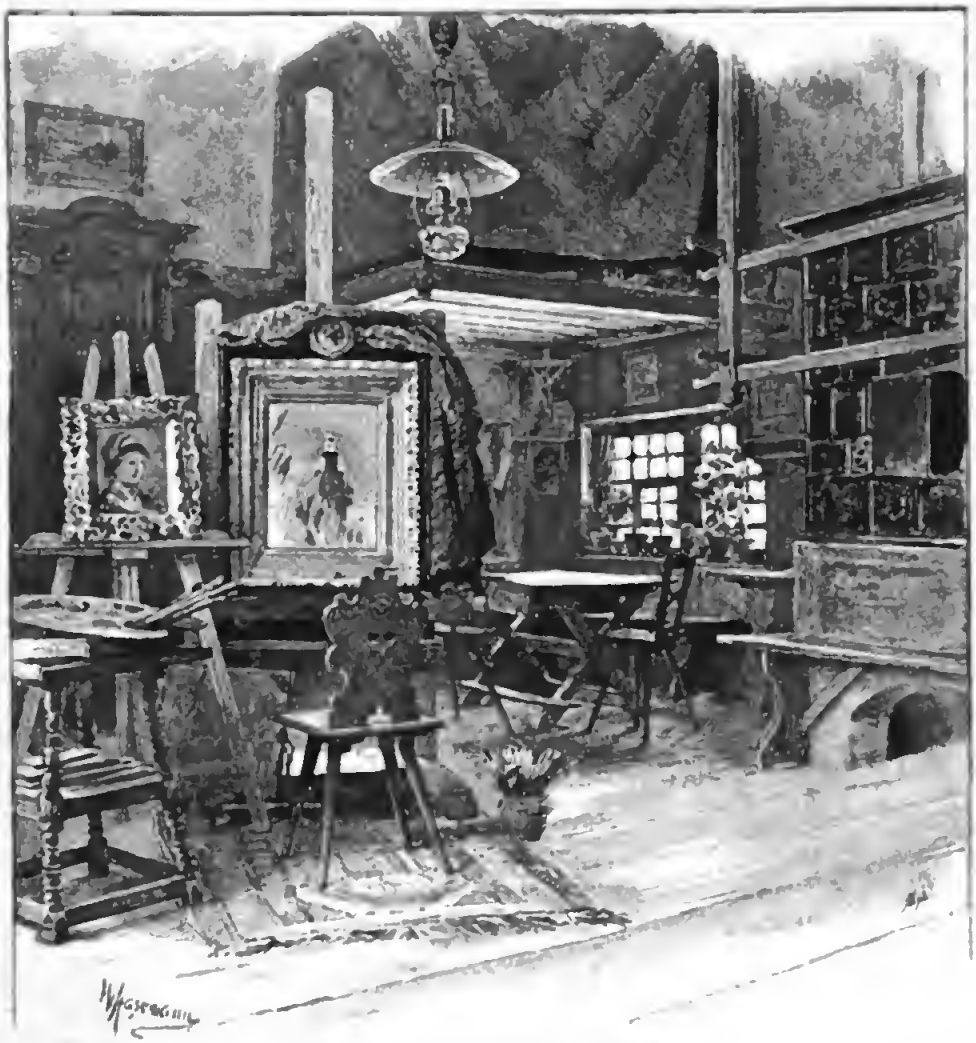
Man weiſt uns ins Atelier, bis Herr Haſemann kommt. Der Raum iſt wunderhübſch, beſonders „heimelig“ iſt der Herrgottswinkel, der in keinem Haus im Gutachthal fehlt; in der Ecke, längs den vielen kleinen Fenſterchen, an denen ſich die Blumen-

Des Künſtlers Haus zu Gutach.

töpfe nur ſo drängen mit Nelken und Heliotrop, ſteht die Bank und der längliche Tiſch; d'rüber, an der Wand, auf dem Schaft liegt die Bibel und hängt das Kruzifix; beim Bauern ziert das geheiligte Plätzchen noch der zinnerne Eßlöffel, mit dem kein Menſch als der Herr des Hauſes zu eſſen pflegt.

Norden gelegenen Fenſter mit ſeinem weiten Blick ins Thal.

Da, an die Wand gelehnt, ſteht ein Bild: „Der Kirchgang in Gutach" — das uns das liebliche Thal im ſonntäglichen Glanze zeigt; über die breite Holzbrücke des glitzernden Fluſſes wandeln die Bauern und Bäuerinnen zur Kirche, die ſich gar



Ein Winkel in des Künſtlers Werkſtatt.

Den Herrgottswinkel ſchließt der ehrwürdige Kachelofen, mit ſeinen Bänken, auf denen die Mannsleute zur Winterszeit ſitzen und ihre „Pfifli" rauchen, dieweil das Weibervolk den Spinnrocken dreht — im „Duſtern" — denn je tiefer 's in die Stube geht, um ſo dunkler wird's beim Bauern.

Beim Herrn Haſemann dagegen kommt Licht, viel Licht aus dem großen, nach

freundlich vom Hintergrund der grünen Berge hebt; und unter dem blauen Himmel, im leuchtenden Sonnenſchein gehen ſie ihres Weges — die Männer in langen, ſchwarzen, rotgefütterten Sammetröcken und breiten Filzhüten, die Weiber und Mädchen in ihren rot und ſchwarz verbrämten Strohhüten — ein Bild voller Leben und Naturwahrheit, und niemand wird's betrachten

Digitized by Google

Lorle.
Aus Berthold Auerbach: Lorle, die Frau Professorin. Illustriert von W. Hasemann.
(Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)

ohne zu denken: wie schön muß es in Gutach sein!

Aber hier auf der Staffelei, ein wenig zur Seite gerückt, daß wir's nicht gleich sahen, schaut uns aus goldenem Rahmen des Künstlers liebenswürdigstes Werk entgegen — sein viel begehrtes und weit hin bekanntes „Mädchen aus dem Schwarzwald".

Wir kamen eben überein, mein Reisegefährte und ich, daß wir dieses holde Mädchengesicht auch von Herzen gern in unserer Stube hängen hätten, als der Künstler erschien und uns in seinem Heim willkommen hieß. Er zeigte sich sofort bereit, uns seine Mappe zu öffnen, mit all' den Schwarzwaldskizzen und Studien zu Bildern, die längst ihr dankbares Publikum in der Welt gefunden.

Zu den hervorragendsten dieser Arbeiten gehört wohl die „Wallfahrt" nach der Triberger Kapelle — (von der Galerie in Karlsruhe angekauft).

Was da nicht hinein ging, ins Kapellchen, von Anliegen beschwerten Menschen, das sitzt oder steht oder kniet draußen — ein prächtiges, festtägliches Gewoge der verschiedensten Trachten und Köpfe, alte und junge Gesichter durcheinander, voll Charakteristik des Ausdrucks, und das alles farbig und warm vom Sonnenschein beleuchtet, der durch die Zweige der Bäume bricht.

Zum Schluß setzten wir uns in den Herrgottswinkel und betrachteten die Illustrationen zu Auerbachs „Lorle, die Frau Professorin" (in der Cottaschen Buchhandlung 1885 erschienen). Da seh' einer mir gleich den Vadeleswirt, wie er da sitzt — „den Ellbogen auf den Sims gestemmt und den Kopf in die Hand gestützt; nach seiner Gewohnheit hat er die Füße hinter die vordern Stuhlbeine geschlagen, als wollte er da festwurzeln — denn wo er einmal sitzt, da braucht's fast eine Wagenwinde, um ihn wieder in die Höhe zu schroten."

Ja wohl, mein lieber Reisegefährte, ich seh's Ihnen an, das Buch gehört auch bei Ihnen zu „jenen", die man nicht mehr liest. Falls Sie sich aber den Magen noch nicht verdorben mit Verpfeffertem oder Überfülltem, nehmen Sie's nur zur Hand; das ist gute gesunde Kost. Ich wett' sogar, mein lieber Reisegefährte, weß Geistes Kind Sie auch sein mögen, fürs „Lorle" vom seligen Auerbach sind Sie alleweil noch nicht zu gescheit.

Mit dem Dichter aber ist der Maler treulich Hand in Hand gegangen — und diese Arbeit ist's gewesen, die Hasemann einstens nach Gutach geführt.

Verlobung Lorles mit Reinhard.
Aus Berthold Auerbach: Lorle, die Frau Profeſſorin. Illuſtriert von W. Haſemann.
(Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)

Im Gaſthaus zum Löwen hatte Auerbach ſeine Dorfgeſchichte geſchrieben und ſeine Leute dazu gefunden. Indem der Maler dieſen nachging und ſich in ſeine Arbeit vertiefte, entdeckte er bei der Gelegenheit ſich ſelbſt und wurde zum eigentlichen Maler des Schwarzwaldes und ſeiner Leute.

Es war im Jahre 1882, als er in Gutach ſein Heim gründete, obwohl er, wie die Bäuerin ſagte, „wit her iſch“, denn ſeine Wiege ſtand in Mühlberg an der Elbe, und ſeine Jugend war hart und ſein Streben begleitet von Not und Entbehrung.

Seine Eltern lebten in recht kümmerlichen Verhältniſſen und mußten dem Sohne die Erfüllung ſeines heißen Wunſches, eine Zeichenſchule zu beſuchen, aus Mangel an den dazu nötigen Mitteln verſagen. Mit ſiebzehn Jahren endlich gelang es ihm, der faſt unüberwindlichen Hinderniſſe Herr zu werden und nach Berlin auf die Kunſtſchule zu gehen. Hier brachte ſich ſein Talent raſch zur Geltung, ſo daß er ſtets die Preiſe in den verſchiedenen Klaſſen davontrug, bis der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 ſeinen Studien vorläufig ein Ende ſetzte. Wie ein großer Teil ſeiner Mitſchüler, von der allgemeinen Begeiſterung hingeriſſen, zu den Waffen griff, ſo ließ ſich Haſemann, den ſeine zarte Geſundheit zum Dienſte unter der Fahne untauglich machte, in ein freiwilliges Krankenpflegerkorps einreihen. In den Hoſpitälern und auf den Schlachtfeldern um Metz widmete er dem Vaterland ſeine Kräfte während einiger Monate, bis er unter den für ihn zu großen Anſtrengungen zuſammenbrach und nach Hauſe zurückkehren mußte. Seine Erholung ging nur langſam von ſtatten, und es hieß alle ſeine Kraft einſetzen, um ſeinen und ſeiner Eltern Unterhalt, die

ganz auf den Sohn angewieſen waren, zu verdienen. Vorlagen zur Ausſchmückung von Spielwaren- und Briefpapier-Kaſten, auch Porträts, wenn freundliche Gönner ſich einſtellten, entſtanden unter ſeiner fleißigen Hand, ohne daß er jemals ſein Ziel aus dem Auge verlor. Nach drei Jahren harter Arbeit und Entbehrungen ſah er ſich im Beſitze von Erſparniſſen, die ausreichten, ſeine Fahrt nach Weimar zu beſtreiten, wo ſelbſt Carl Guſſow als Lehrer thätig war. Hier entſtand nach kurzer Zeit ſein erſtes Gemälde „Entwiſcht," einen Sperling darſtellend, der einer Siebfalle entſchlüpft iſt, die ihm von dem nun verdutzt nachſchauenden Jungen geſtellt war. In Berlin ausgeſtellt, fand das Bild ſofort einen Käufer. Dieſer Erfolg ermutigte den ſtrebſamen Künſtler zum Malen anderer Kinderſcenen, die ſchnell in Privatbeſitz übergingen, ſo

Stilles Gebet. Nach einem Gemälde.

daß er in die glückliche Lage versetzt wurde, den Sommer mit Landschaftsstudien in Thüringen zu verbringen. Im Jahre 1877 malte er sein erstes großes figurenreiches Bild, eine Kirmeß, das sich die Düsseldorfer Galerie als ersten Preis ihrer jährlichen Bilderverlosung sicherte. Später in Berlin, wurde er mit Adolf Menzel bekannt, aus dessen Urteil und Anteilnahme an seinem künstlerischen Streben Hasemann großen Vorteil zog. Als er einst Menzel um Rat fragte, ob er nach Italien gehen sollte, antwortete ihm dieser: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich nicht da war und rate Ihnen, nach München zu gehen." Hasemann folgte des Altmeisters Rat und widmete den Winter 1879/80 seinen Studien in München. Darauf malte er im Winter in Karlsruhe und machte im Sommer Studien im Schwarzwald, denen wir einige seiner bekanntesten Bilder, das Mädchen aus dem Mühlbachthal, das Bild vom Schatz u. a. verdanken, die teilweise ihren Weg über den Ozean genommen haben.

Seit 1882 hat er sich in Gutach ein „Nestli" gebaut, um das ihn ein mancher beneiden könnte; sein Schaffen dient ihm und anderen zur Freude, und was sie im Dorf von ihm halten, das haben wir auch erfahren.

Es bleibt uns also nichts mehr zu thun übrig, mein lieber Reisegefährte, als dem Künstler ein weiteres frohes Gedeihen zu wünschen, im Kreise der Seinen, zwischen den tiefdachigen Höfen des Gutacherthales.

In der Stille.

(Abdruck verboten.)

Ganz in der Stille,
Mitten in Sturm und Nacht,
Ist der sonnigste Lenz erwacht,
Lächelnd in lieblicher Blumen Fülle.
Wohin ich mich wende, wohin ich schau' —
Veilchen — so duftend, so süß, so blau!
Wo kamen sie her, wie sind sie erblüht?
Sie predigen dir das alte Lied:
— „Es keimt das Leben ganz in der Stille!"

Ganz in der Stille,
Mitten in Leid und Nacht,
Hat sich ein Herz vergessen gedacht,
Einsam und arm in des Lebens Fülle.
Da schmeichelt ihm leise ein Frühlingshauch:
Du trauerndes Herz, nun freu' dich auch!
Schau um dich und sieh, wie das Leben blüht —
Noch blieb es ja wahr, das alte Lied:
— „Es grünt die Hoffnung ganz in der Stille!"

Hedwig Gräfin Rittberg.

Aus unſrer Studienmappe:

Singende Kinder. Kreideſtudie von A. Liezen Mayer.

Das Bauernkäuzchen.

Eine böse Geſchichte

von

Rudolph Stratz.

Illuſtrationen von **P. Gerlach.** (Abdruck verboten.)

Damals, als ich zuſammen mit ihm im Regiment ſtand, da hieß er allgemein der ſchöne Robert . . .

Na, meine Herren . . . Sie wiſſen, was zu ſo 'nem Kaſinotitel gehört . . . 'n langer blonder Schnurrbart, 'n bißchen Säbelklirren, etwas Figur . . . Monocle, Schulden und 'ne gewiſſe legère Schneidigkeit im Auftreten . . . das iſt das ganze Geheimnis und imponiert den Kameraden, wie den Weibern.

Wenn Sie den Heſſelslohe jetzt ſehen, werden Sie's kaum mehr glauben! Ihm iſt's eben gegangen, wie den meiſten ſchönen Männern . . . ſobald ſie über die 35 hinaus ſind, nimmt ihr Haupthaar ab und ihr Leibesumfang zu . . . und was die geiſtigen Vorzüge betrifft, ſo pflegen ſolche ſchöne Leute . . .

Na . . . ſchließlich braucht ja nicht jeder Huſarenleutnant ein tiefer Denker zu ſein! . . .

Daß ich für meine Perſon nie ein Adonis war, werden Sie mir glauben! Ja . . . lachen Sie nur . . . meine verehrteſten Manövergäſte . . . ſo wie ich Ihnen jetzt hier in der Halle meiner Väter als wohlbeſtallter Gutsbeſitzer gegenüber ſitze, ſo ſah ich ſchon als junger Leutnant aus . . . mager, ſchwarz und behend wie ein Waldkater . . . der richtige Huſar!

* * *

Wenn Sie jetzt den dicken Heſſelslohe und mich ganz gemütlich hinter 'ner Pulle Rotſpohn erblicken, werden Sie nicht glauben, daß wir uns damals ſpinneſeind waren. Und doch war dem ſo. Wir waren ſo eiferſüchtig aufeinander, wie es nur zwei richtige Nebenbuhler ſein können . . .

Nebenbuhler waren wir einmal auf dem grünen Raſen . . er und ich . . als die beiden einzigen Rennreiter des Regiments, die Stars des Offizierkorps. Jeder von uns hatte 'n paar Hindernis-Gäule . . . und was dazu gehört . . . die Schulden und den göttlichen Leichtſinn . . .

Ach, meine Herren . . . wenn ich an den Leichtſinn von damals denke, dann wird mir das Herz weit! Meine vernünftigen Thaten geb' ich alle gerne dran . . . aber von meinen dummen Streichen möcht' ich keinen miſſen . . . auch nicht 'nen einzigen. Das iſt die Würze des Lebens, oder, wie's der alte tüchtige Mirza-Schaffy ſagt: „Das Glück dieſer Erde — ruht auf dem Rücken der Pferde — in der Geſundheit des Leibes — und an dem Herzen des Weibes!"

Na . . . geſund bin ich ja auch jetzt noch, Gott ſei Dank! Ein Weib hab' ich auch, wie Sie wiſſen. Nur mit dem Reiten gings früher beſſer.

Damals klapperte ich mit meinen Gäulen alle die weſtdeutſchen Rennplätze ab und heimſte bald da, bald dort die Preiſe ein. Es war, wie man heutzutage ſagen würde, ein Gewerbebetrieb im Umherziehen. Nur der Gewinnſt blieb mäßig — die Pferde fraßen einen arm und koſteten 'ne Maſſe Fahrgeld . . . Wenn man nicht 'mal im Jeu Glück hatte . . na . . das gehört vorderhand nicht hierher!

Aber 'ne Jeuratte war ich! . . . Das können Sie mir glauben.

Der Heſſelslohe triebs beiläufig ebenſo. Die Hälfte meines Preſtiges beim Regiment mußt' ich ihm abgeben. Das war die eine Seite unſerer Nebenbuhlerſchaft.

Was die andere Seite betrifft, ſo will ich nur erwähnen, daß ſie lange blonde Haare, 'ne Mitgift von einer halben Million und eine Menge Sommerſproſſen in einem reizenden Geſichtchen beſaß.

Sie hieß Maud. Der Vater war ein alter indiſcher Kolonel, der ſich auf ſeine

alten Tage behaglich in unsere gute Residenz Winkelkram zurückgezogen hatte und dort natürlich eins von den großen Tieren war. Ein enorm reicher Mensch ... kalt wie ein Frosch ... schweigsam wie ein Karpfen. Binden Sie 'nem Kassenschrank einen Frack und ein paar Vatermörder vor und setzen Sie ihm einen grauen Cylinder auf, so haben Sie den sehr ehrenwerten Mr. Scuresby vor sich. Auch seine Stimme klang hohl, als käme sie aus einem Tresorspind ... und wenn er einem die Hand reichte, so lag stets ein frostig-mißbilligendes Lächeln auf seinem Gesicht.

Seine Tochter aber, Miß Maud, hatte laut und öffentlich erklärt, sie werde nur einen preußischen Kavallerieleutnant heiraten!

Damals war das noch 'ne That! Da wurden die Ladies noch nicht wie jetzt in ganzen Schiffsladungen aus New York und London importiert, um in Dresden oder Wiesbaden an den Mann ... ich meine, an den deutschen Offizier gebracht zu werden. Der Entschluß der Miß Maud gefiel also allgemein, und Hesselslohe und ich wurden überall beglückwünscht.

Denn, daß nur wir beide in Frage kamen, stand fest. Miß Maud ritt mit uns aus, sie aß Vielliebchen mit uns, sie holte uns bei der Damenwahl und behandelte uns bei alledem so schlecht, daß es ganz klar war: in einen von uns war sie verliebt!

Frug sich nur, in welchen?

Sie werden nun sagen, meine Herren: „Ein schöner Husar, der nicht zur Attacke vorgeht!" Das sagten wir uns auch. Aber der Gedanke, abgeschlagen zu werden und dem andern das Feld frei gemacht zu haben ... der war zu peinlich. Jeder von uns erwartete, daß der andere zum Angriff blasen sollte. So zog sich die Geschichte hin.

Das war 'n böser Zustand, meine Herren, und bitterer Groll zwischen dem Hesselslohe und mir.

* * *

Nun, meine Herren, Sie kennen ja alle unsere gute Residenz Winkelkram. Sie wissen, daß in den belebteren Verkehrsadern das Gras nicht über drei Zoll hoch wachsen darf, daß der Magistrat die drei Dienstmänner der Stadt dazu angestellt hat, um in Civil zwischen zwölf und zwei auf dem Schloßplatz das Volksgetümmel zu markieren und daß vor zwanzig Jahren dort ein englischer Tourist auf offener Straße dem Gähnkrampf erlag ... also kurz gesagt ... was man eben „eine stille kleine Residenz" nennt.

Dort war nun also Rennen! Ereignis ersten Ranges für das Nest. Man sah förmlich Menschen auf den Straßen.

Ich fahre wohlgemut in den Bahnhof ein ... eine Cigarette im Munde, die Beine auf dem Rücksitz, allein im Koupee; hinten, in einem angehängten Waggon steht mein Renngaul Palasox und glotzt blöde heraus. Daneben, noch viel blöder, mein Bursche, der Husar Schickedanz ... von dem Unheil, das mir bevorstand, hatte ich keine Ahnung.

Vor dem Reiten muß man solide leben. Ich begab mich also ins Hôtel, aß zu Nacht und legte mich um zehn Uhr abends aufs Ohr.

* * *

Am nächsten Morgen weckte mich mein Bursche Schickedanz mit der Meldung, daß „Palasox" den rechten Hinterfuß schone!

Einen Augenblick sah ich schlafverwirrt um mich, suchte instinktmäßig nach einem schweren Gegenstand und warf, in Ermangelung eines anderen, dem Burschen den Nachtleuchter und die Cigarettendose an den Kopf.

So naheliegend diese Eingebung des Augenblicks aber auch war, an der Thatsache änderte sie nichts, daß mein Rennpferd lahmte. Der Lümmel von Burschen hatte es versäumt, die Box gehörig zu untersuchen, und der Gaul sich in der Nacht an einem hervorstehenden Nagel verletzt. Keine schlimme Sache, meinte der Tierarzt ... in acht Tagen sei es wieder gut ... aber bis dahin von Reiten keine Spur ... fleißig Umschläge machen ... den Huf in fließendes Wasser stellen und so weiter! ... Sie können sich meine Stimmung denken!

In lichter Wut fuhr ich, als die Zeit gekommen, hinaus auf die Rennbahn, die eine Viertelstunde vor der Stadt am Flußufer lag.

* * *

Wie solch ein Platz bei hellem Augustsonnenschein aussieht, das wissen Sie ja. Oben der tiefblaue Himmel, unten der lichtgrüne Rasen, ein Gefunkel und Geschimmer von Attilas in allen Papageienfarben, helles Dragonerblau, dunkle Interimsröcke der

„Es wäre zu nett, wenn Sie das Preis gewännen!“ sagte Miß Maud . . .

Kürassiere und Ulanen; rote und gelbe Sonnenschirme, weiße, grüne und rosa Damenkleider, mausfarbene Herrenpaletots, graue Cylinder, buntscheckiger Jockeydreß, rote Infanterie- und schwarze Artilleriekragen, flatternde Fahnen, Musik, im Hintergrund der bläuliche Wald und der silberne Fluß — das Ganze ein hübsches Bild. Mich wundert, daß die Maler nicht öfter dergleichen abpinseln.

Im Freien vor der Tribüne stand auf einem Tisch der große Haupt- und Ehrenpreis . . . ein altdeutscher silberner Bauernhumpen, mit einem Eulenkopf als Deckel. Das Ding war gut einen Schuh hoch. Es glänzte in der Sonne. Mir kam es vor, als ob die Eule mir vergnügt mit den Augen zuplinkerte . . .

Das mochte nun allerdings die Strahlenbrechung der Sonne sein, aber einerlei . . . ich hatte kein Pferd und konnte nicht reiten.

„Guten Tag, Herr Leutnant!“ sagte plötzlich eine helle Stimme neben mir. Da stand sie . . . in einem angenehmen, weißen Sommerkleid, mit offenen Haaren, den Schirm in der Linken, und schüttelte mir kräftig die Hand.

Daneben der Alte, steinern wie gewöhnlich, und ein junger Mann, ein Verwandter aus Liverpool.

Er sah aus wie die Engländer, von denen Heine sagt, daß sie innewendig grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Wenn sie schweigen, machen sie den Mund auf; wenn sie reden, machen sie ihn zu, und wenn man ihr strohblondes Haar und ihre wasserblauen Augen sieht und ihr ewiges: o yes! hört, so wandelt einen die Seekrankheit auf plattem Lande an!

Nun . . . diese Sorte kannten wir! Es kamen von Zeit zu Zeit solche junge Leute auf der Durchreise nach der Residenz, tölpelten da mit zwei linken Beinen auf den Hofbällen herum, traten den Damen auf die Füße, wurden ins Kasino geladen und

dort betrunken gemacht und reiſten ſchließlich weiter.

Ich kümmerte mich alſo nicht viel um dieſen jungen Mr. Cook, der mich flüchtig grinſend anſtarrte, ſondern ſagte dem Alten ein paar Komplimente über das Bauernkäuzchen. Dieſer Humpen war nämlich ſein Werk. Wenn auf dem Programm auch nur „Geſchenk eines Turffreundes“ ſtand, ſo wußte doch jeder, daß Mr. Scuresby der Stifter des wertvollen Ehrenpreiſes war.

„Es uäre zu nett, uenn Sie das Preis gewännen!“ ſagte Miß Maud mit ihrem verführeriſchſten, ſtrahlenden Lächeln zu mir.

„Warum ... mein gnädigſtes Fräulein?“ frage ich.

Da verzog ſie den Mund etwas zum Schmollen. „Das iſt doch recht ungalant von Ihnen ... der uiſſen Sie noch nicht ... uahrhaftig nicht ...? Ich überreiche ja das Preis dem ſiegenden Reiter!“

„Und ich habe kein Pferd!“ ſagte ich, nunmehr kochend vor Wut. ... „Palafox lahmt ...“

„Und Sie bekommen keinen Ritt?“

Ich zuckte die Achſeln. „Woher nehmen und nicht ſtehlen ... in der letzten Stunde ...?“

„Vielleicht ...“ Miß Maud ſchien etwas befangen ... „Vielleicht uird Baron Bloode ...“

„Die Aſtarte ... die reitet ja der lange Hanitz ...“

„Nun eben“ ... dabei ſpielte ſie verlegen mit ihrem lächerlich kleinen, feuerroten Sonnenſchirm ... „ich hier ... Herr von Hanitz ſoll ... etwas unuohl ſein ...“

... „Entſchuldigen Sie, gnädiges Fräulein!“ ... Im nächſten Augenblick ſteure ich auf den dicken Bloode zu und ſchreie ſchon von weitem: „Baron ... was iſt mit Hanitz?“

„Voll wie 'ne Radehacke!“ iſt die lakoniſche Antwort.

„Er reitet nicht?“

„Wenn er reitet,“ ſagt der dicke Baron kaltblütig, „ſo bricht er ſich und meinem Gaul das Genick ... und das Letztere wäre mir doch peinlich! Müſſen dieſe Zeitgenoſſen ſich auch um 11 Uhr morgens hinſetzen und Porter und Sekt herunterſchütten bis zur Erſchlaffung ...“

„Wie iſt der Gaul gehandicapt?“

„2½ Kilo erlaubt ...“

Da faßte ich den dicken Bloode am Arm. „Kommen Sie mit zur Wage! .. ich ſteuere Aſtarte ...!“

* * *

Als ich auf die „Aſtarte“ hinaufkletterte, machte das Roß ein merkwürdiges Geſicht. Es ſpitzte die Ohren, käute an der Doppeltrenſe und blinzelte mich, den Kopf am Martingal in die Höhe ſchwappend, ſo tückiſch von der Seite an, als wollte es ſagen: „Na ... alter Freund ... wir beide bleiben nicht lange beiſammen!“

Aber damals ſaß ich, wie geſagt, nicht übel zu Pferd, und auch die Aſtarte ſah das bald ein. Schon beim Aufgalopp wurde ſie ganz friedlich, bog und ſtreckte ſich nach Wunſch und ging gehorſam an die Zügel.

„... 's is 'n gutes Pferd!“ hatte der Baron mit ſeiner knarrenden, hölzernen Stimme geſagt, „... und geht los wie der Deubel! Nur bei den Hinderniſſen müſſen Sie aufpaſſen ... der Racker ſpringt in der Aufregung immer zu früh ab und landet dann zu kurz ... na ... Sie werden das ſchon machen ... aber 's is 'n gutes Pferd ...“

Das war ſie wirklich ... die Aſtarte ... nur einer konnte ihr das Rennen ſtreitig machen ... ein mächtiger brauner Hengſt, auf dem der Heſſelslohe mit krummem Rücken und hochgezogenen Knieen kauerte, wie das Äffchen auf dem Kameel.

Als ich am Start ankam, hielt er ſchon dort und ſah mich verſtohlen lauernd von der Seite an. Ich that dasſelbe, aber wir ſprachen kein Wort.

Übrigens gaben uns auch die Pferde genug zu thun. Sie wiſſen ja, wie die Bieſter ſich vor dem Ablauf haben! Auf 'nem alten Ziegenbock ſitzt man bequemer!

Namentlich Heſſelslohes Gaul war wie aus dem Häuschen. Er ſprang und tanzte, bis ſein Reiter wütend die Zähne zuſammenbiß und ihm eins überzog, daß es nur ſo klaſchte.

Ich ſah ſchadenfroh zu! „Reite du nur brav, mein Junge,“ dacht' ich bei mir ... „... iſt mir um ſo lieber! Mir fällts nicht ein, euch auf einem fremden Pferd den Weg zu zeigen!“

Nun ... plötzlich gab der Starter das Zeichen. Wir ritten langſam an, wendeten die Gäule, die rote Flagge fiel, und die Reiſe ging los ... über Hürden und

Mauern ... 'runter in die Schlucht ... auf der anderen Seite wieder 'rauf ... dann in einem Husch über den Wassergraben ... an der Biegung so hart an eine Stange 'ran, daß ich glaubte, es könne nicht ohne 'ne Kniekaltschale abgehen ... dann kamen wir zum erstenmal an die Tribüne ...

Hesselslohe führte ... ich dicht hinterher ... die anderen fünf ein paar Längen dahinter.

Der Wind pfiff mir um die Ohren ... Dann passiert es einem nicht, wie mir damals, daß ich beim Tribünensprung der Astarte den Kopf zu früh freigab. Der Gaul hob sich zum Sprung, ehe es noch Zeit war ... „Wenn das man gut endet!" dachte ich blitzschnell im Hinüberschießen ... und gleich darauf lag ich weit vorgeworfen auf dem Hals des Gaules, der beinahe auf den Vorderbeinen kniete ... aber, Gott sei Dank ... er war hinten nicht hängen geblieben .,. ein Ruck ... die Hinterhand hob sich ... ich fiel in den Sattel zurück ... im Weiterjagen schlenkerten mir die Bügel wieder an die Füße ... die Gefahr war beseitigt. Das alles hatte sich in 'nem Augenblick abgespielt.

Jetzt war ich ganz bei der Sache! Ich steuerte meinen Gaul nach allen Regeln

Eine Windmühle von Pferdebeinen und Menschengliedern wirbelt in der Luft ...

links tanzte vor meinen Augen ein Gewirr und Geflacker von bunten Flecken, Hüten, Uniformen, Sonnenschirmen ... was weiß ich ... allerhand verworrene Rufe drangen aus ihnen ... ich achtete nicht d'rauf, ... ich sah nur dicht vor mir Hesselslohes gebogenen Rücken und die langen, im Winde flatternden Schnurrbartenden und betete bei mir: „Gott ... wenn ich den Kerl nur jetzt vor Mauds Augen gehörig schlagen könnt' ..."

Beim Terrainreiten soll man nun aber nicht denken, sondern hübsch aufpassen. der Kunst. Ich schob mich kaltblütig nach hinten in den Sattel, ich gab die Trensen nicht locker und ließ Hesselslohe den Vortritt, solange es über die Hindernisse ging ...

Nun kamen wir an das letzte heran! Ich war dicht hinter meinem Rivalen. Die Erdklumpen von den Hufen seines Gauls knallten mir nur so ins Gesicht, daß ich mit den Augen blinzelte und einen atemlosen Fluch ausstieß ... Da merke ich, wie er sich zum Sprunge anschickt ... tief zurückgesetzt, mit federnden Zügeln den Kopf festhaltend, die Beine dicht an den Pferde-

leib ... ein paar tüchtige Sporenstöße ... da sind wir an der Steinmauer ...

In dem Augenblick, wo ich meinen Gaul loslasse, sehe ich, wie sich Hesselslohe überschlägt! Eine Windmühle von Pferdebeinen und Menschengliedern wirbelt in der Luft ... dann ein schwerer Knall ... unter mir fühle ich das Rucken und Zucken meines scheuenden Gaules ... mit äußerster Kraft werfe ich ihn hinüber ... über die Mauer und den dunklen Klumpen, der jenseits liegt ... und jage weiter!

Nun war die Bahn vor mir frei ...! Kein Hesselslohe mehr im Weg ... die anderen höre ich hinter mir mit den Peitschen klatschen ... sie können mir nicht an die Gurten! Und schon taucht wieder das bunte Geflacker und wirre Gelärm vor mir auf. Ich jage an der Tribüne vorbei und passiere stolz im Canter den Pfosten.

Dabei dachte ich aber doch fortwährend: Hoffentlich ist der Hesselslohe nicht tot! Denn, wissen Sie, ich hatte den Kerl aus lauter Feindschaft schon beinahe lieb gewonnen.

Nun ... tot war er auch nicht. Er stand gleich nach dem Sturz auf, so daß das Publikum sich beruhigte. Der Arzt bracht' ihn beiseite, fand, daß ein paar Rippen entzwei waren, und schickte ihn nach Hause.

Das alles erfuhr ich natürlich erst später. Zunächst war ich der Held des Augenblicks mit allem, was dazu gehört: Musiktusch, Volksgeschrei, Händedrücke, und zum Schluß überreichte mir unter allgemeinem Beifall Miß Maud hocherrötend den Humpen.

Ich versichere Sie, meine Herren, die Eule sah einfach tückisch aus, als ich sie aus Miß Mauds, offen gesagt etwas langen Händen nahm und auf diese einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Der Kolonel aber schüttelte mir die Hand und sagte mit seinem gewohnten, mißbilligenden Lächeln: „Ich hoffe, Sie speisen morgen Mittag mit uns, Herr Leutnant?“

Das war ein Wink des Himmels! Diese Einladung, der Gewinnst und dazu Hesselslohe krank — mein Entschluß stand fest: Morgen oder nie!

Wie's nach dem Rennen zugeht, nun, meine Herren ... das wissen Sie ja alle! Man versammelt sich zu einem feierlichen Diner, dessen Unterhaltung sich von dem gewöhnlichen Kasinogespräch dadurch unterscheidet, daß nicht von Weibern und Pferden, sondern nur von Pferden die Rede ist, man kneipt Sekt dazu, kommt dem Herrn Major etwas vor, trinkt dem Kameraden von den Xten Husaren ein Glas zu und benimmt sich bis auf weiteres ganz solide. Höchstens, daß man ab und zu 'mal verstohlen nach oben blinzelt, ob die Kommandeure und sonstigen alten Knaben noch nicht gehen wollen.

Sie wissen, warum ...!

Bei diesem Diner war auch der thörichte Mr. Cook erschienen, sprach nichts, aß viel und trank unheimlich. Die Fähnriche versuchten ihn anfangs unter den Tisch zu kriegen, aber das war vergebliche Mühe. Ebensogut konnte man einen Pagode betrunken machen, wie diesen Menschen, der dabei unverwandt mit seinen wässerigen Augen, die an den Ausdruck eines verstörten Mooskarpfens erinnerten, in das grelle Kerzenlicht starrte.

Hesselslohe erschien natürlich nicht. Er lag oben im selben Hôtel zu Bett, mit Bandagen um die Rippen und 'nem Eisbeutel auf dem Kopf. Mit diesem Beutel warf er ab und zu, um sich zu zerstreuen, nach seinem Burschen, und es ging ihm soweit ganz leidlich.

Ich hatte, als Regimentskamerad, nachgeschaut und mich zur Pflege angeboten ... worauf er mir jedoch antwortete, ich möchte die Suppe unten nicht kalt werden lassen.

Daraufhin ging ich! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

* * *

Nun, wie alles in der Welt, nahm auch das Diner sein Ende. Der Käse kam und der Kaffee, die Cigarren qualmten, der dicke Bloode fing an, seine Mikosch-Witze zu erzählen, am Boden entstanden immer mehr feuchte Ringe von den Sektkübeln — und die dicken Epauletten verschwanden so allmählich einer nach dem andern.

Ein paar Majore blieben. Aber das waren keine Spielverderber! Alte Junggesellen, bewährte Kriegsgurgeln und stets bereit, des Deubels Gebetbuch hervorzuholen.

Und so geschah's denn auch, wie es

Ein Frühlingslied.

Nach einer Zeichnung von L. Marchetti.

von jeher nach dem Rennen war und ist und sein wird: wir jeuten!

Na, meine Herren ... Sie kennen das ja. Ich will Sie damit nicht langweilen ... kurzum, wir bauten einen Tempel, die Kellner sahen, ob sich die Fenstervorhänge nicht verschoben hätten, der Hôtelier machte ein gewinnsüchtig-zweifelndes Gesicht, und statt des bisherigen Lärms und Stallgeschwätzes trat andächtige Stille ein. .....

Ich spiele ja nun schon lange nicht mehr. Meine Frau hat mir's gründlich abgewöhnt, aber so 'n Lokal seh' ich immer noch vor Augen, was der Philister, sich bekreuzigend, 'ne Spielhölle nennt ... der Cigarettendampf schwebt in bläulichen Wolken durch das Zimmer, das Gas flimmert und zittert, auf den Teppichen am Boden zerstreute Asche, Brosamen und Streichhölzchen, in der Ecke, halb neugierig, halb verschlafen der Kellner, an der Thür ein umgeworfener Sektkübel in einer großen Pfütze von Eis und Wasser, auf allen leeren Stühlen Gläser, Flaschen und Cigarrenstummel und um den Tisch herum, wie ein Papageienschwarm, die bunten Uniformen, dazwischen, rabenartig schwarz, die Civilröcke.

Und auf all diese Silberhäufchen und Kartenblätter starren alle Gesichter mit demselben stumpfsinnigen Ausdruck — es ist nämlich merkwürdig, meine Herren, wie geistlos jeder Mensch beim Pointieren aussieht — und der Bankhalter bemüht sich, eine wichtige Miene zu machen und näfelt geschäftsmäßig seine stehenden Phrasen — wohl gar noch in schlechtem Französisch — herunter.

Jetzt, wo ich mir die Sache überdenke, bin ich überzeugt, daß die Wenigsten aus Lust zur Sache spielen. Der eine thut es, weil er es für feudal hält, der andere, weil er dringend Geld braucht, die meisten aber aus Stumpfsinn, weil sie sich im Kasino so gar nichts mehr zu sagen haben und trostlos bei einander sitzen.

Wie wir nun so spielen, thut sich die Thüre auf und Hesselslohe kommt herein, mit bandagierter Brust, weiß wie Quark im Gesicht, und mit klappernden Zähnen.

Es war ihm zu langweilig geworden ... da oben im Bett!

Auf unser Zureden achtete er überhaupt nicht, setzte sich hin, murmelte um Entschuldigung, weil er den Attila nicht zuknöpfen könne, und begann, immer noch schlotternd, zu setzen und ein Glas nach dem andern herunterzustürzen.

Was war gegen solche Unvernunft zu machen? Man mußt' ihn schließlich gewähren lassen, denn er sagte jedem, der ihn stören wollte, die ausgesuchtesten Grobheiten!

Ich zuckte die Achseln und bekümmerte mich um meine Karten. That auch dringend not. Denn ich verlor den ganzen Abend.

Schließlich übernahm der fischblütige Engländer, der offenbar einen ganzen Haufen Kleingeld bei sich führte, die Bank und erschlug uns alle! Es war dies um die Zeit, als wir Hesselslohe endlich wieder in sein Zimmer zurückschafften. Er hatte nämlich einen puterroten Kopf bekommen und schwatzte so dummes Zeug, daß uns angst und bange wurde.

Der Mr. Cook bot auch einen merkwürdigen Anblick! Das Maul hatte er weit offen, sein Gilet mit Genehmigung der Gesellschaft aufgeknöpft, ein Taschentuch über seinen heftig transpirierenden blonden Schädel gebreitet und die Manschetten hoch gekrämpt, so daß man die überlebensgroßen, rötlichen Hände deutlich bewundern konnte.

So saß er da und säckelte uns mit dem Temperament eines Wassermolchs aus.

Gegen vier Uhr morgens hatte ich kein Geld mehr, dafür aber einen ziemlichen Sektturkel. Die Bank war gerade sehr klein — nur tausend Mark — und mir kam in meinem angenehm dämmernden Zustand ein glorreicher Gedanke.

Ich fixierte den Engländer festen Blicks und sagte: „Banko!"

Der Mr. Cook warf aus seinen wässerigen Augen einen erstaunten Blick auf den Tisch, auf dem er vergebens meinen Einsatz suchte. Aber er war ein höflicher Mann und sah mich schweigend an.

„Ich zahle bis morgen Mittag um Zwölf!" ... erklärte ich.

„Well!" sagte der Engländer, drehte um und gewann.

Ich wollte zwar noch einmal setzen! Aber ein paar Freunde — wer, konnte ich in meiner etwas verschleierten Lage nicht erkennen — verhinderten mich dran.

Sie nahmen mich unter dem Arm und redeten mir zu, die Morgenkühle zu genießen.

Wirklich graute es bereits auf dem Marktplatz vor dem Hôtel. Da stand der

Nachtwächter und gähnte zu dem blassen Himmel hinauf, und ein Weinreisender kroch in 'ner Frühdroschke zum Bahnhof. Der Kerl sah uns vergnügt blinzelnd an — ob aus Freude, Winkelkram zu verlassen, oder warum sonst, blieb nebelhaft.

Schließlich fingen wir an zu frieren und gingen ins Hôtel zurück. Dort hatte inzwischen das Spiel aufgehört. Mr. Cook steckte sein Geld ein, knurrte einen Gute Nacht ähnlichen Laut und ging. Ich suchte verdrossen mein Zimmer auf und legte mich hin. Während ich einschlief, hatte ich das Gefühl, als drehe sich das Bett fortwährend blitzschnell mit mir im Kreise .....

* * *

Als ich am anderen Morgen aufwachte ..... nun, meine Herren, was ein Kater ist, das wissen Sie ja!

Dieser aber war besonders tückisch! Kein einfaches Haarweh, kein graues Elend, auch kein „Moralischer", nein, das Gefühl, als promeniere jemand mit knarrenden Stiefeln in meinem Kopf auf und nieder, pfiffe Gassenhauer vor sich hin und wippte dabei mit seinem Spazierstöckchen rechts und links an meine Schädelwände ...

Angenehm ... kann ich Ihnen sagen! ... Ich lag nun so stumpfsinnig da und allmählich, brockenweise kamen mir die Vorfälle des gestrigen Abends in Erinnerung. Und dann auf einmal der Gedanke: „Herrgott ... du bist dem Engländer ja tausend Mark schuldig!"

Im nächsten Augenblick war ich mit einem Satz aus dem Bett! Dabei fühlte ich einen heftigen Schlag am Ellenbogen, dann ein Poltern ... der Silberhumpen, den mein Tölpel von Bursche ausgerechnet auf den Nachttisch hatte stellen müssen, kullerte tückisch auf dem Boden hin und her.

Ich hob ihn auf und sah nach der Uhr. Zehn Minuten nach Zehn. Also keine Zeit mehr zu verlieren.

Während ich mich anzog, überlegte ich, wen ich wohl anpumpen könne! Das war nicht so leicht. Denn ich befand mich nicht in meiner Garnison und kannte die meisten Herren nur flüchtig. Schließlich ergaben sich vier Schlachtopfer ... der dicke Bloode, der lange Hanitz ... dann ein kleiner Leutnant von Jastrow ... endlich — aber schon sehr als unsicherer Kantonist — ein Gutsbesitzer, Baron Breying ... einer von denen mußte dran glauben. Da half kein Gott!

* * *

Also zuerst zu Bloode. Das war ein kurzer Schmerz!

„Bedauere, Herr Leutnant!" sagte dort der Kammerdiener gleichgültig, „der Herr Baron sind heute in aller Frühe auf die Jagd gefahren und kommen erst am Abend um ..."

„'Morjen!"

„Guten Morgen, Herr Leutnant!"

* * *

Als ich bei dem kleinen Jastrow von den 20. Husaren eintrat, fiel es mir sofort unangenehm auf, daß er verkehrt im Bett lag!

Den Kopf hatte er am unteren Ende, die Beine standen über die Kopfkissen hinaus. Aufwecken ließ er sich nicht, sondern drohte und murmelte nur allerhand mit geschlossenen Augen vor sich hin und fing schließlich schlaftrunken zu boxen an, als ich ihm keine Ruhe ließ.

Ich sah hilfesuchend umher und bemerkte einen von seinen zierlichen Husarenstiefelchen mit eingeschlagenem Sporen, der mitten im Zimmer lag.

Den nahm ich und rollte mit dem Sporenrädchen auf seinem linken Schienbein auf und nieder ...

Nach einigen Minuten fiel ihm das auf! Er öffnete die Augen und starrte mich in sprachloser Wut an.

„Hast du Geld?" frug ich.

„Bist du verrückt?" frug er dagegen ... „Geld ...! ... anormale Idee ... huh ..."

Und im selben Augenblick schlief er schon wieder ein. Da war nichts zu machen. Ich trat betrübt den Rückzug an.

* * *

Der lange Hanitz war bereits wach und auf, als ich bei ihm eintrat. Er saß furchtbar verkatert am Fenster, kam mir aber sehr freundlich entgegen.

„Das ist nett, daß Sie mich aufsuchen," sagte er, ... „wie geht's Ihnen .. ? .. Jammer .. ? Was? .. Hab' schon gehört ... gestern geritten wie der Deubel ..."

„Hören Sie mal, Hanitz!" unterbreche ich ihn ... „können Sie mir ..."

„Einen Schnaps geben? ..." fährt der fort, „ .. gewiß .. hier .. dort stehen die Cigarren ..."

„Ja .. aber vor allem ..."

„Hören Sie 'mal, Bester!“ .. Der von Hanitz schaut mir vertrauensvoll ins Gesicht und legt mir die Hand auf die Schulter ... „.. Ich seh' es Ihnen an .. Sie sind in der Lage .. pumpen Sie mir 500 Mark!“ .....

Ich glaube, er machte gleich darauf ein etwas beschränktes Gesicht. Denn ich ließ ihn mit einem lästerlichen Fluch stehen und lief auf die Straße!

* * *

Blieb noch der Breying! ... Na .. wissen Sie, Menschen, die morgens um halb Elf blühend gesund, frisch rasiert und in bester Laune schon beim zweiten Frühstück sitzen, die verpumpen selten Geld!

So war's denn auch. „Ich thät's herzlich gerne ...“ sagte der Baron zu mir, .. „war ja früher auch kein Tugendheld .. aber meine Frau! .. Sie wissen nicht, was das heißt, verheiratet sein! .. Sie merkt es sofort und dann ... na ...“

Dabei schienen ihm trübe Erinnerungen aufzusteigen.

„Aber was soll ich nun machen?“ Ich war ganz verstört.

Daraufhin sah mich der Baron an und sagte: „Waren Sie denn schon bei Vater Treuter?“

„Pumpt der?“

„Vater Treuter macht alles!“

„Wo wohnt der Kerl?“

„Am Markt Nr. 7, gerade gegenüber von Ihrem Hôtel!“

„Adieu!“ Zwei Minuten später zog ich am Markt Nr. 7 die Klingel.

* * *

So, wie man in Romanen die Wuchererhöhlen beschreibt, wohnte Vater Treuter nun gar nicht. Im Gegenteil ... ein freundliches, zweifenstriges Stübchen, durch dessen weiße Gardinen die helle Sonne schien, Blumen an den Fensterbrettern, ein Kanarienvogel im Bauer ... alles nett und behaglich.

Ebenso sah er auch selbst aus. Ein milder, kleiner Greis mit rosigem Gesicht und weißen Hängelöckchen. Er sprach nur flüsternd, in der höflichsten Form und mit sanftem Lächeln.

Der Mensch war mir unheimlich!

Aber was machen: „Ich brauche Geld, Herr Treuter!“ sagte ich, um gleich mitten ins Ziel hineinzugehen.

„Gern,“ sagte Vater Treuter leise. „Welche Sicherheit bieten Herr Leutnant?“

„Sicherheit .. ? .. Meine Unterschrift!“

Vater Treuter lächelte, als hätte ich einen sehr guten Witz gemacht.

„Meinetwegen auch noch die von ein oder zwei Kameraden!“

Der Alte sah mich lächelnd an. „Ich meine, welche Sicherheit Sie bieten, Herr Leutnant?“

„Ja, zum Donnerwetter!“ sag' ich . „Was soll ich denn? Einen Ehrenschein gebe ich unter keinen Umständen!“

Das hatt' ich nämlich meinem Vater versprechen müssen, als ich Offizier wurde, und danke ihm jetzt noch dafür.

„Ja, nu!“ Vater Treuter zuckte die Achseln, ... „Dann also nicht, Herr Leutnant ...“

„Aber so haben Sie doch ein Einsehen,“ versuchte ich noch einmal.

Aber mit dem alten Gauner war nichts zu wollen. „Ich kenne Sie nicht!“ sagte er, „Sie sind aus einer anderen Garnison. Ich weiß nichts von Ihren Verhältnissen. Ich muß Sicherheit haben.“

„Soll ich Ihnen vielleicht mein Pferd verpfänden? platzte ich endlich wütend heraus.

Vater Treuter schüttelte das weiße Haupt. „Ach nein,“ sagte er treuherzig, „davon verstehe ich nichts. Vielleicht haben Sie etwas anderes ...“

„Ja .. glauben Sie denn, daß ich mit Silberbarren in der Tasche herumreise?“

Nein .. das glaubte Vater Treuter nicht! Aber er sah mich scharf an und sagte endlich leise: „Und den Silberpreis, den Sie gestern gewonnen haben? .... Ich war draußen und hab' Sie gesehen!“

Darauf entstand eine längere Pause.

Schließlich stand ich auf und ging, ohne Adieu zu sagen, weg.

* * *

Als ich im Hôtel vor dem Eulenkrug stand, war ich in bösen Zweifeln.

„Schließlich,“ sagt' ich mir .. „ist's ja nur für ein paar Stunden. Abends pumpe ich Bloode an und löse das Dings aus. Niemand bemerkt es, wenn ich den Humpen unter den Mantel nehme ... auch der Bursche nicht. Zur Vorsicht kann ich ja mein Zimmer abschließen .. dann wird es niemand außer dem Stubenmädchen betreten ... es ist eine ganz harmlose Sache ...“

Na . . um es kurz zu machen, meine Herren .... fünf Minuten drauf nahm Vater Treuter den Humpen, den ich unter dem Paletot hervorzog, sanft lächelnd in Verwahrung, und ich schickte mit einem grimmigen Fluch ein Päckchen von zehn Hundertmarkscheinen an den William Cook, Esqu., der auch am Markt wohnte.

* * *

Nun war mir leicht ums Herz! Um Zwei war ich bei dem Kolonel geladen. Da blieb mir gerade noch Zeit, mich zu rasieren und meinen Kater spazieren zu führen.

Eben war ich mit dem ersteren fertig, da stolpert Hesselslohes Bursche zu mir herein. Ich möchte doch zu dem Herrn Leutnant kommen! Es ginge ihm sehr schlecht.

Na . . ein Wunder war das nicht, nach der Tollheit der letzten Nacht.

Als ich bei dem schönen Robert eintrat, erschrak ich selbst, so miserabel sah er aus. Vollkommen gelb im Gesicht, spitze Nase, blutlose Lippen und fieberglänzende Augen ... darüber die Eisblase ... die Bandagen um die Brust ... daß es mit dem nicht zum besten stand, mußte auch ein Kind merken.

Als er mich sah, ging ein Lächeln der Befriedigung über sein Gesicht. Er deutete auf einen Stuhl und streckte mir die Hand hin.

Ich war erstaunt; das war lange nicht zwischen uns vorgekommen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie holen ließ!" sagte er dann mit leiser Stimme und griff sich dabei an die Brust, als ob er stechende Schmerzen hätte . . „das Jeu heut' Nacht ist mir verdammt schlecht bekommen. Der Doktor ist wütend ....."

„Das glaube ich!" sage ich, um ihn zu trösten.

„Und er erklärt, nun stehe er für nichts mehr!" ... Der schöne Robert sah mich dabei merkwürdig ernst an .... „Dasselbe Gefühl habe ich auch. Es geht nicht weiter. Ich bin am Abschnappen, alter Freund!"

In solchen Sachen muß man grob sein. „Quasseln Sie doch nicht so, Hesselslohe!" sagte ich, innerlich gerührt.

Aber der blieb hartnäckig: „Ich weiß, was ich weiß. Jetzt ist die Lungenentzündung dazu gekommen ... die ersten Anzeichen der Kopfrose ... kurz es wird alle mit mir . .!"

Ich wollte wieder grob werden, aber er unterbrach mich: „Ich kann nicht unnütz reden," sagte er . . „es sticht so scheußlich. Ich möchte Ihnen nur sagen ... wissen Sie . . falls wir uns nicht mehr wiedersehen ... Sie sind doch eigentlich der einzige vernünftige Kerl im Regiment ..."

„Nach Ihnen!"

„Na ... also sagen wir ... wir beide . . ! Die anderen ... pah . . Quarkseelen ... Ofenhocker ... Streber ..."

„Hesselslohe . . schimpfen Sie doch nicht so!"

„'s ist ja nur," sagt der schöne Robert, „weil ich Ihnen wirklich 'mal die Hand drücken möchte. Jetzt ist der Augenblick dazu, ehe man ..."

„Denken Sie doch nicht an den Unsinn!" sagte ich.

„Es ist kein Unsinn!" erwidert er ... „aber nun ... um zur Hauptsache zu kommen ... ich kann nicht mehr viel reden . .,"

„Also was denn?"

Hesselslohe sah mich fest an und sagte leise und dringend:

„Heiraten Sie die kleine Maud!"

„Aber verehrtester Freund ..."

„Heiraten Sie sie!" widerholt er hartnäckig . . „mit mir ist's alle! Ich trete Ihnen alle meine Ansprüche ab!"

„Das müssen Sie erst noch überlegen!"

„Nein . . ist überlegt! . . Heiraten Sie die kleine Maud ... seien Sie glücklich ... das Mädel paßt für Sie!"

Ich war ganz gerührt. „Na . . wenn Sie meinen . ." sagte ich, „. . dann will ich 'mal losbrechen ..."

„Thun Sie das!" erwiderte der schöne Robert matt ... „und nun . . ich bin sehr krank . . Adieu!"

Wir schüttelten uns fest die Hände . . zum zweitenmal seit langer Zeit . . und ich ging.

Auf dem Korridor traf ich den Doktor und zog ihn beiseite. „Steht's wirklich so schlimm mit dem Hesselslohe!"

„'nen Kater hat er!" erklärte der Stabsarzt unwirsch.

„Aber er sagt, Sie hätten ..."

„Ich hab' ihm die Hölle ein bißchen heiß gemacht ... das stimmt! . . Schadet gar nichts, wenn er sich jetzt gehörig

ängstigt! .. Ist ja das einzige Mittel, diese Herren mit ihrem unverantwortlichen Leichtsinn im Bett festzuhalten. Heute Nacht jeut er nicht. Dafür garantiere ich Ihnen. 'Morgen, Herr Leutnant!"

Damit ging er. Ich aber machte nachdenklich zu dem Diner bei dem Kolonel Toilette und überlegte, auf welche Weise ich der kleinen Maud ihr Liebesgeständnis entlocken sollte.

* * *

Und nun, meine Herren, tritt rächend und gewaltig die Nemesis in diese Geschichte ein.

Ich hatte schon so 'ne dumpfe Vorahnung, als ich an der Wohnung des alten Engländers die Klingel zog.

Was kommen sollte, wußte ich freilich nicht so recht ... und am wenigsten dachte ich an den tückischen Humpen ... aber mir war nicht wohl zu Mut.

* * *

Das erste, was ich im Salon mit peinlicher Überraschung sah, war mein Regimentskommandeur, ein alter gräflicher Junggeselle aus der Gardekavallerie, furchtbar feudal, von oben herab näselud und enorm stolz auf die 2te Seitenlinie, Gott weiß welches Kaulquappenhausenschen Geschlechts, der er entstammte.

Verwünschter Einfall des Kolonels, gerade den zu Tisch zu bitten!

Aber ich hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken. Denn Miß Maud und ein ganzer Schwarm von Ladies drangen auf mich ein. „Da kommt er endlich!" hieß es überall.

„Uir haben Sie schon eruärtet!" sagte Miß Maud und schüttelte mir kräftig die Hand ... „Die ganze Zeit sprechen uir darüber!"

„Von mir?"

„Oh, no! .. von Ihrem Geuinnst .. dem Humpen .. hier .. alle die Damen möchten ihn sehen ... Mr. Pendleton auch .. und hier Mr. Cook .. uir haben schon beschlossen, daß er mit Champagner angefüllt und daraus von der ganzen Gesellschaft Ihre Gesundheit getrunken wird ..."

„Aber, mein gnädigstes Fräulein .." stammle ich entsetzt ...

.. „Lassen Sie uns nur unsere Freude!" fährt sie mit strahlendem Lächeln fort .. „Sie verdienen diese Ehre ... Sie haben gestern wunderbar geritten ..."

„Nein .. es ist zu viel Ehre!" erklärte ich verstört ... „und ich habe doch den Becher nicht hier!"

„Natürlich nicht!" sagte hinzutretend der Kolonel und drückte auf eine Klingel ... „ich lasse ihn durch den Diener holen ..."

„Ich bitte Sie .. nein .. thun Sie das nicht!" .. die kalten Schweißtropfen standen mir auf der Stirne.

„Aber, Herr Leutnant!" der Kolonel schien etwas befremdet .. „ich würde mich doch freuen, den Ehrenpreis, den ich selbst gestiftet habe ..."

„Ach, ja .. es ist recht ungalant!" sekundierte ihm Miß Maud und wandte sich schmeichelnd zu meinem Kommandeur ... „Erlaucht .. befehlen Sie es ihm doch ... Ihnen muß er ja gehorchen ..."

„Ja .. ich bitte, Herr Leutnant!" Der Graf hatte seinen bewußten, schneidenden Ton, der auf dem Exerzierplatz nichts Gutes verhieß ... und halblaut setzte er hinzu: „Was fällt Ihnen denn ein, hier unseren Gastgeber zu brüskieren? Haben Sie stark gefrühstückt?"

„Nein .. Erlaucht!"

„Nun .. dann .." Der Kommandeur wollte noch etwas hinzusetzen .. da kam der Kolonel schmunzelnd heran. „Eben habe ich den Diener mit Ihrer Karte weggeschickt —" berichtete er .. „in fünf Minuten ist der Krug hier .. und nun, wenn ich bitten darf, zu Tisch, meine Herrschaften ....."

* * *

Ich glaube, meine Herren, daß mir meine Lage während der nächsten Minuten nur ein Mann nachfühlen kann, der einmal auf einem Pulverfaß, unter dem eine Lunte brennt, gesessen hat. Jetzt muß es in die Luft fliegen .. jetzt .. nein .. noch nicht .. immer noch nicht ... ein entsetzlicher Zustand!

Dabei war Maud, die ich zu Tische führte, noch nie so zuthunlich und liebenswürdig gewesen. Nach Hesselslohe frug sie kaum. Er schien ihr völlig gleichgültig geworden zu sein. Dafür zeichnete sie mich in einer Weise aus, daß es geradezu auffallen mußte und, jenseits des Tisches, der Mr. Cook uns aus seinen wässerigen Augen ganz zornig anglotzte.

So ging die Suppe vorbei. Ich hörte kaum auf Mauds Geplapper, das mich sonst entzückt und zum Angriff ermutigt hätte — ich wartete, den kalten Schweiß auf der Stirn, und wartete ...

Und jetzt ertönte die Klingel. Das Verhängnis kam, und schlimmer als ich geahnt.

* * *

Der korrekte Diener trat ein und meldete, daß der Krug im Hôtel nirgends zu finden und wahrscheinlich gestohlen sei, daß dort große Aufregung herrsche und der Bursche des Herrn Leutnants darauf bestehe, diesen zu sprechen.

„Lassen Sie ihn hereinkommen!" befahl mit dräuender Miene mein Kommandeur.

Der Husar Schickedanz erschien, das dumme Gesicht in Thränen schwimmend, stand erschrocken vor dem Grafen stramm und meldete mit fester Stimme, daß er nichts von dem Verbleib des Bauernhumpens wisse! Da aber der Zimmerkellner sich unterfangen habe, ihn sofort des Unterschleifs zu verdächtigen, so habe er, Schickedanz, sich allerdings für berechtigt erachtet, diesem und einem Kollegen je eine wuchtige Ohrfeige zu verabreichen, ... und bitte, da der Hôtelier die Sache melden wolle, um eine milde Strafe. Übrigens habe auch das Stubenmädchen bereits einen furchtbaren Auftritt mit dem Geschäftsführer gehabt und gedroht, ihm die Augen auszukratzen, wenn er ihre Ehrlichkeit anzweifele.

„Das sind ja reizende Sachen, Herr Leutnant!" sagte der Kommandeur und warf mir einen gefährlichen Blick zu.

Ich sah, es ging nicht anders! Eben war ich im Begriff, ihn in das Nebenzimmer zu bitten, um ihm alles zu gestehen, da that sich die Thüre von neuem auf. Der Hôtelier erschien!

In lichter Tollheit! Sein Haus sei entehrt, sein Renommée dahin, er müsse sein Personal entlassen .. und was weiß ich alles! Der Mensch wurde weiß und rot vor Aufregung und redete ununterbrochen, sprudelnd und keuchend. Ich hörte kaum mehr hin!

In dieser Not kam mir ein Gedanke, der mich zehn Minuten früher gerettet hätte.

„Eben fällt mir ein ..." sagte ich kleinlaut .. „es ist möglich .. ja .. es ist sogar wahrscheinlich, daß ich den Humpen gestern Nachmittag schon nach meiner Garnison schickte. Ich war sehr zerstreut ... aber jetzt erinnere ich mich ganz deutlich .."

... „daß Sie am Sonntag Abend, wo alles geschlossen ist, etwas auf die Post gaben?" — sagte schneidend der Kommandeur.

Und der Hôtelier setzte eilfertig hinzu: „Nein .. nein! Herr Leutnant ... gestohlen ist der Humpen ..! Das ist klar. Ich habe sofort die Polizei benachrichtigt. Wir sind den Thätern auf den Fersen!"

Den Thätern! Barmherziger Himmel! .. Ich starrte den Unglücksmenschen sprachlos an.

... „Bei solchen Affairen," fuhr der Mensch geschwätzig fort, „hilft der Zufall oft ganz merkwürdig. Kaum hörte der Juwelier Brakmann neben meinem Hôtel von dem Diebstahl, so sagte er mir, daß ihm jemand vor kurzem den Humpen zur Prüfung, ob er auch wirklich aus echtem Silber sei, geschickt und wieder zurückgenommen habe ..."

„Und man kennt diesen jemand?" frug der Kolonel.

„Eben wird bei ihm Haussuchung gehalten!" erwiderte der Hôtelier eifrig ... „Ehe das corpus delicti gefunden ist, braucht man ja seinen Namen nicht ....." Ein Lärm im Flur unterbrach ihn.

Ich wußte, was dieser Lärm bedeutete. Das war das letzte. Vernichtet sank ich auf einen Stuhl. Mich wunderte nichts mehr, am wenigsten, daß Vater Treuter in der Schwelle erschien, eskortiert von einem Polizeibeamten, der das verhängnisvolle Bauernkäuzchen im Arm trug ...

„Fragen Sie ihn selbst .." zeterte der Biedergreis mit weinerlicher, aufgeregter Stimme .. „fragen Sie den Herrn Leutnant selbst, ob es nicht wahr ist, daß er mir den Krug verkauft hat ... zu tausend guten Mark ... Rückkaufsrecht gegen Tausendzweihundert innerhalb sechs Wochen ..."

Der Alte gab in der Hitze seine intimsten Geschäftsgeheimnisse preis, aber er achtete nicht darauf.

„Fragen Sie den Herrn Leutnant .." jankte er immer wieder .. „ehe Sie 'nen alten Mann wie mich ..."

„Herr Leutnant," sagte der Kommandeur zu mir im schärfsten Ton .. „darf ich Sie um dienstliche Antwort bitten. Ist es wahr, was dieser Mann da erzählt ..?"

Was war da zu machen?

Mich faßte der Mut der Verzweiflung und ich antwortete in militärisch-bestimmtem Ton:

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Daraufhin entstand eine Bewegung im ganzen Zimmer, und ein tiefes Stillschweigen trat ein .....

* * *

Ein paar Minuten später hätten Sie von dem ganzen Vorfall nichts mehr bemerkt! Vater Treuter, dem der Oberst ein paar Worte zugemurmelt, daß er an meinen Vater schreiben werde, war unter Zurücklassung des Kruges gegangen. Der Polizist, der Hôtelier, der Bursche — die ganze Horde hatten sich entfernt, und die zurückblieben, waren Leute von Welt und thaten so, als sei überhaupt nichts Besonderes passiert.

Sie klapperten auf den Tellern, der Diener goß Wein ein, der Oberst kaute an seinem Schnurrbart, und der Kolonel erzählte, um das frostige, stockende Gespräch zu beleben, ganz unmotiviert die Geschichte einer indischen Tigerjagd.

Nur der Mr. Cook grinste ab und zu verstohlen vor sich hin, und Maud standen die Thränen in den Augen. Ihr Ehrenpreis, den sie selbst mir überreicht, beim Pfandleiher ... ja .. es war ja gewiß hart ...

Das Unglücksding aber stand höhnisch blinzelnd hinten auf der Kommode. Niemand dachte jetzt daran, es mit Sekt zu füllen ....

Schließlich konnte ich die Situation nicht mehr aushalten! Ich schützte Nasenbluten vor, stand auf und empfahl mich — was übrigens die anderen keineswegs zu befremden schien.

In ein paar Minuten war ich im Hôtel. Dort schloß ich mich in mein Zimmer ein, gab strengen Befehl, niemand vorzulassen und warf mich dann in stummer Wut aufs Sofa. Cigaretten rauchend und an die Decke starrend, verharrte ich so, bis es zu dämmern begann. Da klopfte es an meine Thüre und klopfte so beharrlich weiter, daß ich notgedrungen öffnen mußte.

Der Diener des Kolonels stand draußen. Er brachte mir mit bester Empfehlung den Bauernhumpen, den ich aus Versehen dort zurückgelassen hätte!

Ich ergriff das Ding und schleuderte es in die nächste Ecke des Zimmers. Ein Klirren und Krachen bewies mir, wie wohl ich getroffen. Die ganze Waschtischgarnitur war entzwei, und mitten zwischen den triefenden Scherben stand unentwegt und aufrecht das Käuzchen .....

In der Nacht reiste ich ab, in meine Garnison, und fühlte mich erst am nächsten Morgen auf dem Exerzierplatze wieder halbwegs menschlich, als der Sattel unter mir knarrte, und hinter mir das Trampeln, Rasseln und Geschnaube meines Zuges klang.

Über eine bald darauf erfolgte Privat-Unterhaltung mit meinem Oberst und einen kurzen, aber inhaltsreichen Briefwechsel mit meinem Vater will ich lieber schweigen. Schön war's nicht!

* * *

Nach 14 Tagen kam auch Hesselslohe an. War wieder leidlich zusammengeflickt und ganz der Alte, bis auf unsere Feindschaft. Die hatte sich seit dem Ritt um den Bauernhumpen in so gute Freundschaft verwandelt, daß wir uns schließlich des Abends in weinseliger Stimmung das „Du" anboten.

„Weißt du," sagte ich ein paar Tage später zu dem schönen Robert .. „nun dreh' ich die Geschichte herum! Seit ich mich so blamiert habe, ist es für mich mit der kleinen Maud vorbei! Jetzt blüht dein Weizen. Nimm du sie! .. Ich gönne dir das Mädel gern ...."

Hesselslohe erwiderte nichts, sondern überlegte sich den Fall — Sie wissen, das dauert bei ihm einige Zeit — und nahm schließlich für den nächsten Sonntag Urlaub nach der Residenz.

Ich selbst war noch zugegen, als er sich in seine unwiderstehlichste Toilette warf. Ich sah, wie er unter abenteuerlichem Hüpfen zollweise in das von dem Burschen gehaltene Tricotbeinkleid hineinschlüpfte, ich hob den zweiten Spiegel hoch, der bei der Vollendung eines durchgezogenen Scheitels so unentbehrlich ist, und knüpfte ihm eigenhändig die Bartbinde an den Ohren fest. Schließlich reifte er ab, begleitet von meinen guten Wünschen ....

* * *

Schon am Abend kam er wieder ... als ein geknickter Mensch.

„. . . Mit dem Jungen . . hat sie sich ja gerade verlobt!"

Eine Zeit lang konnte ich überhaupt nichts aus ihm herausbringen.

„Hat sie dich abgewiesen?" frug ich endlich direkt.

„Nein! . . das nicht!" Der schöne Robert blieb stehen und schaute mir düster ins Gesicht. „Hattest du 'ne Ahnung davon, daß dieser Stockfisch, dieser Mr. Cook der Sohn eines der reichsten Porterbrauer von England ist?"

„Nein."

„. . Stimmt aber! Eine halbe Million Pfund hat der Alte . . . das sind fünf Millionen Mark . . ."

„Na . . 'ne ganze Ecke!" sag' ich . . „aber was geht das dich an?"

„Was das mich angeht!" Mein guter Freund stieß mit dem Säbel auf den Boden, daß es klirrte . . . „mit dem . . ich meine, mit dem Jungen . . hat sie sich ja gerade verlobt . . !"

„Wer — die kleine Maud?"

„Ja . . vor acht Tagen schon!" . . .

Da schwiegen wir beide, und es war ein Glück, daß nicht gerade ein Zeichner der „Fliegenden Blätter" vorbei ging. Denn wir machten keine sehr geistreichen Gesichter. . . . .

Der schöne Robert fand zuerst das erlösende Wort. „Weißt du, Kerlchen . . ." sagte er, . . „'s ist unsere eigene Schuld. Wir sind nicht schneidig genug drauf gegangen! Hätten schon lange anhalten sollen! Das Mädel hat lange genug auf uns gewartet . . . und da wir nicht kamen. . ."

„. . . . Da nahm sie 'nen andern!" . . .

Auf diesen Trost einigten wir uns und gingen in milder Wehmut selbander ins Kasino, um unseren Groll über die Weiber in den verschwiegenen Busen der Witwe Clicquot auszuschütten . . . . . .

* * *

Ja, meine Herren . . wenn ich jetzt die Geschichte mit dem Bauernkäuzchen überlege, so weiß ich nicht, ob ich darüber lachen oder weinen soll. Die Affaire hatte doch ihre großen Vorzüge! Sie brachte mir erstens einen guten Freund . . denn das ist, wie Sie wissen, der Hesselslohe mir geblieben, wenn ich ihm auch zuweilen vorwerfe, daß er als schöner Mann nicht allzuviel Grütze im Kopf habe, und er mir dann mit 'ner Retourkutsche antwortet.

Und zweitens brachte mir die Chose keine Frau! Und das ist mir lieb! Denn hätte ich die Maud geheiratet, die jetzt als Mrs. Cook mit ihrem Mann in China sitzt, so wäre für meine jetzige Frau kein Platz gewesen. Und wenn ich's mir so überlege, scheint's mir ganz sicher: Ich habe so das bessere Teil erwählt und einen leidlichen Treffer in der Ehelotterie gezogen . . . . .

Im Bade.
(Mit Genehmigung der Phot

Von B. Bautier.
graphischen Gesellschaft in Berlin.)

Darum ſchaue ich zuweilen mit einer gewiſſen Dankbarkeit zu dem Bauernkäuzchen empor! Da oben auf dem Geſims ſteht das Dings. Sie, meine Herren, merken das nicht ſo, aber ich ſehe es oft deutlich, wie mir die Eule vergnügt zublinzelt .....

.... Namentlich ſo nach der vierten, fünften Flaſche Rotſpohn .. da .. Donnerwetter .. 's iſt aber ſpät geworden .... wirklich ſchon zehn Minuten nach Eins, und Sie müſſen morgen früh heraus ins Manöver ...

Na .. wie denken Sie über das Zubettegehen ... einverſtanden? ... Ja? ..

Schön .. dann trinken wir alſo raſch unſere Gläſer aus! .. Gute Nacht, meine Herren! ..."

Kirchlein im Wald.

(Abdruck verboten.)

Ich ſtieg zur Waldkapelle, —
Noch lag im Thal die Nacht,
Und fern war an den Bergen
Das Frührot kaum erwacht;
In Lindenwipfeln rauſchte
Der Wind, mein Weggenoſſ',
Ein duft'ger Blütenregen
Auf mich hernieder floß.

Dort naht, wo unterm Brücklein
Der Quell zu Thale rinnt,
Der Beterinnen frühſte,
Des Förſters blondes Kind;
Ein Kehlein ſchlank und zierlich
Schmiegt ſich an ihr Gewand,
Den Kranz von Hagerоſen
Trägt ſie in ihrer Hand.

Wer mag daran noch zweifeln,
Daß Wunder hier geſchehn,
Wo ringsum Gottes Boten
Hernieder wehn und gehn!
Des Baumes Blütengrüße,
Gezähmt ein ſcheues Wild,
Und, aller Schöpfung Krone,
Ein reines Menſchenbild!

Ernſt Lenbach.

Bildnis von Olga B.
Nach einer Originalradierung von Anders Zorn.

Im Mondlicht.

(Abdruck verboten.)

Im Mondlicht ſingt die Nachtigall
Ein leiſes Lied, ein ſüßes Lied
Vom Lieben und vom Laſſen.
Die weiße Roſe zittert und glüht —
Sie kennt das Lied, das ſüße Lied
Vom Blühen und Verblaſſen!

Am Fenſter lehnt ein ſtiller Mann —
Er lauſcht dem Lied, dem leiſen Lied,
Als könnt er's nimmer faſſen;
Sein Auge brennt, ſein Herze glüht;
Kennt er das Lied — das alte Lied
Vom Lieben und vom Laſſen?

Hans Haide.

Auf'm Spielhahnfalz.

Jagdſkizze von

Anton Freiherr von Perfall.

Bilder von Ch. Kröner.

(Abdruck verboten.)

Ewige Hochzeit in den Bergen!

Kaum ſind die Flitterwochen des Rehbockes vorüber, Ende Auguſt, beginnt ſchon der edle Hirſch unruhig zu werden, ſich umzuſehen im Revier nach den heiratsfähigen Völkchen und ſeine Wahl zu treffen. Hat er dem ewigen Drang genügt, der ihn wochenlang über Berg und Thal gehetzt, verhallt allmählich ſein brünſtiger, kampfmutiger Schrei, der ihm ſo oft verderblich wird, ſo fängt es in dem feiſten Gemsbock ſich zu regen an, ob er nicht auch Verpflichtungen habe für die ihm gebotene fette Weide. Er verläßt die enge behagliche Heimat, in der er den Sommer verträumt, guckt über alle Schneiden, durchſucht alle Gräben.

Der Anblick der jungen Rudeln, die

Der Anblick der jungen Rudeln weckt süße Erinnerungen . . .

Doch kaum pocht nur leise aus geheimnisvoller Tiefe das Leben an die schneebelastete Krumme, mitten noch im Banne des Winters, schallt ahnungsvoll des Auerhahnes mystischer Sang durch die dämmernden Wälder, erst noch traumhaft, dann immer klarer, feuriger, die Genossen weckend, das Volk der Hennen sammelnd.

Er ist der Herold des Frühlings in den Bergen, und sein Lied verstummt nicht, seine Lust endet nicht, bis der herrlich Verkündigte seinen Einzug im Thale mit allem Pomp beendet, und sein duftiger Hauch die Berglehne hinaufzieht, bis in des Auerhahns Revier.

Immer höher hinauf schwillt der Schaffensdrang das junge Leben und weckt die Kreatur.

Von der noch schneebedeckten Schneid' herab tönt ein gar lustiges, übermütiges Schnackeln und Grugeln, wie ein Spottlied auf den ernsten melancholischen Herrn im Buchenwald.

Der Jäger lacht verschmitzt und rückt das Hüt'l: „Wart Tropf!"

Das ist der „höchste" der Freier, der Liebesclown der Berge, der vielbesungene „Spielho" mit den zwei schwarzen krumpen Federn, die, wie Kobell singt: „in der Weaner Stadt tragen die größten Herrn."

er bisher grämlich gemieden, weckt süße Erinnerungen. Er pürscht sich bei. Mit lustigem Necken beginnt es, dann erwacht die Leidenschaft. Die wilde, kühne Jagd hebt an durch Wände und Schroffen, der Kampf mit dem Nebenbuhler — Erschöpfung endet sie. Still wird 's in den Bergen. Der Kampf mit dem Winter beginnt und erlöscht süße Triebe.

Fastenzeit: Carne-vale! —

Am „Angelsattel" macht oaner auf, woltern oaner! Wenn 's 'n schiaß'n woll'n, moant der Förster. — Grad' „d' Schar,"*) wenn i bitt'n derffet. Hab'n ja eh g'nuag. — 's Resei thät mi ganz veracht'n, wenn 's wieder leer ausgang', meinte Jakl, der Jäger. —

Und nachdem ich ihm erklärt, daß ich

*) Schere = Stoß.

der Resei die „Schar" von Herzen gönne, indem ich für mich gar keine so dankbare Verwendung wüßte, war die Sache abgemacht. Zwar glitzerte der Angelsattel in bedenklicher Höhe zu meinem Fenster herein, und ich dachte der Schritte im fußhohen, weichen Schnee, der Schweißtropfen, die er kosten wird. Aber das änderte nichts mehr an meinem Entschluß. Der Floh, oder vielmehr der Spielhahn war mir in's Ohr gesetzt und wenn ich ihn nicht habe, so kollert und purzelt er mich zu Tode, Tag und Nacht, das ganze Jagdjahr hindurch.

Also gleich los auf die Angelalm über Nacht, und morgen früh muß 's Resei ihre Schar haben.

Kost sehr einfach und allen jagenden Kollegen zu empfehlen. — Ein tüchtig Stück Speck zwischen den beiden Hälften eines groben Roggenbrotes, bei uns vulgo „Maurerleibl", gelegt, dann die ganze Geschichte unter meine Kopierpresse und stramm drauf los geschraubt, daß „das Spröde mit dem Weichen sich vereint zum guten Zeichen." Probatum est! — A Maul voll Schnaps, nach Jakl — Gamaschen, Wettermantel! „Waldl, du druckst dich!" — Der treue Gefährte, der sich bei meinen Vorbereitungen mit fragendem Blick angeschlängelt, zieht sich, ein Bild der Trübsal, auf sein Winterbett unter dem Ofen zurück. — Das Dorf erstickt fast im Blütenschwall der Obstbäume.

Das zarte Rosa der Kirsche mischt dem jungfräulichen Weiß des Apfels jenes köstliche unnachahmliche Lebensinkarnat bei, das auch dem Menschenfrühling eigen. — In den Gärten mäht man schon das saftige Gras, dessen erster aromatischer, niemals wiederkehrender Duft uns wie Wein zu Gehirn steigt, und auf der Hausbank scherzt der silberhaarige Greis mit dem Jüngsten im Maisonnenschein.

Auf den Dächern, um die bemoosten Rinnen streiten und lieben die Spatzen.

Auf dem Dache seines Rindenhäuschens, von Blütenballen umgeben, zetert der Star, in unsäglicher Wonne sein schillerndes Gefieder im warmen Licht badend, sein endloses Lied. —

Jeder Sinn erweitert sich und schlürft in vollen Zügen diese Wonne des jungen erdfrischen Lebens. — Dann geht's dem See entlang, in dessen klaren Fluten all' der Segen sich verdoppelt, an stattlichen Gehöften vorbei der „Brecherspitz" zu, deren harmonische Konturen sich streng vom tiefblauen Firmament abheben.

Eine „Stehmaß" beim Schnapperwirt, wo der Weg abbiegt von der Straße, wird nicht versäumt, obwohl Jakl, den Kopf abgewandt, an der Banzen*) verzierten, verführerischen Geruch ausströmenden Pforte stolz vorbeieilt; doch Satan, der Schweißhund, verriet ihn, indem er starr, wie ob etwas Unbegreiflichem seinen Herrn nachblickend, stehen blieb.

„Ah so," sagte er lachend, als ich ihn zurückrief. „Haben's Durst?"

*) Fässer.

. . . von Blütenballen umgeben, zetert der Star sein endloses Lied . . .

Der Schnapper brachte den schäumenden Humpen. „Spaten! Grad' ang'stocha!"

Jakl sog sich fest wie eine Biene mit meinem Durst.

Zum Sitzen ließ ich es nicht kommen. Ich kannte die magnetische Kraft dieser blitzblanken Ahornbänke unter dem Blütenbaum zu solcher Zeit.

Rechts schwenkt — Marsch! —

Ein beschwerlicher Weg hinauf durch den schattenseitigen Angelgraben. — Tiefster Winter ringsum, nur das Tosen der wilden Wasser unter dem verschneiten, vereisten Graben nebenan erinnerte daran, daß der Geselle innerlich morsch und gebrochen, sein Grimm entkräftet.

Für uns aber langte es gerade noch! Jeder Schritt mußte erkämpft werden in dem erweichten Schnee. Endlich nach zwei Stunden öffnete sich der Wald und der schneegefüllte Kessel rings, von hohen zerklüfteten Wänden umgeben, auf dessen Grund die ersehnte Hütte lag. —

Rote Lichter huschten jetzt schon über den Schnee, kalte Schatten krochen mit uns herauf und scheuchten sie aufwärts in die Wände, bis sie die zackigen Schneiden und Kuppen ringsum entflammten.

Als wir die Hütte mühsam erreicht, erlosch eben die letzte Glut. Ein eisiger Wind fegte herab und wirbelte den Schnee auf. — Aus der Hütte drang der Rauch, das Prasseln eines Feuers.

Ich war nicht böse darüber, während Jakl: „Hat den Sakra der Teuf'l a schon wieder herob'n!" in seinen Bart brummte.— Der Probstbauer war da, um die Schäden des Winters auszubessern, er bereitete eben seine Schmalzkost, als wir eintraten.

„Aha, geht's dem da ob'n an!" sagte er schmunzelnd. „Heut' fruah hat er 's hübsch nöti g'habt, am Sattel ob'n."

Vergessen war alle Mühe des Aufstieges. Der Probstbauer wurde in das peinlichste Verhör genommen: Wann er eing'fall'n? Wann er abg'strich'n?

„Da seit euch gar nix net! G'rad' auffi geh'n — und no ja — das is d' Hauptsach' — treffa!"

„Da wird ma di dazua brauch'n!" meinte Jakl, dem das skeptische Lachen des Alten verdroß.

„Na — ma sagt ja bloß — Herr Jaga!"

Freunde waren sie nicht, die Beiden. —

Mein Patentbrot, an dem Feuer etwas gewärmt, daß der Speck herabträufelte, schmeckte köstlich.

Jakl lehnte die Einladung des Alten, an seinem Mahle teilzunehmen, schroff ab.

Das Gespräch wollte nicht in Gang kommen.

„Is nachher sauber auch 's Resei!" begann ich, nur um die Stille zu unterbrechen. „Dem du die ‚Schar' zugedacht hast, Jakl?"

Ich sah dabei, in mein Speckbrot vertieft, gar nicht auf ihn.

Die Antwort übernahm der Alte.

„Woltern sauber!" Dabei schüttelte er seinen Schmarn auf. „Aber dess'thalb kannst dir deine Schar do spar'n, Jakl!"

Ich blickte erstaunt auf.

Jakl war feuerrot und stocherte verdrossen in seiner Pfeife.

„Das is ja mein Sach', schau," sagte er mit mühsam bewahrter Ruhe. „Und wennst a no den größern Misthauf'n hätt'st vor dein Haus, könnst mir 's do net wehr'n, beim Madel a Federl z' schenk'n auf 'n Huat."

Die Situation war klar. Res war die Probstbauerntochter. Ich hatte einen gewaltigen „Moosbacher" gemacht.

„Verwehr'n kann i dir 's net, da hast recht, aber i moan halt, du könnst anders wo a bess'res G'schäft macha. — San rar*) de Federn."

„G'schäft!" brauste jetzt Jakl auf. „Als ob unser oans aa so wär', wir es Bauern, es Rauber, es verdammten! — Freu'n thuats mi und 's Resei aa, das is das ganze G'schäft."

Die Glut in seinem Pfeifenkopf lohte bei den heftigen Zügen mit seinen schwarzen Augen um die Wette.

Der Alte war nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Er löffelte gelassen seinen Schmarn.

„Schon! — Schon!" murmelte er dazwischen.

Mir war ganz kuppelig zu Mute. Aber wie den bockbeinigen Alten anpacken? Von einem „Herrischen" nimmt er erst recht nicht Rat an.

„Dein einziges Kind, 's Resei?"

*) rar = selten.

„War net uns." Weitere Aufklärung hielt er für überflüssig.

„Einen Sohn?"

„Schon."

„Nachher wird 's Resei einmal wegheiraten vom Hof?"

„Schon. — Wenn 's Gottes Will'n is."

„Also, wenn 's Gottes Willen is, net wenn 's der deine is," bemerkte ich.

Der Alte sah mich mißtrauisch an. „Das versteh' i net ganz," sagte er dann heuchlerisch.

„Sehr einfach! Gottes Willen ist, daß 's Resei den heirat', den sie gern hat."

„Woaßt du das?" fragte er mißtrauisch.

„Schon," erwiderte ich auf seine Weise.

„Gern hab'n!" Er lachte spöttisch. „Das konnst glei hab'n, bei die Madeln. Gern hab'n! Zum gern hab'n heirat' kei Bauerntochter."

„Zu was denn?"

„Na, — halt zum wirtschaften."

„Und gerade dazu gehört das Gernhaben, meine ich, sonst hast' die Höll' im Haus, samt Geld und Gut."

Fast kam ich selbst in Eifer.

„Schon! — Schon!" murmelte der Alte, mit den Fingern das Schmalz der glücklich geleerten Pfanne zusammenstreichend. „Wird Not hab'n, daß 's Wetter halt', hörst den Föhn?" lenkte er das Gespräch ab.

Wirklich ächzte die ganze Hütte unter dem Ansturm eines plötzlichen Windstoßes.

Dann stand er auf, hing die Pfanne auf und schlürfte in die Stube nebenan.

„Guat Nacht, beianand. I bin müad. That mi freu'n, bald 's an schiaßt's."

Sauber abgeblitzt!

„Jakl, mit dem wirst dich hart thun."

„Mit dem schon, aber mit 'n Resei a bisl leichter — was i so mirk."

Ich gelangte endlich zu der Überzeugung, daß meine Vermittelung völlig überflüssig.

Wir legten uns aufs Heu.

Es war eine unruhige Nacht. Draußen stürmte der Föhn, daß die Schindeln flogen und der Dachstuhl zitterte, neben mir ächzte und stöhnte Jakl im Traume — überall Frühjahrswehen. —

Als mich Jakl weckte, war alles still und zu den Schindelluken guckten die Sterne herein.

Der Alte schlief noch.

Der Himmel war klar, nur im Osten ballte sich dunkles Gewölk.

Auf der Ostseite des Kessels traten die schroffen Wände auseinander, einen breiten leicht ersteigbaren Rücken bildend. Das war der „Angelsattel", der Falzplatz. Ein Latschenkopf bot herrlichen Stand, als wir ihn erreicht.

In dem jetzt dunkelblauen Gewölk des Ostens erscheinen purpurne Streifen, immer glühender, immer breiter, zuletzt das Ganze in Brand steckend.

Der Wendelstein ragt jetzt kohlschwarz in die Glut, tief unten braust das Thal. Lichtfünkchen entzündeten sich. — Wagengerassel, Hundegebell — das Leben erwacht.

Gegen Süden schweift das Auge über die Eis- und Schneefelder Tirols, deren Konturen sich hart und kalt von dem lichtsaugenden Horizont abheben. —

„Jetzt war 's aber Zeit!"

Diese Mitteilung Jakls ließ die ganze gewaltige Welt um mich her für einen Augenblick versinken, und all' mein Denken konzentrierte sich auf den kleinen, schwarzen Vogel.

Schon zirpte der erste Sänger in den Latschen — da! „Tschiu — hui — Tschiu — hui — sch — sch — sch —" tönte es in dem charakteristischen Gutturalton. Aber nicht auf dem Platze vor uns, auf dem Sattel, sondern weiter unten, scheinbar mitten in den Wänden.

„Der Tropf, der verdammt'! Als wenn er's wüßt'!"

Der Hahn höhnte Jakl, gab sein ganzes Repertoir zum besten. Bald kollerte er, ein Ton wie tierisches Lachen, bald jubelte er sein Tschiu — hui — wie ein Jauchzen heraus! Obwohl das Licht schon gut war, konnten wir den Burschen nicht entdecken. —

„Blas ihn an, Jakl!" flüsterte ich, seine Virtuosität kennend.

Jakl legte die hohle Hand an die Lippen. Der Ton kam unglaublich täuschend, mit Absicht eine Nüance schwächer, um einen schwächeren Gegner zu markieren.

Der Hahn schwieg.

„Jetzt lust'*) er schon," meinte Jakl, „richtens Ihna!" Und wieder begann er.

Da beim ersten Ton sauste es über unsere

*) lust = horcht.

Der Alte überrannte den Schwachen, daß er auf den Rücken zu liegen kam

Kopfe. Ein Hahn setzte sich auf, in dem Schneefeld vor uns, auf dreißig Schritte.

„Is a anderer! Wart'n!" flüsterte Jakl.

Der Hahn war wirklich schwach, die Schar noch kaum gekrümmt, höchstens zweijährig und nicht schußbar für uns. Er äugte mit weit vorgestrecktem Hals nach dem vermeintlichen Gegner und begann zischend seine Sprünge. —

Jakl wies auf die jetzt schon im Frühlicht leuchtenden Wände. Ein schwarzer Punkt in der Luft — ein pfeifendes Sausen vor uns — und ein zweiter Hahn spreizte sich auf dem Schnee.

Das war der Rechte! Der Stoß war kerzengrade aufgestellt, die Flügel gesenkt, mit einem kecken Hahnenschritt ging's los auf den „Schneider," höhnisch kollernd.

Ich sah den carmoisinroten Kamm über den blitzenden Augen sich tiefer färben, sich fächerartig vergrößern. Der Anblick war zu pikant, um ihn durch einen Schuß zu stören.

Der Schwache war verdutzt, aber nicht feige, er nahm den Kampf auf und versuchte dem Anprall auszuweichen, indem er emporflatterte, doch das schien nicht kommentmäßig. Der Alte war sichtlich erbost. Er schlug mit den Flügeln den Schnee und in dem Augenblick, wo der Gegner wieder den Boden berührte, überrannte er ihn, daß er auf den Rücken zu liegen kam, und spreizte triumphierend, ihn umtrippelnd, Flügel und Stoß. —

Eine Henne gackerte im Latschenfeld und — als Sieger sterben, ist ja ein schönes Los! — Auch Jakl drängte. —

Nun, Kunst ist keine bei dem vom Bergjäger sonst verachteten Schrotgeprassel.

Ein dunkler Federball lag auf dem Schnee, als der Schuß, unzählige Echo weckend, vergrollte. Der schwache Hahn war im Rauche verstrichen.

Ich hob die Beute bei den Ständern auf. Das Licht stürzte eben herein über alle Schneiden und mit ihm sein liebstes Kind — die Farbe.

Der eben noch unscheinbare schwarze Körper auf dem Schnee schillerte und leuchtete jetzt in buntem Wechsel. Brust und Hals in Grün und Blau, der schwarze Stoß im Samtglanz, aus dem wie ein Blütenbouquet das reinste Weiß schimmert, während der rote Bogen über dem Perlauge mit den Blutstropfen wetteifert, die aus der Todeswunde in den Schnee träufeln. Ein Farbenleben zittert durch den Vogel, das die Bewegung ersetzte.

Welche Pracht ist da verbraucht, welche göttliche Kunst!

Auf der Alm knarzte die Thüre. Der Probstbauer stand davor und blickte herauf.

Ich hob den Hahn ihm entgegen. — Er verschwand sofort.

„Die Wut!" meinte Jakl. „Und jetzt bekommt 's ‚d' Schar' erst recht 's Resei.

den Hahn haben's ja für die Henna!" — Er ahnte nicht, daß er damit ein Lebensgesetz ausgesprochen, um dessen Ergründung der Größten Einer vielumstritten ein Leben hindurch rang — die Zuchtwahl! —

Der Tag stand in seiner ganzen Glorie, als wir durch das gegenseitige Gehänge, Jakl den Hahn am Rücken, abwärts schritten, dem Thal, dem Frühling entgegen.

Im knospenden Buchwald rief schon der Kuckuck, Eichkätzchen jagten sich glugsend Stamm auf, Stamm ab. In der blauen Luft zogen zwei Weihe immer engere Kreise, bis sie plötzlich beide herabstürzten und in dem grünen Blätterdach verschwanden, wie von einem gewaltigen Gedanken erfaßt. — So weit der Äther reicht, der Atem der Erde, so weit auch das ewige Gesetz — der Liebe! —

Armes Opfer seiner unerbittlichen Strenge, vor mir dort am Schnürchen. —

Und doch, wenn ich bedenke, daß du ihr, der Göttlichen, im Tode noch dienen darfst — daß vielleicht dein Federschmuck auf Reseis Hut — —!

O unendliches, ewig unentwirrbares Gewebe der Natur — anbetend Verehren, das ist der Rest. — Alles ist heilig, überall Altar!

Aus dem Schnabel des Hahnes fiel Tropfen auf Tropfen, unseren Weg bezeichnend — Märtyrerblut!

Die Rosen von Montreux.

(Abdruck verboten.)

Ihr Rosen von Montreux, wie rankt ihr empor
So freudig um Mauern, um Fenster und Thor;
Wie haucht ihr verschwendrisch balsamischen Duft,
Wenn die Vignen umschmeichelt die Abendluft!

Ihr Rosen von Montreux, wie winkt ihr so traut
Aus den Gärten, die leuchtend die Seeflut umblaut,
Wenn auf blinkenden Kieseln die Wellen versprühn,
Und die Gipfel Savoyens im Spätrot erglühn!

Wo, vom Mondlicht geküßt, ihr die Nächte verträumt,
Dort hat mir der Becher des Glückes geschäumt
Von der seligsten Minne beranschendem Trank;
Ihr Rosen von Montreux, habt ewig drum Dank!

Vor der heiligen Rebe, dem lockenden Reis
Des Lorbeers reich' ich euch willig den Preis,
O Rosen von Montreux, und geh' ich zur Ruh,
So wollt' ich, ihr deckte die Augen mir zu!

Reinhold Fuchs.

Der Mann von Wasungen.

Eine lustige Geschichte aus alter Zeit.

Von

C. Worms.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Görg schien die Probe gut zu bestehen, denn nachdem Regine Haar und Schürze glatt gestrichen, knixte sie zweimal und versicherte, daß ihr Physikus ihn im Garten erwarte. „Der junge Herr muß aber etwas laut sprechen, denn seit jener Nacht ist meinem Hans das Ohr eingeschlafen. Er ist wie ausgewaschen. Mit mir hat er nur zweimal geredet. Erst, daß ich ihm die Stiefel säubern solle, und dann, daß ich mich packen soll. Ja, ja, ist etwas apart im Ausdruck, der Physikus. Na, heute wird's schon gehen, wenn so ein Freiwerber kommt ..." Und die Alte lachte verstahlen in ihre Schürze hinein. Görg stutzte etwas über diese impertinente Sicherheit, nahm die Sache aber von der komischen Seite und fragte: „Seit wann hat sie denn das zweite Gesicht, Mutter?" „Seitdem ich mein erstes an einen Narren gehängt, der auf und davon gegangen ist. Ja, ja, war just so schmuck und lecker wie der Herr Leutnant da. Aber Mutter sagt Er, Musje? Das verbitte ich mir. Es muttert sich schon genug auch ohne mich. Müssen doch einige nachbleiben, die den andern sagen, was sie für Dummheiten machen."

„Denkt denn der Physikus auch so liebevoll darüber?"

„Na, zum Vater ist er auch noch nicht avanciert. Hat eben auch den Anschluß versäumt, als die Trommel rief. Sa sind wir beide nicht ausgerückt, halten uns eben zur Reserve. — Ja, was ist denn da drüben wieder in Unordnung?" so unterbrach sie sich und hielt ausspähend die Hand über die Augen. „Eine herrschaftliche Kutsche? Lakaien, betreßt wie die Affen auf der Drehorgel. Vornehm, vornehm, hmhm." In der That sah auch Görg jetzt einen Wagen langsam am Schlundhause vorbeifahren, das Halbdach mit Federn und glitzernden Knäufen verziert. Nachlässig lehnte eine Dame in den Polstern, ihr zur Seite ein zierliches Mädchen mit wehendem Schleier am Sommerhütchen, und auf dem Rücksitz ein frisierter, gepuderter junger Mann, der lebhaft gestikulierend auf das Pflaster deutete. — „Hm, ja so," erwägte Regine. „Wer wird's sein? Vermutlich läßt sich der Benkendorf sein Hauskreuz nachkommen, denn ohne die Weiblichkeit kommt auch so ein Oberstleutnant nicht durch. Ja, das muß wahr sein, mein guter Herr, wir Frauen können auch ohne die Musjes auskommen, aber so ein Mann ohne die Weiblichkeit nie." Und hinunter war sie die Treppe und humpelte über den Platz, um sich Frau Benkendorf in der Nähe zu betrachten. Görg warf seinen Degen in den Arm und salutierte ergebenst hinterdrein. Wo der Teufel nicht selbst vorspricht, dahin schickt er ein altes Weib. Ob der Herr Daktar auch van dieser Theorie der Weiblichkeit angekränkelt ist? Man wird sehen. Und durch das Seitenpförtchen trat er durch eine Allee von Akazienhecken in den Garten und blieb vor einem runden Rasenplatze stehen.

Richtig, da stand der Betreffende vor seiner Sonnenuhr, als ob er an der Sonne etwas zu regulieren hätte. Die gebeugtere Haltung, die tieferen Linien im Gesicht, vielleicht ein paar graue Haare mehr fielen dem Gathaer nicht weiter auf. Er machte keck seine Reverenz, der Stadtphysikus rührte sich nicht. Er klirrte mit den Sporen, der Stadtphysikus sah einer vorbeisausenden Schwalbe nach. Ob ich diese Statue dach nicht warm bekomme? dachte Görg und begann frisch von der Leber weg: „Habe mich im Auftrage Serenissimi und des Oberstleutnants, im Namen des gesamten Kommandos beim Herrn Doktor zu melden und einen Dank abzustatten für die Nacht vom 22. auf den 23. Mai."

„Schemhamphoraisch."

„Wie beliebt?"

„Schemhampharasch!" grunzte der große

Hans grimmig und hieb dabei mit den Armen kreuzweise durch die Luft. „Ist's so richtig, Herr Leutnant von Fazenhausen?" Das war schon deutlicher, und Görg hatte erst mit einer kleinen Verlegenheit zu kämpfen, ehe er lustig erwidern konnte: „Ungefähr so, Herr Doktor, ungefähr."

„Nun, warum macht Er seinen Firlefanz nicht auch mir vor? Wollte Ihn schon illuminieren, daß Er meinen sollte, Er hätte Tollkraut verdaut. Aber der alte Mann da drüben ist für solchen Unflat zu gut, verstanden? Und nächstens spreche Er lieber bei mir vor, wenn ihn der Haber sticht."

„Bin schon da, Herr Doktor." —

„Was?"

„Wollte mich eben zur Kur melden," versicherte Görg treuherzig unter dem Eindruck des Denkzettels und senkte den Kopf wie eine stark begossene Sonnenblume. „Wenn der Herr Doktor mich geduldig anhören wollte . . ."

„Vor allem trete Er aus der Sonne; Er verdunkelt meine Uhr und hält die Zeit auf. Wenn meine Erzengel ihren Kaffee eine Viertelstunde später brauen, so hat Er es mit ihnen zu thun. So und nun komm' Er." Mit schweren Schritten ging er voraus, setzte sich auf die weiße Gartenbank unter der Linde und stützte den Kopf und die Hände auf seinen Stock. Görg blieb vor ihm stehen. „Und nun heraus mit den Mirakeln. Wie weit seid Ihr mit dem Mädchen?"

„Wir?" fragte Görg lächelnd und freute sich still, daß der wunderliche Isegrim ihm im Sturme entgegenkam. „Ich muß dem Herrn Doktor bemerken, daß mein Verdienst gering ist. Ich habe Wasungen erobert, der andere das Mädchen."

„Da hat Er jedenfalls die größere Dummheit gemacht."

„Wobei mir der Herr Doktor geholfen haben."

„Hätte Ihm auch kaum geraten, mit dem Mädchen anzubinden, Er mit seinen wasserblauen Augen . . ."

„Da haben der Herr Doktor wieder recht. Meist machen es die dunklen."

„Aber so laß Er mich doch ausreden. Geantwortet hat Er mir auch noch nicht."

„Ja so, des Mädchens wegen. Nun damit ist es richtig."

„Kennt Er die Bedingung des Apothekers?" Mit einem tiefen Atemzuge reckte sich der Physikus und sah ängstlich lauernd auf. „Ich meine die mit der Gleichen. Der alte Hopf hat so seine noblen Passionen und will die Tochter nur durch die Hand der hohen Dame gehen lassen."

„Ah, sehr interessant. Das wird ein vornehmer Hochzeitsschmaus werden."

„Hat sie denn schon ja gesagt?"

„Daß ich nicht wüßte. Da wir beide aber nun einmal solche Allerweltsbeglücker sind, so wird es ein Kinderspiel sein. Ich rechne auf den Herrn Doktor bestimmt, sonst müßte ich annehmen, daß nicht der Vater, sondern der Pate diese etwas mittelalterliche Klausel eingeschmuggelt hat."

„Aber so setz' Er sich doch, zum Donnerwetter!" brauste der große Hans auf, um seinen Ärger über den naseweisen Bengel zu verbergen. „Soll ich Seinetwegen einen Hexenschuß davontragen."

„Bewahre, hier bin ich schon," rapportierte der Schlaukopf mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und nickte seinem Nachbar freundlich zu. Er wußte nicht, wie es kam, aber er mußte jetzt immerfort an den Wagen denken, den er eben gesehen. Wenn die Gleichen darin gesessen, das wäre ein Hauptspaß gewesen. „Sie müssen wissen, Herr Doktor, ich bin ein Feind von allen Bedingungen, das ist Weibersache. Ein Mann, ein Wort. Das ist meine Parole. Ich bin, sozusagen, eine durchaus bedingungslose Kreatur und, irre ich nicht, auch Sie. Sie werden also die fatale Fußangel unserm Pärchen bedingungslos aus dem Wege räumen. Ich verlasse mich ganz auf Sie. Und da wir somit unseren Herrgottslohn verdient haben, so wäre es nun auch Zeit, an uns zu denken." Er hatte sich nach vorn gebeugt und zeichnete mit dem Degen kabbalistische Figuren in den Sand. „Ich suche nämlich einen Vater für einen armen Waisenknaben, dessen Mutter am Wegesrande starb, als die feindlichen Kugeln den Vater fortgenommen. Er ist unter Kanonendonner geboren, kann also schon etwas vertragen. Nun haben Sie eine ganz wunderbare Erziehungsmethode. Der gefundene Vater also sind Sie, ich der Waisenknabe."

„Wo soll denn das hinaus?"

„Hinaus in die Welt. Bester Doktor, Sie sind für Wasungen zu schade, Sie haben hier keinen Horizont. Wenn Sie

erst ein Pferd zwischen den Schenkeln haben, dann wissen Sie, daß der Sattel Ihre Heimat ist. Sie verlieren Ihr Taufkind, ich den Freund. Der bleibt nie und nimmer beim Militär. Treten Sie für ihn ein." Auch der Physikus hatte sich vorgebeugt und fuchtelte mit dem Stock im Sande. Jetzt trafen sich Stock und Degen von ungefähr, beide Männer sahen sich forschend an, um sofort wieder die Blicke zu senken. Was ist denn das für ein Landstreicher, dachte der Mann von Wasungen, zigeunern soll ich auf meine alten Tage und das mit ihm? Schwerfällig lehnte er sich an den Stamm der Linde und schaute ins Blättergewirr hinein. „Dann müßte ich ja täglich Sein verschmitztes Gesicht betrachten," erwiderte er mit etwas erkünstelter Grobheit, um dem Grünspecht nicht zu zeigen, wie diese Idee ihn gepackt hatte. Das wollte er ihm nicht einbilden. Aber fort mußte er, das stand fest.

„Durchaus nicht, ich reite hinter Ihnen," sagte Görg nach einer Pause fröhlich. „Sie die Gleichen, ich die Pfaffenrat, reiten wir. Nur wenn es zum Einhauen kommt, gestatten Sie mir wohl, schlankweg über Ihre Schulter die Hiebe für Sie zu parieren. Schlagen Sie ein, Doktor, wir gehen unter die Preußen. Dort braucht der Friedrich Männer, wir bringen sie ihm."

„Warum nennt Er mich immer Doktor?"

„Das ist ja eben mein Unglück, daß ich nicht Vater sagen darf."

„Für jedes Kind in Wasungen bin ich der Stadtphysikus, also auch für Ihn. Und mit der Gleichen bleibt es beim alten." Er mußte ein Ende machen, sonst ließ er sich noch beschwatzen. Ja doch, fort mußte er. Warum auch nicht dahin, wo man Männer brauchte! Wasungen ohne den Zaunkönig war für ihn ein Uhrgehäuse ohne Schlag. Aber nur nichts merken lassen, besonders vor dem da. Der war aufgesprungen und wandte sein ehrliches, vom Sprechen leicht gerötetes Gesicht dem Riesen zu, den er unbewußt gewaltsam aufgerüttelt hatte. Eben wollte dieser recht auffällig dem Hause zuschreiten, als drei rote Köpfe über die Hecke fuhren, und drei klägliche Stimmen: Gevatter, Gevatter! riefen. Trotz seiner Verstimmung wäre Fischer beinahe in lautes Gelächter ausgebrochen, als er Böhler, Läufer und Kurz in steifer Amtstracht vor sich stehen sah wie Puterhähne, die das Radschlagen vergessen. Und nun überstürzten sich die Aussagen der Ratsherrn, daß man nur einzelne, allerdings bedenklich wichtige Worte verstehen konnte.

„Sie ist da," schrieen sie unisono. — „Die Gleichen mit dem Neffen ... Ihr sollt aufs Rathaus ... Hals über Kopf auf freien Fuß gesetzt ... Benkendorf ist wütend, daß sie nicht abwartete, bis man sie geholt."

„Sagt der Gleichen, daß ich auch wütend bin," rief Fischer ins Stimmengewirr und schaute trotzig Görg an, der wohlweislich keine Miene verzog. „Die Überraschung ist wohl auch von Ihm?"

„Darf mich leider nicht solcher Gunst rühmen. Ich arrangiere nur Feuerwerk, Kometen aber kommen von oben. Übrigens steckt der Herr noch im Hausrock ..."

„Und wird darin stecken bleiben, trotz aller Damen," knurrte Fischer verbissen. „Geht, geht, ich kann die Luft im Schlundhause nicht vertragen."

„Aber die Gleichen!" flehte Kurz und tauchte in seiner Halskrause unter.

„Die erst recht nicht. Macht eure Protokolle und schüttet das Tintenfaß darüber. Einen Gruß vom Stadtphysikus."

„Dann ist die bewußte Klausel doch von Ihnen?" flüsterte Rauch dicht neben ihm mit Geistesgegenwart. Die Schlagfertigkeit dieses infamen Milchbartes wurde unangenehm. Straff richtete sich der große Hans auf und fragte, verächtlich über die Schulter blickend: „Die Weibersache meint Er? Er soll mich kennen lernen. Halt da, Gevatter, ich komme doch." Ohne Gruß trat er mit den aufatmenden Bürgern ins Haus. Görg überlegte im Handumdrehen, ob er sich vor die Pferde der Gleichen werfen oder sein Bittgesuch im Wirtshause abgeben sollte. Denn das stand fest, daß der gereizte Fischer jetzt erst recht auf seinem Eigensinn bestehen würde. Als er überlegend den Blick zu den Stiftsfenstern erhob, durchfuhr ihn ein leichter Schauder. Da stand die Ratmannsburg in einem idealen Negligee und winkte beängstigend mit weißer Hand. Er grüßte und schritt sporenklirrend hinaus.

In der Geschichte von Wasungen aber war ein denkwürdiges Faktum zu verzeichnen. Die Gleichen war in der That da. Sobald

die flüchtigen Meininger ihre Residenz erreicht, und Butlar sich überzeugt hatte, daß sein Pferd und nicht er den Degenstich erhalten, hieß es, daß Gotha mit allen Belagerungsrequisiten heranzöge. Die Thore wurden also durch Außenwerke gesichert, Wasser in die Gräben gelassen, vor allem aber, um Trojas und Jerusalems Geschick von Meiningen fernzuhalten, die Thore des Rosenthals sperrangelweit geöffnet. Frau Christiane sah sich also als augenblickliche Beherrscherin der Meininger Geschicke an und handelte darnach. Ihre Haft im Rosenthal hatte ihr außer einer Märtyrerkrone auch manche angenehme Stunde gebracht. Sogar ihr Spinett hatte sie sich hinüberschaffen lassen. Ihr treuer Geheimrat von Pfau hatte geschworen, die Stätte ihrer Leiden in ein wirkliches Rosenthal zu verwandeln. Mit seiner letzten Rose am Busen hatte sie im Triumph ihre Wohnung wieder betreten und sofort wieder eine offene Kutsche mit vier Pferden bestellt, um sich in den Schutz der kaiserlichen Kommission zu begeben. Ihr Neffe hatte für seine Bemühungen einen Kuß auf die Stirne und einen Sitz im Wagen bekommen, gegenüber seiner niedlichen Cousine Sidonie Sophia, deren rührende Unschuld Wasungen vorgeführt werden sollte. Bei der Abfahrt hatte die alte Excellenz für das Töchterchen seine Karten befragt und eine reizende Kombination gefunden. Nicht wahr, Christiane? Sidonie hatte bei dieser Nachricht verlegen mit dem Sonnenschirm in die Wagenpolster hineingestochen, Zanthier sah einen ganzen Himmel offen, aber Frau Christiane hatte gesagt: „Artig, Kinder! Wir fahren unserm Schicksal entgegen.“ Die Fahrt war entzückend gewesen. Wie hatte Sidonie über die erste Gans am Wiesenrande gejubelt, wie angenehm hatte Lothar eine Wiener Hofjagd geschildert! Im Schwan waren sie abgestiegen, und nach einer halben Stunde wußte ganz Wasungen, daß die hohe Frau in einem schwarzsamtnen Kleide, drei Brillanten im Haar, auf dem Schlundhause erscheinen werde, während der Herr Neffe — 25 Jahr alt, gut gebaut, nur etwas zu großer Mund — und die Demoiselle — siebzehn und ein halbes Jahr alt, Stupnäschen, reizende Büste, himmelblaues Seidenkleid — einen Spaziergang zur Maienlust unternehmen würden.

Da gerade heute Gerichtstag war, so hatte die taktvolle, kluge Frau dringend gebeten, sich ihretwegen nicht stören zu lassen, sie könne im Sprechzimmer des Rentkommissarius warten, bis an sie die Reihe käme. Das machte allenthalben einen sehr guten Eindruck. Etwas überhastet und improvisiert sah allerdings das Ratskollegium heute aus. Als außerordentliche Mitglieder fungierten Benkendorf mit zwei Offizieren und Fischer. Ersterem fehlte ein Knopf an der Montur, und letzterer war absichtlich ungebürstet erschienen und hatte sich an die äußerste Linke gesetzt. Frau Maria hatte ihren Liborius inständig gebeten, wenigstens die Spinngewebe entfernen zu lassen. Aber der hatte kaum Zeit gehabt, sich die Perrücke gerade zu schieben. Läuser hatte in seiner Aufregung ein Aktenbündel umgestoßen, daß der Staub klafterhoch wirbelte, und sein Nebenmann Hopf aus dem Nieſen gar nicht herauskam. Selbst der sonst gesaßtere Böhler rutschte heute hin und her, als ob er Ameisen auf seinem Sitz vorgefunden hätte.

„Nur schnell, nur summarisch!“ drängte Benkendorf, als er erfahren, daß nur zwei Sachen vorlägen. Kurz räusperte sich, und Läuser tauchte die Protokollfeder bis ans Heft in die Tinte.

„Benkert, wer ist draußen?“ fragte der Bürgermeister mit strenger Amtsmiene den Alten, der augenblicklich als Ratsdiener das muntere Gemüte seines einzigen Chorals hervorkehren zu wollen schien. Denn er zwinkerte vergnügt mit den Augen und referierte: „Ja wissen Sie, Magnificenz, heute haben wir zwei sehr aparte Fälle, den Dragoner Wiegand und den Gefreiten Göpel.“

„Was wollen die Leute?“

„Desertieren aus Sanitätsrücksichten, natürlich nur mit civiler und militärischer Permission. Der erste leidet nämlich an Zahnweh.“

„Und der andere?“ —

„An Heimweh.“

„Zum Teufel!“ brauste Benkendorf auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Und um dieser Esel willen sitzen wir hier und unser Gast dort nebenan! Herr Bürgermeister, die Leute gehören mir. Zwei Tage Arrest werden sie zur Vernunft bringen.“

„Mit Erlaubnis, Herr Oberstleutnant,“ perorierte Liborius Kurz voll gekränkter Amtswürde. „Seitdem wir laut Vertrags-

urkunde in dieser Kriegszeit kombiniertes Gericht haben . . ."

„Schon gut, schon gut. Aber dann schnell, wenn ich bitten darf." Und seine roten Knöchel trommelten einen halbvergessenen Generalmarsch des spanischen Erbfolgekrieges.

„Eintreten lassen, Benkert."

„Wen wünschen Magnificenz zuerst, den mit dem leiblichen oder den mit dem geistigen Weh?" — „Beide, beide," brummte Benkendorf ungnädig, und beide schoben sich auf Benkerts Wink schräg durch den Thürspalt unter Kratzfüßen für die Richter und für die leere Wand. Wiegands unglückliches, geschwollenes Gesicht stak in einem safrangelben Wollentuch, dessen straffe Zipfel hilfeflehend zur Decke hinaufstarrten, während Göpels Stirne voll Sommersprossen lebhaft an die durchlöcherte Zielscheibe eines internationalen Schützenfestes erinnerte. Unter gewöhnlichen Umständen hätten die beiden in ihrem desolaten Zustande das erwecken können, was man etwa bei einer Tragödie Mitleid nennt, so aber rief ihr Erscheinen nur ungeduldiges Stuhlrücken und Hüsteln hervor. Hopf nieste, und Benkendorf fuhr sie barsch an: „Satanskerle, was ist euch in die Knochen gefahren?"

„Halten zu Gnaden, Herr Oberstleutnant," wimmerte Wiegand und hielt sich die Backe. „Bei mir ist es, glaube ich, der verdammte Zugwind am Unterthor. Drei Stunden Wache hält dort kein christlicher Dragoner aus. Bin schon in den Graben hineingeklettert, aber da zog es wieder von links."

„Und es ist Saatzeit," fuhr Göpel in demselben jammervollen Tonfall fort. „Der Dünger muß aufs Feld, und — und meine Frau hat Sehnsucht nach mir."

„So laß Er sie mit Extrapost holen."

„Sie kann ja nicht kommen."

„Warum denn nicht?"

„Ja, wissen Sie, Herr Oberstleutnant, so was sagt man nicht vor dem hohen Publikum." — „Hinaus mit euch und morgen nach Gotha fort, aber mit dem frühesten!" schrie Benkendorf mit ärgerlichem Lachen und sah die Biedermänner fröhlich von dannen trotten. „Mordelement, wenn Meiningen die Exemplare sieht, so nimmt es Wasungen zum zweitenmale im Traum."

„Hätten sich auch erst die Stiefeln scheuern können," fügte Benkert erbost hinzu und wies auf die Diele, wo allerdings schon mehr als Fußspuren zu sehen waren. „Jetzt aber das corpus delicti, Magnificenz?" Und seelenvergnügt rieb er sich die derben Hände.

„Benkert, jetzt kann Er sich da draußen etwas umsehen," befahl Herr Liborius gereizt und vergrub sein Doppelkinn in der aufgestützten Rechten. Man hatte ihn doch wieder nicht zu Worte kommen lassen. Militär und Civil gerieten wieder in gelinde Aufregung. Hopf bürstete mit dem Ärmel vergebens an einem Fettfleck auf seinem Talar, Benkendorf wirbelte seinen Bart zu imponierender Höhe auf.

„Eine Frage noch, eine Diskussion," eiferte Läuser und hüpfte wie ein Gummiball von seinem grünen Lederpolster auf. „Empfangen wir die Landjägermeister mit dreimaligem Aufstehen oder . . ."

„Gut für einen Leichenkondukt," brummte der Physikus und streckte die Beine anspruchsvoll von sich. „Ich bleibe sitzen."

Und er blieb sitzen, trotzdem die gesamte hohe Körperschaft sich jetzt auch ohne Diskussion erhob, als Frau Christiane majestätisch zwischen zwei Offizieren hereinrauschte, und der Staub lustig vor ihrer Schleppe das Weite suchte.

„Stehe ich hier vor der kaiserlichen Kommission?" fragte sie mit liebenswürdigem Neigen des stolzen Lockenbaus, das geschickt ein leises Befremden verbergen sollte.

„Sozusagen," wisperte der Bürgermeister, der plötzlich seine Halskrause sehr enge fand. Aber schon hatte Benkendorf die Hand auf seinen Arm gelegt und schnitt ihm wieder taktlos das Wort ab: „Zu Befehl, Frau Landjägermeister. Sie werden die Güte haben, über den näheren Hergang Ihrer Freilassung ein Verhör zu sustenieren, gleich als ob Sie vor kaiserlicher Majestät ständen."

„Dann gestatten mir die hochachtbaren Herren, erst still beiseit zu treten und eine Thräne des Dankes zu trocknen . . ."

„Wird das sehr lange dauern?" unterbrach den modernen Gefühlsausdruck eine halblaute Stimme von der linken Tischecke her. Überrascht wandte sich die Gleichen und zog die Brauen zusammen. Die peinliche Pause benutzte Benkendorf, um mit einiger Lebhaftigkeit die Vorstellung zu über-

nehmen. „Der Stadtphysikus Fischer, gnädige Frau, derselbe Brave, der uns durch Nacht zum Siege führte. Sie haben keinen besseren Freund."

„Das will ich hoffen. Ich hörte schon davon." Langsam schlug Frau Christiane ein Rad mit dem Fächer und schaute forschend hinüber zu dem Manne, der sie so ruhig und kühl ansehen konnte. Sie schien sich diese derben, treuherzigen Züge ganz besonders einprägen zu wollen. Dem großen Hans fiel ein, daß er wieder einmal grob wie ein Scheunendrescher gewesen, und wie entschuldigend fügte er hinzu: „Wenn sich die Frau Landjägermeister setzten . . ." „Meinen ergebensten Dank, Herr Physikus. Hätte eben lang genug gesessen, dächte ich. Und nun zur Sache, ich werde kurz sein." Sie klappte lächelnd den Fächer wieder zu und blieb in vornehmer Haltung ruhig stehen. „Wie man mich gekränkt, was ich gelitten, Ihr Herren, das darf ich wohl mit Stillschweigen übergehen. Das ist Gefühlssache, nicht wahr, Herr Physikus? Entschuldigen Sie sich nicht. Ich liebe diese offene Kundgebung eines offenen Charakters. Was that ich anders, als ich mein Recht verlangte? Wenn ich mich damals schweigend in meine Haft fügte, so that ich es, in der festen Voraussetzung, daß in Deutschland noch Recht zu finden sei, daß sich Männer finden würden, die meine Sache zu der ihren machen würden." Der Physikus zog die Beine an sich und nahm eine geschmeidigere, mehr gesellschaftliche Haltung an. „Als dann die Siegesnachricht der tapferen Armee anlangte" — Benkendorf fuhr kerzengerade in die Höhe — „als man die Posten einzog und mir beiläufig meine Freiheit ankündigte, wie einer Dienstmagd, der man den Samstagabend freigibt, da . . ." — „Da gingen Sie nicht, Madame."

„Nein, Herr Physikus," rief Christiane lebhaft und trat einen Schritt näher. „Denn ich wollte mein Recht. Man forderte einen Revers, daß ich die Stadt nicht verlassen würde. Ich verweigerte ihn." Kurz sah Hopf, und dieser wieder Böhler an, und alle drei nickten verständnisvoll. „Man schickte mir einen Notar, der mir ein gerichtliches Instrument darüber diktieren sollte. Ich antwortete: Hat man mir Tinte und Feder bisher verweigert, so mache ich auch jetzt davon keinen Gebrauch."

„Bravo!" rief Fischer und schlug auf den Tisch so laut, daß Schwager Hopf das Niesen darüber vergaß. Wieder betrachtete die Gleichen prüfend den großen Mann und schien von nun an nur zu ihm zu sprechen, als sie jetzt lebhafter fortfuhr: „Erst als dieser feige Butlar mich mit Bitten bestürmte, da verließ ich den Turm. Meinen Brief an die kaiserliche Kommission hielt man an, ich solle ihn der Regierung zur Durchsicht vorlegen. Ich drohte mit Rückkehr ins Gefängnis, da bedachte man sich und ließ mir den Verkehr mit Wasungen frei. Und hier bin ich." — Wie eine Kanonenkugel, die das Pulver kitzelt! dachte Böhler in aufrichtiger Bewunderung. Gnade Gott dem, der die zur Frau hat, meinte Kurz bei sich, und Nathanael Hopf war mit sich und seinem Urteil im reinen: die müßte Bürgermeister in Wasungen sein. „Das habe ich gethan, Ihr Herrn," fuhr sie leiser fort und senkte die volle runde Linke langsam auf den grünen Gerichtstisch. „Und nun zu Ihnen. Sie haben einer gekränkten Frau die Ehre wiedergegeben, daß meine Kinder noch von Ihnen reden sollen. Sie durften beweisen, daß man auch das Unrecht eines Fürsten korrigieren kann. Dafür darf ich doch danken, Herr Physikus, darf es Ihnen besonders sagen, daß ich einen Mann gefunden zu einer Zeit, wo diese Titulatur etwas selten geworden ist."

Kurz machte falsche Augen, da er diese Anrede eigentlich für sich erwartet hatte, der große Hans räusperte sich, als meinte er: Ja, ich bin nun einmal so, und Benkendorf murmelte tief gerührt: „So geht es im Leben."

„Und somit wäre die Form erledigt," beschloß Frau Christiane mit angenehmem Lächeln, das die anfängliche Befremdung ihrer Ritter völlig besiegte. „Eine Hausfrau hat nach längerer Abwesenheit auch in der Wirtschaft nach dem Rechten zu sehen. Ich kehre nach Meiningen zurück, die hohe Politik liegt hinter mir." „Wie," rief Benkendorf enttäuscht. „Meiningen sollte nicht blockiert werden? Wir führen Sie hinein." — „Eine Kleinigkeit, gnädige Frau," versicherte Läufer und sah herausfordernd im Kreise umher.

„Bemühen sich die Herrn nicht," lehnte sie lachend ab mit einer graziösen Verbeugung für jedermann. „Die Sitte der

Schilderhebung steht meinen Jahren nicht mehr an. Serenissimus soll in den nächsten Tagen nach Meiningen, um den Strich unter die Rechnung zu machen. Er hat mir eine Audienz bewilligt, das sei mein letzter politischer Schritt. Wollen die Herrn aber mir durchaus eine Gunst erweisen, so bitte ich um diesen da." Sie wies mit dem Fächer auf Fischer, der sich langsam, sprachlos zu seiner vollen Größe erhob. „Begleitet mich der Physikus? Ich leide auf Fahrten bisweilen an Migräne und ließ meinen Arzt zurück. Antworten Sie noch nicht. In einer Stunde erwarte ich Sie im Gasthofe. Jetzt muß ich erst meine Kinder einfangen. Maienluft, so heißt ja wohl die Ruine? Ein hübscher Name, echt thüringisch. Auf Wiedersehen." Und hinaus schritt sie mit der festen Zuversicht, daß man in Wasungen noch oft und gern von ihr reden werde, denn hinter ihr im Ratssaale rauschte es wie in einem Bienenkorbe, der seine Königin gefunden hatte.

Ja, die alte Ruine hatte heute vornehmen Besuch, ganz abgesehen von der alten Bekannten, dem Apothekerkinde, das wieder sinnend in seinem Versteck kauerte und auf einen guten Gedanken wartete. Da Ruprecht heute Dienst hatte, so mußte sie für beide denken. Sie zitterte schon, wenn sie sich vorstellte, daß sie sich an die vornehme Frau wagen sollte, und doch mußte es sein, denn der Vater war eigensinniger denn je. Schon dachte sie daran, sich für den einen Tag als Kammerzofe anzubieten und dann vielleicht, wenn sie ihr das Haar aufsteckte ... Da rauschte es verdächtig hinter der Mauer, und eine ängstliche Stimme wisperte: „Aber das schickt sich nicht, Lothar." Holla, dachte Gertrud, da geht's lustig her. Das schickt sich nicht? So etwas Ähnliches hatte sie bisher auch gedacht, und wie hatte sie sich geschickt! Sie lugte also durch den Spalt und weidete den Blick an einem artigen Bilde, wie aus einem Schäferroman gestohlen. Da stand ein zierliches Fräulein, das Erdbeeren zwischen den Steinen zu suchen schien. Denn sie war vom Bücken über und über rot, der Hut war ihr auch dabei vom Kopf geglitten. Und daneben bückte sich gleichfalls ein feiner höflicher Herr, der auch nach Erdbeeren ausspähte. Da er wohl befürchten mußte, daß die Kleine im glatten Moose ausgleiten könne, so hatte er seinen Arm ritterlich um ihre Taille geschlungen. Schade nur um das gequetschte Kleid, meinte Gertrud und spitzte die Ohren.

„Liebst du mich denn nicht, Sidonie?" flüsterte er.

„Ich werde Mama fragen."

„Ach was, die sagt nicht nein. War ich nicht ihr Beschützer?"

„Ihr Ritter, freilich, ihr Paladin!" jubelte Sidonie und sah glücklich zu ihm auf. „Weißt du, deshalb bin ich auch so stolz auf dich." Schweigend hob er ihr Kinn zu sich empor und küßte sie auf den frischen Mund. War es eine Eidechse, war es Gertrud, die ganz einverstanden damit sich zu lebhaft bewegte? Plötzlich fuhr die Demoiselle wie ein erschrecktes Eichhörnchen auf und sprang in den Busch. Und der hübsche Lothar bückte sich strahlend nach ihrem Hut, stülpte ihn in seiner Verwirrung auf den eigenen Kopf, und rauschend schlugen die Büsche auch hinter ihm zusammen. Nein, das hatte Gertrud anders gemacht, aber das Resultat war doch ziemlich dasselbe, neu gestärkt in ihrer Mutlosigkeit, sprang sie trällernd den Pfad hinunter.

Wer kam denn da herauf? Die schwarze Schleppe über den Arm geworfen, das Haupt von einem leichten Schleier umwunden, stieg eine große Dame ihr langsam entgegen. Wie ein Blitz durchfuhr ein etwas tückischer Gedanke den krausen Mädchenkopf. Er war ihr so neu, daß sie sich zitternd in die Haselbüsche schmiegte, als müsse sie sich verstecken. Aber um Ruprechts willen mußte es sein. Entschlossen trat sie Frau Christiane gegenüber, die Atem schöpfend angenehm überrascht stehen blieb.

„Ein gesegnetes Stück Gotteserde, dies Wasungen an der Werra," sprach sie wie zu sich selbst freundlich nickend und schaute zurück ins Thal. „Ein hübsches junges Blut und eine alte Ruine dahinter als Folie, das läßt sich sehen."

„Die gnädige Frau kommen wohl sich nach der hübschen Demoiselle umzusehen?"

„Allerdings. Kann Sie mir ..."

„O, da können Madame ganz ruhig sein, das Fräulein ist sehr gut aufgehoben. Fürchten thut sie sich nur noch ein klein wenig."

„Was soll der Spaß?"

„Aber nicht böse sein, Madame," bat

In der Genesung. Nach dem Gemälde von Walther Firle.

Gertrud mit übertriebener Fürsorge. „Die gnädige Frau thäten wohl daran, umzukehren und nicht zu stören."

„Was unterfteht fich die Jungfer?"

„Und geküßt haben fie fich, geküßt!" jubelte der Kobold, ohne auf das hochgeborene Stirnrunzeln zu achten, nnd fpreizte die Finger aus, als wollte fie die Küffe zählen. „Nein, das fieht man nicht alle Tage. Der junge Herr verfteht es. Madame glauben mir nicht? Bitte, da rechts hinein zur großen Tanne, wo es fo fchöne Dämmerung gibt. Fort, hinunter! In einer halben Stunde weiß es ganz Wafungen und freut fich mit Madame." Mit einer energifchen Bewegung vertrat ihr aber Frau Chriftiane den Weg. Sie faßte fchnell das eine: wenn Wafungen es weiß, fo weiß es auch die Pfaffenrat, und der Skandal ift da. O diefer Lothar! Dafür follte er aber auf der Rückfahrt feinen befonderen Wagen haben. Haftig zog fie ihre Börfe: „Ift die Jungfer toll? Schweigen foll Sie und das da nehmen. Wer zu viel vor fich hinfieht, ftolpert oft über den kleinften Kiefel. Verftanden?" Tief zufrieden, mit blitzendem Augenaufffchlag war das Mädchen ftehen geblieben und lachte in fich hinein, wie ihr einfiel, daß man ihr hier fchon einmal eine Börfe angeboten. Anmutig fchwenkte fie diefelbe auf dem Zeigefinger hin und her und fprach bedächtig: „Die Stickerei ift reizend, aber das Geld darin viel zu fchwer. Damit komme ich nimmer den Berg hinunter und fchweigen, fchweigen kann ich auch unbezahlt."

„Ich merke, der Schalk fitzt der Jungfer im Nacken. Was alfo will Sie?"

„Küffen will ich, küffen wie die hochgeborene Demoifelle, und — und die gnädige Frau erlauben es nicht." Nun platzte das tapfere Apothekerkind mit feinem Geftändnis heraus nnd ftotterte die trübfelige Gefchichte her. Immer mehr entwölkte fich die Stirn der hohen Frau, nnd als Gertrud fchwieg, fchlug fie ihr lachend mit dem Fächer auf die Wange: „Schelm, fo alfo wird man in Wafungen überfallen. Der Herr Vater muß ein fuperkluger Herr fein, daß er dem Gothaer das Erobern nicht zu leicht macht. Wer ift Sie denn, wie heißt Sie?"

„Gertrud, die Apothekertochter, am Markt, Sie wiffen doch."

„Freilich, wer follte fo ein Allerweltsmädchen nicht kennen!"

„Und des Stadtphyfikus Taufkind bin ich auch."

„Ah, da hat Sie einen guten Gefchmack und einen tüchtigen Paten. Mit dem wird man wohl ein Wort zur rechten Zeit reden müffen. Er kennt die Bedingung?"

„Ach Gott, Madame, ich fürchte nur zu genau. Mit ihm ift gar nicht mehr zu reden."

„Nun, nun, verfuchen können wir's. Er hat mir die nächfte Stunde zugefagt."

„Das trifft fich gut," frohlockte Gertrud. „Und dann möchte ich bitten, ihm auch etwas recht Liebes zu fagen. Seit einigen Tagen ift er fo apart. Meinen letzten Feldftrauß hat er nicht einmal angefehen."

„Ift denn der Pate nicht immer aufrichtig gegen Jedermann?"

„Aufrichtig? Das will ich meinen. Wenn einer bei uns etwas recht Dummes gethan hat, fo läßt er fich vom Stadtphyfikus ausfchelten und bekommt noch einen guten Rat obendrein. Die gnädige Frau können fich an keinen Befferen wenden."

„Schon gut, Jungfer Nafeweis. Sie foll noch von mir hören. Aber jetzt . . ."

„O weh, jetzt kommt das arme Fräulein an die Reihe. Ach Gott, Madame, wir Mädchen können doch am Ende nichts dafür. Die Madame hat doch wohl auch einmal mit dem Lieben angefangen. Und von meinem Hochzeitskuchen foll die Demoifelle auch verfuchen. Wenn wir beide an einem Tage zum Altar gehen follten, dann foll's luftig werden, juchhe!" Und bergab flog fie, als läge der Myrtenkranz fchon parat vor dem Spiegel.

Eine Stunde fpäter ftand der Stadtphyfikus im kleinen Gaftzimmer im Schwan und fchaute, ans Fenfterkreuz gelehnt, auf die Straße hinaus. Ihm war es, als müßte er Abfchied nehmen von dem Städtchen, als folle er aus dem Herzen noch etwas ausreuten, um ganz mit fich fertig zu werden. Abfchied, von wem? Von Benkert? Der wird feine Stunden auch ohne ihn abrufen. Von den Stiftsdamen? Die werden ihm ein Reislein an den Hut ftecken und drei Kreuze hinterhermachen. Aber von Regine? Die hatte freilich die Hände zufammengefchlagen, als er eben grimmig Schiebfächer und Koffer durchftöbert, Briefe verbrannt und feinen Sonntagsrock fich auf den Leib gezwängt hatte. Aber fchließlich wird fie bei Nathanael auch

ihren Milchtopf bekommen. Aber seine Gräber? Unsere Toten reisen mit uns, die müssen im Herzen begraben sein. Nur der Toni, der könnte ihn vermissen. Schien er doch der einzige Wasunger zu sein, an dessen Erziehung der große Hans noch gern etwas gesetzt hätte. Bitter lächelte er und sah befremdet auf. Was wollte er doch? Richtig, die Gleichen ließ ihn warten. Was sie von ihm wollte, war ihm einerlei. Aber das Projekt des lustigen Leutnants ging ihm im Kopfe herum, fort mußte er. Und da er nicht wie ein Dieb fortschleichen wollte, so konnte ihm vielleicht die Gleichen raten. Deswegen war er gekommen. Wieder schaute er hinaus. Ihm fiel ein, daß er der Milchfrau da drüben noch etwas schulde. Und dem Toni hatte er den Konfirmationsrock versprochen; die Ratmannsburg hatte in der Nacht wieder Gucksen im Kopf gehabt. War es möglich, hatte er in Wasungen noch so viel zu thun? Zerstreut zog er einen Brief heraus und überlas ihn zum drittenmal. Der kam aus dem Schwarzwalde, von Annemarie. Sie hatte ihr Tuch glücklich wiederbekommen, und da an demselben gerade ein Konrektor gehangen, so hatte die kluge Böhlerin den gleich mitgenommen. Sie dankte ihm für die Kur! Der Rauch hatte doch wohl recht, wenn er ihn Allerweltsbeglücker nannte.

„Habe ich lange warten lassen?“ fragte eine angenehme Stimme hinter ihm, und jetzt erst bemerkte er, daß die hohe Frau leise eingetreten war und sich auf den einzigen Lehnsessel im Zimmer gesetzt hatte. Er blieb ruhig stehen, als sie ihn durch die Lorgnette fixierte.

„Nicht daß ich wüßte, Madame. Das Warten wird mir nicht sauer. Ich glaube, ich warte schon seit dreißig Jahren — umsonst.“

„Worauf denn, wunderlicher Mann?“

„Weiß ich's! Schatzgräber nennen es lauteres Gold, die Menschen im allgemeinen vielleicht das Glück.“

„Und wo weiß Er denn sein Glück vergraben?“

„Auf dem Kirchhof, wo man nicht mehr gräbt.“

„Eine andere Stelle kennt Er nicht?“

„Ich habe es mir eingebildet, Frau Landjägermeister. Daß diese Arme sich aufs Graben verstehen, das trauen Sie ihnen doch zu. Aber — Sie erlauben mir das Ding da auf einen Augenblick.“ Er streckte die Hand nach ihrer Lorgnette aus, die sie ihm erstaunt überließ. „Sehen Sie, ich glaube, mir hat es daran gefehlt. Wenn man so was vor Augen hat, kann man wohl besser sehen. Kurzsichtigkeit ist auch ein Fehler. Ich heiße Hans, — Hansnarr müßte man mich nennen. Und nun ...“

„Nun?“ —

„Nun muß ich aus Wasungen fort,“ sprach er mit Anstrengung und legte die feingeschliffenen Gläser behutsam auf den Tisch.

„Fort, und für immer? Warum denn das?“ Der große Hans besann sich ein wenig, dann ließ er gequält die Hände herabfallen und fuhr zögernd fort: „Ich weiß nicht, ob der Hofschneider der gnädigen Frau einmal ein Kleid verpaßt hat. Aber das ist ein jammervoller Zustand. Man dreht und kehrt sich, es kracht in allen Nähten, der alte Flaus ist es nimmer. Man weiß nicht einmal, ob der Schneider es bessern kann, aber man will ein neues, man muß heraus.“

„Dann, Stadtphysikus, kommt Er mit mir,“ rief die Gleichen mit lebhafter Bewegung. „Ich weiß einen Mann, der ihn schon zurechtstutzen wird: Serenissimus.“ Fischer lachte kurz vor sich hin: „Der? Handschellen paßt er dem Schelm an, der Wasungen verraten hat.“

„Und für wen verraten?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf. „Hat Er so wenig Vertrauen zu mir? Serenissimus ist ein edler Mann. Daß er die kleine Kränkung vergessen soll, wird meine Sorge sein. Recht muß uns beiden werden. Und wenn ich auch nicht in das Geheimnis seines Kummers bringen will ...“

„Bin der hohen Frau dafür ganz besonders verpflichtet.“

„So haben wir beide doch, denke ich, gerade genug gelitten.“

„Nur mit dem Unterschiede, daß Madame ihren Posten behauptet und ich ...“

„Glaubt Er? Wer weiß. Vielleicht noch mit dem Unterschiede, daß ich als Frau mich in einem stillen Winkel verberge, während Er als Mann ein neues Leben anfangen kann. Der Mann, der ehrenvoll vom Posten weicht, ist noch lange nicht besiegt. — Und nun schlage Er ein, Reisekamerad. Wir werden noch lachen können unterwegs. Die Migräne soll Er mir schon vertreiben.“ —

„Und mit den Fettstiefeln soll ich in Ihren Wagen?“

„Auch in meinen Saal,“ erlaubte sie lachend. „Er hat lange keinen so werten Gast gesehen. Dabei fällt mir zur guten Stunde ein, daß wir unsern ehrlichen Bund gleich hier verwerten können, um einen andern fröhlichen Bund zu schließen. Der Physikus hat ein artig Taufkind, ein sauberes Meisterstück unsres Herrgotts.“ Der Mann von Wasungen nickte trübe, und seltsam zuckte es unter seinen dichten Brauen: „Kennen Madame die Gertrud auch schon? Habe mir's gleich gedacht. Die versteht's.“

„Und hat mich um Fürspruch beim strengen Paten gebeten.“

„Nicht nötig, Madame,“ unterbrach er sie schroff und strich mit der Hand über seinen Hut, als müßte er da einen letzten Fleck tilgen. „Bin eigentlich schon unterwegs, um zum Bräutigam zu gratulieren. Kann übrigens ein ganzer Mann werden, der Bräutigam, das behaupte ich. Empfehle mich also der gnädigen Frau.“

„Und Er hält Wort? Auf Wiedersehen, Reisekamerad.“

Sinnend schaute sie dem rätselhaften Manne nach und zog dann vorsichtig ein Blatt aus der Brustfalte. Halblaut las sie mit triumphierendem Selbstgefühl: „‚Glaube wirklich, daß unter meinen Unterthanen kein Mann aufzutreiben ist. Unsre Zeit ist lendenlahm. Falls E. L. eine wahrhaftige Mannsperson binnen Jahresfrist mir zu admittieren imstande sind, so verspreche E. L. auf den point d'honneur nochmals zurückzugreifen.‘ — Ich komme, Serenissimus,“ sagte sie leise.

11. Serenissimus.

Wenn Herr von Pfau heute am 14. August 1747 noch für einen Augenblick wußte, wo sein Kopf stand, so hatte er es jedenfalls im nächsten Augenblick wieder vergessen. Das war zu viel auch für einen Geheimrat und Kabinettsminister. Die Ankunft des Herzogs am Todestage der Schurmann! Dazu eine angesagte Audienz für die Gleichen und ein Befehl, daß die Pfaffenrat auf der Fasanerie zu bleiben habe. Wie das anfassen, wie da kombinieren? Trauer- oder Festgeläut? Sollte der Vergolder an die Spiegel dran oder der Schneider die Kandelaber mit Flor umkleiden? Für alle Fälle hatte er sich ein Festkarmen aufsetzen lassen und trippelte mit diesem Papier in den Händen, halblaut memorierend, im Schlosse treppauf, treppab, Befehle erteilend und widerrufend, daß selbst die weißen Statuen an den Wänden erschreckt aus ihren kalten Augenhöhlen herabsahen auf den, der heute noch kein einziges Bonmot gefunden hatte. Jetzt warf er sich in der kleinen Galerie vor Serenissimi Arbeitszimmer wie gerädert in einen rotsamtnen Lehnstuhl und tupfte mit dem gestickten Battisttuche an seine Stirne, wodurch bekanntlich die Welt ringsum bisweilen zum Stillstand gebracht werden soll. Eine Krisis stand bevor, das ahnte er. Da drinnen konferierte Butlar schon seit einer Stunde mit der Durchlaucht und hatte noch gestern ihm gegenüber auf Sternschnuppen angespielt. Heute hatte er konsequent in drei Sprachen geschwiegen. Seit Flörke und Buddeus war der Geheimrattitel etwas in Mißkredit gekommen. Er schauderte. Am vorigen Sonntag hatte der Hofgeistliche vom heiligen Johannes auf Patmos gepredigt. Ja, so ein Heiliger konnte es allenfalls noch aushalten, aber er! Was sollte er auf Patmos, voraussichtlich ohne Offenbarungen! Ohne Maskeraden und Feuerwerk! Eben wollte er in Gedanken schon einen Revolver laden, als sich leise die Thür aufthat, und Butlar heraustrat, gravitätisch wie ein Storch, der einen Frosch zu verspeisen gedenkt. Pfau flog ihm entgegen.

„Bester, liebster Oberstallmeister . . .“

„Sie irren in der Titulatur, mein Lieber,“ zischte der alte Krieger mit einem wütenden Seitenblick auf die Thür. „Oder wissen Sie noch nicht, was die Dohlen bald von den Dachtraufen krächzen werden? Dann habe ich die Ehre, mich als Stadtkommandant von Altenstein zu empfehlen, der Polizei attachiert. Wissen Sie, wo das Schwalbennest im Oberlande klebt? Ich werde die Landkarte befragen müssen.“

„Patmos, Patmos!“ stöhnte Pfau entgeistert und griff nach der Tischkante, wobei eine Porzellanvase klirrend auf den Estrich fiel. „Verbannt, gestürzt, Herr Oberstall — — stadtkommandant?“

„Pensioniert, in Ehren abgethan,“ fauchte Butlar und bückte sich mechanisch nach den Scherben. „Serenissimus geruhte zu bemerken, daß unser Jahrhundert mit Damen

Morgengruß.

Zeichnung von M. Röbbecke.

(Abdruck verboten.)

Willkommen ruft der junge Tag
Vielstimmig mir entgegen.
Willkommen heißt die goldne Schrift
Des Morgentaus auf Flur und Trift —
Willkommen allerwegen!

Am Waldessaum ein weiß Gewand.
Zwei helle Augen blinken —
Die Sonne siegt, die Wonne siegt —
Ein Narr, wer sich daheim verliegt,
Wenn solche Sterne winken.

Willkommen hier, willkommen da —
Wie lohn' ich's allerwegen?
Ei nun, die eine dort am Hag,
Wenn ich ans Herz sie drücken mag,
Nimmt allen Dank entgegen.

Ernst Behrend.

galanter umzugehen pflegt. Also vorsichtig, mein Herr Geheimrat, Sie haben da Scherben vor den Füßen. Das Stürzen könnte obligatorisch werden." — „Und sonst nichts Neues?" fragte das kreidebleiche Hofmännchen im gewohnten Tempo, stierte in sein Karmen und murmelte vor sich hin: „O schöner Tag, der zu der Väter Schwelle ... Nein, das kommt später," unterbrach er sich zähneklappernd und fuhr wie ein Irrwisch auf Butlar los: „Die Stimmung Serenissimi ist also defalat?"

„Im Gegenteil, ganz vortrefflich, ganz für Paetereien geschaffen," hahnlachte der andere, sich an dem geistigen Bankrott seines Gegenüber weidend. „Er unterhielt mich charmant, las mir Briefe vor von allen Fürstenhöfen, die er für seine Wasunger Affaire revaltiert. Selbst der Hahenzaller hat die Nase in Deutschlands Kehrichthausen gesteckt."

„Friedrich, der große Friedrich?"

„Sa heißt er ja wahl," schnaubte Butlar hachmütig. „Serenissimus hat in Berlin so lange sallicitiert und rekurriert, bis der Hecht im Karpfenteiche drin sein und zuschnappen wird. Demnächst wird Wasungen entsetzt, und Meiningen und Gatha marschieren 300 Mann hach in die sandige Mark, um den eisernen Ladestock im Flintenlauf und auf dem Rücken zu erpraben. Was meinen Sie zu dieser hohen Schule? Lustig, mon cher, es wird Majarspatente regnen, billig wie die Kartaffeln der Mark."

„Gatt schütze Meiningen!"

„Und alle frommen Seelen darin, die auf Erbauung haffen," setzte Butlar spinnewütend hinzu. „A propos, das kann Ihre Haut vielleicht nach salvieren. Der Herzog wünscht auf der Stelle einen gewandten Sekretär, der den Mund zu halten weiß. Sind Sie mit einer Proposition zur Hand, so können Sie noch zum herzoglichen Brautwerber avancieren. Denn geheiratet wird auch in kürzester Frist, die Schurmann bekommt heute die letzte Visite. Auch darauf geruhte Seine Durchlaucht anzuspielen. Sie sehen, die allerhöchste Stimmung ist vorzüglich. — Zehn Uhr vorüber, ich muß in die Wanne. Die Altensteiner sallen einen sauberen Kommandanten haben!"

„Frau Landjägermeister van Gleichen," meldete der eintretende Lakai und schlug die Partieren zurück.

„Haha," lachte Butlar und schnitt eine Grimasse, als hätte er Pfeffer statt Korinthen geschluckt. „Den Geniestreich verdanke ich gar Ihnen, mein vortrefflicher Geheimrat en décadence? Ein Kabinettstück ahnegleichen! Wenn die nur nicht den Sekretär gefunden hat. Dann adieu, Fürstengunst! Wünsche gut zu speisen, Herr Kabinettsminister!"

Auge in Auge standen sich einen Moment beide gegenüber: Frau Christiane in stalzer Herablassung, Butlar blaurat im Gesicht. Das Tableau war zum Malen, zum mindesten die nun ersalgte tiefe Verbeugung, so tief, daß man sich wundern mußte, wie die beiden wieder in die Höhe kamen. Aber höflich sind sie hier! dachte Fischer, der seiner hahen Gönnerin folgte, liebenswürdig, höflich bis zum äußersten, das muß man sagen. Lautlos schlossen sich die Vorhänge.

„Sieh da, ein alter Bekannter!" begrüßte die Gleichen den zitternden Pfau herzlich. „Und Serenissimus?"

„Ist avertiert," statterte dieser mit einem mißtrauischen Blick auf den Begleiter. „Beste Freundin, wer hätte das vor einer Woche gedacht. Sie hier und unangemeldet vorgelassen!"

„Unangemeldet? Dann bin ich sa frei. Sie werden unterdes den würdigen Mann hier unterhalten." Freundlich nickte sie Fischer zu, zog ein Blatt hervor, warf einen prüfenden Blick in den Wandspiegel und schritt ruhig der Thür zu. Fischer war mit dem Hafmann allein. Er hatte ihn aber nur mit demselben Interesse betrachtet wie die vergaldeten Möbel und Kaminschirme und Stutzuhren, die auch zur Einrichtung gehörten. Ja, das ist wahr, sauber wahnte Antan Ulrich, blitzblank alles, nach neustem Muster. Vorsichtig strich er über den Marmorfries des Kamins und fragte harmlos, ohne sich umzusehen: „Haben Sie das da gemacht?"

„Wer, ich?"

„Oder die Palitur hier?" examinierte der Physikus weiter und spiegelte sich in der Mahaganiplatte des Tisches.

„Bin ich denn ein Tischler?"

„Nicht? Ja, was haben Sie denn gemacht?" Sonderbare, taktlose Frage! Der Geheimrat mußte sich wirklich etwas besinnen. Derartige Auskunft hatte selten jemand von ihm verlangt. Wer war denn dies vierschrötige Ungetüm, das sich so ungelenk auf dem Parkett bewegte? Der Sekretär? Seine Angst kehrte wieder.

„Sind Sie Sekretär?“ stotterte er fassungslos. Aber mit schlotternden Knieen fuhr er zusammen, als ihn der Riese plötzlich an die Schulter packte und freundlich schüttelte: „Sekretär? Mensch, was wissen Sie davon? Was ist's mit dem Sekretär?“

„Nichts, gar nichts weiß ich.“

„Scheint mir auch so. Aber Sie sagten Sekretär.“

„So lassen Sie mich doch los,“ quiekte der zu Tode erschrockene Pfau, der unter dem Fingerdruck eines Besessenen sich zu winden glaubte. „Hören Sie doch. Nicht ich, Serenissimus . . .“

„Der will einen? Um so besser. Setzen Sie sich, schreiben Sie.“

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, mein Bester. Ich habe keinen Stift.“

„Ein Hofherr ohne Stift? Wie notieren Sie denn die allerhöchsten Befehle? Schadet übrigens nichts, ich habe einen mitgebracht. Papier haben Sie, Vorwärts!“ Und der Geheimrat in der Sackgasse saß wirklich gehorsam nieder und schrieb an den Rand seines herrlichen Poems folgendes kategorische Diktat: „Ruprecht Brandis, Major im Erbprinz Friedrich-Regiment, bis auf weiteres einquartiert zu Wasungen in der Apotheke, aus Versehen unter die Werber geraten, zu Heidelberg in den Wissenschaften gefestigt, wünscht eine Dislokation ins Civile hinein und empfiehlt sich Serenissimo. Punkt. Ich bin der Stadtphysikus. — „Punkt. Ich bin der Stadtphysikus,“ echote Pfau geistesabwesend. Aber mit einiger Kraft entzog ihm sein Peiniger den Stift und brummte: „Gehört nicht zur Supplik, mein Wertester. Ich bin ich. War nur eine landläufige persönliche Bemerkung. Und jetzt thun Sie Ihr Bestes, soll mich freuen.“

„Ja, aber . . . ist es denn kein Scherz von Ihnen? Dieser Herr — Herr Brandis lebt wirklich und ist zu empfehlen? Mon cher, Sie geben mir das Leben wieder. Ein Schreiber, ein Sekretär comme il faut?“

„Ob man das comme il faat nennt, weiß ich nicht. Aber schreiben kann er.“

„Dann lassen Sie sich umarmen.“

„Bitte, bitte . . . Ich komme aus Wasungen, rieche also nach Pulver, und Sie nach Patchouli. Das verträgt sich nicht, Herr — Herr . . . Ja, wer sind Sie denn eigentlich?“ Und mit grimmiger Gebärde fuhr er auf ihn los. „Von Pfau, von Pfau,“ wehrte das Hofmännchen eingeschüchtert ab. „Geheimrat, Kabinettsminister, Präses im Staatsministerium, die kleinen Chargen nicht gerechnet. Aber es ist Zeit zur Toilette. Seien Sie versichert, ich verlasse Sie um einige Erfahrungen reicher. Ihre Hand, mein Teuerster, Ihr ganz ergebener . . .“ Die Fortsetzung verlor sich in den Portieren.

Fischer schüttelte sich und wischte seine Hand am Rockzipfel ab. Wahrhaftig, die stank auch nach Patchouli. Dann atmete er tief und lange. Ihm war, als ob wieder eine Last von der Brust herunter wäre, er war mit sich zufrieden. So leicht war ihm vor zwei Tagen nicht gewesen, als er die beiden unter dem Birnbaum hatte sitzen sehen und, um nicht hinzusehen, mit wahrer Wut die Obstbäume beschnitten hatte, die Ruprecht natürlich alle verpfuscht. Dann aber hatte er sich zusammengenommen, um dem jungen Volk nichts einzubilden. Und als sie am andern Abend zum letztenmal beim Glühwein zusammengesessen, da war er lustig gewesen, lustig! Mit der Braut hatte er angestoßen, daß sein Glas in Scherben ging; dem Nathanael hatte er vertraut, daß er die Gertrud ausstatten würde wie eine Prinzessin, und mit dem naseweisen Görg hatte er Brüderschaft getrunken mit einem so dröhnenden Lachen, daß ihm die Thränen über die Backen gelaufen waren. Warum sollte er nicht lustig sein wie ein Wanderbursch, der mit leichtem Ranzen abzieht, daß die Zurückbleibenden das Nachsehen haben? Freilich, ein etwas zu alter Geselle für die Landstraße, ein etwas zu schweres Herz für ein Wandern zwischen Waldesrauschen und Lerchenschlag. Aber was thut's? So ein Mann kann alles, wenn er will. So ein Mann beißt sich auf die Lippen, daß niemand um seine inneren Angelegenheiten weiß. Niemand, das war der Hauptspaß, haha!

Er fuhr zusammen. Wer lachte da? Wahrhaftig, er selbst. Schäme dich, Hans, du wirst alt, du fängst an laut zu denken, zu lachen. Und zum Lachen hat er eigentlich so wenig Lust. Aber pfui, was so ein Mann ist, weint nicht. Was so ein Mann ist, verschließt sein Herz und wirft den Schlüssel in den Brunnen, sagt es nur immer den andern, daß sie keine Männer sind, dann hält die halbe Welt vor Respekt den Atem an. Gott, was für Männer

hatte er in den letzten Monaten kennen gelernt! Den Konrektor, Rauch und endlich Brandis. Waren denn alle in die vernarrt und merkten nicht, daß das System ihres Stadtphysikus in die Brüche ging? Nein, es war Zeit, daß er aus diesen Anschauungen herauskam. Nun wollte er sich daraufhin auch den letzten ansehen, Sereniſſimus, den die Gleichen einen Mann genannt hatte. Er wird prüfen, wird ja sehen, aber die Hand küßt er ihm gewiß nicht. Und der Mann von Wasungen verfiel in ein dumpfes, ihm sonst so fremdes Brüten und merkte nicht, daß er mit seinem System allein war.

Und allein wie er, schien auch seine hohe Gönnerin im Kabinett des Fürsten zu sein. Er hatte ihr Eintreten nicht bemerkt. Zusammengesunken, regungslos verharrte die hohe, kräftige Gestalt im hochlehnigen Polsterstuhl aus Nußholz vor dem Schreibtische, den Kopf in die Hand gestützt, ein Knie über das andere gelegt. Er war von einem Morgenritt zurückgekehrt, auf dem Teppich lag sein Federbarett, unordentlich wallte die hohe Allongeperrücke auf den schwarzen Samt seines Reithabits herab, leise schlug seine Linke dazwischen mit der Gerte an die hohen glänzenden Dragonerstiefel mit weit zurückfallenden Manschetten. Ihm gegenüber an der Südwand hing ein wunderbar ergreifendes Bild in der Morgensonne, ein Kind auf dem Schoße der jungen Mutter, die spielend eine Perlenschnur hebt. Wie gebannt hingen die Blicke des Träumenden an dieser Malerei, und aus den großen, stillen blauen Augen quoll heißes Leben hinüber, als ob sie auch die schöne Frau lebendig machen wollten. Frau Christiane überkam tiefes Mitgefühl mit dem Manne da, der doch ihr Geschick so grausam entstellt hatte. Sie vergaß, daß sie vor ihrem Herrn und Richter stand. Wie alt ist er geworden! Sie hatte Mühe, in dem bartlosen, stark geröteten Gesicht mit derben Backenknochen, üppigen Lippen und den angeschwollenen Adern auf der breiten Stirne den schönen Kavalier von damals wiederzuerkennen, den flinksten Tänzer und Ballschläger, der mit seinem sieghaften, bezwingenden Lachen sich die Herzen zu Vasallen gemacht und die arme Cäsarea Schurmann im Sturm der Leidenschaft mit sich fortgetragen hatte. Als er damals seinen Schatz in den Wagen gehoben, hatte er vom Trittbrett aus der Gleichen ein freudiges: Auf Wiedersehen! zugerufen. Jetzt welch ein Wiedersehen! Wo waren die Hoffnungen seines Landes auf ihn, auf seine Talente geblieben? Aus diesen finstern, zerstörten Zügen redete es heute von einem traurigen, verfehlten Leben. — Hatte sie eine zu hastige Bewegung gemacht, waren die Gobelins vom Zugwinde stärker berührt worden, hatte ein hellerer Sonnenstrahl das Bild gestreift? Anton Ulrich ließ den Arm von der Lehne sinken und hob energisch den ausdrucksvollen Kopf. Wie mit einem Schlage hatte sich sein Gesicht verändert, der sinnende Zug darin wurde von einem harten, beinahe tückischen verdrängt.

„Sieh da, meine schöne Feindin!“ Er war mit der Damen gegenüber ihm eigenen Galanterie aufgesprungen, rückte an einem Fauteuil und trat beobachtend, die Hand über den Augen, zurück. „Parblen, Sie sind wirklich noch schön. Die Zeit ist für Sie eine bessere Toilettenkünstlerin gewesen. Sie können etwas auf mein Urteil geben, ich verstehe mich darauf, ich.“

„Sollte eine Feindin Ihnen das glauben?“

„Nun ja . . .“ Frau Christiane lächelte fein und schüttelte leise den Kopf.

„Nein, mein allergnädigster Fürst, wenn ich Ihre Feindin wäre, stände ich nicht hier.“ — „Nun ja, der Handel wurde ärgerlicher, als ich dachte. Man war zu weit gegangen, deshalb kam ich selbst. Und Sie kommen, eine Großmutsscene der Vergebung mit mir zu spielen?“

„Großmut ist Fürstensache Verbrechern gegenüber. Ich suche mein Recht.“

„Wie, noch nicht befriedigt? Ihr Fürst läßt Sie unangemeldet vor, Ihre Rivalin langweilt sich in der Verbannung — arme, kleine Solms! Sie wird mir aus Verzweiflung alle meine Fasane fortschießen — um Ihretwillen ist Blut geflossen. Aber ich weiß, hier stoßen eben zwei harte Steine zusammen, es könnte Funken geben.“ Trotzig stampfte er mit dem Fuße und zerrte den hirschledernen Stulphandschuh von seiner Rechten. Auch Frau Christiane dachte Ähnliches, und wie ein Funke zuckte es auf unter ihren halbgeschlossenen Lidern. Aber im Kerker hatte sie viel über ihre Zeit nachgedacht und konnte ruhiger darüber denken. So erwiderte sie langsam und bedächtig: „Ich weiß, Durchlaucht, daß Sie

meine traurige Affaire als eine Bagatelle ansehen. Fürsten mögen darüber erhaben sein, wohl ihnen! Ich aber bin ein Kind meiner Zeit, meine Kinder werden es auch noch sein. Für sie bin ich eine eigensinnige Unterthanin geworden, ihretwegen konnte ich nicht in eine Zukunft mich hineindenken, die über solche Kleinlichkeit vielleicht lächeln wird. Und Sie wissen, Durchlaucht, Rangstreit ist heutzutage alles. Der liebe Gott mag es verantworten, daß er uns kein besseres Spielzeug gegeben. — Aber bin ich darum hier, Ihnen das zu sagen? Haben Sie nicht selbst — verzeihen Sie meine indiskrete Offenheit an diesem Tage — aber haben Sie das nicht selbst empfunden, die Arbeit Ihres reichen, schönen Lebens daran gesetzt und . . ."

„Und bin dem Aberwitz unterlegen. Das wollten Sie doch sagen, nicht? Ich danke es Ihnen nicht, daß Sie mich daran mahnen, aber kommen Sie, Madame." „Wohin?" — „An einen Ort, wo Sie einen milderen Richter finden werden." Er warf Peitsche und Handschuh auf den Tisch und ergriff einen Strauß köstlicher weißer Rosen, von denen eine auf den dunklen Teppich fiel. Frau Christiane hob sie auf und reichte sie ihm mit leichter Verbeugung. Er sah sie forschend an und lachte kurz auf: „Die da für Sie, damit Sie das Rosenthal vergessen, die übrigen für die andere. Sie liebte die Rosen so sehr, besonders die halberblühten. — Finden Sie das Bild ähnlich?" fragte er abbrechend mit einem scharfen Blick auf die Wand.

„Die selige Entschlafene, wie sie damals leibte und lebte."

„Damals, damals." Er stöhnte leise und schlug sich mit der Faust an die Stirne. Mit festem, sicherem Schritt ging er voraus, Frau Christiane wußte nun, wohin. Der Haß der hochgeborenen Agnaten hatte die arme Cäsarea auch über das Grab hinaus verfolgt und ihr die letzte Ruhe in der Fürstengruft versagt. Sogar das vom Fürsten befohlene Trauergeläut hatte unterbrochen werden müssen. Ihr metallner Sarg war daher fürs erste in einem entlegenen Zimmer des Schlosses aufgestellt worden und mit Sand bestreut. Aber um selbst der Toten Genugthuung zu geben, hatte Anton Ulrich auch den Sarg seines später gestorbenen Bruders in dasselbe Zimmer tragen lassen. Da ruhten sie beide friedlich nebeneinander, die sich im Leben nie die Hand gereicht hatten.

Auf einen Wink des Herzogs schritt ein graubärtiger Hofmeister mit einem Schlüsselbunde voraus durch Hallen und Galerien, mit Ahnenbildern und altem Rüstzeug geschmückt. Leise rauschend, grüßten alte zerfetzte Fahnen an den Pfeilern den Letzten seines Stammes. Denn von den Kindern Cäsareas kam keines unter des Vaters Herzogshut. Jetzt blieb der Alte vor einer wurmstichigen Eichenthür stehen, der Schlüssel kreischte im rostigen Schloß, sie traten ein. Die dumpfe Luft in dem kapellenartig gewölbten Raum im unsichern Dämmerlicht benahm der Gleichen anfangs den Atem. Das war Modergeruch, wie er von feuchtem Sande und welken Kränzen ausgeht, die mit ihrem kalten, harten Rauschen jetzt unter dem Tritt des Fürsten in Staub zerfielen.

„Rosen, mein Schatz, frische Rosen! Der Sommer ist da," rief er halblaut wieder mit jenem eigenen metallischen Lachen, warf den Strauß auf die schräge Sargstirne und stieß einen Fensterflügel auf. Blendend ergoß sich ein voller warmer Strahl, in dem tausend Staubatome wirbelten, über die beiden Särge, von denen jetzt weißer, glitzernder Sand in feinen Streifen herabrieselte. Er hatte sich in die Goldquasten und Samtfalten der Grabtücher, in die verdorrten Blumenkelche eingenistet, hatte die vergoldeten Inschriften verwischt. Der Herzog wies kurz auf einen der bereit stehenden Betstühle und warf sich schwer in den andern. Er hatte das Haupt, von einem schrägen Sonnenreflex umspielt, an den Sargdeckel gelehnt, und seine Rechte spielte mit der goldverbrämten Schleife eines Totenkranzes. „Fürchten Sie sich?" fragte er spöttisch, als er den Gast noch stehen sah.

„Ich fürchte zu stören, Durchlaucht," sagte sie einfach und schlicht und drückte die Hand über dem Papier darin zusammen. „Da mir mein Recht geworden ist, so bleibt mir nur übrig, um gnädigen Abschied zu bitten, um Urlaub auf lange Zeit. Noch einmal wollte ich die Hand meines gütigen Herrn küssen und es von ihm selbst hören, daß er nicht mehr zürnt. Er darf es nicht mehr, ich habe ein Unterpfand in meinen Händen."

„Ein Pfand von mir? Das müßte ich wissen."

„Und haben es doch wohl vergessen.

Er liebt mich — er lieb mich nicht. Gezeichnet von A. E. Sterner.

Daher wage ich, Durchlaucht dieſe eigenhändige Nachſchrift zu unterbreiten. Der Mann, nach dem Durchlaucht mich damals fragten, iſt gefunden." Und nun ſaß ſie doch neben ihm und berichtete mit ſchonender leiſer Stimme von dem Stadphyſikus und ſeinen Thaten. Jetzt ſchreckte ſie das jähe Aufflammen in des Herzogs Augen nicht mehr, die tote Cäſarea ſchien für ſie zu ſprechen. Denn mit zuſammengepreßten Lippen hörte Anton Ulrich ruhig zu, und als ſie geendet hatte, lachte er gutmütig vor ſich hin und rief beluſtigt: „Alſo mit Leib und Seele an Sie verkauft! Fürſten ſollten nie ſchreiben lernen oder ihren Hofmeiſter wenigſtens dafür henken laſſen. Nun ja, ich bin wieder Ihr gnädiger Landesherr. Wir ſind beide älter geworden, Frau Chriſtiane, laſſen Sie uns die Jugendſünden in den Sarg da packen und ein Paternoſter darüber ſprechen. Aber Ihr famoſer Waſunger muß mir vor die Augen, den könnte ich brauchen."

„Er wartet in der Galerie."

„Volkes Stimme ſoll Gottes Stimme ſein, gut." Er trat an die Thür und rief einen leiſen Befehl hinaus. „Wiſſen Sie, daß ich Meiningen marſchieren laſſe?" fragte er, plötzlich ſich umwendend, unvermittelt mit herbem Ton. „Erſchrecken Sie nicht, der Waſunger Krieg iſt abgethan. Ja, wenn man ſeine Kinder nicht erziehen kann, gibt man ſie zum Nachbarn in Koſt. Mein Zollernvetter verſteht ſich darauf. Er hat meine freundvetterlichen Beziehungen zum Herrn Herzog von Gotha Durchlaucht reguliert, da kann ich den König auf leichte Art obligieren."

„Durchlaucht!" — „Was beliebt?" Beſtürzt hatte ſich die Gleichen erhoben.

„Ihre Landeskinder verſchenken! Das werden Durchlaucht Ihrem thüringiſchen Lande nicht anthun. Sollen die Nachbarn mit Fingern auf Meiningen weiſen und ſpotten, daß vor Ihrem väterlichen Schloſſe kein Bajonett mehr zu ſehen iſt?"

„Die Gothaer reiten auch."

„Das verhüte der Himmel mit all ſeinen Engeln! Nein, Durchlaucht, Sie werden nicht. Sie werden Ihrem Lande wieder ein Vater ſein, werden zurückkehren und ein neues Leben mit neuer Kraft beginnen. Anton Ulrich wird das Loſungswort der dankbaren Truppen ſein. Nein, ſo darf Gott mich nicht ſtrafen, daß ich die unſchuldige Urſache eines Bruches zwiſchen Fürſt und Unterthanen bin. Laſſen Sie die Vergangenheit hinter ſich, lernen Sie Ihr Land kennen. Es iſt ein gutes Land, dem Sie entfremdet, aber nicht fremd geworden ſind."

„Zu ſpät, zu ſpät," murmelte er ſchmerzlich und ſchlug heftig an den Sarg, daß es dumpf widerhallte. „Hören Sie, die Tote ruft: Zu ſpät. Meine Jugend in einem nutzloſen Kampf vergeudet, meine Ausſichten im Beinhaus verſcharrt, mein Leben eine verkümmerte Pflanze, woran der Gärtner vorübergegangen iſt. Und warum das alles? Weil ich ehrlich war. Weil ich das arme Ding da nicht dem Spott der Gaſſen preisgab, weil ich die Mutter meiner Kinder nicht beſpeien ließ. Ja, ja, Madame, Sie kämpften für das Alte, ich für das Neue mit demſelben Trotz. Der Dämon Geſellſchaft hat uns gerichtet."

„Und was ſoll aus Ihrem Lande werden, wenn Durchlaucht wieder von uns gehen? Sollen dieſe hochfürſtlichen Agnaten das Erbe unter ſich teilen?"

„Hui, wie ſie ſchon die Zähne fletſchen!" hohnlachte er und pfiff gellend dazu. „Die Hyänen wittern meinen Tod und jagen meine Kinder aus dem Schloſſe? Nein, tauſendmal nein, das ſollen ſie nicht. Sie werden von mir hören, Madame, aber das nicht hier. Sie aber werden an meinem Hofe bleiben. Nichts von Abſchied! Sie müſſen meinen Kindern ſagen, was ein ſtarker Wille vermag, auch in der neuen Zeit."

„Das werden Ihre Kinder wiſſen, wenn ſie an ihren Vater denken. Mir aber vergönne mein Fürſt, einen ſtillen Erdenwinkel aufzuſuchen, wohin der Lärm des Vorurteils nicht mehr dringt. Mein unartiger Neffe will mir die älteſte Tochter nehmen und hat ſich in Römhild angekauft. Nun muß er die Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen."

„So gehen Sie."

„Nicht alſo, Durchlaucht. Im ſtillen Römhild aber darf ich der alten Zeit getreu bleiben und dabei doch für Sie und die neue Zeit beten, die milder beurteilen ſoll. Wenden Sie ſich nicht ab, den ſchroffen Abſchied habe ich nicht verdient."

„Kennen Sie die Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal?" fragte er rauh, ſprungweiſe die Unterhaltung wechſelnd. „Jung, hübſch, geſund, was? Keine Furcht vor grauen Haaren?"

Er ſah ſie nicht an, aber die kluge Frau

hatte ihn verstanden. Sie besann sich kurz und antwortete mit liebenswürdigem, seinem Humor: „Graue Haare, blonde Haare — mein gnädiger Fürst, den Unterschied kennen unsre jungen Damen kaum. Wenn die Perrücke nur ordentlich gepudert ist und das Herz jung geblieben, dann ist's gut. Auch ein Vorteil der alten Zeit. — Gute Verrichtung, Durchlaucht," fügte sie leiser mit einer tiefen Verbeugung hinzu, als er angenehm überrascht sich ihr wieder zuwandte.

„Darf ich meinen Kindern wenigstens einen Gruß bringen?"

„Sagen Sie ihnen, daß eine alte Frau am Grabe ihrer Mutter an sie gedacht hat. Und wenn Sie von der Frau Landjägermeister erzählen, so fügen Sie wohl gütigst hinzu, sie war eine Frau, die mit Stolz noch auf dem Sterbebette sagen darf: Ich habe meinen Posten mainteniert!"

„Hörst du's, mein stilles Kind?" murmelte Anton Ulrich über den Sarg gebeugt, als er sich allein sah. „Hatten wir nicht auch denselben Stolz, als ich zum erstenmal dich in meine Arme nahm? Und nun? . . . Geduld, Geduld; erst muß der Herzog sein Haus bestellen. Wenn sie mich dann wieder zu dir betten werden, wenn wir zusammen auferstehen, dann sollst du den Vortritt vor der andern, vor allen andern haben."

Eine halbe Stunde später stand er in seinem Kabinett dem Stadtphysikus gegenüber, der Fürst dem Unterthan Auge in Auge. Daß keiner den forschenden Blick senkte, daß sie fast gleich an Gestalt und Haltung sich aufmerksam betrachteten, schien keinen von beiden Wunder zu nehmen. Und doch fragte Anton Ulrich barsch: „Warum sieht Er mich so an?"

„Weil ich zum erstenmal vor einem Herzog stehe."

„Findet Er denn dabei etwas Besonderes?"

„Bis auf den schwarzen Samt, nein." Der Herzog runzelte die Stirne und fand seine Frage auf einmal naiv.

„Ist Er der Fischer aus Wasungen?"

„Stadtphysikus Fischer, zu Befehl."

„Er hat die Gothaer auf mein Land gehetzt."

„Da Serenissimus nicht kamen, ja."

„Jetzt aber bin ich da."

„Serenissimus hätten früher kommen sollen." Das war eine schlichte, trockene Antwort, die durch ihre einfache Wahrheit auch einen Herzog stutzig machen konnte, zumal solche Sprache an Höfen selten zu sein pflegt. Bitter lächelnd schaute Anton Ulrich auf den Riesen, der noch immer nicht die Augen senken wollte. Fischer schien den erstaunten Blick seines Landesherrn zu begreifen und fügte erläuternd hinzu: „Ich meine nur, wenn Serenissimus hier gewesen wären, so hätten Serenissimus es besser gemacht. Ein Land ohne seinen Fürsten ist ein Dampfkessel ohne Deckel, der aus allen Spalten zischt. Und dann . . ." — „Nun?" — „Ich weiß nicht, ob . . ."

„Nur ungeniert, nur frei heraus."

„Dann wäre vieles anders gekommen, das mit dem Aus- und Einrücken der Truppen, mit diesem ganzen Kriegsapparat hüben und drüben, der doch einigermaßen . . ." — „Lächerlich war," unterbrach ihn der Herzog scharf und hieb mit der Gerte durch die Luft.

„Serenissimus sagen es."

„Und dazu steht Er hier, mir das zu sagen?"

„Das müssen Serenissimus die Frau Landjägermeister fragen, die mich wie einen Koffer in den Wagen nahm. Es war wohl eine lustige Laune von ihr."

„Mag sein. Er hat aber an ihr eine treffliche Fürsprecherin. Sein Parforceritt durch die Nacht hat mir gefallen. Immer galant gegen Damen, was? Aber nun ist ihm Wasungen zu eng geworden? Wohinaus geht's denn?"

„In die Welt hinaus," antwortete Fischer nach kurzem Besinnen gleichgiltig mit leichtem Achselzucken.

„Da ist sein Weg der weiteste," spöttelte der Herzog wegwerfend und machte einen Gang durchs Zimmer, die Rechte auf dem Rücken geballt. Dann blieb er hart vor Fischer stehen: „Ich will ihm eine Richtung geben. Er soll sich dreimal besinnen, ehe Er nein sagt, verstanden? Er wird mit 300 Meiningern und Gothaern nach Preußen ziehen. Schaff' Er sie fort, ich will sie nicht." Immer lebhafter wurden seine Bewegungen, immer beredter schaute sein großes Auge drein. Er war an den Tisch getreten und stöberte in den Papieren darauf. „Sieht Er, dem einen wird's in Wasungen zu eng, dem andern in Meiningen, dem dritten in der Welt. Da müssen wir zusehen, daß, die nach uns kommen, sagen können: der

hält rein Haus, und als er selbst nichts mehr konnte, da hat er für gute Stellvertreter gesorgt. Ja, ja, Stellvertreter schaffen, darauf kommt's an. Das muß auch Er einsehen. Wenn also der preußische König sagt: Ich will dir Stellvertreter erziehen, was würde Er antwarten?"

„Der Friedrich soll ein großer Kriegsherr sein," erwag Fischer mit geheimem Erstaunen, da er Görgs Plan hier wiederhalt fand. „Würde also rund und nett erklären: Majestät haben da einen guten Gedanken gehabt, und auf dem Hacken umdrehen würde ich mich und mit den 300 marschieren, varausgesetzt . . ."

„Nun?"

„Daß Sereniſſimus mitreiten."

„Ich?" Die schmerzliche Enttäuschung seines Lebens überkam ihn var diesem Manne aus seinem Balke mit doppelter Gewalt. Mutlos ließ er die Arme finken: „Ich habe das Fliegen verlernt, Fischer, einen flüglahmen Falken läßt man in der Kappe. Was starrt Er mich ja an? Begreift Er nicht, daß ich auch ja gut machen kann, was ich versäumt habe?" Zum erstenmal in seinem Leben traf den Mann von Wasungen unvorbereitet der Klang einer Menschenstimme mit diesem offenen männlichen und doch ja unerklärlich schwermütigen Ton. Er fühlte, daß er da vor etwas Unverstandenem stehe, das ihm widerwillig Respekt einflößte. Zum erstenmal senkte er flüchtig den Blick und sagte mit Zurückhaltung: „Sereniſſimus haben zu befehlen. Wir ziehen also allein fart."

„Und verstanden hat Er mich auch?" Fischer trat verdrossen, befremdet zurück.

„Ich bin ein Mann, Sereniſſimus."

„Da glaubt Er wahl was Rechtes zu sein," brach Antan Ulrich mit schneidendem Hahn los und schlug mit der Gerte zarnesrat auf den Tisch. „Pfui über die Narren, die mit ihrer Mannheit nicht weiterkommen als bis zur Wand, allwa sie sich den Kapf platt rennen und meinen, einen Glarienschein verdient zu haben. O über die Stümper, deren Katechismus nur aus dem einen Glaubensartikel zusammengeflickt ist: Wer nicht mir gleicht, der ist kein Mann! Sag' Er es nur zehnmal laut var sich hin, dann glaubt es ihm zuletzt niemand mehr als Er selbst." — Niemand als er selbst! Mit unangenehmer Deutlichkeit hörte der Stadtphysikus nur diese Worte, und ihm fiel dabei ein, daß er bisher nur andre, nie sich selbst beurteilt hatte. Der große Hans schaute wie erwachend um sich. Ja, wenn dem Saulus auf dem Wege nach Damaskus ebenso zu Mut gewesen ist wie jetzt dem Physikus, so muß ihm schlimm zu Mut gewesen sein. Der Herzog besann sich und setzte freundlicher hinzu: „Wie alt ist Er, Fischer?" — „Fünfundfünfzig und etwas darüber."

„Dann kann Er noch van mir lernen. Ich bin ihm um zehn Jahre voraus. Und was für Jahre! Sieht Er, ein Mann ist, der seine Pflicht thut und zu rechter Zeit abzutreten weiß. Ein Mann muß als Mann denken, handeln, muß es aber nicht sagen, das überlasse Er andern. Und hat Er das verstanden, so wird Er milder van Seinem Fürsten denken." Frei hab er mit edlem Anstand das Haupt. „Dann wird Er von mir sagen dürfen, daß ich gefehlt habe, daß ich aber ein Mann war, als ich entsagen lernte. Im Kampfe würdig zu unterliegen, dazu gehört auch Mannesmut." Er ahnte nicht, was er damit im Herzen des andern berührt, wie er unbewußt sich dem Unterthan zur Seite gestellt und ihn getröstet hatte mitten im Entsagen. Er hatte sich mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt, die Füße übereinander geschlagen, und schaute düster in das königliche Schreiben hinein: „Sa weit wären wir also," unterbrach er halblaut seine Gedanken. „Marschfertig in zwei Monaten. Er geht natürlich als Regimentsarzt mit und flickt mir meine Kerle, wenn sie auseinander gehen. Daß sie gern marschieren, soll Seine Sorge sein. Er wird mir van Berlin aus berichten. Sein Haus hat Er bestellt? Ist Er verheiratet?"

„Gewesen," sagte Fischer gepreßt und schaute fort.

„Warum hat Er nicht wieder geheiratet?"

„Muß ich darauf antwarten, Sereniſſimus? Dach sagen Sie nichts, es ist nicht nötig. Ihnen will ich antworten." Entschlossen knöpfte er sich den Rock über die schwer arbeitende Brust zu und sah mit dem Vertrauen eines Kindes zu seinem Herzog hinüber: „Dem Mann, der so viel für eine Frau gelitten hat, will ich es sagen, was mir sonst keine Gewalt, keine Überredung entrissen hätte. Sereniſſimus fragten mich noch nicht, warum ich aus Wasungen fort muß. Weil es nicht gut

ist, wenn ein alter Narr von fünfundfünfzig Jahren zu heißes Blut hat."

„Haha, ein Unglück, worum ihn mancher beneiden würde."

„Ein jedes Alter hat sein Recht, Serenissimus, ein jedes Glück seine Stunde. Wer die Jugend um ihre sechzehn bis zwanzig Jahre beraubt, der hat einen Diebstahl auf dem Gewissen." Der Herzog schlug ihm lachend auf die Schulter. „Bravo, alter Philosoph! Eine Gewissenhaftigkeit ohne Beispiel! Und wenn Er nun mit dem nächsten hören sollte, daß sein alter Fürst in solche Jugendthorheit sich verstrickt und eine Prinzessin bekommt wie der Stelzfuß im Märchen? — Warum antwortet Er nicht und fixiert mich so verzweifelt traurig? Soll mein Land ein Knochen für freundvetterliche Gelüste sein, daß sie über dem Grabe des sogenannten kinderlosen Herzogs sich an die Kehle fahren? Hat dieser alte Stamm nicht Saft und Kraft genug, um neue Reiser zu treiben?" Und in trotzigem Selbstbewußtsein schüttelte er die geballten Hände, daß die goldenen Schnüre auf seiner Schulter durcheinander rasselten.

„Der Herrgott wird ein Einsehen haben mit seinem Thüringer Lande," erwiderte Fischer ernst und dachte wehmütig daran, daß so ein Fürst vor andern Sterblichen immer etwas voraus habe. „Er wird es nicht zerstückeln lassen wie einen Papierfetzen. Das Volk aber wird solchen Entschluß segnen. Man weiß, was er Serenissimus gekostet haben muß."

„Aber der Diebstahl an der Jugend?"

„Den werden Gottes Engel mit ihren Flügeln zudecken, wenn sie die Menschen im Meiningischen werden jubeln hören." Er wußte nicht, wie es kam, aber er hatte sich über des Herzogs Hand gebeugt und sie nun doch geküßt. Mit liebenswürdiger Vertraulichkeit nickte ihm dieser den Abschied zu. Fürst und Unterthan hatten sich verstanden.

„Wohin geht Er nun?"

„Hinüber, der Frau Landjägermeister für diese Stunde zu danken."

„Sie war gut angebracht, verlaß Er sich darauf. Geh' Er mit Gott."

Und hinaus schritt der Mann von Wasungen mit freiem Blick, mit hoch erhobener Stirne, daß die Dienerschaft verwundert dem stillen wunderlichen Gesellen nachsah.

In der Grabzelle aber kniete wieder sein Herzog bei den welken Kränzen, die heiße Wange an den Sargdeckel gepreßt. Und die weißen Rosen dufteten, vom Garten her tönte Finkenschlag, und der helle Tag sah freundlich tröstend auf den Mann und sein zerstörtes Glück. Es war wie ein Sonnenlächeln der neuen Zeit, die dankbar ihren besiegten Apostel grüßte ....

12. Schluß.

Der große König, den sie damals noch nicht den Großen nannten, hatte das Rechte getroffen, als er den Wasunger Streit beilegte und für diesen Ausgleich die hadernden Truppen an sich zog. Als der Herbst mit andern welken Blättern auch dieses Blatt in Deutschlands Geschichte umschlug, da ging auf Preußens Ruf ein frohes Leben durch das Werrathal; die altgermanische Wanderlust regte sich wieder. Und daß der Fischer aus Wasungen mitzog, war gut. Das lockte auch den Verzagtesten heran. Was wollte das sagen, wenn am 18. September eine Monstrepetition von den Ohrdruffer Frauen als „gehorsamst unterthänigen Grenadierweibern" eingereicht wurde, die um Remittierung ihrer Männer baten? Die Ernte sei vor der Thür. Lachend warf ihnen mancher junge Bursche die Heugabel zu und schritt fürbaß nach Wasungen, dem allgemeinen Sammelplatze.

Es war ein bewegtes, farbenreiches Bild, das sich in dem Städtchen und um dasselbe entwickelte. Auf der Werrawiese flatterten lustige Wimpel und standen Marketenderzelte aufgeschlagen. Eben kehrte die junge Mannschaft vom Scheibenschießen in die Straßen zurück, Meiningen und Gotha Arm in Arm, aus einer Flasche sich zutrinkend, mit einem Tuche sich den Mund wischend, daß selbst mancher trauernde Schatz hinter der Fenstergardine unter Thränen lächeln mußte. Und wenn hier eine besorgte Mutter dem flachsblonden Jungen noch heimlich eine gespickte Wurst zusteckte oder die Schwester ein gestricktes Wolltüchlein für die kalten preußischen Nächte hervorzog, so tröstete dort ein unternehmender Herzallerliebster, daß er bestimmt eine seidene Haube aus Berlin mitbringen werde, während ein anderer hoch und teuer zu den Fenstern hinauf schwor, daß er es unter dem Orden pour le mérite nie und nimmer thäte. Die einen schwankten vor

Rührung, die andern — vor etwas anderem, und lustig waren sie alle trotzdem. Der treue Görg sollte den Zug führen, daher ging es vor dem Kloster am buntesten her. Auf dem Marktplatz waren die Karren zusammengefahren, und stampften die Pferde ungeduldig die Fliesen. Die Burschen tranken aus dem Brunnen mit hohler Hand, was nach altem Thüringer Glauben fröhliche Rückkehr verbürgen sollte, verschmähten aber auch nicht das Bier, das lachende Dirnen umsonst aus langhalsigen Krügen spendeten. Wo ein Stelzfuß vorüberhumpelte, da riß man die Mützen herunter und hörte mit offenem Munde zu, wo und wie er sein Bein verloren. Manch altes Mütterchen bot mit vielsagendem Blick manchen bewährten Talisman feil, dem Herzen zunächst auf der nackten Brust gegen Stich und Schuß zu tragen. — Toni schwoll das Herz bei all den Anrichtungen; da ihm aber der Stadtphysikus rund heraus erklärt hatte, daß er für ihn keine Kinderwärterin mitnehmen wolle, so war er still in seine Apfelkammer geschlichen und begann dort wenigstens ein Poem zur Begrüßung der heimkehrenden Helden. Auch Benkert hatte sich aller unnützen Rührung entzogen, auf den Rathausturm hinauf, und fand von der Vogelperspektive aus die Welt viel hübscher. Regine schluchzte an der Pforte des Stiftsgartens leise in ihre Schürze hinein. Auf der Treppe aber stand Gertrud neben ihrem Vater und wußte nicht recht, ob es sich in diesem Augenblick schicke, strahlend und glücklich auszusehen. Sie hielt die Hände gefaltet auf der Schulter ihres Ruprecht, hatte den Kopf darauf gelegt und blickte sinnend zu ihrem wohlbestallten herzoglich meiningischen Sekretär ohne Haarbeutel und Federbusch empor. Denn das hatte der possierliche Geheimrat noch pünktlich ausgewirkt, ehe er sich — wie Butlar ihm vorausgesagt — zur Brautreise nach Philippsthal rüstete.

Und zwei Stufen niedriger stand der Mann von Wasungen in seiner Lodenjoppe, mit dem Rücken zur Stiftsthüre, und hielt die Hand immer über den Augen. Die Herbstsonne blendete wohl gar zu sehr. Eben führte ihm Görg einen starknochigen Schimmel aus des Herzogs Marstall vor; den solle er probieren, hatte Anton Ulrich sagen lassen. Allen Abschied, jeden Händedruck hatte er sich mit grimmigem Stirnrunzeln verbeten. Und als nun doch seine sieben Huldinnen auf dem Balkon erschienen, als sie sogar Blumen herabstreuten, da war er wie von ungefähr mit dem Absatz auf die schönste getreten und hatte so etwas von Klatschrosen gemurmelt. Gehört aber haben sie es nicht. Auch den gesamten Rat, der — seinen Bürgermeister an der Spitze — in nächster Entfernung stand, hatte er nur mit einem freundlichen Kopfnicken verabschiedet.

Und die Reihen schlossen sich, die Wagenräder knarrten, Pfeifer und Trommler stellten sich an die Spitze des Zuges.

„Adieu, Schwiegerpapa!“ rief Görg vom Pferde herab Gevatter Hopf mit keckem Lächeln zu. „Und Dank auch für freundliche Kost.“

„Ihm glaube ich auch kein Wort mehr,“ rief Nathanael zurück, der von seinen Adeptenkünsten jetzt weniger als sonst zu halten schien.

„Wir warten, Stadtphysikus,“ mahnte Görg munter.

Da kehrte sich der große Hans um und schaute lange noch einmal zu Gertrud hinauf. Bewegt trat Ruprecht an ihn heran.

„Nicht geflennt!“ brummte der Physikus halblaut und senkte die Rechte schwer auf des jungen Bräutigams Schulter. „Übers Jahr seh' ich wieder nach. Und Hans soll er heißen, denn ein Bube muß es sein, sonst ...“

Und eine fürchterliche Drohung verklang im ersten Trommelwirbel. Schon hatte er den Fuß im Bügel, da saß er im Sattel und sah sich nicht wieder um.

Auf dem Dachfirst pfiff ein Starmatz sein Lied und schlüpfte in sein Haus. Lächelnd sah Gertrud hinauf und nickte Ruprecht zu mit einer Thräne an der Wimper.

Und die Tücher wehten, die Männer riefen: Gut Heil! und hinaus ging es durch das Thor, zum Thüringer Wald hinauf, hinein in den preußischen Drill, hinein in den siebenjährigen Krieg.

Dort sind sie Männer geworden.

Schloß Trakehnen.

In Trakehnen.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Bilder von **G. Koch.**

(Abdruck verboten.)

Zwischen den Vorwerken Jonasthal und Bajohrgallen war's, wo ich zum erstenmale eine Trakehnerherde sah. Ich kam auf dem Landweg, nicht auf der großen Chaussee von Gumbinnen und fuhr schon geraume Zeit durch die herrlichen alten schattigen Alleen, die nach allen Richtungen hin das riesige Areal von Trakehnen durchschneiden. Rechts und links des Weges lagen weitgestreckte üppige Weiden, über die völlig ebene Fläche schweifte das Auge bis dorthin, wo am Horizont eine neue Allee die Sicht begrenzte. Kein lebendes Wesen auf der grünen, im Sonnenlicht glänzenden Flur außer einigen hochbeinigen Störchen, die gravitätisch, wie es Herrn Adebar zukommt, durch den grünen Klee wandelten.

Plötzlich hob der Kutscher die Peitsche und wies nach vorn: „die Jonasthaler Herde!" Noch eine kleine Viertelstunde, und wir befanden uns dicht neben den herrlichen Tieren — zweijährigen jungen Hengsten — die, gegen hundert Stück in einem großen Rudel vereinigt, kaum fünfzig Schritt vom Wege ruhig grasten, und von denen nur dann und wann, während wir uns näherten, ein Tier neugierig den schöngeformten Kopf hob und zu unsrem Wagen hinüberäugte. Drei berittene Hirten dabei, frische Burschen, die wie angegossen auf ihren Gäulen saßen und aufmerksam jedes Tier, das etwa Miene machte, sich zu weit von der übrigen Herde zu entfernen, beobachteten.

Nichts Schöneres für einen Tierfreund, auch wenn er gar kein besonderer Kenner des edlen Pferdes ist, als solch eine Trakehnerherde im Freien! Keine Hecke, kein Zaun hemmt die Tiere in ihrer Bewegung, ungezwungen tummeln sie sich umher, hier

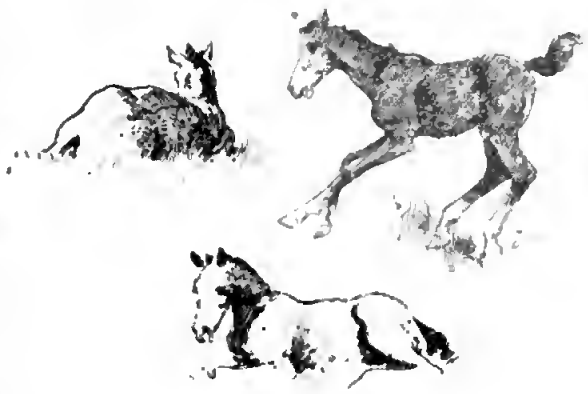
Herde der zweijährigen Hengste.

dichter geschlossen, dort sich in einzelne Gruppen auflösend, die einen eifrig weidend, die anderen in lustigen Sprüngen miteinander spielend und tollend, wie um ihre feinen Gelenke zu erproben. Froher Jugendübermut spricht aus allen Bewegungen der schönen ebenmäßigen Glieder, die kräftigen Rücken, die noch nie einen Sattel getragen, dehnen sich vor Lust, die feingeschwungenen Hälse strecken sich vor Behagen, und die klugen Köpfe mit den glänzenden Augen schauen gar merkwürdig verständig um sich. Dann ist ein Weilchen die ganze Herde ruhig, bis plötzlich eine Gruppe stutzt, fünfzig, sechzig Schritte in lustigen Sprüngen fortgaloppiert und Bewegung in die Masse bringt, die ihr wie freudig erregt über den Einfall nachstürmt. Jeden Augenblick ein ander Bild, und jeden Augenblick ein schöneres!

Bei dem Vorwerk Bajohrgallen, in dessen langgestreckten Ställen die Mutterstuten des sogenannten starken Reitschlags — ich komme

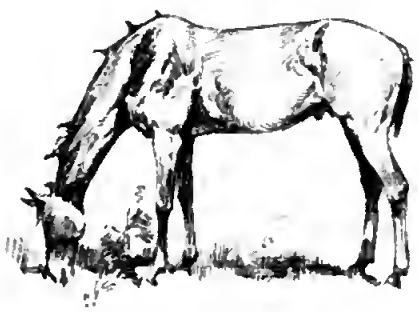
später darauf zurück — Unterkunft finden, wenn sie nicht auf der Weide sind, erreicht der Landweg die große Chaussee, welche Trakehnen mit dem Bahnhof Trakehnen der Strecke Insterburg-Gumbinnen-Eydtkuhnen verbindet, und unmittelbar an das Vorwerk

anschließend, beginnen bereits die ersten Häuser von Trakehnen selbst, freundliche saubere Gehöfte, denen man ansieht, daß sie zu einer Musterwirtschaft gehören. Rechts dann umfangreiche Parkanlagen, aus denen das „Schloß," das stattliche Wohnhaus des Landstallmeisters, hervorlugt, links das treffliche Gasthaus mit dem großen goldenem Elchgeweih über der Thür. Das Elchgeweih ist bekanntlich zur Erinnerung daran, daß zur Zeit der Begründung von Trakehnen die Elchjagd auf den moorigen Gründen der Gemarkung noch recht ergiebig war, dem Gestüt als Wappenzeichen und Brand geblieben; die siebenzackige Elchschaufel, auf dem rechten Hinterschenkel aufgebrannt, ist das untrügliche Merkmal jedes im größten preußischen Gestüt gezogenen Pferdes.



Fohlen.

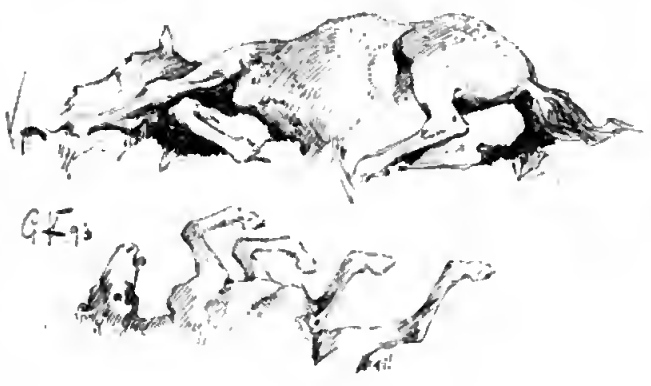
Fast einhundertundsiebzig Jahre sind vergangen, seit König Friedrich Wilhelm I, dem ganz Ostpreußen so unendlich viel verdankt, das Gestüt Trakehnen begründete, denn im Jahre 1725 faßte er den Entschluß, die königlichen Stutereien der Provinz hier zu vereinen. Er hatte persönlich das Gebiet ausgewählt, auf dem es heimisch werden sollte, eine riesige Fläche, die sich zwischen Gumbinnen und Stallupöhnen in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile Länge und dreiviertel Meilen Breite hinzieht und damals zum weitaus größten Teil aus Sumpf bestand, der mit kurzen Birken, Ellern, Weiden, Rohr und hohem Schilfgras bewachsen war. Nur einzelne höher gelegene Stellen in dem gewaltigen Sumpfterrain waren bebaut, aber auch die kleinen



Ein Jährling.

Vorwerke, die hier lagen, hatte die Pest fast gänzlich entvölkert. Es galt überall auf der Gemarkung, wie in Ostpreußen überhaupt, in dem der König während seiner Regierung nicht weniger als sechs Städte, dreihundertdreiundzwanzig Dörfer, vierundzwanzig Mühlen, neunundvierzig Domänen neugründete, eine völlige Neuschöpfung. Von Memel wurden Tausende von Soldaten abkommandiert, um den riesigen Sumpf durch einen großen Abzugsgraben, der die Wasserverhältnisse der das Gebiet durchströmenden Pissa regelte, zu entwässern, das Strauchwerk auszuroden, die erforderlichen Baulichkeiten vorzubereiten. Sechs Jahre währten die einleitenden Arbeiten, erst 1732 wurden die sämtlichen Gestütsabteilungen Preußens, 1101 Köpfe stark, darunter 513 Mutterstuten, in Trakehnen vereinigt.

Die ostpreußische Pferdezucht hatte damals bereits einen hohen Ruf. Schon der deutsche Orden besaß treffliche Stutereien, noch zur Zeit des Großen Kurfürsten galt ein gutes preußisches Pferd soviel als drei Sklaven, und auch der Adel der Provinz pflegte die Zucht mit Eifer und Verständnis. In den interessanten Beiträgen zu einem Gestütbuch von Trakehnen von Heinrich Freiherrn von Stillfried-Rattonitz werden ausdrücklich die Stutereien der Familien von Auer, von Biberstein, von Creutzen, von Dönhof, von Dohna, von Eulenburg, von Finke, von Golzen, von Gröben, von Hausen, von Kallnein, von Kuhnheim, von Lehndorf, von Ostau, von Oldenburg, von Poddewils, von Polenz, von Saucken, von Schlieben, von Schlubuth, von Schwerin, von Waldburg und von Wernsdorf genannt. Dennoch muß man Trakehnen als die eigentliche Wiege der preußischen Pferdezucht im



Fohlen

heutigen Sinne bezeichnen, denn erst hier wurde in rationeller Weise das edle Halbblut gezüchtet und allmählich eine konstante Rasse herausgebildet, die sich durch wohlgeformten Kopf, schön angesetzten Hals, etwas kurzen Leib mit geradem Rücken, länglich-runde Kruppe und mäßig breite Brust, sehr kräftige Gliedmaßen und dementsprechend durch Schnelligkeit und Ausdauer auszeichnet.

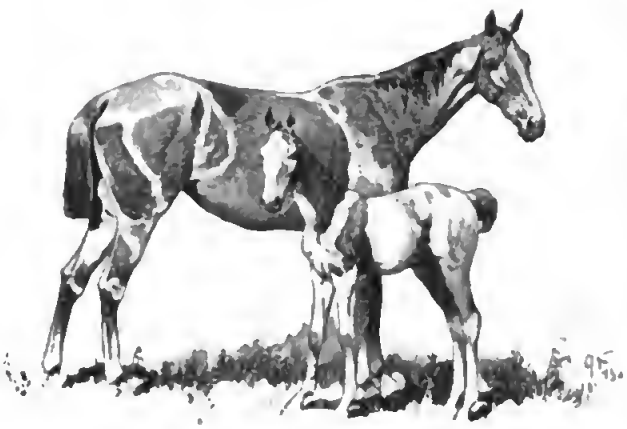
Edeling.
Von „Anarch" aus „Editha", geb. in Trakehnen.

Freilich schritt die Entwickelung Trakehnens und sein Einfluß auf die preußische Pferdezucht nicht gleichmäßig fort, sondern sie wurde durch manche äußere Einflüsse — am schwersten zu überwinden waren die Folgen des Krieges von 1806/1807 — und auch durch wechselnde Strömungen und Ansichten über die Auswahl des Zuchtmaterials in nicht immer günstiger Weise aufgehalten und beeinflußt. Anfangs waren die als Beschäler verwendeten Hengste vielfach recht dürftig, immerhin hatte damals schon das Gestüt das Glück unter ihnen drei Tiere zu besitzen — zwei Orientalen und einen Engländer — deren Nachkommenschaft unzweifelhaft den Grund zu der eigentlichen Trakehner Rasse gelegt hat. Als dann das Gestüt nach dem Tode Friedrichs des Großen, der Trakehnen schon als Kronprinz von seinem Vater geschenkt erhalten hatte, in den Besitz des Staates überging, erstand ihm in dem 1786 zum Oberlandstallmeister ernannten Grafen Lindenau ein außerordentlich umsichtiger Förderer; aus der Reihe seiner Nachfolger seien hier besonders die Herren von Burgsdorff, von Schwichow und von Dassel genannt, die neben einzelnen arabischen Hengsten vorzugsweise englisches Vollblut als Stammhengste verwandten, zugleich aber durch zweckmäßige Kreuzung und stetig sich bessernde Pflege das Gros der Pferde zu heben erfolgreich sich bemühten.

Dem Stall der Hauptbeschäler galt pflichtschuldigst mein erster Besuch. Irre ich nicht, so waren es fünfzehn Hengste, die augenblicklich den Stamm der Väter bildeten. Neben prächtigen hochedlen Vollblütern, die auf der Rennbahn ihre Proben geliefert und teils in England gekauft, teils aus Graditz, seit 1866 der Heimstätte unserer eigenen Vollblutzucht, an Trakehnen überkommen waren, standen hier auch in dem Gestüt selbstgezogene Tiere von wundervoller Haltung, und auch ein Hengst arabischen Blutes fehlte nicht. Bin ich recht unterrichtet, so dürfte überhaupt für die nächste Zeit eine gewisse Zumischung von orientalischem Blut zu erwarten sein, das übrigens bei manchen Trakehner Pferden auch jetzt noch deutlich aus den schönen Köpfen mit den lebhaften, gutmütig blickenden Augen und dem schön getragenen vollen Schweif herausspricht, obwohl der überwiegende Einfluß der Engländer ja an der ganzen Statur unverkennbar ist.

In Trakehnen selbst steht außer den Hengsten noch eine Herde Mutterstuten des sogenannten leichten Reitschlages, die ich gerade sah, als sie bei leichtem Regenwetter zur Mittagszeit samt ihren Füllen eingetrieben wurde. Ein entzückender Anblick, die stattlichen Stuten mit den zierlichen Kleinen vermischt, sich ihre Ställe suchen zu sehen, bald wie mit tiefgrundigem Verständnis gleich den rechten Stall fin-

Übermut.



Mutterstute und Fohlen.

dend, bald sich gleichsam schäkernd erst durch die Hirten zurechtweisen lassend. Mir fiel hier so recht das ausgezeichnete Verhältnis zwischen den Wärtern und den ihrer Pflege anvertrauten Tieren auf, das gegenseitige sich Kennen, die Sorgfalt, die der Hirt jedem einzelnen Pferde entgegenbringt. Freilich, die Wärter sind von Kindesbeinen auf mit den Tieren verwachsen, und wenn der Ostpreuße überhaupt ein geborener Pferdepfleger ist, so sind es die Trakehner, die sich schon als kleine Buben in den Ställen und zwischen den Herden herumtummeln, ganz besonders. Solcher Bursch kennt jedes einzelne Stück seiner Herde aufs genauste; er nennt mit Stolz dessen Abstammung, redet wie ein Buch über seine gegenwärtigen und zukünftigen Eigenschaften, spricht mit ihm wie mit einem guten Kameraden und sieht es schließlich, glaube ich, nur mit thränenden Augen aus der Herde scheiden.

Der ganze, etwas über tausend Pferde haltende Bestand des Gestüts ist auf Trakehnen selbst und auf die zwölf Vorwerke verteilt, und zwar ist für die Verteilung einmal die verschiedene Gebrauchsrichtung, auf welche hin gezüchtet wird, dann aber auch in einzelnen Fällen die Farbe maßgebend. Man muß sich den Zweck der Hauptgestüte vergegenwärtigen, um die Zuchtrichtungen ganz verstehen zu können. Außer Trakehnen besitzt der preußische Staat bekanntlich noch ein Hauptgestüt in Beberbeck in der Provinz Hessen, das ganz gleiche Ziele verfolgt, wie Trakehnen und Graditz, in welch letzterem die Vollblutzucht allerdings überwiegt. Diese drei Hauptgestüte nun haben in erster Linie die Aufgabe, den 16 kleineren über die ganze Monarchie verteilten Landgestüten einen möglichst großen Teil des erforderlichen Materials an Deckhengsten zu liefern, dessen diese bedürfen, um auf die Pferdezucht in den einzelnen Provinzen günstig einwirken zu können. Die Hengste, mit Ausnahme von einzelnen Tieren eines schweren Arbeitsschlages, Voll- und Halbblüter, müssen aber nun entweder dem Reitschlage oder dem Wagenschlage angehören, und von dem Reitschlag haben sich nach Erfahrungsgrundsätzen im Lauf der Zeit wieder zwei Unterabteilungen gebildet: ein starker und ein leichter Schlag.

So finden wir denn, wie in Trakehnen die Mutterstuten des leichten, in Bajohrgallen die des schweren Reitschlages, und zwar hier wie dort in gemischten Farben, so daß die Braune unmittelbar neben dem

Die Herde der Mutterstuten.

Pferdebirt.

Fuchs, und dieser unmittelbar neben dem Rappen und dem freilich selteneren Schimmel zu sehen ist. Innerhalb des Wagenschlages dagegen hat man auf Farbenreinheit, soweit dies irgend möglich ist, gehalten, und die Mutterstuten verschiedener Färbung werden daher in getrennten Herden gepflegt. Im Vorwerk Gurdzen stehen die sämtlichen Mutterstuten des Wagenschlages „Rappen," in Kalpakin alle braunen Mutterstuten, und in Guddin — zwischen Trakehnen und der Bahn — die herrlichen Füchse. Ich sah die letztere Herde, als sie zur Tränke getrieben wurde, und konnte mich nicht satt schauen an den kräftigen Tieren, auf deren glänzendem Haar die Sonne sich förmlich zu spiegeln, und von denen jedes einzelne Stück das andre an Gängigkeit, Leichtigkeit und Frische der Bewegungen zu überbieten schien. Wie überall auf dem Gestüt weiden die Mutterstuten den ganzen Sommer hindurch auf den ausgedehnten Weideplätzen, werden aber zur Fütterung und zur Nacht zur Tränke eingetrieben. Dabei spielt sich jedesmal ein höchst ergötzlicher Vorgang ab. Das Eintreiben kann bei den großen Herden nicht auf einmal erfolgen, sondern nur in kleineren Gruppen, in denen die Tiere nach der Individualität zusammengefügt sind. Der Hirt ruft, wenn die Stunde gekommen, die Tiere einzeln nach ihren Namen auf, die Fohlen noch nach dem Namen der Mutter, und holt sie sich, sobald sie nicht sogleich willig folgen, mit seiner langen Peitsche, die er mit unfehlbarer Sicherheit handhabt, mitten aus der Herde heraus. Häufig entsteht dann ein recht niedlicher Wirrwarr, ein buntes Durcheinander, aus dem einzelne Racker sich kleine Exkursionen erlauben und mit mehr oder minder sanfter Gewalt zurückgebracht werden müssen, ein angstvolles Suchen der Stuten, die ihre Fohlen verloren haben, und ein noch angstvolleres der lieben Kleinen nach den Müttern. Erst nach einer geraumen Weile entwirrt sich der Knäul, und die Hirten ziehen mit ihren Gruppen ruhig heimwärts. Nicht immer freilich geht es ganz glatt ab. Kurz ehe ich nach Trakehnen kam, war zum Beispiel eine ganze Herde durch einen plötzlichen, von Hagel begleiteten Gewittersturm derart außer Rand und Band geraten, daß sie alle Bande frommer Scheu vergessend sich zum Schaudern ihrer Hirten in wilder Karriere auf den Weg gemacht hatte und querfeldein einige Meilen über Land gerast war. Erst nach stundenlanger Mühe gelang es, sie auf völlig fremdem Gebiet wieder aufzufinden und heimzuführen. Um alle Beunruhigungen der Tiere zu vermeiden, dürfen auch die Übungen der benachbarten Kavallerie-Garnisonen niemals Trakehnen berühren — im Ernstfall freilich, wenn uns einmal ein Überfall der russischen Reiter bevorsteht, werden unsere Dragoner von Gumbinnen und Stallupöhnen schnell zur Hand sein müssen, den wertvollen Bestand des Gestüts, das ja in bedenklicher Nähe der Grenze liegt, zu decken. Übrigens sind zur sofortigen Fortschaffung der edlen Pferde im Fall einer Kriegserklärung besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, die sich natürlich der Besprechung entziehen — allzu leicht würde den Feinden die kostbare Beute nicht werden.

Während also in Trakehnen und auf den Vorwerken Bajohrgallen, Gurdzen, Guddin, Kalpakin die Hauptbeschäler und die Mutterstuten stehen, sind die ein-, zwei- und dreijährigen Stutfohlen in den Vorwerken Taukenischken, Danzkehmen, Burgsdorfshof untergebracht, haben die gleichaltrigen jungen Hengste in Jonasthal, Jodszlauken und Mattischkehmen Unterkunft gefunden. Hier

Auf dem Wege zur Tränke.

bleiben sie, bis sie im Alter von drei und einhalb Jahren von einer Kommission auf ihre Brauchbarkeit als Haupt- oder Landbeschäler, bezüglich als Mutterstuten geprüft werden. Ist dann das edelste Zuchtmaterial ausgeschieden, so wählt sich der kaiserliche Marstall jährlich etwa 30 Remonten-, Reit- und Wagenpferde aus. Die meisten der prächtigen Tiere, welche vor den Galawagen des Berliner Hofes gehen, stammen ja aus Trakehnen, und ich sah gerade bei meinem letzten Besuch in dem Gestüt auch einen wundervollen Rappen, der als Leibpferd für den Kaiser bestimmt war. Der Rest des Jahrgangs, nebst den sonstigen ausrangierten Mutterstuten wird dann zur Auktion gestellt.

Solch eine Auktion in Trakehnen ist ein sportliches Ereignis für die ganze Provinz, in der ja, wie man sagt, jeder zehnte Mensch Pferdezüchter oder Pferdehändler, jeder zweite aber ein enragierter Pferdeliebhaber ist. Von nah und fern finden sich an dem lange vorher bekannt gemachten Tage des Mai die Kauf- und Schaulustigen ein. Die benachbarten Gutsbesitzer und die Offiziere der nächsten Garnisonen mit ihren Damen, die Händler aus den ostpreußischen Städten, aber auch aus Berlin und vielfach aus dem Auslande, die pferdezüchtenden Bauern, die Liebhaber aus Insterburg, Königsberg, Memel. Das Hauptinteresse richtet sich auf die wertvollen, noch für Zuchtzwecke verwendbaren Mutterstuten, die meist von ostpreußischen Züchtern gekauft werden, aber auch das übrige Gebrauchsmaterial erzielt hohe Preise — ein Pferd, welches das Elchgeweih von Trakehnen als Brandzeichen trägt, ziert ja jeden Stall.

In den langen Wintermonaten stehen die Pferde im Stall, werden aber fleißig bewegt, bis der Juni sie wieder auf die Weide führt, und die goldene Zeit der Freiheit aufs neue beginnt, die das Trakehner Pferd so überaus leistungsfähig und verhältnismäßig hart auch gegen die Einflüsse der Witterung macht. Daß es das ist, hat ihm neben allen anderen guten Eigenschaften auch den hohen Ruf als Soldatenpferd erster Klasse erworben, der von ihm aus auf die ganze ostpreußische Zucht übergegangen ist. Bekanntlich remontiert sich der größte Teil nicht nur der preußischen, sondern überhaupt der deutschen Kavallerie in Ostpreußen.

Ein Riesengestüt, wie Trakehnen — Beberbeck führt z. B. nur rund 400, Graditz nur 550 Pferde, also haben beide zusammen noch nicht den gleichen Bestand, wie das ostpreußische Gestüt — erfordert natürlich einen umfassenden Wirtschaftsorganismus. Unter dem Landstallmeister, zur Zeit Major a. D. von Frankenberg-Proschlitz — steht daher ein kleines Beamtenheer, dem sich ein zahlreiches Wärterpersonal — es klingt sehr komisch, wenn die offizielle Zusammenstellung zwischen „beweibten und unbeweibten Stutwärtern“ unterscheidet — anschließt. Vor allem macht auch die ökonomische Verwaltung der riesigen Gemarkung, die fast 17000 Morgen umfaßt, große Arbeit. Ein eigner Wirtschaftdirigent, Oberamtmann Pümicke, leitet die ausgedehnte, landwirtschaftliche Thätigkeit, für die als Hauptaufgabe „die möglichst vollständige Versorgung aller Bedürfnisse des Gestüts“ vorgeschrieben ist. Und das wird erreicht, vor allem wird möglichst viel gesundes Heu und Stroh

Nach Hause.

Eine durchgehende Herde.

produziert, werden gute Weiden geschaffen. Ich habe selten so herrliche Kleefelder gesehen, wie zwischen den Eichenalleen von Trakehnen. Wie umfangreich aber der Betrieb ist, geht vielleicht auch daraus hervor, daß das Gestüt eine eigne große Ziegelei besitzt, welche lediglich nur für dessen Bedarf Ziegel und Drainrohre erzeugt. Dafür sind die Baulichkeiten aber auch auf allen Vorwerken in musterhaftestem Zustand.

Vom Auktionstag.

Wenn man auf die Summe von über hundertjähriger Mühe und Arbeit zurückblickt, die sich hier in Trakehnen vor jedem Auge, das sehen kann und sehen will, zeigt, zeigt vor allem in den prächtigen edlen Halbblütern, von deren Erbe das ganze Land zehrt, wird man stolz auf diese Schöpfung der preußischen Könige, die ihresgleichen vielleicht nur noch in den großen österreich-ungarischen Gestüten von Mezöhegyes, Radautz und Kisber-Babolna hat, und das Scheiden von der Stätte so emsigen und erfolgreichen Wirkens fällt schwer. Aber endlich muß doch geschieden sein! Noch einen letzten Abschiedstrunk unter dem Elchgeweih auf das Wohl von Trakehnen — dann rollt der Wagen die breite Chaussee entlang, dem Bahnhofe zu. Einmal schaut man noch hinüber nach dem Vorwerk Guddin mit seiner prächtigen Fuchsherde, hinüber über die üppigen fetten Weiden, durch die sich der mächtige, von Friedrich Wilhelm erbaute Kanal in langsamem Lauf hindurchschlängelt, und schon rollt das Gefährt in den Bahnhof ein. Es ist hier grade ein Remontekommando mit dem Verladen der jungen Tiere beschäftigt, die es nach dem fernen Elsaß bringen soll — zur Westgrenze des Reichs, während der Zug bereits hält, der uns in kaum einer halben Stunde über die Ostgrenze führt, nach Wirballen, nach dem Zarenreich hinein.

Eine bange Stund
(Verlag der Photograph

e. Von Karl Raupp.
ichen Union in München.)

An der andaluſiſchen Küſte.

(Abdruck verboten.)

Was für ein Hauch
Erregt die Luft!
Iſt's Mai hier auch
Im Myrtenduft?

Ein Röslein ſteht
Mir juſt am Pfad,
Und träumend geht
Ein Mühlenrad.

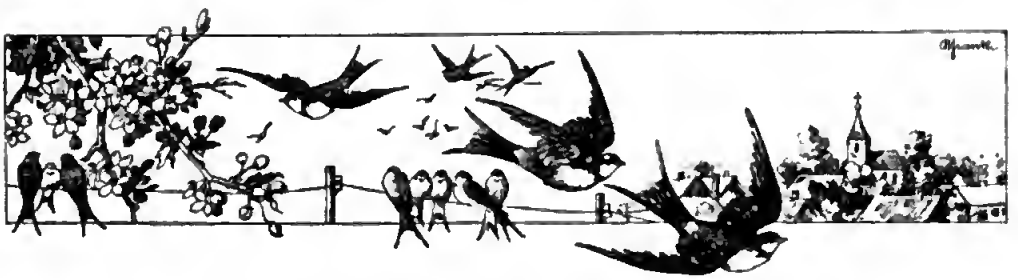
Doch um mich her,
Wie fremd das Land!
Wie öd' das Meer,
Wie nackt der Strand!

Mein Blick durchſtreift
Die blaue Flut,
Doch, wie er ſchweift,
Sinkt mir der Mut.

Ihr Wälder kühl,
Ihr ſchatt'gen Au'n,
Welch' ein Gefühl
Euch zu erſchau'n!

Wie lind iſt's dort,
Wie lechzend hier, —
Zur Heimat fort,
Zurück zu ihr!

Martin Greif.



Neues vom Büchertiſch.

(Reiſeſchilderungen)

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Einmal mich ſo recht von Herzen ausreiſen zu können, iſt von jeher mein brennender Wunſch geweſen; man ſehnt ſich ja am meiſten nach dem, was man nicht haben kann, und möchte am liebſten das ſein, wozu man ſich am wenigſten eignet. Soll ich nach meinen Erfahrungen auf meiner einzigen größeren Reiſe, auf derjenigen nach Chicago, ſchließen, ſo habe ich das mindeſte Talent zum Globetrotter, das man ſich denken kann. Statt eines naiven Gefallens an allem Fremden und einer Überſchätzung desſelben, die das Reiſevergnügen außerordentlich erhöhen müſſen, verurſacht mir alles Fremde ein Mißbehagen, und ich bin vielleicht nur zu ſehr geneigt, die Berechtigung anderer Sitten und Eigentümlichkeiten zu unterſchätzen. Mit ſolcher Veranlagung ſteht man außerhalb der deutſchen Grenzen am Morgen mißmutig auf und geht abends mißmutig ſchlafen, und was dazwiſchen liegt, iſt zumeiſt Enttäuſchung. Aber brennende Wünſche werden bekanntlich durch Enttäuſchungen nicht gekühlt. Zu Hauſe packt mich wieder das Reiſefieber, das glücklicher Weiſe ſelten genug zum Ausbruch kommen kann. Das Planen beginnt wieder in aller Ernſthaftigkeit; wenn Plan und Ausführung bei mir dasſelbe wären, wäre ich eben von einer Mittelmeerfahrt zurückgekehrt, zu der ich beinahe ſchon den Koffer gepackt hatte, und für das nächſte Jahr — denn in ſeinen Plänen muß man weitſichtig ſein — ſtände mir eine Reiſe nach Indien oder nach Deutſchafrika bevor. Die Sehnſucht nach Deutſchafrika wird den Leſern begreiflich ſein; man möchte doch gerne wiſſen, was einem, wenn auch nur als ideellem Mitbeſitzer, denn eigentlich gehört. Die Sehnſucht nach Indien hat Otto E. Ehlers mit ſeinem Buch „An indiſchen Fürſtenhöfen“ (2 Bde. Allgemeiner Verein für deutſche Litteratur) in mir geweckt, und da mir bereits ein indiſcher Bekannter ſeine Verbindungen zur Verfügung geſtellt hat, während ich in Deutſchoſtafrika als ein gänzlich Fremder landen würde, ſo werde ich mich wohl für Indien entſcheiden. Da ich aber nicht über des Indiers freie Zeit und ſeine Kaſſe verfüge, werde ich vielleicht doch wieder auf Deutſchoſtafrika zurückkommen — bis zum nächſten Jahr iſt ja noch Zeit zur Überlegung — und ſchließlich am Ende ganz in Deutſchland bleiben, trotzdem ich, wenn es ſein müßte, auch noch mit einigen kleineren Reiſeplänen aufwarten könnte.

Otto E. Ehlers iſt ſeiner Natur nach ganz

der Gegensatz zu mir, der moderne Weltreisende in seiner höchsten Potenz. Die Bezeichnung „Globetratter" läßt sich nicht auf ihn anwenden, denn der Globetrotter reist zwecklos, Ehlers aber reist, um zu sehen. Das mag vielen auch nicht gerade sehr zielbewußt erscheinen, ist aber doch die Äußerung eines ernsten Bildungsdranges und schließlich auch eines nützlichen, wenn man das Gesehene in so anschaulicher und liebenswürdiger Form auch andern zugänglich macht, wie Ehlers es in seinem obenerwähnten Buche gethan hat Was Ehlers so besonders zum modernen Weltreisenden qualifiziert, ist sein Talent, sich überall und unter allen Umständen heimisch zu machen und heimisch zu fühlen. Ob er sich für ein paar Monate in einem Zimmer des Berliner „Kaiserhof" festsetzt, eine Nacht in einer Hütte zubringt, die Elefantenjäger in einer halben Stunde aus Bambus zusammengeschlagen haben oder als Gast in den Prachtsälen eines Radschoh mit fürstlichem Prunk bewirtet wird, — er fühlt sich „zu Hause." Daraus erklärt sich das Behagen, mit dem Ehlers reist und immer wieder reist, und das sich auch dem Leser mitteilt, der van seinen Reisen liest. Er gehört weder zu den gelehrten noch zu den gründlichen Reisenden und gerät daher nicht in Gefahr, einseitig zu werden aber durch sein Bemühen, alles ergründen zu wollen, zu langweilen. Es macht nicht den Eindruck, als ob Ehlers nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plane zu reisen pflegt. Eine Laune, eine vielversprechende Empfehlung, die Kunde von etwas Neuem, unterwegs angeknüpfte Reisebekanntschaften führen ihn hierhin und dorthin. Wie er mir während des letzten Winters sagte, wo ich das Vergnügen hatte, ihn in Berlin persönlich kennen zu lernen: „Ich weiß wohl ungefähr, wann ich abreisen, aber niemals, wa ich hinkommen und wann ich zurückkehren werde." So findet der Leser in seinem zweibändigen Werke „An indischen Fürstenhöfen" denn auch manche Zwischenstation, auf der weder ein den Sitten seiner Vorfahren treu gebliebener, noch ein mit englischem Civilisationsfirniß lackierter Radschah die Honneurs macht. Und diese Zwischenstationen sind nicht das mindest Interessante des Buches. Elefanten- und Tigerjagden, Türkisgruben und Perlfischerei, indische Gefängnisse und Verbrecherkolonieen, englisches und französisches Kolonisationssystem, Plantagenwirtschaft auf Ceylon und hundert andere Dinge, van denen man sich gerne erzählen läßt. Im allgemeinen beschränkt sich Ehlers darauf, nur van Selbsterlebtem zu erzählen; er kritisiert weder noch vergleicht er, noch polemisiert er, — darin liegt eine Anspruchslosigkeit, deren nur jemand fähig ist, der das Gefühl des überall zu Hause Seins immer mit sich umherträgt. Ich bin weit davon entfernt, das für einen unbedingten Vorzug zu erklären, aber das Erzählte gewinnt dadurch an Anschaulichkeit, das ist zweifellos. Ein Muster solcher Anschaulichkeit ist das Kapitel, das den Elefantenfang in Assam behandelt. Sicher, daß jeder Leser, der sich einmal die Frage vorgelegt hat, auf welche Weise diese Kolosse der Wildnis eingefangen und gezähmt werden mögen — denn daß der Elefant sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzt, ist eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache — sich die Geschichte viel umständlicher und schwieriger gedacht hat. Die Sache ist nicht viel anders wie der Entenfang in den friesischen Gewässern, dem System nach wenigstens; nur daß die beim Entenfang zur Verwendung gelangenden Lockenten beim Elefantenfang durch eine Armee van Treidern ersetzt werden. Die aufgespürte wilde Elefantenherde wird von Treibern umstellt, die jeden Durchbruchsversuch mit dem Geräusch von Bambusklappern zurückweisen. Das gelingt in den meisten Fällen, da der Elefant scheu und furchtsam ist und sich erst mit Gewalt Bahn zu brechen versucht, wenn er innerhalb seiner Einschließung nicht mehr genügend Futter und Wasser findet. So schnell wie möglich bauen nun Arbeiter in der Nähe der eingeschlossenen Herde die Kheddah, das Gefängnis, in das die Herde hineingetrieben werden soll. Fünf Zoll starke und fünfzehn Fuß lange Pfähle werden dazu in Abständen von etwa drei Fuß und in einem Umkreise von hundert Schritt metertief in den Boden eingelassen und festgestampft, und mit Jutestricken und Querhölzern untereinander befestigt. An der Innenseite dieser Querhölzer werden nachmals starke Pfähle eingegraben und die äußeren Pfosten durch solide Stützbalken gegen jeden van innen gegen sie ausgeübten Druck widerstandsfähiger gemacht. „Alle Arbeiten wurden mit viel Geschick und großer Geschwindigkeit ausgeführt," erzählt Ehlers, „so daß die gegen dreißig Schritt im Durchmesser haltende Kheddah nach etwo zehn Stunden fertig gestellt war und mit dem Bau einer in dieselbe führenden, trichterförmig sich nach außen erweiternden Pallisade, dem „Mund der Kheddah," welche dem Elefanten den Eintritt erleichtern soll, begonnen werden konnte. Als auch diese Sache erledigt war, wurde über dem Kheddaheingang ein mit einem außerhalb an einer versteckten Stelle endenden Tau, welches im gegebenen Moment gekappt wird, in der Schwebe gehaltenes, nach innen fallendes Gatter angebracht. Damit waren die gröbsten Arbeiten beendet, und es wurde nunmehr mit den Dekorationsarbeiten begonnen, d. h. das ganze Bauwerk wurde, um es den Blicken der Elefanten zu entziehen, innen und außen mit Gras, Laubwerk und Bambus verkleidet, das innerhalb der Kheddah und des Mundes niedergetretene Gras und Buschwerk durch frisch eingepflanzten Bambus ersetzt und auf diese Art nach Möglichkeit alle Spuren menschlicher Thätigkeit beseitigt." Natürlich läßt sich die Elefantenherde nicht immer in diese Falle locken; nicht selten merkt sie die Gefahr und durchbricht nach im letzten Augenblicke mit Gewalt die Reihe der Treiber, die sie mit ihren Bambusklappern dem Munde der Kheddah entgegendrängen. Van einem auf einem hohen Baume angebrachten Sitze aus beobachtet Ehlers ein solches Kesseltreiben mit erfolgreichem Ausgange: „Da das Gelände durchweg dicht bewaldet war, so konnte ich von den Elefanten und Treibern wenig sehen, bis es — inzwischen mochte eine Stunde vergangen sein — plötzlich

unweit des Kheddahmundes krachte, und zwölf mächtige Tiere aus dem Dickicht traten. Sie stutzten einige Sekunden und sahen sich stumm ringsum, als überlegten sie, welchen Weg sie einschlagen sollten. Bedächtigen Schrittes gingen sie dann ins Verderben, den zwölf folgten weitere fünfzehn, und als der letzte Trupp die Öffnung des Kheddahmundes passiert hatte, loderte sofort hinter ihnen eine mächtige Lohe auf. Feuerwerkskörper explodierten, Schüsse knallten, und aus Hunderten von Menschenkehlen ertönte ein infernalisches Geschrei, so daß die zu Tode erschreckten Tiere mit aller Macht vorwärts drängten und im nächsten Augenblicke in der Kheddah saßen. Das Tau wurde mit einem Dhahiede gekappt, das Gatter fiel krachend nieder, und der laute Schall eines Gongs zeigte den auf ihren Posten verbliebenen Wächtern an, daß die Herde gefangen war. Sehr belustigend war der Umstand, daß ein Nachzügler, der sich noch außerhalb der Kheddah befand, als das Gatter geschlossen wurde, letzteres selbst beiseite schob und auf diese Weise zu seinen gefangenen Kameraden gelangte. Erst zu spät sah er ein, daß er besser daran gethan hätte, draußen zu bleiben, und daß das Gatter sich zwar nach innen, aber keineswegs nach außen öffnete. Die Elefanten tobten in ihrem engen Gefängnis umher, daß man glauben konnte, sie würden sich gegenseitig zerdrücken oder die ganze Kheddah auseinander sprengen. Mehrfach versuchten sie die Wände einzurennen; sobald sie aber mit ihren Köpfen gegen die Pallisaden prallten, erhielten sie von außenstehenden Wächtern Speerstiche in den Rüssel oder blinde Schüsse ins Gesicht, worauf sie sich brüllend, pustend und fauchend zurückzogen. Die Gefangenen blieben nun vorläufig, wohlbewacht, sich selber überlassen und thaten durch planloses Umherrennen, gegenseitiges Drängen und indem sie an einander ihre Wut ausließen, ihr Möglichstes, sich zu schwächen. Stundenlang konnte ich dem Treiben der ihrer Freiheit beraubten Könige der Wälder zuschauen, es war ein Stück Dantescher Hölle, welches sich da unter mir in dem engbegrenzten Raume abspielte, ein Bild von schauerlicher Großartigkeit. Abends herrschte im Lager lauter Festesjubel, die Garos hatten sich Bambusflöten geschnitzt und bildeten ein zweihundert Mann starkes Orchester, Raketen und Leuchtkugeln erhoben sich zischend und puffend über die sonst so stillen Wälder der Wildnis, und von der Kheddah herauf tönte das fürchterliche Gebrüll der mit ihrem Schicksal hadernden Gefangenen." Am nächsten Morgen werden die gefangenen wilden Elefanten mit Hilfe der zahmen gefesselt. „Zwanzig der stärksten unserer zahmen Elefanten, jeder seinen Mahaut und einen mit langer Lanze bewaffneten Chittagonier auf dem Rücken tragend, wurden in den Mund der Kheddah hineingetrieben und dieser durch eine schnell errichtete Pallisade geschlossen, dann wurde das Fallgitter geöffnet, und gleich den Gladiatoren in die Arena traten die trainierten Elefanten zu ihren gefangenen Kameraden. Wütend fuhren einige der letzteren auf die Eintretenden los, zogen sich indes, sobald sie einen Lanzenstich in den Kopf oder Rüssel erhielten, heulend vor Schmerz und Wut zurück. Merkwürdigerweise schienen sie die auf den Elefanten sitzenden Menschen gar nicht zu beachten; denn kein einziger machte den Versuch, einen der Leute mit seinem Rüssel zu ergreifen und herunterzuziehen, was ihnen jedenfalls, wenn sie gewollt hätten, ein Leichtes gewesen wäre. In der Hauptsache kam es vorerst darauf an, die stärksten Bullen abzusondern und zwischen zwei zahme Elefanten einzukeilen. War das geschehen, so ließen sich zwei Mahauts zur Erde gleiten, und während die zahmen Elefanten ihren neugefangenen Kameraden mit dem Rüssel liebkosten oder ihn in anderer Weise zu beschäftigen suchten, wurden letzterem dicke Jutetaue um die Hinterbeine geschlungen und die Enden derselben, durch die Pallisade durchgezogen, an starken, außerhalb dieser stehenden Bäumen befestigt. Während dieser Zeit wurden, um Luft für weitere Arbeiten zu schaffen, eine Anzahl der schwächeren Tiere in den Kheddamund gelassen und dort in gleicher Weise gefesselt und angebunden. Nach etwa drei Stunden heißen Bemühens war dieser Teil der Fesselung erledigt, und die schwierigere Arbeit, den Tieren Schlingen über den Kopf zu werfen, nahm ihren Anfang. Auch dieses geschah, während der Gefangene von zwei zahmen Elefanten in die Mitte genommen wurde, von einem auf dem Rücken eines der letzteren sitzenden Mahaut, aber es verging bei einigen Tieren nahezu eine Stunde, bis es gelang, ihnen die Schlinge, welche sie stets versuchten, mit dem Rüssel von sich abzustreifen, um den Hals zu befestigen. Endlich war auch das geglückt, und mit dem gefährlichsten Teil des Programms, dem Abführen der gefesselten Tiere, konnte nunmehr begonnen werden. An einer Stelle wurde die Pallisade niedergelegt und ein Tier nach dem andern herausgeführt, zu welchem Zwecke die Enden zweier von der Halsschlinge auslaufenden Taue, sowie diejenigen der Hinterfesseln an den Leibgurten von drei bis vier zahmen Elefanten befestigt wurden. Die Taue waren lang genug, daß zwischen dem Gefangenen und seinen Transporteuren etwa zwanzig Fuß Abstand gehalten werden konnte. Beim Verlassen der Kheddah schienen sie sich wieder in Freiheit zu fühlen und versuchten meist sofort das Weite zu suchen, wobei sie nicht selten den einen oder anderen ihrer Begleiter mit sich fortrissen. Sehr bald aber gelang es, ihnen ihren Standpunkt klar zu machen, und trotz allen Widerstrebens wurden sie bald geschoben, bald gezogen auf den zu ihrer vorläufigen Unterkunft bestimmten Platz geführt und dort zwischen Bäumen angebunden. Im höchsten Grade interessant war es, hier die zahmen Elefanten zu beobachten, wie sie die Stricke ins Maul nahmen, mit denselben mehrfach um die ihnen bezeichneten Bäume herumliefen, sie straffer und straffer ziehend, bis ihr gefangener Kamerad sich kaum zu rühren vermochte. Der Mahaut schlug dann die Knoten in die Taue, und die Arbeit begann mit einem anderen Elefanten." Über den weiteren Transport, die überraschend schnelle Gewöhnung der

Elefanten an die Gefangenschaft, ihre Dressur und Arbeitsleistung mag man in dem vornehm ausgestatteten Buche, dessen Anschaulichkeit durch zahlreiche, zum großen Teil von dem Verfasser aufgenommene Augenblicksphotographien wiedergebende Illustrationen unterstützt wird, nachlesen. Kein Wunder, daß Ehlers, der den großen Arbeitswert des zahmen Elefanten für Indien aus eigener Beobachtung kennt und der vordem viel in Deutschostafrika gereist ist, dem Gedanken nachsinnt, auf welche Weise der afrikanische Elefant der Arbeit der Kultur dienstbar gemacht werden könne. Denn er glaubt nicht daran, daß der afrikanische Elefant unzähmbar sei, und in der That widersprechen dieser Annahme Berichte aus Hannibals und Julius Cäsars Zeit mit aller Entschiedenheit, — man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Transport- und Schlachtelefanten Hannibals solche afrikanischer Rasse gewesen sind. Diese Erwägungen nun haben Ehlers zu einem Projektenmacher gestempelt, zu dem er ursprünglich gewiß nicht besondere Anlagen hat: er beabsichtigt mit seinen zwanzig zahmen indischen Elefanten, dem fürstlichen Gastgeschenk eines indischen Radschah, und einigen hundert indischen Elefantenfängern in der Gegend des Kilima Ndschara den Elefantenfang nach indischem System zu organisieren. Es sind schon an weniger versprechende afrikanische Projekte größere Summen gewandt worden, als die Verwirklichung dieses Ehlersschen erfordern würde. Aber daß es glücken wird, möchte ich trotzdem bezweifeln. Nicht weil ich den Verstand des afrikanischen Elefanten oder seinen Arbeitswert für geringer oder seine Wildheit für größer halte als die seines indischen Kollegen, sondern weil seine Lebensweise, die Vegetationsverhältnisse und das Klima in Afrika andere sind wie in Indien. Eine auf den Elefantenfang nach indischer Manier in Afrika ausgehende Expedition wäre wohl genötigt, das ganze zum Bau der Khedda nötige Material an Stämmen mit sich zu schleppen. Es scheint mir auch nicht unwahrscheinlich, daß der zahme indische Elefant auf seinen in die Falle gegangenen afrikanischen Kollegen einen viel geringeren „maralischen" Einfluß ausüben wird als offenbar auf den gefangenen indischen Elefanten. Will man den afrikanischen Elefanten der Kultur nutzbar machen, statt ihn um des bischen Elfenbeins willen auszurotten, wie man jetzt auf dem besten Wege ist, dann wird nichts anderes übrig bleiben, als junge Tiere einzufangen, sie in der Gefangenschaft zu erziehen und mit den Erwachsenen und dann zweifellos auch Gezähmten Fangversuche anzustellen, wie sie Ehlers jetzt mit zahmen indischen Elefanten plant. Das ist freilich keine Arbeit, die von heute auf morgen Erfolg verspricht, wie der Plan, den Ehlers verfolgt, sondern eine Arbeit, an der vielleicht Generationen planmäßig schaffen müssen.

Georg Schweitzer hat auf einer Ausstellungsfahrt nach Chicago und darüber hinaus die „rastlose und bewundernswerte" Thätigkeit der Nordamerikaner kennen gelernt, und die empfangenen Eindrücke haben ihm nicht Ruhe gelassen, bis der Verlag von Karl Siegismund in Berlin sie in Buchform unter dem Titel „Auf Urlaub in Amerika" veröffentlichte. Die Eindrücke, die er empfangen hat, sind ganz wesentlich verschieden von denjenigen, die ich empfangen habe. Er sieht in jedem Schienenstrange, der Nordamerika durchquert, einen Triumph amerikanischen Unternehmungsgeistes und amerikanischer Energie. Ich bin sehr geneigt, die Eisenbahnen, so paradox das klingen mag, für eines der mehreren nationalen Unglücke der Vereinigten Staaten zu halten. Ihre Existenz hat mir nicht einmal übermäßig imponiert, da sie zum allergrößesten Teil weder von amerikanischen Ingenieuren, noch von amerikanischen Arbeitern, noch mit amerikanischem Gelde erbaut worden sind. Im übrigen aber glaube ich, daß die kulturelle Entwickelung der Vereinigten Staaten eine viel gesundere, natürlichere, allerdings auch sehr viel langsamere gewesen sein würde, wenn die Eisenbahnen in Europa erst zweihundert Jahre später erfunden worden wären. Schweitzer sieht auch in jedem über zehnstöckigen Hause Chicagos ein Denkmal nimmer rastenden Menschengeistes; meine Ansicht über diese Ungetüme habe ich in dem ersten Heft dieses Jahrgangs niedergelegt. Schweitzer hält die Bürger der Vereinigten Staaten immer noch für das freieste Volk der Erde, während ich überzeugt bin, daß es kaum jemals ein so vom Mammonismus geknechtetes Volk gegeben hat. Das sind so ungefähr die Grundtöne, die aus dem Schweitzerschen Buche klingen. Im Einzelnen kommt es ihm dann gar nicht darauf an, sich selbst zu widersprechen. So meint er, die „berüchtigte" Chinesenbill, das Gesetz, nach dem jeder in den Vereinigten Staaten lebende Chinese sich registrieren lassen sollte, habe ein helles Licht auf die Freiheit geworfen, deren sich der Staatsbürger im freiesten Lande der Welt erfreue. Und er setzt hinzu: mit demselben Recht könne man morgen gegen die Angehörigen irgend einer europäischen Nation Maßregeln treffen. Ja, warum in aller Welt soll man den Amerikanern dieses Recht absprechen? Sobald sie die europäische Einwanderung entbehren zu können glauben, steht ihnen doch sicher dasselbe Recht zu, das sich England jetzt den russischen Juden gegenüber genommen hat und Deutschland sich dieser Plage gegenüber leider immer noch nicht nimmt. Ich muß gestehen, daß mir ein Zweifel an der Berechtigung der Regierung der Vereinigten Staaten, sich der Chinesen zu erwehren, gar nicht gekommen ist, trotzdem ich auch drüben war, als diese Bill in Kraft trat aber vielmehr in Kraft treten sollte. Denn — und das war das wirklich, wenn auch nach ganz anderer Richtung hin, Interessante an der Sache — die Chinesen, von denen ganz sicher übrigens wenigstens fünfundneunzig Prozent nicht „Staatsbürger," d. h. nicht amerikanische Staatsbürger sind, thaten ganz einfach so, als ob sie die ganze Sache gar nichts anginge. Die amerikanischen Zeitungen echauffierten sich schon Tage vorher darüber, ob die Chinesen sich gutwillig registrieren lassen würden oder nicht. Dann brachten sie die Schreckensnachricht, der chinesische Gesandte habe in Washington mit Repressalien

gedroht, aber der chinesische Gesandte kannte seine Leute und hatte auch das nicht mal der Mühe für wert gehalten. Ein paar Tage nach fabelten die Blätter von einer geheimen Organisation und Bewaffnung der Chinesen, dann legten sie auf den verletzten Nationalstolz der Amerikaner die kühlende Berechnung, wie viel Schaden ein Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und China dem Handel der ersteren zufügen könne, — und dann war die Chinesenbill tot; sie bestand zwar zu Recht, aber sie wurde nicht ausgeführt. Ich habe niemals einen Beweis von absoluterer Ohnmacht und Hilflosigkeit einer Staatsregierung gesehen und mich damals nur still gefragt, warum die Amerikaner eigentlich noch stolz sind, wenn das Sternenbanner in den Lüften rauscht. Das ist, glaube ich, charakteristisch für die Verschiedenheit des Resonanzbodens, auf den amerikanische Eindrücke bei Schweizer und bei mir gefallen sind. Ich lasse es dahingestellt sein, wer richtiger gehört hat. Ob es dagegen nützlicher sei, seinen deutschen Landsleuten mehr die Schwierigkeiten vorzuhalten, die jeder Einwandernde in Amerika zu überwinden hat, oder ihnen den drüben zu etwas Gekommenen als Lackvogel zu zeichnen, darüber bin ich mir gar nicht im Zweifel. Denn von den Einwandernden kommt die erste Generation wirklich sehr selten zu etwas, und wenn sie etwas erreicht, so erreicht sie es mit härterer Arbeit und mit größeren Entbehrungen, als hier von den allermeisten Menschen gefordert werden. In amerikanischen Zeitungen ist mir vielfach der Vorwurf gemacht worden, meine Artikel über die Ausstellung in Chicago seien nur zu dem Zweck geschrieben, um Deutsche von der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten abzuhalten, — ein Vorwurf, den man dem Schweizerschen Buche wirklich nicht machen kann. Wenn ich diesen Vorwurf verdiene, so habe ich die Genugthuung gehabt, daß ich damit nur der Deutschen Gesellschaft in New York, einer Gesellschaft sehr angesehener Deutschamerikaner, die weder an Voreingenommenheit gegen ihr neues noch gegen ihr altes Vaterland leiden, um einige Monate zuvorgekommen bin; denn diese hat vor wenigen Wochen erst von aller Einwanderung öffentlich abgeraten.

Noch viel heller als in dem Schweizerschen Buche lodert die Begeisterung für alles Amerikanische in Rudolf Cronaus „Im wilden Westen“ (Braunschweig, Verlag von Oskar Löbbecke). „Während die Völker der alten Welt sich in blutigen Kriegen befehden,“ meint Rudolf Cronau wunderschön, „und unter der Last immer schwerer und unerträglicher werdender Rüstungen seufzen, fahren die Völker der neuen Welt fort in den Werken des Friedens. Die großen, weißen Flecke auf den Landkarten verschwinden, die Wüsten werden zu segenbringenden, Korn und Weizen tragenden Gefilden, es sind bereits fünf weitere, von Ozean zu Ozean führende Pacifik-Eisenbahnen über den nordamerikanischen Kontinent geschlagen worden.“ Ein Amerikaner, der an einer gleich geschmacklosen Verherrlichung Europas Gefallen fände wie der Europäer Cronau an der Verherrlichung Amerikas, könnte mit beinahe besserem Rechte sagen: „Trotzdem die Völker der alten Welt sich in blutigen Kriegen befehden und unter der Last immer schwerer werdender Rüstungen seufzen, gebieten sie über einen unversieglichen Überschuß an Millionen von Menschen und barem Gelde, die sie alljährlich ungezählt dem harten Frondienst des amerikanischen Arbeiters und beutelüsternen amerikanischen Eisenbahnspekulanten überliefern. Nur durch diese Subvention der europäischen Staaten wird es einer Minderzahl von Amerikanern noch immer ermöglicht, auf dem ausgesogenen Boden ihres Landes ein der Spekulation auf den Dollar geweihtes Schlaraffenleben zu führen.“ Das ist natürlich auch eine Übertreibung, aber mit einem Kern von Wahrheit; ich führe zum Beweise Rudolf Cronau selber an, der sich folgendermaßen äußert: „Ist es doch leider ein eigentümlicher Zug im Charakter des Amerikaners, sich mit aller Energie der Gegenwart hinzugeben, ohne der Zukunft zu gedenken, auszubeuten, ohne Rücksicht auf später notwendig werdenden Ersatz zu nehmen. Wäre es nicht die höchste Zeit, daß strenge Gesetze zum Schutze des Baumwuchses und Wildes erlassen würden? Geht es weiter wie bisher, so ist die Zeit nicht mehr ferne, wo in Amerikas Wäldern und Steppen kein Wild mehr wandelt, und die kommende Generation sich von Hirschen, Büffeln und Bären als wie von sagenhaften Tieren der Vorzeit erzählt. Nimmt doch in gleicher Weise der Fischreichtum in den Flüssen und Seen erschreckend ab, trotz der mannigfachen Versuche, durch künstliche Brut den Ausfall zu ersetzen. Massenhaft werden die Fische vernichtet, vergiftet und sogar durch Anwendung von Explosivstoffen getötet. An Vorschlägen zur Einschränkung dieser amerikanischen Vernichtungswut hat es freilich nicht gefehlt, doch dieselbe sträubt sich gegen die Fesseln des Gesetzes und weiß dem Erlasse solcher fast stets mit Erfolg entgegen zu wirken.“ Mit den Schangesetzen, die trotzdem wirklich erlassen werden, füge ich hinzu, macht es der Amerikaner wie der Chinese mit der Chinesenbill, — er lacht darüber. Und auch das vergißt Cronau zu sagen: so wie der Amerikaner Wald und Wild behandelt, so behandelt er auch den Acker, den er bestellt, — er säet und erntet, so lange die jungfräuliche Kraft des Bodens Frucht tragen will. Ist der Acker ausgesogen, dann geht er ein paar hundert Meilen weiter. Nach diesem System findet man im Staat New York ganze Strecken Landes, auf denen früher der Ackerbau blühte, jetzt verödet, — in Gesellschaft Rudolf Cronaus habe ich mich persönlich davon überzeugt. Aber von dem, was vor seinen Augen liegt, sieht Cronau überhaupt wenig; um so mehr liest er aus Berichten amerikanischer Pioniere und Spekulanten. Wenn man das nun für Quellenmaterial hält, geeignet genug, daraus ein für deutsche Leser lesenswertes Buch herzustellen, dann sollte man doch wenigstens nicht die unbegreifliche Unklugheit begehen, sich über diese Quellen und den Humbug, der in und mit solchen Berichten in Amerika getrieben wird, selbst lustig zu machen. Aber Cronau bringt

das in ganz naiver Weise fertig; wie er denn auch im ersten Kapitel seines Buches ganz ernsthaft eine Schwimmtour des Kapitäns Baytan auf dem Mississippi, an der er als journalistischer Begleiter teilnahm, als ein Ereignis schildert und dem Schwimmkostüm des spekulativen Yankee eine große Reklame macht, während er im zweiten Kapitel, nachdem Bayton einem Reporter des „Herald" den Vorzug vor Cranau gegeben hat, sich zu der boshaften Bemerkung versteigt: „Die Sioux kannten sich nicht genug wundern über „den Mann im Wasser" und kannten vor allem nicht den Zweck seines sonderbaren Reisens verstehen, der, nebenbei gesagt, auch manchem Bleichgesichte dunkel geblieben sein dürfte." Boshaft zu sein, liegt sonst nicht in Cronaus Art; aber er ist auch nicht gerade sehr ernsthaft zu nehmen, trotzdem er sehr ernsthaft von Dingen spricht, die er offenbar gerade nur aber kaum mit den Augen gestreift hat, und trotzdem ihm die Amerikaner vielleicht einmal als dem unverständigsten ihrer Bewunderer ein Denkmal setzen werden.

Ernst von Hesse-Wartegg schildert eine Winterreise durch Südspanien in einem ziemlich starken Bande, der unter dem Titel „Andalusien" bei Karl Reißner, Leipzig, erschienen ist. Ziemlich stark, aber nicht sehr gehaltvoll. Mehr als ein paar Hotelwinke und Stationsempfehlungen wird jemand, der ihm auf seinen Spuren folgen will, nicht als lebendige Frucht aus dem Buche einheimsen. Auch das Vergnügen, Minnie Hauck, die ewig als Carmen gastierende Sängerin und Gattin des Herrn von Hesse-Wartegg, bei dieser Gelegenheit als Feuilletanistin kennen zu lernen, ist nicht übermäßig groß. Es müßte denn jemand ein besonderes Interesse daran nehmen, von ihr bestätigt zu hören, daß sie die Rolle der Carmen ganz instinktiv ungeheuer richtig aufgefaßt hat. Ein Besuch in der Cigarettenfabrik in Sevilla und ein nicht sehr glaubhaftes Abenteuer mit einer Cigarettenwicklerin daselbst überzeugte sie davon; nur ihre Kostüme als Carmen sind schöner als diejenigen der Sevillaner Fabrikmädchen, — schöner und auch spanischer, so spanisch, wie man sonst in Spanien gar kein spanisches Kostüm mehr sieht. Minnie Hauck erwähnt nicht, ob sie unter die Realistinnen gehen und in Zukunft auf ihre prächtigeren spanischen Kostüme verzichten will.

Julius Rodenberg beschreibt „Eine Frühlingsfahrt nach Malta" (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin) mit außerordentlicher Liebe, Gründlichkeit und vielen klassischen Reminiscenzen. Nur die Ordenszeit Maltas ist sehr stiefmütterlich behandelt, weil sie den Verfasser offenbar wenig interessiert hat. Den meisten Lesern dürfte es gehen wie mir, daß ihnen nämlich Malta gerade um dieser Zeit willen interessant erscheint, und daß sie das Buch ein wenig enttäuscht aus der Hand legen, weil sie nichts von dem darin finden, was sie in erster Linie darin suchten.

→ Zu unsern Bildern. ←

(Abdruck verboten.)

Unlängst hat eine Fachzeitschrift für Kunstgewerbe einen Wettbewerb ausgeschrieben für ein künstlerisch auszuführendes Titelblatt mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es keinem alten Stile angehöre, daß keines der alten Embleme, wie den Künstlerschild, Zirkel und Dreieck, Meißel und Hammer u. s. w. u. s. w. enthalte. Der Welt wird der alte „stilvolle" Kram langweilig, die mehr oder minder bekleideten Jungfrauen, welche zwar nichts sind, aber um so viel mehr „bedeuten": Gattheiten, an die kein Mensch glaubt, sie wollen die Welt nicht mehr entzücken. Das schönste Rankenarnament, der verschlungenste Schnörkel und das steifste à la Grecque: Es war Alles schon zu oft da! Die Titel-Zeichner fangen an verdrießlich zu werden, weil kein Entwurf mehr ziehen will: Was hat das letzte Jahrzehnt auch an Plakaten und Speisekarten, an Briefköpfen und Geschäftskarten, an Titelblättern und Bucheinbänden hervorgebracht! Und jedes Blatt sollte das andere überbieten, neuer, auffallender, marktschreierischer sein als die übrigen! Die Kunst mußte im Dienst der Reklame bald den Atem verlieren.

Unsere Leser folgen seit Jahren der behäbigen Ruhe, mit welcher uns Fritz Reiß allmonatlich ein neues Titelblatt liefert. Schon weit vor dem Ausschreiben jenes Wettbewerbes hat er den Akanthusranken und dem Rollwerk Valet gesagt. Er braucht die alten Requisiten nicht, er macht sich sein Ornament selber.

Es lohnt sich, ihm einmal beim Zeichnen über den Rücken zu schauen. „Mai!" heißt das Thema. Man könnte ja nun eine Göttin des Maies sich konstruieren, aber einen blumenstreuenden Jüngling, der den Mai bedeutet. Das ist aber nicht Reiß' Art! Blumen, Obstblüten, der Staar vor dem grünen Kasten, summende Bienen, flatternde Schmetterlinge, frische Blätter und eine Waldmeister-Bowle, in der nach dazu ein Herz als beste Würze schwimmt, — das ist ihm der Mai. Und er stellt die Dinge sehr einfach zusammen. Ein paar gleiche Blätter, ein paar Schmetterlinge, ein Stück hinter dem anderen auf farbigem Grund aufgereiht, — das ist ein Ornament. Und wo die Komposition den Blick zu zerstreuen droht, da wird eine „willkürliche" geometrische Form eingezeichnet, heute in tiefem braun, morgen in anderer Farbe. Das ist alles sehr einfach, das sieht aus, als wenn jeder andere es ebenso gut könne, jeder der überhaupt ein paar Blätter darzustellen vermag. Aber dazu gehört doch eine ganz besondere Eigenschaft, welche zumeist jene am wenigsten besitzen, die am häufigsten von ihr reden, nämlich: Geschmack!

Frauen, welche die geschickten Hände zu regen lieben, können an diesen Zeichnungen Reiß'

lernen: Für Plattſtich, für Applikation, für Holzbrand, für Malerei finden ſich zahlreiche Vorwürfe in ihnen. Es gilt nur ſie herauszuleſen, und ſie zu verwerten. Freilich werden die Blätter nicht leicht ohne weiteres für einen anderen Zweck paſſen als für den, für welchen ſie beſtimmt wurden, zum Titelblatt; es wird ſich zeigen, daß das ändern gleichbedeutend iſt mit einem Neuſchaffen, daß aus ihnen nur der Vorteil zieht, der auch ſeinerſeits etwas von der ſeltenen Gabe hat, mit welcher man aus wenigem viel machen kann: vom Geſchmack! Doch kehren wir zu unſern Bildern zurück!

Walter Firle iſt ein Schleſier, ein Landsmann Grützners, nur 13 Jahre jünger als dieſer. Aber beide gehören künſtleriſch einer anderen Zeit an. Grützner kam in Pilotys Schule und ſuchte in tiefem, warmem Braun die ihm zuſagende Grundfarbe, in heiteren Kloſterbildern die Vorwürfe für ſein Schaffen. Als Firle in die Kunſt eintrat, ging eben Uhdes Stern auf. Und er wendete ſich mit dieſem der Hellmalerei zu und dem Ernſt des Lebens: Nicht als ein Führer, ſondern als ein Vermittler, als einer, der zwar die Grundſätze hoch halten, aber doch dem Publikum nicht vor den Kopf ſtoßen will.

Friedrich der Große in ſeinen letzten Tagen.
Nach dem Gipsmodell von Harro Magnuſſen.

Wäre ſein Bild „In der Geneſung", welches die Münchener Internationale Ausſtellung von 1892 ſchmückte, vor 10 Jahren gemalt worden, ſo dürfte es ſeinem Schöpfer vor der Kritik wohl übel ergangen ſein. Damals liebte man ja „Trauriges" nicht, wie den leidenden, teilnahmsloſen Blick der Geneſenden. Damals hätte man dieſen Gegenſtand vor allem nicht, wie es durch Firle geſchah, in Lebensgröße malen dürfen, damals hätte man den weißlichen „kalkigen" Ton ſeines Bildes mit Schrecken abgewieſen. Heute hat man gelernt, die Schönheit auch dieſer Malweiſe, ihre Naturwahrheit, zu begreifen und hat darüber hinaus gelernt, daß die von weißen Sannennebeln durchtränkte Luft in der Natur ſchön ſei, die man ſonſt nicht beachtete. Das Bild hat wohl die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde aller Richtungen auf ſich gelenkt, aber es war keines jener, vor welchen ſich die Geiſter erregten, der Meinungskampf auseinander prallte.

Benjamin Vautier und Wilhelm von Lindenſchmit ſind beide unſeren Leſern längſt bekannte Meiſter. Der älteren Zeit, welcher ſie angehören, umhüllte ſich die Welt mit einem Hauch von Wahlwollen, der ſie überall Schönes erblicken ließ. „Des Lebens Luſt und Leid" nennt Lindenſchmit ſein Bild. Aber wer die kerngeſunde Bäuerin unter ihrer Holzlaſt und ihr Blumen heimtragendes Kind betrachtet, der mag in Zweifel ſein, ob des Lebens Luſt nicht auch bei ihr in reichem Maße daheim iſt. Bei den „Im Bade" dargeſtellten Kindern eines ärmlichen Heims iſt ſie ſicher, ſo ſehr der kleine Krauskopf in ſeinem Bottich auch ſchreien mag. Es war ja damals geradezu zum Syſtem erhoben, daß das Traurige, Häßliche der Welt durch Kunſt veredelt werden müſſe, daß jedem Drama, auch dem gemalten, eine ausgleichende Gerechtigkeit alsbald mit auf den Weg zu geben ſei, daß das Gute, unmittelbar nachdem es in die Erſcheinung trat, augenfällig belohnt und das Böſe geſtraft werden müſſe. Selbſt bei Karl Raupps Bilde „Eine bange Stunde" hat man den Eindruck, daß es eben nur eine Stunde der Prüfung ſei, welcher der Troſt alsbald folge, die fröhliche Wiederkehr des in Gefahr Befindlichen! Die Leidenſchaft ſoll hier die Menſchen nicht in der Tiefe packen, es bleibt ihnen noch die Luſt, ſich ſelbſt in gutem Lichte darzuſtellen. Die Schönheit beſiegt die Wahrheit und macht Tauſenden einen Vorgang erfreulich, den ſie ſonſt mit Abſcheu von ſich weiſen würden. „Was hat es für einen Zweck," ſagte einmal Anaſtaſius Grün, der berühmte Dichter, „Scenen darzuſtellen, die man im Leben nicht zu ſehen wünſcht?"

Wer würde sich wünschen, eine solche „bange Stunde“ mit zu erleben? Der Künstler allein macht uns dies begehrenswert.

Ists daher ein Wunder, daß so viele nach angenehmen Motiven suchen, in welchen kein Konflikt mit dem Geschmack der Menge schlummert.

L. Marchetti, ein in Paris als Illustrator außerordentlich beliebter, italienischer Künstler, zeichnet uns eine solche Welt. Frühling, laue Lüfte, Blütenfülle, schöne Frauen, schlanke Jünglinge und die ganze Sonnenpracht Venedigs. Dazu Lautenspiel und wonniglicher Reigen und Schmachten — welcher Griesgram will dem widerstehen? Oder A. Liezen-Mayers flott und geistreich gezeichnete Skizzen singender Kinder — sie werden keines Ruhe stören! Oder Moritz Raebbecke in München, der uns einen Blick vom Waldesrand aufs Städtchen mitschauen läßt. „Im Maien“, Blumen am alten Baumstumpf, Vögel im sprossenden Geäst, Sonne auf hellgrünem Blattwerk! Oder auch Robert Blum, ein Deutsch-Amerikaner, der die Spritztour nach Tokio nicht scheute, um uns den Frühling im Land des Zapfes zu zeigen, seine Kinder auf dem Markte, Blumen in buntester Fülle. Und doch sind es diese Werke nicht, welche die Künstler am höchsten stellen. Vielleicht schüttelt mancher dagegen den Kopf über die „Schmiererei“, die Radierung des meist in Paris lebenden Schweden Anders Zorn, welche wir in getreuer Nachbildung vorführten, eine junge Dame im Mantel, mit breitem, von einem Schleier umwundenem Hut. Es ist da ein Zug der Entschiedenheit, die Größe des Erfassens, welche wenigstens unter modernen Künstlern diesem Blatt den Vorzug vor den vorhergenannten unbedingt sichert. Man vergleiche z. B. auch das so ähnliche Blatt: „Er liebt mich, er liebt mich nicht“, das von A. E. Sterner auch in flotter Skizzenmanier geschaffen wurde, mit jenem Zorns. Wenn man sich des Unterschiedes zwischen einer vorwiegend auf Gefallen und einer auf künstlerisches Empfinden begründeten Anschauung klar werden will, so muß man zwischen diesen wählen. Und wer mit Aufrichtigkeit zu Zorn hinüberneigt, der hat einen Zug jenes „spezifisch Künstlerischen“ in sich, welches unseren Malern jetzt als ins Reich einer neuen Kunst leitender Engel vorschwebt.

Johannes Trajan und Heinrich Seidel, die beiden eng befreundeten Dichter des deutschen Humors und Gemüts, stehen sich in unseren Bildern gegenüber. Beider Erscheinung vermittelte uns die Künstlerhand eines Berliner Bildhauers, Harra Magnussen. Der Künstler soll den Menschen sehen und darstellen, nicht wie er in einem bestimmten Augenblicke aussah — das besorgt die Photographie — sondern wie er seinem ganzen Wesen nach erscheint, nach dem Gesamtbilde seines Daseins. So ist ein gutes Bildnis mehr als eine gute Photographie. Es berichtet, wie es ein Freund über den Mann thut, während jenes nur nach einem flüchtigen Blick urteilt. Und man wird Magnußen nicht die Anerkennung versagen wollen, daß er mit ernstem Streben in den Köpfen der beiden Männer zu lesen suchte.

Wagte er sich doch an Friedrich den Großen, und zwar an den dem Tode nahen Fürsten, wo er bei der vom Hemde kaum verdeckten körperlichen Hinfälligkeit nur im gewaltigen Knochenbau der Stirn, in der kraftvollen Geschlaffenheit des leidenden Mundes den Ausdruck suchen mußte. Er trachtete den Beweis zu führen, daß man ein Held sein könne, ohne die Armmuskeln spielen zu lassen, und ein großer Mensch in verfallender Hülle. Und auch hier ist ihm die selbstgestellte, schwere Aufgabe zu lösen trefflich gelungen. Ebby.

Bauernhaus im Gutachthal.
Gezeichnet von W. Hasemann.

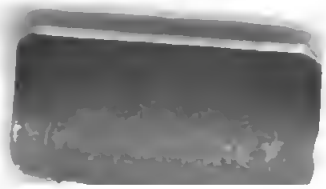
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzer Str. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450



YD 26450